ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

FR. VON BEZOLD · G. DEHIO · H. FINKE · K. HAMPE
O. LAUFFER · C. NEUMANN · A. SCHULTE · E. SCHWARTZ
E. TROELTSCH · W. WINDELBAND

HERAUSGEGEBEN VON

WALTER GOETZ UND GEORG STEINHAUSEN

10

ZEHNTER BAND



VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN 1912

Mit Genehmigung der
B. G. Teubner Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart
veranstalteter Nachdruck
KRAUS REPRINT LTD.
Vaduz
1965

Printed in U. S. A.

INHALT

MISZELLEN

LITERATURBERICHTE

AUS DER VORGESCHICHTE EINER FACHWISSENSCHAFT.[1]

VON WILHELM CAPELLE.

Wortgeschichte, Begriffsgeschichte, Geschichte der Wissenschaft sind drei Gebiete, die unmerklich ineinander übergehend, untrennbar miteinander zusammenhängend, die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens von seinen uns verborgenen Anfängen bis hinauf zu seinen weithin sichtbaren Gipfeln umfassen. Rein und — wenigstens soweit sich die Geschichte des Denkens in der Sprache widerspiegelt — von fremden Einflüssen nahezu unberührt, läßt sich diese dreifach gegliederte Entwicklung von der Kultur der „Urzeit" bis zur Schöpfung der höchsten Gebilde des Geistes, der großen philosophischen Systeme, nur bei den Griechen verfolgen, den unsterblichen Begründern nicht nur der Wissenschaft überhaupt (ἱστορίη, φιλοσοφία), sondern auch ihrer einzelnen Forschungsgebiete. Und die Tatsache, daß die philosophische wie die fachwissenschaftliche Terminologie der modernen Nationen großenteils auf der griechischen beruht, erweckt selbst in dem lateinlosen Laien eine dunkle Ahnung von der Grundlegung aller höheren Kultur durch das Volk, das Hippokrates und Demokrit, Platon und Aristoteles, Eratosthenes und Archimedes hervorgebracht hat, durch das Volk, dessen Söhne Herodot und Thukydides die abendländische Geschichtsschreibung im Geiste der Wahrheit begründet, dessen Dichter im homerischen Epos und in

---

[1]) Zu dieser Arbeit benutze ich mehrere von mir im letzten Jahre geführte Untersuchungen („Μετέωρος — μετεωρολογία", „Πεδάρσιος — μετάρσιος", die im Philologus, „Das Proömium der Meteorologie" „Zur Geschichte der meteorologischen Literatur", die im Hermes in diesem oder dem nächsten Jahre erscheinen werden), besonders die erste der eben genannten. Daher waren Wiederholungen öfter nicht zu vermeiden, doch ist hier der Ballast der zahllosen antiken Quellenzitate, die in den genannten Arbeiten unvermeidlich waren, großenteils fortgelassen, ebenso vieles nur für den Spezialisten Wissenswerte; andrerseits ist manche Gedankenreihe — auch in Rücksicht auf nichtphilologische Leser — neu hinzugefügt worden.

der attischen Tragödie eine Welt unvergänglicher Schönheit geschaffen, die vielleicht nur in der griechischen Plastik ihr ebenbürtiges Gegenbild findet.

Besonders aber ist die Erforschung dessen, was ich die Vorgeschichte der Fachwissenschaften nennen möchte, ebenso unlöslich mit der Geschichte der griechischen Sprache verbunden wie die Ergründung des religiösen Lebens, etwa im 7. oder im 6. Jahrhundert, in der Orphik wie in der alten Mystik überhaupt, oder die der griechischen Philosophie, zumal der archaischen, bei Anaximandros wie bei den Pythagoreern, bei Herakleitos wie bei Parmenides, aber auch, wie z. B. die soeben veröffentlichten Arbeiten von Diels' Schüler W. Kranz aufs neue gezeigt haben[1]), bei Empedokles, Anaxagoras und den Atomisten. — Für den, der Diels' „Elementum" kennt, braucht dies freilich ebensowenig gesagt zu werden wie für diejenigen, die an der Erforschung der griechischen Wissenschaft tätigen Anteil nehmen.

Sätze so allgemeinen Inhalts wie die eben ausgesprochenen kommen uns in ihrer Bedeutung und Tragweite erst dann voll zum Bewußtsein, wenn sie an einem bestimmten Fall gewissermaßen genetisch entwickelt werden. Solchem Versuch seien die folgenden Zeilen gewidmet.

* * *

Die Wurzel ἀερ — (ἀϜερ), von der ἀείρω (aus ἀερ — ȷω) gebildet ist, ist auch in dem mittleren Bestandteil des Wortes μετ- — ήορ — οc enthalten, in dem das α zu η gedehnt, das ε zu ο abgelautet ist. Sie bedeutet das Emporheben, und so ergeben sich für μετήοροc[2]), das im jüngeren Jonischen wie im Attischen durch die gewöhnliche Umsetzung der Quantität zu μετέωροc wird, von vornherein zwei Grundbedeutungen, da das Emporgehobene entweder in der Höhe oder in der Schwebe (oder auch beides zugleich) ist. So findet sich die Bedeutung „in der Höhe schwebend" schon

[1]) Hermes 47 (1912), S. 18 ff. u. 125 ff.

[2]) Das μετα — bezeichnet hier (wie in vielen anderen Zusammensetzungen) nur die Veränderung aus der ursprünglichen Lage im Raum, ebenso in dem jüngeren μετ-άρcιοc (äol. dor πεδ-άρcιοc), dessen Bedeutungsentwickelung und Gebrauch dem von μετήοροc ganz analog ist. (Philol. 71.) Aber die Bedeutung des μετα — gerät bei diesen Worten schon früh in Vergessenheit.

in der Ilias einmal, in jener Rede des Zeus, in der er sich vermißt, alle Götter und Göttinnen samt Erde und Meer an einem Seile zu halten, dies alsdann um einen Vorsprung des vielzackigen Olympos zu schlingen und so alle und alles in der Schwebe zu lassen. In der andern Grundbedeutung begegnet uns das Wort in der Schilderung der Kampfspiele zu Ehren des toten Patroklos, wo sich bei dem Rennen die Wagen bald der vielernährenden Erde nähern, bald in die Höhe springen.[1]) In der uns erhaltenen Prosa kommt μετέωρος zuerst bei Herodot vor, der es z. B. II 148 in der Beschreibung des ägyptischen Labyrinths gebraucht, bei dem er τὰ μετέωρα τῶν οἰκημάτων von den ὑπόγαια, d. h. von den unterirdischen Gemächern die über der Erde unterscheidet. Aber auch in dem Sinne „in der Höhe schwebend" verwendet er μετέωρος, wenn er von der Königin Nitokris I 187 erzählt, daß sie sich ein Grabgewölbe über einem der Stadttore Babylons herrichten ließ μετέωρον ἐπιπολῆς αὐτέων τῶν πυλέων, oder wenn er uns (III 124) den Traum der Tochter des (später gekreuzigten) Tyrannen Polykrates schildert, die ihren Vater schaut ἐν τῷ ἠέρι μετέωρον ἐόντα, den Zeus badet und Helios salbt. In völlig andersartigen Zusammenhängen finden wir das Wort bei Thukydides, der es häufig verwendet; einmal von Örtlichkeiten = hoch gelegen (so auch τὸ μετέωρον die Anhöhe) und andrerseits von Schiffen, die sich auf offener See befinden. Wie sich aber der Bedeutungsbereich des Wortes immermehr erweitert, kann schon Xenophon zeigen, der es im Kynegetikos 10, 13 in dem Sinne „aufgerichtet", d. h. von einem Jäger mit aufgerichtetem Oberkörper gebraucht, im Gegensatz zu dem, der sich flach auf das Antlitz wirft, um den Hauern des wütenden Ebers zu entgehen, der ihm die „Saufeder" aus der Hand gestoßen hat. Auch das Roß, das Hals und Kopf hoch trägt, heißt bei ihm μετέωρος.[2]) Ebenso — auf Grund der anderen Urbedeutung — die Augen des Jagdhundes, die unstet hin- und herirren.[3]) In andere Sphären versetzen uns die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles, der in der Tiergeschichte[4]) vom Wels (γλάνις) berichtet, der be-

[1]) Ψ 368 f. ἄλλοτε δ'ἀΐξασκε μετήορα. Auf die übertragene Bedeutung des Worts (schon hymn. in Mercur. 488) gehe ich hier nicht ein, da sie für vorliegende Arbeit nicht in Betracht kommt.

[2]) De re equestri 11,1. [3]) Kyn. 4,1. [4]) Θ 20 602 b 22.

sonders in den Hundstagen vom Sonnenstich betroffen wird διὰ τὸ μετέωρος νεῖν: weil er (dann) an der Oberfläche schwimmt. Die andere Urbedeutung mag eine Stelle aus seinem Werk „Vom Himmel" veranschaulichen[1]), wo er bei Widerlegung der Ansicht des Thales sagt οὐδὲ γὰρ τὸ ὕδωρ πέφυκε μένειν μετέωρον, ἀλλ' ἐπί τινός ἐστιν: denn auch das Wasser, d. h. die Wassermasse, auf der nach Thales die Erdscheibe schwimmt, hat seiner Natur nach nicht die Fähigkeit, in der Schwebe zu bleiben, sondern ruht auf irgend einem Fundament. An anderen Stellen tritt die Bedeutung hervor, die uns schon bei älteren Autoren begegnet und in der Geschichte des Wortes besonders wichtig geworden ist: in der Höhe schwebend. So sagt er in der Tiergeschichte[2]) von einer Raubvogelart: andere stoßen auf ihre Beute (z. B. die Taube), wenn sie auf einem Baum oder einem andern Gegenstand sitzt; ἐπὶ γῆς δ' οὔσης ἢ μετεώρου οὐχ ἅπτονται: wenn sie sich aber auf dem Erdboden oder in der Luft, d. h. im Fluge, befindet, rühren sie sie nicht an.

Wir haben bis zu einem gewissen Punkt die Geschichte des Wortes in seinen mannigfachen Verwendungen verfolgt. Auf den verschiedensten Lebensgebieten sind wir ihm begegnet, auf den Wogen des ägäischen wie des jonischen Meeres, die mit den Winden im Bunde attische Trieren wiegten, in der Rennbahn bei stolzen Rossen und sausenden Wagen, auf den Höhen Euböas, zu denen die entsetzten Bewohner von Orobiai im Jahre 426 vor dem Seebeben flüchteten, im Reich der Lüfte, in dem der Falke nach Beute spähend schwebt. Aber wie sich das griechische Denken erst allmählich alle Gebiete im Makro- wie Mikrokosmos erobert — das zeigt auch die Geschichte dieses Wortes erst dann, wenn man seinen spezifisch fachwissenschaftlichen Gebrauch[3]) untersucht, für den der volkstümliche die Voraussetzung bildet.

Was der Sternenhimmel, was das Reich der Wolken und Winde für die alten Naturphilosophen bedeutet, als Urmotiv ihres Denkens wie in der Ausgestaltung ihrer Weltanschauung, davon gibt fast jedes Blatt von Diels' Vorsokratikern Kunde. Auf die psychologischen Gründe dieses tiefen „kosmischen" Interesses einzugehen,

[1]) II 13. 294 a 34 f.
[2]) X 36. 620 a 27.
[3]) Betr. der Medizin und der Botanik Philol. 71.

ist hier nicht der Ort, so sehr auch Joels geistvolles Buch[1]) dazu reizen könnte, die oft ebenso überraschenden wie anfechtbaren Ergebnisse seines Autors näher zu prüfen. — Sicher ist, daß der enge Zusammenhang zwischen Astronomie und Philosophie den griechischen Denkern von Anaximandros bis auf Poseidonios, ja bis zu den Neuplatonikern, stets klar bewußt gewesen ist. Die alten Pythagoreer und Plato, Anaxagoras und Aristoteles sind dafür beredte Zeugen. Aber auch die atmosphärischen Vorgänge haben für die Weltanschauung gerade der Vorsokratiker keine geringe Bedeutung. Auch hier geht der für uns noch erkennbare Weg von den alten Ioniern bis zu Poseidonios und Philo. Es wäre seltsam, wenn bei solchem Interesse für die Dinge zwischen Himmel und Erde das Wort μετέωρος nicht schon bei den Vorsokratikern in diesem Zusammenhang gebraucht sein sollte. So begegnet es uns zunächst in den doxographischen Berichten über die Lehren des Leukipp von der Weltbildung, zumal der Gestirne. Auf diese geht es auch in dem Bericht über Philolaos. Andrerseits wird das Wort von der freischwebenden Erde (als Weltkörper) schon in Aristophanes' „Wolken" gebraucht — an einer Stelle, wo Diels Parodie des Diogenes von Apollonia erkannt hat[2]) —, so daß wir es auch als Prädikat der Gestirne seitens der Vorsokratiker selbst annehmen dürfen, obgleich hierfür sonst nur jene doxographischen Notizen erhalten sind. — Aber auch in der Darstellung rein atmosphärischer Vorgänge findet sich das Wort schon in der Literatur des 5. Jahrhunderts, die uns zeigt, wie weit die meteorologische Beobachtung und die darauf gegründete Spekulation damals bereits fortgeschritten sind. So heißt es in der hippokratischen Schrift Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων[3]), die Wilamowitz gewiß mit Recht dem perikleischen Zeitalter zuschreibt, in dem Kapitel, in dem die Entstehung des Platzregens so anschaulich geschildert wird, von den feinsten Teilchen des Wasserdampfes in der Atmosphäre: „solange es (das Wasser) in zerstreutem Zustande ist und sich noch nicht verdichtet hat, wird es in den Lüften dahingetragen[4].") Und

[1]) K. Joel, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Jena 1906.

[2]) V. 264 = Fr. d. Vorsokr. I, p. 341, 13 f. m. Anm.

[3]) Hippocratis opera ed. J. Ilberg et H Kühlewein I, p. 45,8 (c. 8).

[4]) ἕως μὲν οὖν διεσκεδασμένον ᾖ καὶ μήπω συνεστήκῃ, φέρεται μετέωρον.

in den „Wolken“ bittet Sokrates an jener Stelle, wo Diogenes von Apollonia parodiert wird, außer dem Ἀήρ und dem Αἰθήρ die ehrwürdigen Göttinnen, die Donner und Blitz in sich bergenden Wolken: erhebt euch, erscheint, ihr Herrinnen τῷ φροντιστῇ μετέωροι. In den „Vögeln“ antwortet Euelpides auf die Frage, wonach die gleich darauf Νεφελοκοκκυγία benannte Stadt ihren Namen haben solle: ἐντευθενὶ ἐκ τῶν νεφελῶν καὶ τῶν μετεώρων χωρίων. Hiernach überrascht es kaum noch, wenn alle die Dinge in der Höhe, die das Nachdenken der φυσικοί damals so lebhaft beschäftigen, in einen Begriff gefaßt und τὰ μετέωρα genannt werden. Doch ist es bemerkenswert, daß dieser Terminus sich in der uns erhaltenen Literatur nicht vor der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts zu finden scheint, also erst in jener Periode des griechischen Geisteslebens, die auch für die Sprache der Fachwissenschaft in erstaunlicher Weise schöpferisch gewesen ist. Dieser Begriff der „Meteora“ umfaßt aber damals die Sternenwelt ebenso wie das Reich der Wolken, manchmal auch nur eins von beiden. Denn es gibt Stellen, wo er sich nur auf die Welt der Gestirne, und andere, wo er sich zunächst auf atmosphärische Dinge bezieht. Denn in Wahrheit hat man im 5. und zum Teil noch im 4. Jahrhundert, in Laienkreisen oft auch noch in späterer Zeit, die Astronomie von dem, was wir „Meteorologie“ nennen, noch gar nicht grundsätzlich geschieden, da in älterer Zeit, ja noch über das perikleische Zeitalter hinaus, nicht nur im Volksbewußtsein, sondern auch bei den meisten φυσικοί über die Substanz, Größe und vor allem über die Entfernung der Gestirne von der Erde — im Gegensatz zu der der Wolken — noch beinahe kindliche Vorstellungen gehegt wurden. Auch darf man mit Grund vermuten, daß gerade die Frage nach den Entfernungen der Himmelskörper nur wenige der vorsokratischen Denker ernsthaft beschäftigt hat, zumal nur einzelne von ihnen zugleich genügende mathematische Bildung besessen haben. Eine Wendung tritt hier erst in der alten Akademie ein, doch ist die exakte Forschung über diese Dinge erst nacharistotelisch.

Ungezählte der uns erhaltenen δόξαι der alten Naturforscher über die Ursachen von ἀστραπή, κεραυνός, βροντή, πρηστήρ, τυφῶν, ἶρις u. a. und auf der anderen Seite über Sonne, Mond und Gestirne, zumal über die Kometen, zeigen mehr als zur Genüge, wie

intensiv die Beschäftigung mit den „Meteora“ seit den Tagen des Anaximandros, vor allem bei den Ioniern, gewesen ist. Aber wie sich der Begriff τὰ μετέωρα, nicht vor der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts nachweisen läßt, so finden sich auch von dem Wort μετέωρος abgeleitete Bildungen nicht vor dem perikleischen Zeitalter. Erst damals entwickelt sich auch der Begriff des μετεωρολόγος, weil erst damals einzelne bestimmte Naturphilosophen die μετέωρα, das Reich der Höhe, zum Hauptgegenstand ihrer Spekulation machen und eben von hier aus für ihr ganzes Denken nicht nur den Anstoß, sondern die entscheidende Richtung erhalten, und weil dieses Studium gerade in der aufblühenden neuen Hochburg des geistigen Lebens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, zumal einige der Männer, die sich ihm widmen, auch im öffentlichen Leben Athens eine hervorragende Stelle einnehmen.

Das Wort μετεωρολόγος kommt freilich in der uns erhaltenen Literatur, soweit sie sicher noch dem 5. Jahrhundert angehört, nur ganz selten vor. So findet es sich in der schon erwähnten hippokratischen Schrift „Von Lüften, Gewässern und Örtlichkeiten“, an einer Stelle, die zugleich ein schönes Beispiel für den Himmel und Erde umfassenden Horizont der griechischen Heilkunde des 5. Jahrhunderts ist. Nachdem der Autor betont hat, wie wichtig es für den Arzt ist, die durch den Wechsel der Jahreszeiten in Natur und Menschenleben verursachten Wandlungen zu kennen, aber auch zu wissen, was für Trinkwasser eine Stadt gebraucht, welche Lebensweise ihre Bewohner führen, fährt er fort[1]: Wenn aber das Jahr weiter vorrückt, dann vermag er wohl zu sagen, was für Krankheiten im Sommer und im Winter die Einwohner in ihrer Gesamtheit befallen werden und welchen jeder einzelne infolge der veränderten Lebensweise ausgesetzt ist. Denn wer die Wandlungen der Jahreszeiten (d. h. die durch ihren Wechsel verursachten Witterungsumschläge) kennt und die Auf- und Untergänge der Gestirne, d. h. unter welchen Umständen ein jeder dieser Vorgänge stattfindet, der kann wohl im voraus wissen, wie das Jahr werden wird .... Wenn aber jemand glauben sollte, daß solche Kenntnisse

[1]) 1, p. 34,14 ff. Kühlewein. Vgl. zur Beleuchtung der Stelle aus derselben Schrift c. 10 und 11.

vielmehr zur Kunde der Meteora gehörten (μετεωρολόγα εἶναι), der dürfte, falls er seine Meinung änderte, erkennen, daß die Sternkunde (ἀστρονομίη) nicht den geringsten Teil zur Heilkunde beiträgt, sondern bei weitem am meisten (πάνυ πλεῖστον). — — Auch hier werden also siderische und atmosphärische Vorgänge noch gar nicht grundsätzlich geschieden. Freilich ist hier unter Astronomie nicht die Sternkunde an sich gemeint, sondern die Beziehungen zwischen den Auf- und Untergängen der Sternbilder und der Witterung. Denn die ἐπιτολαί und δύσεις gewisser Gestirne, wie des Sirius, des Arktur oder der Pleiaden, auch des Orion, sind als kritische Zeitpunkte für die kommende Witterung von besonderer Bedeutung.[1]) Von dieser Witterung hängt aber der allgemeine Gesundheitsstand ab, und daher ist die Kenntnis all dieser Dinge für den rechten Arzt unerläßlich. — Diese Stelle ist auch anderweitig bemerkenswert: sie zeigt von der Entwickelung des Begriffs des Meteorologen, wie sie sich in der Folge auf Grund ganz eigentümlicher Umstände vollzieht, noch keine Spur.

Sicher wurde der Ausdruck μετεωρολόγος schon im perikleischen Zeitalter auch als Substantiv gebraucht. Hippodamos von Milet, der berühmte Erbauer des Stadtteiles Peraieus, scheint bereits den Beinamen „der Meteorologe" erhalten zu haben. Wenn wir auch nicht wissen, wie er hierzu kam, so hat er sich doch — das ergibt sich aus einer Bemerkung des Aristoteles — offenbar mit Naturphilosophie beschäftigt. Und schon früh wird das Wort μετεωρολόγος auch in weiterer Bedeutung, der des Physikers oder des Naturphilosophen überhaupt, gebraucht, da es Leute, die sich ausschließlich mit den Meteora beschäftigen, damals noch nicht gibt, sondern wer über die Dinge in der Höhe forscht, die gesamte φύσις in den Bereich seines Denkens zieht. —

Um jedoch zu verstehen, wie sich bereits im ersten Jahrzehnt des peloponnesischen Krieges, wenn nicht schon eher, der Begriff des „Meteorologen" in malam partem entwickelt hat, muß man die Spekulation des Anaxagoras schärfer ins Auge fassen.

---

[1]) Sternauf- und -untergänge als Wetterzeichen (σημεῖα) sind seit Hesiod geläufig.

Bekanntlich haben schon Platon und Aristoteles gerügt, daß Anaxagoras von seinem νοῦς, nachdem er zum Werden der Welt den Anstoß gegeben, weiterhin gar keinen Gebrauch macht. Trotz seines dualistisch-teleologischen Anlaufs ist seine Welterklärung im einzelnen durchaus mechanistisch.[1]) Das gilt auch von seiner Meteorologie — das Wort in damaligem Sinne genommen —, die in seinem Denken eine maßgebende Stellung einnimmt[2].) Freilich, wenn diese in dem perikleischen Athen besonderes Aufsehen erregt hat, so hat das seine eigentümlichen Gründe. Denn die Meteorologie des Klazomeniers, auch seine Astrophysik, ist, mit der seiner Vorgänger verglichen, gar nichts so Unerhörtes, auch keineswegs so originell, wie es zunächst scheint — nur daß er unter dem mächtigen Eindrucke des Meteors von Aigospotamoi (468/7 v. Chr.) seine Ansicht von der Sonne als μύδρος διάπυρος klarer als seine Vorgänger ausbilden und nicht nur rein spekulativ entwickeln, sondern zum erstenmal auf ein wirklich empirisches Moment stützen konnte. Aber seine Physik ist gleichwohl für das damalige Athen, in das er als Erster die Wissenschaft, d. h. die ionische Naturwissenschaft trägt, einfach unerhört — soweit nicht die Modernen, Perikles so gut wie Euripides, dafür gewonnen werden. Vor allem aber hat keiner seiner Vorgänger aus seiner „Meteorologie" solch grundstürzende Folgerungen für seine Weltanschauung — in schärfstem Gegensatz zu der Volksreligion — ge-

[1]) Das zeigt sich schon gleich in seiner Anschauung von der Entstehung der Erde — wo er übrigens in auffallender Weise von Anaximenes abhängt (fr. 16 vgl. mit Anaximenes Fr. d. V. I, p. 18, 13 f., 37 ff.) wie auch in der Annahme unsichtbarer Weltkörper unterhalb der Gestirne (Fr. d. V. p. 301, 41 f. vgl. mit Anaximenes p. 18, 44 f.), — und von der Bildung der Gestirne selbst, die an Anaximandros p. 13,35 ff. D erinnert.

[2]) Wenn Zeller (I[5], S. 992 f.) treffend sagt: „Die Grundbestimmung der Lehre vom Nus ... liegt in dem Begriff der weltbildenden Kraft"; das sei im wesentlichen der Punkt, von wo aus A. zu seiner Lehre gekommen sei, so darf man hinzufügen: zu dieser Grundbestimmung von der nach Zwecken die Welt bildenden Kraft ist Anaxagoras sicher in erster Linie gekommen durch die überwältigende Ordnung und Gesetzmäßigkeit gerade des Sternenhimmels. Vgl. fr. 12, bes. p. 319,2 ff. D. Platon Ges XII 967 b. Auch Zeller I, S. 1001,1. Gomperz, G. D. I, S. 173. Windelband, Gesch. d. alt. Phil. S. 53, 55. Gesch. d. Philos.[3] S. 24, 33 f., bes. 43 f. Dilthey, Einl. in d. Geisteswissenschaften I, S. 201 ff.

zogen wie er.[1]) Erst durch eine schöne Entdeckung Geffckens[2]) sehen wir hier klar: die Verse der „Wolken" 398—402 geben Gedanken des Anaxagoras wieder. Dort sagt Strepsiades:

Nun aber der Blitz, das erkläre mir noch, wo denn kommt deß' schmetternder Strahl her
Und erschlägt und verbrennt uns oder versengt doch Kleider und Haar, wenn er kalt trifft;
Denn den Blitz, das ist ja so klar wie der Tag, schickt Zeus, Meineid'ge zu strafen.

Darauf Sokrates:

Wie! was! o du Narr! altmodischer Kauz! Altweibergeschichtenerzähler!
Wenn er Meineid straft mit dem schmetternden Strahl, wie denn kommt's, daß er nicht den Theoros,
Kleonymos, Simon längst schon traf, die doch erzmeineidiges Volk sind,
Doch den eigenen Tempel dafür oft trifft und die heilige Sunionsspitze
Und die größten der Eichen? was ficht ihn denn an? wo gibt's denn meineidige Eichen?

Wer ermessen will, welch ungeheuerlichen Eindruck solche Gedankenreihen auf das bodenständige Athenertum machten, der mag sich klar machen, wie der von keiner Aufklärung berührte Volksglaube damals dem Naturgeschehen gegenüberstand. Den meisten Bewohnern Attikas erschien damals gewiß noch — wie einst dem Thales — πάντα θεῶν πλήρη. Wie es Poseidon ist, der die Erde erschüttert, daß sie in ihren Grundfesten erbebt, so ist es Zeus, der regnet, blitzt und donnert. Wenn aber Sonne oder Mond sich verfinstern, dann haben unheimliche Dämonen die Hand im Spiel, die es gilt zu beschwichtigen; ihre „Zeichen" läßt man nicht ungestraft unbeachtet. Jeder Leser des Thukydides weiß, welchen Eindruck die totale Mondfinsternis am 27. August 413 auf den δεισιδαίμων Nikias gemacht hat. Und ebenso bekannt ist, wie einst Perikles die athenische Menge beruhigen mußte,

---

[1]) Natürlich liegen diese Konsequenzen implicite in der ionischen Wissenschaft überhaupt, aber sie sind nirgends ausdrücklich und so rücksichtslos gezogen worden wie von Anaxagoras. Wenn es Leukipp und Demokrit (Fr. d. V. I, p. 365 nr. 75) getan haben sollten, so ist das doch in Athen überhaupt nicht bekannt geworden, jedenfalls gänzlich unbeachtet geblieben.

[2]) Hermes 42, S. 127 ff. — Die Verse oben in Droysens Übersetzung.

als vor Abfahrt der Flotte im J. 431 die Sonne sich verfinsterte. Die Kreise, die zu Beginn des peloponnesischen Krieges von der Aufklärung noch wenig oder gar nicht berührt waren, sind zweifellos auch in der Stadt selbst noch sehr zahlreich gewesen.

So mußte der athenische Volksglaube, der Glaube an den rächenden Blitzstrahl des Zeus, der den Schuldigen zermalmt, den Unschuldigen aber verschont, durch jene Antitheodicee des Anaxagoras — wohl die älteste, die wir aus der griechischen Kultur kennen —, die wirklich das Fazit seiner gesamten Naturforschung ist, aufs schwerste verletzt, ja erschüttert werden. In dem Kosmos des Klazomeniers, den der νοῦς nur ins Werden gerufen, um gleich danach für immer brach zu liegen — denn er gibt nur den Anstoß zu der Wirbelbewegung der wirr durcheinander gemischten Stoffmassen, aus der dann das Werden der Welt im einzelnen auf rein mechanischem Wege abgeleitet wird —, in diesem Kosmos ist für die Götter kein Platz, die noch vielen der Besten leibhaftige Mächte sind. Alles Naturgeschehen beruht nach der Anschauung des ionischen Fremdlings nur auf der Verkettung rein mechanischer Ursachen und Wirkungen, d. h. unpersönlicher, vernunft-, ja seelenloser Mächte. — —

Anaxagoras ist — wie die gesamte ionische Wissenschaft — durchaus vom Geiste der rein verstandesmäßigen Aufklärung erfüllt. Das irrationale Moment fehlt bei ihm völlig. Keine Spur von Mystizismus in seinem Wesen, nichts, was eine lebhafte Phantasie verriete, und wenn das Wort οἷος ὁ τρόπος, τοιοῦτος ὁ λόγος der Wahrheit entspricht, so spiegelt schon der Stil seiner größeren Fragmente die geradezu auffallende Nüchternheit seiner Natur. Nicht nur in seinen Lehren, wie er sie als Summe seines Denkens in seiner Schrift niederlegte, zeigt er diese durchaus rationalistische Geistesrichtung, auch durch die Tat. Die Geschichte von dem einhörnigen Widderschädel, der dem Perikles als τέρας gebracht und von dem Seher Lampon entsprechend gedeutet wurde, zeigt ihn als echten Vertreter exakter Naturwissenschaft, der der altgläubige Athener hilf- und verständnislos gegenüberstand. Aber als das Markanteste in dem Treiben des Mannes erschien ihm — abgesehen von der Nuslehre — doch stets seine Beschäftigung mit den μετέωρα,

über die er so Seltsames behauptete[1]), deren Studium ihn zu so unheimlichen Konsequenzen führte. — Kein Wunder, daß seine Persönlichkeit einem Manne wie Aristophanes gefährlich erscheinen mußte, kein Zweifel, daß sie tiefen Eindruck auf den Dichter der „Wolken“ gemacht hat. Es ist wohl nur durch den bereits 428 fern von Athen erfolgten Tod des Anaxagoras bedingt, daß wir in diesem zuerst 423 aufgeführten Stück mehr Imitationen des Diogenes von Apollonia als des Anaxagoras erkennen können.[2]) Aber dieser und nicht jener hat den tiefsten Eindruck in dem perikleischen Athen gemacht. Während er den einen, wie jene wunderbaren Verse des Euripides bekunden, wie es sein Verhältnis zu dem leitenden Staatsmanne beweist, als Vertreter reiner, hehrer Wissenschaft erschien, war er den andern — und nicht nur Leuten vom Schlage des Diopeithes und Lampon — ein gemeingefährlicher ἀσεβής. Als solchem ist ihm der Prozeß gemacht worden, ohne daß Perikles ihn schützen konnte. Das kann uns, auch wenn wir über die Einzelheiten des Prozesses nur widerspruchsvolle Berichte haben, nicht weiter befremden, seitdem Geffcken den wirklich entscheidenden Anklagepunkt gegen ihn erschlossen hat. Der Prozeß des Protagoras, aber auch der des Sokrates bieten lehrreiche Parallelen.

Anaxagoras und kein anderer ist der μετεωρολόγος κατ᾽ ἐξοχὴν in dem perikleischen Athen gewesen. Diese singuläre Stellung des Klazomeniers in der öffentlichen Meinung Athens ist für die Entwickelung des Begriffes μετεωρολόγος im letzten Drittel des fünften

---

[1]) Schon die Tatsache, daß er — abgesehen von den Atomisten — der einzige namhafte griechische Naturphilosoph ist, der die Gestirne nicht für göttliche Wesen, sondern für nichts als glühende Metallklumpen hält, ist bezeichnend.

[2]) Freilich darf man nicht übersehen, daß das frühste Stück des Aristophanes, die Δαιταλῆς, erst 1 Jahr nach dem Tode des Anaxagoras fällt. Und wenn Anaxagoras bereits um 434 aus Athen verbannt wurde, so kann Aristophanes, der 446 geboren ist, als Erwachsener keinen persönlichen Eindruck von ihm empfangen haben, wenn er auch als Kind den berühmten Philosophen in Athen oft gesehen haben mag. Der starke Eindruck kann also nur auf Lektüre seines Buches περὶ φύσεως (und vielleicht noch auf Familientradition im Elternhause des Aristophanes) beruhen. — Wenn uns die Dichtungen des Kratinos und Eupolis erhalten wären, würden wir gewiß genug Anspielungen auf Anaxagoras (seine Lehre wie seine persönlichen Beziehungen) erkennen.

Jahrhunderts von entscheidender Bedeutung geworden. Gerade an ihm hat sich Aristophanes seine Meinung über diese Art von Wissenschaft gebildet, und gerade die alte Komödie hat den stärksten Einfluß auf die volkstümlichen Vorstellungen über die Männer ausgeübt, die von den Dingen in der Höhe mit einer Sicherheit sprachen, als ob sie ebendorther kämen.

Freilich hat sich auch Diogenes von Apollonia mit den μετέωρα des näheren befaßt, wie das — abgesehen von den Einwirkungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen — schon durch die Art seiner ἀρχή gegeben war. Nicht nur den Gestirnen, auch den atmosphärischen Vorgängen hat er sein Interesse zugewandt. Aber schon die wenigen Nachrichten hierüber zeigen, daß er hier beinahe ganz in den Bahnen des Anaxagoras wandelt; seine Originalität liegt auf anderm Gebiet. Und wenn auch Euripides und Aristophanes sein Buch Περὶ φύσεως ernsthaft studiert haben und der Dichter der Νεφέλαι sich seine Meinung von den „Meteorologen" nächst Anaxagoras nach ihm gebildet haben wird — im öffentlichen Bewußtsein Athens ist er kaum an die Oberfläche gedrungen. Er hatte weder gesellschaftlich die Stellung des Anaxagoras — daß er wie dieser längere Zeit in Athen geweilt hat, darf man mit Grund vermuten — noch seine Naturphilosophie so eigentümliche Züge. Auch davon verlautet in Wahrheit nichts, daß er für das Volksempfinden so gotteslästerliche Konsequenzen aus seiner ἱστορίη gezogen habe wie der Klazomenier.

Das Interesse an den Dingen „zwischen Himmel und Erde" ist damals in all den Kreisen, die nicht in den Bahnen des Alltags wandelten, erstaunlich lebhaft gewesen.. Man fühlte, wie eng diese Fragen mit denen der neu werdenden Weltanschauung zusammenhingen. Es scheint daher nicht weiter verwunderlich, wenn auch die bedeutenderen Sophisten wie Protagoras, Gorgias, Prodikos, Hippias und Antiphon ihr Interesse auf die Meteora gerichtet haben. Doch darf man bezweifeln, daß bei ihnen hierfür der reine Erkenntnistrieb das entscheidende Motiv war wie bei Anaxagoras. Nicht um ihrer selbst willen haben sie den Meteora ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Ihnen war die Meteorologie nur Mittel zum Zweck. Sie benutzten die auf der ionischen Wissenschaft beruhende Erklärung der meteorischen Vorgänge zur Beantwortung

von. Weltanschauungsfragen in negativem, besonders in atheistischem Sinne. Darauf deuten auch die Nachrichten von dem Prozeß des Protagoras[1]) und noch mehr die Gedankenreihen in dem großen Fragment des Kritias über den Ursprung des Gottesglaubens:[2])

Und als der Götter Wohnung gab er an
Den Ort, des Nam' am meisten ängst'gen mußte
Die Menschen Denn von dort — das wußt' er — kam,
Was sie erschreckt und was ihr armes Leben
Befördert: droben in der Höhe — sah er —
Da zuckt der Blitz und grollt der Donner furchtbar,
Dort ist des Himmels sternbesätes Zelt,
Der Zeit, der weisen Meist'rin, herrlich Kunstwerk.
Dort wandelt hell der glüh'nde Sonnenball,
Dorther strömt feuchtes Naß zur Erde nieder
Mit solchen Ängsten wußt' er das Gemüt
Der Menschen zu erschüttern; schlau und passend
Wies er der Gottheit diese Wohnung an....
So, mein' ich, hat zuerst ein kluger Mann
Der Welt den Götterglauben beigebracht.

Das Interesse gerade der Sophisten für die μετέωρα hat das Ansehen der „Meteorologie" in weiteren Kreisen gewiß nicht gehoben. Welche Stellung überhaupt diese werdende Wissenschaft damals in der Volksanschauung — und nicht nur in der Volksanschauung — einnahm, das zeigen uns noch jetzt einige charakteristische Äußerungen der Zeitgenossen. So das Urteil des jeder luftigen Spekulation abholden Empirikers, der die Schrift „Von der alten Heilkunde" verfaßt hat und im Eingang sagt, er glaube nicht, daß die Heilkunst einer neuen Hypothese bedürfe, wie die unsichtbaren und rätselhaften Naturvorgänge. „Wenn jemand versucht, darüber etwas auszusagen, so ist es unvermeidlich, sich der Hypothese zu bedienen, wie z. B. in betreff der Dinge in der Höhe (περὶ τῶν μετεώρων) oder der unter der Erde. Wenn einer von diesen erkennen und sagen würde, wie es sich damit verhält, dann dürfte weder ihm selber, der darüber spricht, noch seinen Zuhörern deutlich sein, ob es wahr ist oder nicht. Denn es gibt nichts, worauf man sich (zum Beweise) beziehen kann, um die Wahrheit zu er-

[1]) Philol. 71.

[2]) Fr. 25, V. 27 ff. Diels, die Verse hier in der Übersetzung von W. Nestle (Die Vorsokratiker in Auswahl übersetzt, Jena 1908.)

kennen." — Wie hier, so auch bei Euripides und Gorgias der gleiche Vorwurf gegen die μετεωρολόγοι sie sprechen von Dingen, die menschlicher Forschung entzogen sind. Man kann daher ihre Behauptungen weder widerlegen noch beweisen. So erscheint dem gewöhnlichen Menschen die Spekulation über die Dinge in der Höhe als etwas gänzlich Zweckloses. Als typischer Vertreter dieser Auffassung erscheint Xenophon, der von Sokrates berichtet: „Überhaupt riet er davon ab, Erforscher der himmlischen Dinge zu werden, d. h. inwiefern die Gottheit jeden einzelnen Vorgang bewirkt. Denn er war überzeugt, daß das doch für die Menschen unerforschlich sei, und daß der, der dem nachspüre, was die Götter dem Sterblichen nicht hatten offenbaren wollen, kein Gott wohlgefälliges Werk tue. Er behauptete, daß der, der über diese Dinge nachgrübele, sogar dem Wahnsinn verfallen könne, gerade wie Anaxagoras den Verstand verloren habe, er, der sich wunder wie weise dünkte mit seiner Erklärung der göttlichen Weltregierung." Ein Standpunkt, der uns eher mittelalterlich als antik anmutet und mutatis mutandis seine klassische Formulierung zuletzt in Schillers „Taucher" gefunden hat.

Es ist nach all diesem verständlich, wenn der Meteorologe — gewiß nicht ohne Mitschuld des Anaxagoras und der Sophisten, wie wir oben sahen, — allmählich in den Ruf des Atheisten gerät[1]), sodaß es gefährlich werden kann, als Erforscher der μετέωρα verschrieen zu werden.[2])

Schon früh wird daher das Wort „Meteorologe" mit Vorliebe in verächtlichem Sinne gebraucht. Es ist bezeichnend, daß es so oft im Verein mit ἀδολέσχης vorkommt. Denn mag dies Wort in einigen dieser Fälle keine üble Bedeutung haben, sondern einfach den scharfsinnigen Grübler bezeichnen, so hat es doch in andern die des müßigen Schwätzers, μετεωρολόγος selbst aber die

[1]) Vgl. auch Platon, Ges. XII 966 e — 967 c, der sagt, daß damals der ἀστρονόμος der Masse in diesem Lichte erschien. Für ἀστρονόμος hätte Platon hier ebenso gut μετεωρολόγος sagen können, da dies Wort ja damals den Astronomen mit einbegreift. Im übrigen ist es evident, daß die Stelle auf Anaxagoras geht; der Vorwurf der ἀθεότης (967 C) wurde also mit besonderem Nachdruck gegen ihn erhoben (vgl. auch Fr. d. V. p. 297, 38; 313 nr. 113) — aber erst seit Geffckens Untersuchung wissen wir recht, warum.

[2]) Vgl. auch Plat. Apol. 18 c — 23 d.

des Phantasten, ja, einmal geradezu die des Schwindlers. — Am bezeichnendsten aber für die volkstümliche Wertung der Meteorologie sind die von dem Stamm μετεωρο- abgeleiteten Schimpfwörter. Es ist auch kein Zufall, daß sie vor allem bei Aristophanes vorkommen. So spricht der Chor der Wolken von Prodikos als μετεωροσοφιστής, Sokrates selbst aber von ἄνδρες μετεωροφένακες, denen die Wolken, d. h. die Deutung meteorischer Erscheinungen, Gelegenheit bieten, das Publikum zu beschwindeln und sich zu bereichern. Auch der Ausdruck μετεωρολέσχης ist mit Vorliebe im perikleischen Zeitalter gebraucht worden, wenn er auch — wohl zufällig — bei Aristophanes nicht vorkommt.

Pfaffen wie Philister stehen der neuen Wissenschaft von den μετέωρα, die so viel Aufsehen in dem Athen des Perikles erregt, verständnislos oder feindlich gegenüber. Aristophanes freilich ist kein δεισιδαίμων wie Nikias noch ein Philister wie Strepsiades. Aber das Beispiel des Anaxagoras vor allem hatte ihm mit erschreckender Klarheit gezeigt, welch ungeheure Gefahr für die innersten Fundamente des attischen Staats diese aus Ionien importierte Weisheit in sich barg. Wenn er aber in den „Wolken" den Sokrates als Meteorologen auf die Bühne brachte, so war das — an der historischen Wahrheit gemessen — sicherlich unberechtigt, denn dem Sokrates ist die Kunde von den μετέωρα, wie jeder Kenner der platonischen und xenophontischen Schriften weiß, zeitlebens herzlich gleichgültig gewesen, soweit sie sich nicht etwa in teleologischem Sinne verwerten ließ; doch das war, zumal im Hinblick auf die atmosphärischen Vorgänge, ein fast aussichtsloses Unterfangen, auf das der Sokrates der Wirklichkeit seine Denkarbeit schwerlich gerichtet hat. Wenn es aber auch nicht völlig aufgeklärt ist, warum Aristophanes den Sokrates in diesem Sinne dargestellt hat, so ist doch das sicher, daß das Bild des „Meteorologen" Sokrates, das in Wahrheit ganz dem Dichter der „Wolken" gehört, auf den späteren Prozeß gegen den Begründer der griechischen Ethik verhängnisvoll eingewirkt hat. —

Bei solchem Interesse nicht nur für die Meteora, sondern auch für die μετεωρολόγοι könnte es auffallen, daß das Wort μετεωρολογία selbst im 5. Jahrhundert noch nicht nachweisbar ist. Denn wenn auch Diogenes von Apollonia außer seiner Schrift „Von der

Natur" unter anderen eine Meteorologie, d. h. eine den μετέωρα gewidmete Schrift, verfaßt zu haben scheint, so ist es doch fraglich, ob sie den Titel Μετεωρολογία gehabt[1]), ja selbst, ob Diogenes diesen Ausdruck überhaupt schon gebraucht hat. Das zeigt eine genauere Prüfung der ältesten Bezeichnungen der Fachwissenschaften, insbesondere der auf -λογία gebildeten. Diese sind alle relativ jung — mit Ausnahme von ἀστρολογία und θεολογία. Ἀστρολογία — die ursprüngliche und bis in die 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts allein übliche Bezeichnung für die Sternkunde — ist freilich sicher schon eine Bildung des 6. Jahrhunderts, falls nicht schon älter. Aber das ist bei ihrem Gegenstand, den nicht nur für die Schiffahrt, sondern auch für die Landwirtschaft so wichtigen ἄστρα — man denke an die Ἔργα καὶ ἡμέραι — nicht weiter verwunderlich. Auch θεολογία ist zweifellos schon im 6. Jahrhundert gebräuchlich gewesen, doch auch das ist im Hinblick auf die orphische Theologie, überhaupt auf die Spekulationen über Entstehung und Wesen der Götter seit Hesiod und seinen verschollenen Vorgängern in keiner Weise befremdlich. Aber alle andern Bildungen auf -λογία, die eine wirkliche oder vermeintliche Wissenschaft bezeichnen, sind vor Ende des 5. Jahrhunderts nicht sicher nachweisbar — nicht einmal φυσιολογία. Denn wenn auch die Natur von Anfang an das eigentliche Forschungsgebiet der älteren griechischen Philosophen gewesen ist und die Titel ihrer Schriften fast stets Περὶ φύσεως lauten, so ist es doch zweifelhaft, ob Bildungen wie φυσιολόγος, φυσιολογία schon dem 5. Jahrhundert zuzutrauen sind.[2]) Auch in diesem Zusammenhange darf man wohl das Wort des Mephisto variieren: Denn wo Begriffe werden, da stellt das Wort oft erst gar spät sich ein. — Übrigens ist es, selbst wenn φυσιολογία und μετεωρολογία schon im 5. Jahrhundert aufgekommen sein sollten, doch noch zweifelhaft, ob diese einen abstrakten Begriff — die Forschung über ein besonderes Gebiet des Wissens — bezeichnenden Worte damals schon als Schriftentitel gewählt worden sind, zumal selbst aus späterer Zeit dafür kein Beispiel vorzu-

[1]) Die Schrift kann z. B. auch Περὶ μετεώρων geheißen haben.

[2]) Vor Aristoteles läßt sich das Wort φυσιολόγος nicht mit Sicherheit nachweisen. Und ob φυσιολογία, das noch bei Platon fehlt, Titel einer Schrift des Archelaos war, ist mehr als zweifelhaft.

liegen scheint. Mit Sicherheit läßt sich daher das Wort μετεωρολογία erst in Platons Phaidros 270a nachweisen, der einzigen Stelle, wo es meines Wissens vor Aristoteles vorkommt.

* * *

Seitdem Anaxagoras wegen Asebie aus Athen hatte weichen müssen, seitdem die „Wolken" zwar durchgefallen, aber nicht ohne tiefe Wirkung geblieben waren, da fehlte nicht viel, daß die „Meteorologie" als die Kunde oder vielmehr als das Gerede von den Dingen in der Höhe nicht nur im Volksbewußtsein, sondern auch in den Kreisen streng empirischer Fachwissenschaft als eine ψευδολογία[1]) allgemeiner Verachtung verfiel, als eine bald zweck-, bald ruchlose Afterwissenschaft, deren Ergebnisse so luftig und wandelbar waren wie die Gegenstände, von denen sie sprach, wie Wolke und Wind. — Und selbst ein so aufgeklärter Denker wie Sokrates, mit dem in der Geschichte der Menschheit eine neue Epoche anhebt, stand ihren Ergebnissen — denn auch seine Größe beruht auf der Einseitigkeit — nahezu gleichgültig gegenüber. Hat doch die tiefere Beschäftigung mit den Naturwissenschaften für die sittliche Vervollkommnung des Menschen keine Bedeutung. — Wie Sokrates steht der auch hier in seinen Bahnen wandelnde Kynismus, der in krasser Einseitigkeit sein Lebensideal in einer rein praktischen Willensethik findet, neben der er alle höhere um ihrer selbst willen erstrebte Erkenntnis als sittlich gänzlich wertlos verachtet. Denn die Tugend hat zur Glückseligkeit in sich selbst die Kraft; sie bedarf dazu nur sokratischer Charakterstärke. Besteht doch die Tugend in Taten; sie bedarf weder vieler Worte noch vieler Kenntnisse.[2]) So die Grundanschauungen des Antisthenes, denen sein origineller Jünger Diogenes oft in beißender Verspottung der Fachgelehrten Ausdruck gegeben hat. Wie der Kynismus steht aber auch fast die ganze Stoa und ebenso — das muß in diesem Zusammenhange betont werden — das alte wie

[1]) Der Ausdruck zuerst bei Isokrates im Panathenaikos § 1 τῶν λόγων ... τοὺς τερατείας καὶ ψευδολογίας μεστούς. § 78 διὰ τοὺς μᾶλλον ἀγαπῶντας ... τὰς ψευδολογίας τῆς ἀληθείας.

[2]) D. L. VI 11.

das mittelalterliche Christentum, ja noch Luther[1]) der reinen Wissenschaft, welches ihr Forschungsgebiet auch sei, verständnislos gegenüber, da sie nichts zur εὐδαιμονία — christlich gesprochen: zur Seligkeit — beiträgt, die nur durch die ἀρετή — christlich-paulinisch-lutherisch: durch den Glauben — erworben werden kann. Nicht nur Antisthenes und Diogenes denken so oder ein halbes Jahrtausend später Epiktet und Marc Aurel, sondern im Grunde auch die beiden orientalischem Kulturkreise entstammenden Begründer der alten Stoa, Zeno und Chrysipp, wie das außer ihrer Definition der Philosophie die verschiedene Wertung ihrer drei Teile Logik, Physik und Ethik, insbesondere die darauf gegründeten Vergleiche mit einem Ei, einem Saatfelde oder — so Poseidonios — mit einem ζῷον veranschaulichen.[2]) — Eine Ausnahme macht hier eigentlich nur der Karthager Herillos, der die ἐπιστήμη für das τέλος erklärt. Schade, daß wir so wenig von ihm wissen!

Wesentlich anders als die kynisch gefärbte alte Stoa steht vor allem der scharfe und vorurteilslose Denker der mittleren, Panaitios. Und sein Nachfolger Poseidonios steht — bis zu einem gewissen Punkte wenigstens — auf dem Boden des Platon und Aristoteles. — —

Wesen und Wert der reinen, auf keine praktischen Zwecke gerichteten Forschung hat zuerst Euripides, auch hierin der Moderne, unter dem tiefen Eindruck der Persönlichkeit des Anaxagoras, begeistert gepriesen.[3]) Anaxagoras, der — mit Plutarch zu reden — ὑπ᾽ ἐνθουσιασμοῦ καὶ μεγαλοφροσύνης auf den väterlichen Be-

[1]) Es sei nur an sein Urteil über Aristoteles, andererseits über Copernicus erinnert. — Übrigens vergleiche man auch Wilamowitz' klassische Ausführungen über die Faustsage in der ersten Auflage von Euripides Herakles I, S. 286 „Das glück, das im genusse liegt, ist des teufels; das glück, das in irdischer weisheit liegt, führt zum teufel: nur die ergebung in die gesetze gottes, der glaube, kann den menschen in die ewige seligkeit führen: so hatte die alte antwort gelautet, nicht nur zu Luthers zeiten, sondern schon zu denen des Clemens Romanus".

[2]) Vgl. St V F II, p. 15 f Arnim (nr. 38 ff.).

[3]) In den oft zitierten Versen Ὄλβιος ὅστις τῆς ἱστορίας ἔσχε μάθησιν — — (fr. 910 N., verbesserter Text bei Diels Fr.d.V. I, p. 299, 23 ff., vgl. II 1, p. 704). Über das Verhältnis des Euripides zu Anaxagoras insbes. Wilamowitz, Eur. Herakl. I (erste Aufl.), S. 25 f.

sitz verzichtet, um ungestört durch irdische Sorgen den Wundern des οὐρανός, die ihm den κόσμος des Ganzen offenbaren, all sein Denken zuzuwenden, ist der erste bewußte Vertreter des θεωρητικὸς βίος, des weltentsagenden, ganz der Wissenschaft geweihten Lebens[1]) — ein Typus, der fortan nicht wieder verschwinden sollte, solange die griechische Kultur inneres Leben beseelte, ein Typus, der an dem hellenischen Erbe genährt, aufs neue geboren wird in der Renaissance, um seitdem dem Geistesleben der abendländischen Menschheit nicht wieder verloren zu gehen. Getrieben ist solche Forderung zuerst in Ionien, der Wiege aller echten Wissenschaft, und wenigstens bis ins 3. Jahrhundert hat sie dort bestanden. Von dort werden ihre Samenkörner schon sehr früh nach dem Westen, d. h. Unteritalien und Sicilien getragen, wo sie zu hoher Blüte gelangen, um die Mitte des 5. Jahrhunderts auch nach Abdera an Thrakiens Küste. Aber ihr alle überragendes Zentrum wird im 4. Jahrhundert die platonische Akademie, danach das Lykeion, dessen Haupt Aristoteles der großartigste Organisator allseitiger wissenschaftlicher Arbeit — nicht nur in der Antike — geworden ist.

Schon Meton, der μετεωρολόγος — denn so dürfen wir ihn in dem zu seiner Zeit Sternenhimmel und Wolkenreich umfassenden Sinne des Worts nennen — Meton, der μετεωρολόγος und γεωμέτρης, hatte, unbeirrt durch die Meinung des Tages und der Masse, seine Forschungen während des peloponnesischen Krieges fortgesetzt. Und die Namen des Eudoxos und Herakleides sagen genug, um den Anteil der Akademie an der Geschichte der Astronomie anzudeuten. Aber wenn schon hier unsere Kenntnis lückenhaft ist — noch trauriger ist es bestellt um unser Wissen von der Entwickelung der Meteorologie (in unserem Sinne des Worts) von den Zeiten des Diogenes von Apollonia bis zu dem Tage, da Aristoteles Schulhaupt ward.[2]) Wenn auch hoffentlich die For-

[1]) Vgl. Fr. d.V. I p. 293, 25—30, 294, 17f, 297, 1ff., 299, 12f. u. 20ff. und das eben zitierte fr. des Euripides, auch Zeller I, S. 974 a, 1017, 4, 1018, 4; Burnet, Early Greek Philosophy[2] 291. Wenn aber Burnet S. 296 an der Beziehung des Euripidesfragments auf Anaxagoras zweifelt, so ist das unberechtigt.

[2]) Daß man aber auch auf diesem Gebiet inzwischen weitergearbeitet hat, zeigen — von anderem abgesehen — schon die Andeutungen Platons im Timaios 58 d ff.

schung der nächsten Jahrzehnte noch manches hierüber aufklären wird — zurzeit wissen wir über diese Periode der atmosphärischen Physik so gut wie nichts. Aber das ist schon jetzt klar, daß es das unsterbliche Verdienst des Aristoteles ist, die Meteorologie als Fachwissenschaft begründet zu haben. Als Haupt des Peripatos hat er, unterstützt durch die Autorität seiner alle überragenden Persönlichkeit, durch die nüchterne, nur auf die Erkenntnis der Wahrheit, d. h. hier: der ursächlichen Naturzusammenhänge, gerichtete Art seines Forschens, auf Grund eines ungeheuren Beobachtungsmaterials — seiner Vorgänger wie seiner Mitarbeiter und Schüler und nicht zuletzt des von ihm selbst gesammelten und kritisch gesichteten — unter (an antikem Verfahren gemessen) äußerster Vorsicht im Ziehen von Schlüssen, es versucht, ein System der Meteorologie als einer Pathologie der 4 Elemente zu errichten, das er seinem großen Gebäude der gesamten Physik organisch eingegliedert hat. Auch hier ist freilich noch vieles Spekulation, und nur zu oft vermissen wir den exakten Beweis für seine δόξαι. Und manche seiner Grundannahmen ist lediglich eine petitio principii, die sich nur historisch, d. h. durch die Einwirkung seiner Vorgänger — man denke an seine Ätherlehre und Astrophysik — oder aber aus seiner persönlichen Eigenart erklärt. Doch solche Mängel hat er mit der gesamten Naturwissenschaft bis ins achtzehnte, ja zum Teil bis ins neunzehnte Jahrhundert durchaus gemeinsam. —

Es ist insbesondere sein historisches Verdienst, daß er die Meteorologie grundsätzlich, ein für alle mal, von der Astronomie geschieden und Inhalt und Umfang ihres Begriffes scharf begrenzt hat. Diese grundsätzliche Scheidung der sublunaren und der himmlischen Welt haben zuerst die alten Pythagoreer vollzogen. Für sie, deren hervorragende Verdienste um die Astronomie uns leider nur teilweise bekannt sind, beginnt ein anderes Reich ὑπεράνω σελήνης. Was jenseits des Mondes liegt, der die Grenze bildet zwischen dem göttlichen Äther als dem Reiche der in unwandelbarem Gleichmaß ihren hehren Reigen ziehenden Gestirne und den Dingen κάτω σελήνης als der Sphäre des Werdens und Vergehens, das gehört den οὐράνια an. — Auf der altpythagoreischen Dreiteilung des Kosmos in eine himmlische, sublunare und irdische

Region, die wir bei Empedokles wie bei Philolaos noch nachweisen können, beruht auch die Grundanschauung des Forschers, der für das ganze spätere Altertum, ja bis auf Giordano Bruno, maßgebend geworden ist: Aristoteles ist es, der den Begriff der μετεωρολογικά auf das Gebiet der Atmosphäre, genauer auf die Welt zwischen Mond und Erde, beschränkt, und er ist der erste, der dies Gebiet für sich gesondert betrachtet und in einer groß angelegten Monographie in umfassender Weise dargestellt hat.[1])

Inhalt und Umfang des Begriffes „Meteorologie", der vor ihm alle überirdischen Dinge, von dem auf der feuchten Erde lagernden Nebel bis zur Fixsternsphäre, umfaßt hatte, hat er freilich nicht schlechthin — wie hiernach der moderne Meteorologe vermuten könnte — als die Wissenschaft von den Vorgängen in der Atmosphäre umgrenzt. Denn für Aristoteles bilden das Gebiet der Meteorologie nicht nur alle atmosphärischen Erscheinungen, sondern es gehören dazu auch Kometen und Meteore, ja sogar die Milchstraße, andererseits die Hydrologie und die — Seismologie, die Erforschung der die Griechenwelt so oft und schwer heimsuchenden Erdbeben. Für Sternschnuppen und Kometen, auch für die Milchstraße ist das bei seiner Anschauung selbstverständlich: sie entstehen aus der ξηρὰ ἀναθυμίασις der Erde, d. h. dem ὑπέκκαυμα, und sind in Wahrheit sämtlich unterhalb des Mondes, gehören also der Atmosphäre an, deren Grenze für das ganze Altertum ja erst der Mond bildet. Aber auch die Hydrologie, insbesondere das Grundwasserproblem, dessen Geschichte wir Eugen Oder verdanken, ist ein organischer Bestandteil der Meteorologie, seitdem der Kreislauf alles Wassers erkannt ist — und das ist wenigstens seit der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts der Fall. Und in welchem Zusammenhang die Erdbebenkunde mit der Meteorologie der alten Physiker steht, das ist wohl jedem Kenner von Aristoteles' πραγματεία hinreichend deutlich. Ist doch das Pneuma, d. h. die komprimierte ἀναθυμίασις ξηρά, die gemeinsame Ursache einer großen Gruppe physikalischer Vorgänge in der Luft und im Erdinnern, nicht nur von Blitz und Donner, τυφῶν und πρηστήρ, sondern ebensosehr

[1]) Hieraus ergibt sich, daß es eine spezifisch meteorologische Literatur überhaupt erst seit Aristoteles geben kann.

vom σεισμός.[1]) Das Erdbeben ist daher seit Aristoteles ein integrierendes Stück der griechischen Meteorologie, und es ist kein Zufall, daß es von ihm auch im Prooemium der Μετεωρολογικά, das für sein Werk programmatische Bedeutung hat, mit aufgeführt wird.

Aber wenn Aristoteles auch mit der begrifflichen Umgrenzung der Meteorologie für die Folgezeit maßgebend geworden ist, so ist er doch mit der Bezeichnung dieser Wissenschaft als μετεωρολογία — zunächst wenigstens — nicht durchgedrungen. Denn schon sein Schüler Theophrast verwarf den Ausdruck μετέωρος für atmosphärische Dinge, ersetzte ihn — aus welchen Gründen auch immer[2]) — durch μετάρσιος und nannte daher sein entsprechendes Werk Μεταρσιολογικά. Dem Theophrast haben sich Poseidonios und die aus diesem schöpfenden Autoren angeschlossen. Aber die uns erhaltenen antiken Kommentatoren des Aristoteles haben diese theophrastisch-poseidonianische Terminologie nicht angenommen; sie sprechen daher nur von μετεωρολογία und Aristoteles' Μετεωρολογικά, denn so und nicht anders hat er sein Werk genannt. Die Terminologie der antiken Kommentare übernehmen die Byzantiner (Psellos wie Nikephoros Blemmydes) und ebenso das lateinische Mittelalter, danach die Renaissance. Und so lautet der Name dieser Naturwissenschaft, deren Entwickelung in der Gegenwart uns mit Bewunderung erfüllt, nicht Metarsiologie, sondern Meteorologie. Und — das sollten alle die nicht vergessen, die für die Bedeutung der Geschichte der Naturwissenschaften als eines äußerst wichtigen Teiles abendländischer Geistesgeschichte Verständnis haben — Aristoteles ist der eigentliche Begründer der systematischen Meteorologie. — —

Nach dem Verfall der antiken Kultur — der Niedergang des wissenschaftlichen Lebens beginnt bereits deutlich im Zeitalter des

---

[1]) Ich verweise des näheren auf das, was ich früher hierüber ausgeführt habe: Die Schrift von der Welt S. 21 f. (= Neue Jbb. f. d. klass. Alt. 1905, S. 549 f.). Zur Seismologie des Aristoteles vgl. Neue Jbb. 1908, S. 614 ff. — Warum diese ein wesentlicher Teil seiner Meteorologie ist, erklären schon Alexander (p. 3, 4 f. H) und Philoponos (p. 2, 7—10, 22—27, und p. 3, 16 ff. H.) richtig.

[2]) Vgl. des näheren meine Untersuchung „Zur Geschichte der meteorologischen Literatur", Hermes 47.

Poseidonios — sollten mehr als tausend Jahre vergehen, ehe auf unserem Planeten Wissenschaft wieder um ihrer selbst getrieben wurde.[1]) Die Renaissance — Copernicus, Galilei, Giordano Bruno ebenso wie Toscanelli, dem Columbus seinen Gedanken, Indien auf dem Westwege zu erreichen, zunächst verdankt, ohne zu ahnen, daß diese Idee schon Eratosthenes und Poseidonios erörtert hatten — die Renaissance bedeutet auch hier eine wirkliche Wiedergeburt der göttlichen Errungenschaften des Altertums. Und mag sich die Gegenwart in vielen Dingen noch so weit über antikes Denken und Forschen erhaben dünken — wahre Wissenschaft ist autochthon, d. h. nicht von anderswoher importiert, sondern in des Worts eigentlichem Sinne urwüchsig, nur in Hellas.

[1]) Von den Arabern, die erst durch die griechische Philosophie (Aristoteles, Stoa, Neuplatonismus) und Naturforschung (Aristoteles) zu wissenschaftlichem Denken angeregt und erzogen werden, sehe ich hier ab, da ich — so unbestreitbar ihre Verdienste um die Astronomie und Algebra, Chemie und Medizin zu sein scheinen — diese zurzeit noch nicht genügend beurteilen kann.

DAS WIEDERAUFLEBEN DES RÖMISCHEN RECHTES IM 12. JAHRHUNDERT.

VON WALTER GOETZ.

Es wird sich niemand der Beobachtung entziehen können, daß mit dem 12. Jahrhundert die Antike in ein neues Verhältnis zum abendländischen Geistesleben tritt. Nicht nur quantitativ, indem mit der zunehmenden literarischen Produktion das Altertum um so häufiger zitiert wird und ein größerer Kreis an den alten Überlieferungen teilzunehmen beginnt, sondern das innere Verhältnis der abendländischen Kulturwelt zur Antike wird ein anderes. Die Zeit vor dem 12. Jahrhundert ist für die abendländische Wissenschaft vorwiegend Weitergeben einer feststehenden Überlieferung, die durch Erläuterungen dem Verständnis näher gebracht werden soll oder die auch nur als unveränderlicher Unterrichtsstoff verwendet wird. Schöpferisch ist diese Periode nicht, jedenfalls nicht in Theologie und Philosophie, Medizin und Naturwissenschaft, und auch in der Rechtswissenschaft ist die Verarbeitung des langobardischen Rechts mehr Kommentierung als Weiterentwicklung. Die staats- und kirchenrechtlichen Gedanken des 9. und dann wieder des 11. Jahrhunderts sind wohl das einzige, was aus der Zeit heraus neu entwickelt worden ist. Die Antike aber, als Hilfsmittel des Unterrichts und als literarischer Zierat geschätzt, ist ein festbleibender, eng begrenzter Kanon der Überlieferung. Die Zahl der gangbaren antiken Schriftsteller ist nicht groß und diese selber wieder sind verstümmelt;. aber niemand strebt nach Ergänzung der Lücken oder nach Erweiterung des Kreises. Im 12. und 13. Jahrhundert beginnt man der Antike überall näher zu rücken. Das Verhältnis der Wissenschaft zu den antiken Überlieferungen wird ein völlig neues — eine erste innere Verbindung der christlich-mittelalterlichen und der heidnisch-antiken Kultur tritt hervor; die bildenden Künste erweitern das alte Abhängigkeitsverhältnis von der alten Kunst zu einem primitiven Bewußtsein der Verwandtschaft und zur naiven Übernahme antiker Bestandteile in neue Zusammenhänge, bei den Literaten aller Art ge-

winnt das Altertum an Einfluß und überall im Leben der italienischen Gesellschaft treten Hinneigungen zu antiken Vorbildern auf. Ein Verhältnis wird erreicht, das die sichtbare Vorstufe zum vollen Wiederaufleben des Altertums innerhalb der italienischen Kultur ist.

Zwar ist die zeitliche Begrenzung auch hier nur im großen genau. Eine unveränderliche Größe ist die Antike wohl in keinem Jahrhundert des Mittelalters gewesen. Die Kenntnis von der Antike wächst wohl, parallel mit den überall heranwachsenden nationalen Kulturen, von Jahrhundert zu Jahrhundert, und einmal mußte der Zeitpunkt kommen, wo sie als eine selbständige und abgeschlossene Kultur erkannt werden sollte, ebensowohl weil sie nun breit genug vor aller Augen lag, als auch weil die Geister fähig geworden waren, sie in ihrem wahren Wesen zu verstehen. Daß dies in Italien zuerst in vollem Umfang geschah, ist kein Wunder; hier war die Antike weit weniger als anderswo ein fremder Bestandteil — sie galt als Erbteil der Vorfahren, und sie hatte das italienische Leben von Anfang an beeinflußt, so daß in mancherlei Hinsicht die Verbindungslinien vom Altertum durch das italienische Mittelalter zur Renaissance hin gingen. Hier war fast ein jeder Kulturaufschwung mit einem guten Stück Antike durchsetzt, hier war deshalb der Übergang zu einem tieferen Verständnis und schließlich zu einem Kultus der Antike leichter als irgendwo sonst.[1])

Die Erscheinung des Wiederauflebens der Antike ist trotzdem eine allgemein-abendländische. Wie die einzelnen Entwicklungsstufen sich nicht mit festen Jahreszahlen begrenzen lassen, so bedeutet Italien in dieser Entwicklung zwar das meiste, aber doch nicht alles. Gerade die ersten Spuren eines neuen Verhältnisses zur Antike seit dem 12. Jahrhundert liegen nicht auf italienischem, sondern auf französischem Boden. Aber so lebhaft der Platonismus der Schule von Chartres gewesen ist — er bedeutet doch nichts mehr als eine Episode, während die sicheren Wurzeln der neuen Erscheinungen auf italienischem Boden liegen.

---

[1]) Die Zeugnisse für dieses Verhältnis des mittelalterlichen Italiens zur Antike sind neuerdings wieder gut zusammengestellt bei Henry Osborn Taylor, The medieval mind I (London 1911), S. 246ff. Das ausführlichste Werk darüber ist Novati, L'influenza del pensiero latino sopra la civiltà italiano del Medio-evo (Milano 1899[2]).

Bernhard von Chartres war vielleicht der erste Abendländer, der Enthusiasmus für die Antike empfand. Er hat wohl schon am Ende des 11. und sicherlich im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts seine Schüler von den landläufigen Handbüchern, den Donats und Priscians, zu den Originalen geführt, zu den lateinischen Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern, insbesondere zu Cicero und Quintilian. Und er ist Platoniker — nach Johann von Salisbury der vollkommenste Kenner Platos unter allen Zeitgenossen, worunter freilich keineswegs Kenntnis aller Schriften Platos zu verstehen ist. Er fühlte den Abstand von den Alten; das Verhältnis seiner Zeit zu den antiken Schriftstellern bestimmte er dahin: wenn man jetzt mehr sehe als damals, so komme es nur daher, daß man auf den Schultern jener Giganten stehe. Von Bernhard und seinem jüngeren Bruder Thierry geht eine Linie weiter in die französische und englische Scholastik hinein; aber es wäre doch wohl zuviel gesagt, wenn man die Scholastik in ihrem Verhältnis zur Antike durch diese Anregungen der Schule von Chartres bestimmt sein lassen wollte. Ein Stück vom Geist der Zeit, der der Antike näher rückt, liegt aber gewiß in Chartres zutage.

Wo es sich um kompaktere und fruchtbare Vorgänge handelt, steht die italienische Rechtswissenschaft obenan. Es ist gewiß, daß sie nie den Zusammenhang mit dem Altertum völlig verloren hatte, daß Rechtsschulen in einzelnen italienischen Städten durch alle Stürme der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters hindurch weiter bestanden und den Geist des römischen Rechts in etwas bewahrten. In Ravenna und Rom und hier und da in Italien und Südfrankreich war noch immer das römische Recht das geltende Recht — freilich in stark verderbtem Zustande und meist in schwierigem Wettbewerb mit anderen Rechten. Denn in Italien war das langobardische Recht weithin zur Herrschaft gelangt; es hatte den Untergang des langobardischen Reichs überdauert und sich durch seine leichte Anwendbarkeit in der Praxis festgesetzt. Die langobardische Rechtsschule in Pavia übertraf im 10. und 11. Jahrhundert mit ihrer kommentierenden Arbeit die römischen Rechtsschulen durchaus.

Der neue Aufschwung des römischen Rechtes beginnt etwa mit dem Anfang des 12. Jahrhunderts, mit dem Aufblühen der Schule

des Irnerius in Bologna. Das Wesen dieser Schule ist die Rückkehr zum sogenannten klassischen römischen Recht, wie es in der Justinianischen Kodifikation vorlag, sowie das Eindringen in seine Zusammenhänge mit Hilfe der Glossierung. Die rechtsgeschichtliche Forschung hat, soviel ich sehe, bisher mehr die Tatsache dieses Wiedererstehens festgestellt als die Ursache der Erscheinung aufgedeckt.[1]) Die Frage wäre rasch gelöst, wenn man praktische Notwendigkeiten — die Bedürfnisse des aufblühenden städtischen Lebens, seines Handels und Verkehrs — als den Ausgangspunkt bezeichnen könnte. Aber mit dem praktischen Rechtsleben scheint dieses Wiedererstehen nur in sehr geringer Weise zusammenzuhängen. Das Recht des täglichen italienischen Lebens — das langobardische und ein verderbtes römisches Recht — behauptet sich zäh, hie und da noch über zwei Jahrhunderte, gegenüber dem neuen Recht der Universitäten. Die nächste Wirkung der Bologneser Rechtsschule auf die Praxis war deshalb auch ganz gering — erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts dringt das römische Recht gegenüber dem langobardischen in Italien wirklich vor.

[1]) Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter IV[2], S. 29 sagt, daß Irnerius „alles aus sich selbst schöpfte und ohne Vorgänger arbeitete", was „eine höchst merkwürdige Erscheinung" sei. In Bd. III, S. 84ff. aber nennt Savigny als die Ursache das Bedürfnis der lombardischen Städte sowie den Fortschritt des wissenschaftlichen Lebens. — Aber wie stimmt dazu die Tatsache, daß das römische Recht für längere Zeit noch keinen Eingang in die Praxis fand oder sich wenigstens doch nicht durchsetzte? Hegel, Städteverfassung in Italien II, S. 280, sah ebenfalls in den Bedürfnissen der Städte den Hauptgrund für die Wiederaufnahme. Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens III, S. 145, glaubt ebenfalls (in einer kurzen Bemerkung), daß praktische Bedürfnisse zur Wiederbelebung des römischen Rechts beitrugen. Dagegen aber Neumeyer, Die gemeinrechtliche Entwicklung des internationalen Privat- und Strafrechts I (München 1901), S. 53: „Man hat viel von wirtschaftlichen und politischen Ursachen gesprochen, die zur Rezeption bei den Bolognesern geführt hätten, vom Übergang zur Geldwirtschaft und vom kaiserlichen Absolutismus. All das mag die Ausbreitung des römischen Rechts späterhin gefördert haben. Die Rezeption seitens Bolognas vollzog sich völlig unbewußt, vielmehr sie war schon längst zuvor geschehen. Nur die scharfsinnige Verarbeitung der vollständigen Quellen war das besondere Kennzeichen der Bologneser Periode." — Der Anschauung, daß Irnerius ganz original gewesen sei, haben auch schon Ficker a. a.O. III, S. 139ff., S. 143, sowie Pescatore, Die Glossen des Irnerius (Greifswald 1888) S. 25f. widersprochen. — Zu der neueren Streitfrage über das Weiterleben römischer Rechtsschulen vgl. R. Sohm, Institutionen[14] S. 155.

Auch das geistliche Gericht bleibt noch längere Zeit vom römischen Einfluß frei.[1] Die Vermutung aber, daß es sich zunächst nur um einen theoretischen, wissenschaftlichen Vorgang handelte, muß auf die Ursachen der Erscheinung hinlenken. Der Parallelismus mit der Entwicklung des Gesamtverhältnisses der Zeit zur antiken Literatur drängt sich sofort auf: an Stelle einer fast stumpfen Überlieferung tritt ein lebendiges Ergreifen. Es ist deshalb mit Recht betont worden[2], daß nur in diesem allgemeinen Zusammenhang das Wiedererstehen des römischen Rechts zutreffend beurteilt werden kann: das langsame Ansteigen der abendländischen Kultur führt ganz von selber enger zur Antike hin. Jedes Zunehmen der Kultur mußte — als Horizonterweiterung — den Blick für die bereits vorhandenen Kulturgüter schärfen. In jeglichem Geistesleben kommt schrittweise der Punkt, wo man fähig wird, anfangs übersehene Welten in sich aufzunehmen. Die Kommentierung der Bruchstücke des römischen Rechts, wie sie vom 7. bis zum 11. Jahrhundert in Italien getrieben wurde, lebte sich — in allgemein aufsteigender Kultur — aus zugunsten des Wiederauffindens des alten Rechts in seinem vollen Umfang und zugunsten der Beschäftigung mit dem tieferen Sinn dieses Rechtes. Daß solche Gedanken nicht dem Kopfe des Irnerius allein angehörten, zeigen schon einzelne Tatsachen des 11. Jahrhunderts; aber Irnerius verkörpert das geschichtliche Recht der Persönlichkeit: zum allgemeinen Bewußtsein zu erheben, was andere nur dunkel ahnten.

Es mutet seltsam an, daß eine mit dem täglichen Leben so eng verbundene Entwicklung wie die des Rechtes ihren Weg nicht über praktische Notwendigkeiten genommen haben sollte. Ja es möchte selbstverständlich erscheinen, daß es die nahezu gleichzeitige Aufwärtsentwicklung der italienischen Kommunen gewesen sein mußte, die das dem städtischen Leben in seinem ganzen Geiste verwandte justinianische Recht an sich herangezogen und gegenüber dem in seinem Kern stadtfremden langobardischen Rechte zu neuer Geltung gebracht hätte. Aber es sind so gut wie keine Verbindungslinien zwischen der städtischen Bewegung und dem römischen Rechte vorhanden.

[1] Ficker a. a. O. S. 308.
[2] H. Osborn Taylor a. a. O. II, S. 258.

Der Beweis dafür ist auf doppelte Weise zu führen: aus der Geschichte der Kommunen und aus der Geschichte des römischen Rechtes. Nur eine italienische Stadt ist im 12. Jahrhundert in ihrem Verfassungsleben in einer deutlichen Beziehung zur Antike: Rom. Aber mit der Nennung Roms ist auch sofort auf die Ausnahme innerhalb der städtischen Bewegung hingewiesen. Maßgebend für den allgemeinen Gang der Dinge ist die Entwicklung der ober- und mittelitalienischen Kommunen: hier entstand das neue Bürgertum und die neue Stadtverfassung. Aber Roms Schicksal war es, außerhalb der organischen Entwicklung des italienischen Städtewesens zu stehen.

Fast unvermittelt tritt die römische Bewegung der 40er Jahre des 12. Jahrhunderts hervor, die man zumeist mit dem Namen des Arnold von Brescia bezeichnet, die aber zuerst in ihrer antikisierenden Richtung ganz ohne sein Zutun — vier Jahre vor seinem Auftreten — entstand. Arnold war Führer einer religiösen Bewegung; mit dieser suchte er seit 1147 die städtische politische Bewegung zu verbinden: er übernahm die vorhandenen Elemente und wurde so ohne eigene Entwicklung in den Zusammenhang mit altrömischen Erinnerungen gebracht. Arnold hat sich dienstbar gemacht, was in seiner Entwicklung bis 1147 keinerlei Rolle gespielt zu haben scheint und wohl auch später für ihn nicht das Beherrschende gewesen ist — sein Hauptgedanke war und blieb die Reform der Kirche.[1]) Die Frage ist also, wie das römische Volk 1143 zu seinen antiken Velleitäten kam. Vielleicht ist nicht nur das Weiterleben antiker Erinnerungen in Rom, sondern stärker noch der Mangel eines selbständigen Verfassungslebens die Ursache für diese unzeitgemäßen Veranstaltungen gewesen. In den ober- und mittelitalienischen Städten gestaltet das Leben die Verfassungen: ein immer kräftiger aufblühendes Bürgertum schafft sich die notwen-

[1]) Es hat deshalb wenig Wert, in den antiken Erinnerungen von Arnolds Heimat Brescia ein Element frühzeitiger Einwirkung zu suchen, wie es hie und da wenigstens andeutungsweise geschehen ist. Was immer wir von Arnold aus der Zeit vor 1147 wissen und sagen können, liegt auf theologischem und religiösem, nirgends auf antikem Boden. Er fand in Rom die antikisierende politische Bewegung vor: erst durch sie ist er beeinflußt worden, nachdem er auch in Rom zuerst nur in religiösem Sinne tätig gewesen war.

digen Formen eines von ihm selbst bestimmten politischen Daseins; hier ist alles aus dem Leben des Jahrhunderts hervorgewachsen und wie in den Verfassungsformen, so fehlen auch in den Statuten die antiken Reminis enzen so gut wie ganz. Rom besaß weder ein starkes Bürgertum noch wirtschaftliche und politische Vorbedingungen für eine selbständige politische Entwicklung — die Stadt des Papsttums konnte nicht zugleich eine unabhängige Kommune sein. Zudem wirkte der Mangel an gewissen wirtschaftlichen Voraussetzungen zusammen mit dem erdrückenden geistlichen Wesen der Stadt: die Bewohner wurden nur zu sehr auf die Ausnutzung des Pilger- und Fremdenverkehrs sowie auf das reich entwickelte Almosenwesen hingelenkt. Bei solchem Mangel einer selbständigen Bürgertums- und Verfassungsentwicklung erklärt sich der plötzliche Sprung in das Meer der alten Erinnerungen sehr wohl: er ist nicht das Zeichen selbstbewußter Kraft, sondern gerade der vollkommenen Ohnmacht und der politischen Überlieferungslosigkeit. Es bleibe dahingestellt, ob es von außenher irgendeines allgemeinen Antriebs bedurfte, die antiken Erinnerungen wachzurufen; später, im Jahre 1152, hat ein römischer Parteigänger in einem Schreiben an Friedrich Barbarossa auf die Notwendigkeit des Beirats römischer Rechtsgelehrten hingewiesen.[1]) Aber der Schluß wäre doch vielleicht zu kühn, daß römisch-rechtliche Einwirkungen aus Bologna für die römische Bewegung von 1143 irgendwie von Bedeutung gewesen seien. Es darf wohl die Erklärung genügen, daß in Rom die Erinnerungen an die alte Welthauptstadt jederzeit leicht wieder lebendig werden konnten, und daß in mancher Form des städtischen Lebens, in Konsuln, Senat usw., das Alte — wenn auch inhaltslos — weiterlebte. Damit ist aber auch diese römische Bewegung in ihrer rein zufälligen Bedeutung gekennzeichnet. Wirkte einmal das Beispiel der oberitalienischen Kommunen und ihres Selbständigkeitsstrebens auf die Römer ein, so ergab sich nur allzuleicht die eigentümliche und so irrige Richtung ihrer politischen Bestrebungen.

Andrerseits fehlt aber den ober- und mittelitalienischen Kommunen nahezu jeglicher Einschlag antiken Wesens. In den Worten

---

[1]) Jaffé, Bibliotheca rerum Germ. I, S. 543.

klingt wohl hier und da einmal die Erinnerung ans Altertum hindurch[1]); aber die Entwicklung dieser Städte zur Selbständigkeit, das Werden ihrer Verfassungen ist frei von antikem Einfluß. Das läßt sich von denjenigen Städten mit voller Bestimmtheit sagen, für die wir die gründlichsten Untersuchungen besitzen: von Florenz, von Genua und Bologna. Wohl wirken gelegentlich alte römische Einrichtungen durch die Jahrhunderte hindurch weiter[2]), aber nach dem römischen Recht haben sich die Kommunen nicht umgeschaut, als sie ihr neues Recht zu Verfassungen entwickelten. Deshalb enthalten die Statuten der italienischen Kommunen nur in ganz geringem Maße römisches Recht. Wenn in Florenz seit 1193 die Vorsteher der 7 Handwerkerzünfte mit der Neuabfassung der Statuten betraut wurden[3]), so schloß das römisch-rechtliche Einflüsse wohl von vornherein aus. Die Statuten sind aus Gewohnheitsrechten erwachsen und deshalb begreiflicherweise dem langobardischen Rechte weit stärker verwandt, soweit es sich überhaupt um Übernahme älteren Rechtes handelt[4]). Aber sowohl die öffentlichrechtlichen wie die privatrechtlichen Bestandteile mußten doch in erster Linie aus den neuen Bedürfnissen des städtischen Lebens hervorwachsen, so daß die fremden Bestandteile dieses Rechtes überhaupt nur schwach sein konnten[5].) Hier ist italienisches Leben durchaus. Nur da, wo sich das gelehrte Leben mit dem städtischen berührte: in den literarischen Erläuterungen des städtischen Rechtslebens, tritt das antike Element hervor — aber da natürlich als Ausläufer des neuen Geistes der Rechtswissenschaft und nicht als eine Notwendigkeit der neuen städtischen Ordnungen. So ist die älteste Schrift, die von den Aufgaben eines Podestà han-

[1]) Vgl. Davidsohn, Gesch. von Florenz I, S. 674 f. (contio und senatus).

[2]) Vgl. Davidsohns Bemerkungen über die Nachbarschaften: Gesch. von Florenz I, S. 328. Über andere Einflüsse römischen Rechts: Davidsohn, Forsch. zur Gesch. von Florenz I, S. 140. — Für Bologna vgl. Hessel, Geschichte der Stadt Bologna von 1116—1280 (Berlin 1910), S 318 ff. — Für Genua: G. Caro, Die Verfassung Genuas zur Zeit des Podestats (Straßburg 1891).

[3]) Vgl. Davidsohn, Gesch. von Florenz I, S. 666.

[4]) Hegel, Städteverfassung in Italien II, S. 227; Sohm, Institutionen[9] S. 138; Neumeyer a. a. O. I, S. 41.

[5]) Römische Einflüsse in den Pisaner Statuten s. Hegel, a. a. O. II, S. 224 f. Hegel begründet S. 226, warum in Pisa und Bologna das römische Recht früher und stärker als anderswo Eingang fand.

lelt, der sog. Oculus pastoralis, mit Zitaten aus dem Corpus juris durchsetzt, neben dem literarischen Beiwerk, das aus Cicero und Ovid, aus Horaz, Sallust, Seneca, Vergilius und Plato geschöpft ist[1].) Aber als früheste Entstehungszeit kommt für diese Schrift das Jahrzehnt von 1179—1190 in Frage. Genau so steht es mit dem Liber de regimine civitatum, der nach 1228 (aber vor der Mitte des Jahrhunderts) in Florenz entstanden ist[2]) — an diesem Zeitpunkt ist die Zunahme des antiken Einflusses schon etwas Selbstverständliches.

Man darf den Schluß mit voller Sicherheit ziehen, daß die Verfassungsentwicklung der italienischen Städte das römische Recht nicht erst herbeigerufen hat. Aus anderen Gründen ist dieses schon zuvor zu neuer Bedeutung gelangt und erst dann hat es gelegentlich einmal auf die bürgerliche Gesetzgebung eingewirkt. Es bedarf kaum der näheren Ausführung, daß es auch keine anderen politischen Entwicklungen waren, die das römische Recht zur Entfaltung gebracht haben: die kaiserliche Politik und der normannische Staat benutzten wohl das römische Recht zu ihrer Unterstützung, aber beide standen bereits der fertigen Tatsache seiner Wiedergeburt gegenüber. Zwar gehen die Beziehungen des deutschen Königtums zum römischen Rechte verhältnismäßig weit hinauf: schon seit Otto III. sind sie ab und zu bemerkbar[3]), Heinrich IV. stand in Verbindung mit Petrus Crassus, dem bekannten Ravennater Rechtslehrer, Heinrich V. scheint engere Beziehungen zu Irnerius besessen zu haben, und in Lothars von Supplinburg Hofgericht saß der Bologneser Rechtsgelehrte Walfredus[4]); aber der Einfluß des römischen Rechts auf die politischen und rechtlichen Anschauungen eines deutschen Königs beginnt doch wohl frühestens unter Konrad III. und ist deutlich wirksam erst auf Friedrich Barbarossa. Konrad III. hat unter dem Einfluß der

[1]) Hertter, Die Podestàliteratur Italiens im 12. und 13. Jahrhundert (Leipzig 1910), S. 17.

[2]) Ebenda S. 48/49.

[3]) Vgl. Neumeyer, Gesch. des internat. Privat- und Strafrechts I (1901), S. 52.

[4]) Meyer v. Knonau, Jahrbücher Heinrichs IV. und Heinrichs V. Bd. VII, S. 5 und 77; Hessel, Geschichte der Stadt Bologna S. 61f.; Ficker a. a. O. III, S. 156—158.

römischen Bewegung der 40er Jahre von einer (staatsrechtlichen) Wiederherstellung des alten römischen Reiches gesprochen und das römische Recht als Reichsgesetz bezeichnet; Friedrich Barbarossa aber kam zu einer festen Verbindung mit den Bologneser Juristen, als ihre Anschauungen vom alten römischen Kaisertum der politischen Stellung Friedrichs in Italien in erheblichem Maße nützlich zu sein schienen — wie umgekehrt die kaiserliche Autorität der nach Anerkennung ringenden jungen Rechtsschule von Bologna zugute kam. Hier traf das Bedürfnis des Kaisertums, seine Stellung gegenüber den italienischen Städten moralisch zu kräftigen, mit den wissenschaftlichen Tendenzen der Bologneser zusammen.[1]) Aber schon der zeitliche Zusammenhang verbietet, diese Stellungnahme Barbarossas als bedeutsam für das Wiederaufleben des römischen Rechtes anzusehen: um die Mitte des 12. Jahrhunderts handelte es sich um eine bereits fertige Bewegung, die erst nach vermehrter äußerer Anerkennung streben konnte, deren Leben aber nicht durch die Bedürfnisse des kaiserlichen Absolutismus bedingt wurde. Auch das normannische Staatswesen hat frühzeitig römisches Recht rezipiert: in den sog. Vatikanischen Assisen König Rogers II. von 1140 findet sich ein erheblicher Teil davon[2]); aber anderseits zeigt gerade das normannisch-staufisch-angiovinische Reich die erstaunliche Langsamkeit der Verbreitung des römischen Rechtes in der Praxis. Denn hier entscheidet sich der Kampf zwischen dem geltenden langobardischen Rechte und dem römischen erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zugunsten des letzteren, obwohl doch schon die Universität Neapel 1225 zur Pflege des römischen Rechtes gegründet war und Richter mit römischrechtlicher Bildung beherrschend in das höchste Gericht des Landes eingedrungen waren.[3]) Auch bedeuten die Konstitutionen von Melfi von 1231, wie Niese gezeigt hat, die fast völlige Romanisierung des normannischen Rechtes.[4]) Trotzdem dauerte der Kampf gegen das in der Praxis eingebürgerte langobardische Recht im

[1]) Pomtow, Über den Einfluß der altrömischen Vorstellungen vom Staat auf die Politik Kaiser Friedrichs I. und die Anschauungen seiner Zeit (Halle 1885). Vgl. dazu Hampe, Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer (1912[2]), S. 140.

[2]) Niese, Gesetzgebung der normannischen Dynastie S. 40.

[3]) Niese a. a. O. S. 200. [4]) Niese a. a. O. S. 201.

Königreich Neapel noch bis gegen Mitte des 14. Jahrhunderts![1]) Und daß ein Richter wie Albertus Gandinus noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Gelehrter zwar Glossator des römischen Rechts ist, als praktischer Richter aber vom Corpus juris keinen Gebrauch macht, ist bezeichnend für den Stand der Dinge in Oberitalien, in der Heimat der neuen Wissenschaft vom römischen Rechte![2])

So ergibt sich mit Sicherheit der negative Schluß: Bedürfnisse des praktischen Lebens, der Reichspolitik oder des italienischen Städtewesens oder der täglichen Rechtsprechung sind es nicht zunächst gewesen, die das alte Recht zu neuem Leben erweckt haben. So müssen die Ursachen auf dem Gebiete des Rechts als Wissenschaft liegen — denn niemand wird daran denken, eine so folgenschwere Entwicklung von den Liebhabereien einzelner Persönlichkeiten abhängig machen zu wollen.

Es ist heute erwiesen, daß Irnerius nicht ein Beginner, sondern in mancher Hinsicht schon ein Vollender ist, daß es zu ihm hin schon eine aufsteigende Entwicklung in der Wiederentdeckung des römischen Rechtes gegeben hat. Die frühesten Spuren, daß das niemals völlig vergessene, aber vom langobardischen Recht noch ganz in den Hintergrund gedrängte römische Recht sich unter den Händen Bologneser Rechtsgelehrter neu zu regen beginnt, erscheinen gegen Mitte des 11. Jahrhunderts.

Das langobardische Recht hatte nicht nur durch politischen Zwang gesiegt. Sein Eindringen in nichtlangobardische Gebiete, wie in die Stadt Rom, sind ein Beweis für seine praktische Verwendbarkeit, durch die es sich für eine Weile sogar dem römischen Rechte überlegen zeigte. Wenig beeinflußt von diesem hat es seinen germanischen Charakter sich im wesentlichen bewahrt. Damit nun war es aber doch auf die Dauer nicht lebensfähig, es sei denn, daß immer neue Rechtsbildung in ihm vorgenommen worden wäre. Solche Fortbildung ist bekanntlich nicht erfolgt — es bleibt ein seit dem Untergang des langobardischen Reiches abgeschlossenes Recht. Dieser Mangel des langobardischen Rechtes ist aber offenbar früher von den Theoretikern als in der Praxis selber erkannt worden.

[1]) Goetz, König Robert von Neapel (Tübingen 1910), S. 42 f.

[2]) Kantorowicz, Albertus Gandinus und das Strafrecht der Scholastik (1907), S. VII.

Die in Italien fortdauernden Schulen des römischen Rechts haben, da die Praxis ihnen längere Zeit nur einen ganz beschränkten Wirkungsbereich bot, in theoretischer Arbeit ihre Stärke gesucht — das römische Recht bot dazu, da es ja schon in den Institutionen des Corpus juris zum großen Teil Handbuch des Rechts war, reichen Anlaß. Selbst die langobardische Rechtsschule zu Pavia hat sich, ohne doch das langobardische Recht zu romanisieren, des römischen Rechtes bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit bedient.[1]) Auf dem langobardischen wie auf dem römischen Rechtsgebiete war der Fortschritt zunächst rein wissenschaftlich — kein Teil scheint mit der Praxis lebendige Fühlung erhalten zu haben. Aber gerade in diesem rein wissenschaftlichen Vorgang mußte sich die Überlegenheit des römischen Rechtes zeigen. Es war an Systematik und Vielseitigkeit, wohl auch an alter Verbindung mit italienischem Boden und italienischer Art dem langobardischen Rechte weit voraus, und so brachte die theoretische Arbeit am Rechte das römische Recht notwendig stärker empor als das langobardische. Daß die Schule von Bologna schließlich die von Pavia weit übertraf, verdankte sie bis zu einem gewissen Grade auch der Richtung der Arbeit, die in Pavia geübt wurde: ein theoretisches Hindrängen zum römischen Rechte war eben auch hier vorhanden, und sie gewann ihren wissenschaftlichen Charakter überhaupt erst durch die Berührung mit der Antike.[2]) Es liegt auf der Hand, daß für wissenschaftliche Arbeit und für einen neuen wissenschaftlichen Idealismus das römische Recht Möglichkeiten bot, die dem langobardischen Rechte versagt waren.

Aber nun darf man wohl weiterhin sagen, daß neben diesem allgemeinen Anlaß, wie er sich aus der ganzen Sachlage ergab, auch noch spezielle Gründe, wie sie aus dem zeitweiligen Stande der wissenschaftlichen Arbeit hervorgingen, zum Vordringen des römischen Rechtes beitrugen. Die langobardischen Juristen waren bereits gleich den römischen bis zu den „Quellen des justinianischen Rechtes" vorgedrungen.[3]) Es war die nächste Folge, daß man von der Kenntnis des Materials zur tieferen Erforschung des

[1]) Vgl. Halban, Das römische Recht in den germanischen Volksstaaten II (1901), S. 128 ff. Ausführlicher bei Bethmann-Hollweg, Der germanisch-römische Zivilprozeß im Mittelalter II (1873), S. 290 ff.

[2]) Bethmann-Hollweg a. a. O. S. 295.

[3]) Bethmann-Hollweg a. a. O. S. 307.

Inhalts überging — so mußte sich die Frage für eine emsig suchende Wissenschaft stellen. Das klassische Element dieser Rechtswissenschaft ergriff dann die Gemüter — ein neuer Idealismus entstand. An diesem Punkte der Entwicklung aber gewannen notwendig diejenigen den Vorsprung, die sich dem Studium des römischen Rechts allein gewidmet hatten: die Schule von Bologna siegte über die von Pavia, deren Herz geteilt war und deren Unterricht jener festen Grundlage entbehrte, die vor allem dann Irnerius im römischen Rechte fand. Der rein theoretische Charakter der Schule von Pavia wurde ihr Verhängnis, denn gerade auf dem Gebiete der Theorie war sie dem römischen Rechte gegenüber unfähig zum Wettbewerb.[1]) Aber es ist das geschichtliche Verdienst der Schule von Pavia, auch ihrerseits den Weg zum römischen Rechte gewiesen zu haben.[2]) So führte auch eine innere Entwicklung der Wissenschaft zum Wiederaufleben des römischen Rechtes hin: eine Angelegenheit der Rechtsschulen, die aber doch im engsten Zusammenhange mit dem gesamten geistigen Leben Italiens und des Abendlandes steht. Denn dieses tiefere Eindringen in ein bestimmtes Gebiet der Antike entspricht zugleich dem allgemeinen Vorwärtsschreiten der geistigen Kultur des Abendlandes: sie wurde jetzt reif genug, von der bloß pädagogischen Verwendung der Antike zum Erfassen ihrer einzelnen Wissensgebiete vorzudringen. Die besondere Entwicklung der italienischen Rechtswissenschaft machte sie fähig, als erste nach einer solchen Erweiterung des Horizontes zu streben. Schon während des ganzen 11. Jahrhunderts vollzieht sich die neue Annäherung an das römische Recht — in Pavia, Ravenna, Bologna, Florenz und gewiß auch anderwärts noch sind die Vorboten der neuen Bewegung zu erkennen.[3]) Irnerius faßt am Anfang des 12. Jahrhunderts zu einer wissenschaftlichen Schule zusammen, was die einzelnen schon zu lehren begonnen hatten — die planmäßige Wiederaufnahme des römischen Rechtes mit dem Mittelpunkt in Bologna beginnt. Im Verlauf von wenigen Jahrzehnten wuchs dann fast überall in Italien eine Generation von Rechts-

[1]) Halban a. a. O. II, S. 129.
[2]) Das betont besonders stark Halban a. a. O. S. 134f.
[3]) Außer Halban vgl. Neumeyer a. a. O. I, S. 52f. — Für Florenz: Davidsohn I, S. 802.

gelehrten empor, die — selbst wenn sie im praktischen Rechtsleben noch andern Überlieferungen Rechnung trugen — erfüllt waren vom Glauben an die Größe des römischen Rechts und damit wohl auch an die des alten römischen Reichs. Ein Stück Antike gewann somit eine völlig autoritäre Bedeutung. Das geistliche Recht, wie es in der Kodifikation Gratians vorliegt, nahm die Bewegung auf und führte dem alten Bestande römisch-rechtlichen Geistes, wie er in der Kirchenverfassung längst gegeben war, neue Züge hinzu.

Es muß als ein höchst merkwürdiger Vorgang erscheinen, daß die Praxis gerade in der Rechtswissenschaft in einer entscheidenden Periode eine so geringe treibende Rolle gespielt hat. Aber das Wesen der gesamten Glosse, die mit der Praxis keine Berührung zeigt, sondern zwei Jahrhunderte lang eine immer neue theoretische Arbeit allein am römischen Rechte darstellt, beweist, daß die neue Schule die längste Zeit eine rein wissenschaftliche Bewegung war. In der Hand der Glossatoren fehlte dem römischen Rechte, wie neuere Forscher gesagt haben, die rechte Lebenskraft.[1]) Eine

[1]) Vgl. Kantorowicz, Albertus Gandinus und das Strafrecht der Scholastik, S. VII. Ebenso Sohm, Institutionen[14] S. 159 f.; Gierke, Krit. Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft Bd. 27, S. 32 f.; Schröder, Rechtsgeschichte[5] S. 808 f. — Wie langsam das klassische römische Recht sich durchsetzte, zeigt der Kampf, der noch in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts in Neapel gegen das langobardische Recht geführt wurde; vgl. Goetz, König Robert von Neapel (Tübingen 1910), S. 42 f. Auch Neumeyer a. a. O. S. 41 f. zeigt, daß in den Statuten der italienischen Städte trotz eindringenden römischen Rechts das langobardische noch bis ins 14. Jahrhundert wirksam blieb. Vgl. ebenda S. 58. Ficker a. a. O. S. 145 läßt das römische Recht rascher in die Praxis eindringen; das hat aber doch wohl nur für bestimmte Gebiete seine Richtigkeit — für Tuscien und andere Gegenden, wo der Einfluß Bolognas stärker wirkte. Dafür gibt auch Neumeyer S. 54 Beispiele. Aber Ficker S. 121 und S. 298 ff. betont doch selber, daß sich „im Gerichtswesen zunächst kein engerer Anschluß an die Formen und die Ausdrucksweise des römischen Rechtes ergibt". Nur in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Prozesses ist der römische Einfluß sichtbar, von der Mitte des 12. Jahrhunderts an immer stärker anwachsend. Davidsohn I, S. 802 betont für Florenz „eine fortdauernde Wechselwirkung zwischen gelehrter Tätigkeit und Praxis". Aber das Beispiel des Gandinus (s. o. S. 35) zeigt, daß der wissenschaftliche Charakter eines römischen Juristen noch nicht zur Verwendung des römischen Rechts in der Praxis zu führen braucht. Ausgeschlossen ist es aber nicht, daß in einzelnen Gebieten das römische Recht früher schon in die Praxis eindrang als anderswo. Nur war das sicherlich nicht sofort ein allgemeiner Vorgang. — Über das Vordringen

parallele Erscheinung ist anzuführen: nach den Feststellungen v. Belows war auch die spätere Rezeption des römischen Rechts in Deutschland in erster Linie ein wissenschaftlicher Vorgang, dem die Praxis erst nachfolgte.[1] Die Erklärung für diese gleichartige geschichtliche Erscheinung liegt wohl darin, daß das römische Recht im Mittelalter und in der Neuzeit zwar ein großes Stück allgemein menschlicher Gültigkeit, daneben aber doch auch zeitlicher Bedingtheit besäß, was im 12. wie im 15. Jahrhundert die praktische Rechtsprechung zunächst von ihm fernhielt.

Die Wirkung auf die Praxis begann, nachdem der wissenschaftliche Vorgang sich vollzogen hatte — vom Anfang des 12. Jahrhunderts an kommen erst die formalen, dann die sachlichen Beeinflussungen des praktischen Rechtslebens.[2] Und erst jetzt zeigte sich, daß z. B. für das sich gewaltig ausdehnende italienische Handelsleben so manche Bestimmung des alten Rechtes brauchbarer war als das geltende langobardische Recht. Daß die Verdrängung des langobardischen Rechts trotzdem nur langsam vor sich ging, ist oben bereits gezeigt worden. Aber die Bahn zur Antike war freigemacht; was die Rechtswissenschaft begonnen, führte auf anderem Gebiete noch im 12. Jahrhundert die Scholastik weiter: von ihr wurde neben das römische Recht die antike Philosophie als eine weitere wissenschaftliche Autorität gestellt.

---

des römischen Rechtes im geistlichen Gericht s. das Beispiel von 1186 bei A. Schulte, Eine Schenkung Kaiser Friedrichs I. für das Hospiz auf dem Septimer, Mitt. d. öst. Inst. 1907, S. 117ff.

[1]) v. Below, Die Ursachen der Rezeption des römischen Rechts in Deutschland (1905), S. 120ff.

[2]) Neumeyer a. a. O. I, S. 54ff.

ZUR CHARAKTERISTIK KÖNIG FRIEDRICHS VON WÜRTTEMBERG.

VON FRITZ KERN.

Wie der Gründer des schwäbischen Königreichs mit seinen Beamten und Untertanen umsprang, ist noch heute im Bewußtsein der Württemberger nicht vergessen, und das Bild des dickleibigen Despoten mit dem klugen, aber menschenverachtenden Blick, läßt die Zeichnung Treitschkes, der den rheinbündischen Absolutisten haßte, nicht so ganz ungerecht erscheinen trotz allem, was man gegen sie vorgebracht hat. Rücksichtslose Strenge gegen säumige Beamte gehörte jedenfalls schon zu den ersten Maximen des jungen Herzogs, die er seinem bewunderten Vorbild, Friedrich dem Großen, abgesehen hatte. Eines seiner Strafgerichte, vielleicht eines der jähsten, das über nicht allzu Schuldige niederging und in einem Augenblick des Spieles Existenzen zertrümmerte, aber, durch einen Einschlag kleinstaatlicher Komik aufgehellt, zuguterletzt eine Gewalttat ohne schwere Folgen blieb, soll hier erzählt werden, nach den Originalakten, die (ich weiß nicht auf welchem Wege) in den Besitz der Familie eines der bestraften Beamten gelangt sind.[1])

Als nach den unglücklichen Gefechten Erzherzog Karls zwischen Isar und Donau im April 1809 Napoleon, der gerade damals der Beflissenheit Friedrichs von Württemberg Wesentliches verdankte, den Marsch auf Wien antrat, wurde Württemberg tagtäglich von französischen und Rheinbundtruppen in verschiedenen Richtungen durchzogen. Das Oberamt Heidenheim an der bayerischen Grenze hatte zum erstenmal am 25. April einen Transport von 4200 kriegsgefangenen Österreichern in Empfang zu nehmen, die auf der Militärstraße über Göppingen und Schorndorf nach

[1]) Sie befinden sich im Nachlaß meines Großvaters, des Wirkl. Geheimrats Max Kern. Die gleichzeitigen Akten werden ergänzt durch eine Eingabe Pistorius' von 1822, die, „aus dem Gedächtnis niedergeschrieben", in der Reihenfolge der Erzählung Irrtümer enthält, aber die einzelnen Geschehnisse lebhafter veranschaulicht als der Holzschuhersche Untersuchungsbericht.

Westen ziehen sollten. Die Stadt Heidenheim war von französischem Militär überflutet, das sich ziemlich gesetzlos benahm. Der treffliche Oberamtmann Pistorius war gerade auf ein paar Stunden abwesend, um ein dringendes Amtsgeschäft in Sontheim zu erledigen, als jener Transport unter bayerischer Eskorte eintraf: das württembergische Quartieramt wußte trotz der schlechten Witterung keine bessere Unterkunft als innerhalb der Kirchhofmauern. Aber der bayerische Oberstleutnant, der aus gutem Herzen wie aus Besorgnis, die Gefangenen möchten entweichen, darauf bestand, daß sie in bedecktem Raum untergebracht würden, erzwang von dem Vertreter des Oberamtmanns, Oberamtsaktuar Kern, und von dem Kameralverwalter die Eröffnung des unbewohnten und schon früher für ähnliche Zwecke gebrauchten Schlosses Hellenstein. Als Pistorius zurückkam, stellte ihn der Eskortenkommandant vor das Fait accompli.

Der Vorfall war keines Aufhebens wert. Aber eine persönliche Intrige des Kameralverwalters Knab gegen Pistorius trug die kleinstädtischen Eifersüchteleien Heidenheims mit den politischen Sorgen des königlichen Kabinetts zusammen, und es entzündete sich ein Brand.

Schon zu Anfang des Jahres hatte der König die allgemeine Entwaffnung der Bevölkerung angeordnet. Jetzt fürchtete man, daß auch in den Rheinbundstaaten das Volk von der Bewegung, die einen Andreas Hofer und Schill als Lieblinge Deutschlands emportrug, angesteckt werden und seinen Regierungen Ungelegenheiten machen könnte. Die Berührung des Volkes mit den österreichischen Gefangenen möglichst einzuschränken, war die Sorge Friedrichs. Nun hatte Pistorius, in der Annahme, die Transporte geschähen, ebenso wie die häufigen Truppendurchzüge dieser Tage, mit Vorwissen der Regierung, es verabsäumt, ihr darüber Anzeige zu erstatten. Als deshalb am 27. April von anderer Seite der Gefangenendurchmarsch gemeldet wurde, erging an das Oberamt Heidenheim, mit strengem Verweis wegen unterlassener Anzeige, der gemessene Befehl, nachfolgende Transporte unverweilt zur allerhöchsten Kenntnis zu bringen, außerdem solche Exzesse, wie bei dem ersten Transport vorgefallen, als Entlaufen von Gefangenen in die Wälder, Erbrechen königlicher Fruchtkästen, vor

allem auch das Einquartieren von Gefangenen in Domanialgebäuden aller Art (statt in Kapellen, Kirchen, Scheuern) und jede Gemeinschaft von Gefangenen mit königlichen Untertanen zu verhindern.

Allein bevor dieser Kabinettsbefehl den zwanzig Stunden weiten Weg nach Heidenheim zurücklegen konnte, war dort das Unheil weiter seine Bahn gegangen.

Am 27. April waren 2500 Österreicher am Stadttor angelangt, eskortiert nicht von regulären Truppen, sondern von bayerischen Milizen, die natürlich ungesäumt nach Hause zurück verlangten. Pistorius war in großer Verlegenheit. Er wandte sich an den Kommandanten der französischen Truppen. Der aber hatte für die Beklemmungen württembergischer Beamten wenig Mitgefühl und weigerte sich, eine Eskorte zu stellen. Pistorius vertraute nun dem gesunden Menschenverstand und dem bayerischen Beispiel und formierte aus 200 zusammenberufenen Bürgern und Bauern unter der Führung seines Namensvetters, des Advokaten Pistorius, eine Bedeckungsmannschaft, deren militärische Ausrüstung, aus Prügeln, alten Gewehren und Säbeln bestehend, für diesen Zweck genügte. So ging's bis zur Grenze des Oberamts Aalen, dessen Amtmann die Eskorte auflöste und aus Leuten seines Oberamts neubildete, ebenso wie nacheinander die Beamten in Gmünd und Schorndorf. So schob sich der Transport von einer Oberamtsgrenze zur anderen und überall erzeugte er eine kurzdauernde Volksbewaffnung.

Als der König am 29. über Schorndorf, dessen Oberamtmann das königliche „Centralcomité in Marschsachen" verständigte, von der sonderbaren Marschkolonne erfuhr, geriet er in großen Zorn. Natürlich fiel die ungeheuerliche Tatsache der Bauernbewaffnung wieder dem ahnungslosen Pistorius als Anstifter zur Last. Der aber hatte inzwischen noch eine weitere Sünde auf sein Haupt geladen. Noch vor Empfang der strengen Kabinettsordre vom 27., am Abend des 28. nämlich, brachte er einen dritten, unter französischer Bedeckung anlangenden Gefangenenzug wiederum im Schloß unter. Dort hausten die 1500 desperaten Gäste freilich nicht fein. Sie schlugen, da sie das Quartieramt nach ihrer Ansicht mit Brennholz zu knapp versorgte, Kirchenstühle, Pferdeständer und Fußböden klein und machten sich in den Zimmern und unter dem Dachstuhl Feuer an. Ähnlichen Schaden in früheren Kriegs-

läuften hatten stillschweigend immer entweder die Rentkammer selbst oder Stadt und Amt getragen. Die französische Eskorte zeigte sich lässig; auch ein paar Bürger, die den Ordnungsdienst versahen, sogar eine persönliche Ronde des Oberamtmanns in tiefster Nacht konnten zum Jammer des Burgvogts das wüste Hausen nicht verhindern.

An diesem unordentlichen Morgen des 29. April traf nun auch der strikte Kabinettsbefehl, der die Einquartierung im Schlosse verbot, ein. Und nun hielt der Herr Kameralverwalter Knab seinen Augenblick für gekommen, in die Geschichte einzugreifen.[1] Er denunzierte den Oberamtmann Pistorius und den Aktuar Kern. Und um die Denunziation wirkungsvoller zu machen, irrte er sich ein wenig im Datum und verlegte die zweite Schloßeinquartierung auf den 29., nach Empfang der Kabinettsordre; außerdem schätzte er die in grellen Farben geschilderte Verwüstung des Schloßinnern auf einen Schaden von 800—1000 fl. (Spätere Schätzungen bewegten sich zwischen 175 und 300 fl.) Er hatte es übrigens kaum mehr nötig gehabt, den König aufzureizen. Als Friedrich von der Bauernmiliz hörte, am selben 29. April, hatte er sofort den Oberregierungsrat v. Holzschuher nach Heidenheim gesandt zur Untersuchung dieser „über alle Maassen gehenden Unordnung, welche S. K. M. schwer bestrafen werden." Als echter Autokrat sandte Friedrich die Endresolution der Untersuchung vorauf. Hierfür genügte ihm der erste Eindruck, und Holzschuher reiste in der Tat als Vollstrecker einer schon vorverfügten Strafe, um nur, mit gebundenem Ergebnis, pro forma zu inquirieren.

In der Oberamtei zu Heidenheim feierte man eine behagliche Walpurgisnacht. Zum erstenmal seit fast einer Woche war ein Tag ohne Gefangenenschub vergangen, und so schienen die bayerischen Schlachtfelder denn endlich geleert zu sein. Man trank auf friedlichere Zeiten und vielleicht mit gedämpfter Stimme auf einen österreichischen Sieg, den doch keiner ernstlich zu erhoffen wagte. Und Pistorius erzählte seinem getreuen Aktuarius Kern ein gelungenes Abenteuer, auf das er stolz war: wie er in den letzten

[1]) Vermutlich bestimmte ihn außer der mißgünstigen Gesinnung, die aus den Akten deutlich hervorscheint, Angst um die eigene Sicherheit, da er in erster Linie für die Schloßbeschädigung aufzukommen hatte.

Tagen die Franzosen, die alle Pferde in Heidenheim mit Gewalt wegnahmen, in voller Amtswürde überlistet hatte, um sein schönes Gespann zu retten. Er hatte sich selbst auf den Bock gesetzt, war zum Tor hinausgefahren, während gerade der Tumult am größten war, hatte nach ein paar Minuten den Wagen einem bestellten Vertrauensmann übergeben, der sich samt den Pferden im Dorfe Söhnstett verborgen halten sollte, und war alsobald auf einem Fußpfad in die Stadt zurückgekehrt. Der Emsige ahnte nicht, daß er sich damit den Strick des Verderbens noch enger knotete. Kameralverwalter Knab hatte alles gesehen und hinterbrachte dem König, der Oberamtmann „fahre weg, wenn die Not am größten sei." Wir verdanken es ihm, daß uns dies Geschichtchen aus der Franzosenzeit in den Akten bewahrt blieb, ebenso wie das von den drei österreichischen Offizieren, die, obdachlos in den Straßen irrend, von Pistorius in sein Haus geladen waren — aus Gnade und Barmherzigkeit, erklärte Pistorius —, aus verräterischer „österreichischer Gesinnung", berichtete der Kameralverwalter.

Am 1. oder 2. Mai traf der Oberregierungsrat v. Holzschuher ein. Sein auf den Knabschen Bericht inzwischen verschärfter Auftrag lautete kurz und klar. Er verhaftete sogleich den Aktuarius Kern und übergab ihn, ohne ihn erst zu verhören, der Gendarmerie mit dem Befehl, den Gefangenen auf den Asperg zu bringen. Es war der Monat, in dem Schill fallen sollte. Im oberschwäbischen Neuwürttemberg sah man, nach Pistorius' eigenen Worten, dem Einfall der „vorarlbergischen Insurgenten" entgegen. Es war zu jener Zeit wohl kein ganz leichter Gang für einen württembergischen Beamten, unter dem Verdacht der Begünstigung des Feindes in das alte Gefängnis eines Schubart zu wandern. Kerns Worte an den Commissarius v. Holzschuher lauteten nach den Akten: „Es ist doch noch ein Gott im Himmel." Weiter hatte er in der ganzen Angelegenheit nichts zu sagen.[1]) Darauf begann Holzschuher die

[1]) Der Grund für die besonders summarische Behandlung Kerns ist wohl darin zu sehen, daß Kern am 25. April an Knab ein Billet geschrieben hatte des Inhalts, man werde sich wohl dem eigenmächtigen Vorgehen des bayerischen Offiziers nicht widersetzen können. Dies Billet hatte Knab seiner Denunziation beigefügt, und da der König nach der absichtlichen Unklarheit der Knabschen Darstellung das wohl undatierte Billet auf den Vorfall vom 28. bezog, so glaubte er den Aktuar der offenen Auflehnung gegen sein Dekret durch Schriftbeweis bereits überführt.

peinliche Untersuchung gegen Pistorius, der, seiner sicheren Bestrafung entgegensehend, sich gleichfalls an dem Gefühl, Unrecht zu leiden, stärkte. „Meine Rechtfertigung konnte auf keinen Fall genügen, da meine Schuldbarkeit schon in dem Comissions-Dekret ausgesprochen war.“ Er entschuldigte sich denn auch nur schwach, vor allem mit der via facti, und machte in der via juris für die Aufbietung der Bauernmiliz nur den alten Brauch im Oberamt Heidenheim geltend, daß die Bürger „mit Ober- und Untergewöhr bey dem ruggerichtlichen Durchgang erscheinen müßten,“ — was eben gerade noch ein Rest der Verhältnisse war, die man durch die allgemeine Entwaffnung des Volkes aufzuheben beabsichtigte.

Inzwischen war ja nun aber die Knabsche Anzeige durch den Finanzminister dem König vorgelegt worden. Noch einmal donnerte es aus dem Kabinett. Dem Ergebnis der Holzschuherschen Untersuchung aufs neue vorgreifend, verfügte Friedrich am 2. Mai, daß der Oberamtmann den gemeldeten Schaden im Schlosse aus eigener Tasche zu ersetzen habe.

Am 9. Mai brachte Holzschuher seinen Bericht heraus, nach dem der König drängte. Etwas Licht war entschieden auf die verwirrte Angelegenheit gefallen. Dem Regierungsrat schienen die Heidenheimer Beamten nicht ganz so schuldig wie dem aufgebrachten Fürsten. Er durfte es freilich kaum zwischen den Zeilen andeuten, daß weniger böser Wille oder Ungeschick als der Zwiespalt zwischen französisch-bayerischer Übermacht und dem Wunsch des absoluten Landesherrn, absoluten Gehorsam zu finden, den Oberamtmann erfaßt hatte, der „die gehäuften Geschäfte bei Tag und Nacht mit aller Thätigkeit versah“. Nebenbei kamen jetzt die Entstellungen und Übertreibungen Knabs heraus, dem bei dem einschlagenden Erfolg seiner Gesinnungstüchtigkeit anfing bange zu werden.

Wenn der König einmal zürnte, so hatte in der Tat niemand im Umkreis seines Zornes Grund, sich ins Fäustchen zu lachen. Dem Knab verordnete er höchstpersönlich wegen einer durch seine Unwahrheiten nötig gewordenen zweiten Untersuchung Holzschuhers die Hälfte der hierdurch erwachsenen Kosten, etwa 65 Gulden, zu tragen. Der Herr Commissarius selbst büßte den Mangel an sittlicher Entrüstung, den sein Bericht durchspüren ließ, mit einem

groben Rüffel. Pistorius endlich wurde schlicht des Amtes entlassen und hatte, da er das Schloß reparieren lassen, die ziemlich hohen Kosten der gegen ihn geführten Untersuchung mit Ausnahme des Knabschen Sündenanteils tragen und überdies bei seiner jähen Vertreibung und der Auflösung seines Haushaltes seine Fahrnis „mitten im Kriegslärm" versteigern lassen mußte, einen Schaden, den er selbst auf 6000 Gulden schätzte und der jedenfalls etwas viel Strafe war für eine Verfehlung, für die er nichts konnte. Daß er „weggejagt" sei, erfuhr Pistorius übrigens zuerst aus der Zeitung; der Erlaß wurde ihm nicht einmal zugefertigt.

Die für des Königs Art so beredte Verfügung vom 11. Mai lautet:

„Seine Königliche Majestät haben die beiden au: Berichte des Königlichen Ministerii des Innern betreffend die Untersuchungen des Regierungsraths von Holzschuher über die Abwesenheit des Oberamtmanns Pistorius von Heidenheim zur Zeit des Einmarsches der Östreichischen Kriegsgefangenen und deren Einquartirung auf dem Schlosse daselbst und über die unterbliebene Anzeige von dem Einmarsch der Östreichischen Kriegsgefangenen ins Königreich bei Heidenheim und deren Escortirung durch bewaffnete Bauern eingesehen und, so schwach auch die Untersuchungen besagten Oberregierungsraths geführt worden sind, doch genug daraus entnommen, um den Oberamtmann Pistorius zu Heidenheim ohne weiteres als einen elenden schlechten Beamten von seiner Stelle zu entlassen und nicht anders wieder, als zu einer subalternen Stelle zu gebrauchen. Das Oberamt Heidenheim wollen Seine Königliche Majestät dem General-Secretaire des Ministeriums des Innern, Reg. Rath Mieg übertragen haben und wegen Wiederbesetzung dieser Stelle au: Anträge von dem Minister erwarten. Decr. Ludwigsburg den 11. May 1809.

Friderich.

Nicht einmal bis zu Miegs Amtsantritt durfte Pistorius noch amtieren; es wurde ihm auferlegt, sogleich „per Estaffete" einen Amtsvorsteher zu bestellen und „wie ein Verbrecher die Stadt zu verlassen." Aber das Unwetter traf noch mehr Unschuldige. Ein tragikomisches Gegenstück zu der Kabinettsordre ist der submisseste Klageruf des „beförderten" Generalsekretärs Mieg, der

es bitter zu beweinen hatte, daß das allerhöchste Vertrauen gerade auf ihn fiel.

„Stuttgart, den 12ten May 1809.

Oberregierungsrath Generalsecretaire Mieg wagt in Hinsicht auf seine Versezung auf das Oberamt Heidenheim einige allerunterthänigste Bitten vor dem Throne niederzulegen.

Euer königliche Majestät

haben allergnädigst geruht, mich zum Oberamtmann in Heidenheim zu ernennen. So schmerzhaft mir diese Versetzung sowohl im Punkt der Ehre, als des Gehalts fallen müßte, wenn ich mich nicht auf die Gerechtigkeit Euer Königlichen Majestät getrost verlassen dürfte, so werde ich doch dem allerhöchsten Befehl, wie immer, mit Hingebung mich unterwerfen, ob es mir gleich, da ich vor sechs Jahren nur ein halb Jahr Beamter war, und seitdem immer in Canzleien arbeitete, wegen ermanglender Routine bange seyn muß, in diesem großen Oberamt in dem schwierigsten Zeitpunkt der allerhöchsten Erwartung zu entsprechen.

In der Hoffnung, daß die Versezung auf eine Beamten-Stelle nicht eine wirkliche Zurücksezung für mich seyn solle, wovon ich mir vergebens eine Veranlassung denke, da ich während meiner 10jährigen Dienstzeit immer nur Beweise der Zufriedenheit meiner Vorgesezten erhielt, so wage ich es folgende allerunterthänigste Bitten vor dem allerhöchsten Thron niederzulegen:

a) um Vorbehalt meines Charakters und Rangs als wirklicher Oberregierungsrath, den mir Euer Königliche Majestät vor 2 Jahren zu ertheilen geruhten.

b) um Bestimmung eines Beitrags zu dem bei der Entfernung von 20 Stunden mich wenigstens 300 fl. kostenden Aufzug.

c) endlich, da ich bisher einen fixen Gehalt von 1341 fl. genossen habe, mit der Oberamtey Heidenheim aber, ungeachtet es eine Beamtung der ersten Größe ist, nur 800 fl. fixum verbunden sind, um eine persönliche Ergänzung dessen, was ich gegen meinen bisherigen Gehalt verliere.

Euer Königlichen Majestät denken zu gerecht und edel, als daß ich nicht allergnädigste Gewährung dieser, wie ich hoffe, nicht unbescheidenen Bitten getrost hoffen dürfte.

Ich ersterbe" etc.

Der unwirsche Kabinettsbefehl auf der Rückseite dieser Eingabe lautet:

„Seine Königliche Majestät wollen dem Minister des Innern gst. aufgegeben haben, dem Oberregierungsrath Oberamtmann Mieg hierauf zu eröffnen, daß er zu gehorchen und auf seinen Posten sich zu begeben habe, übrigens seinen Charakter beibehalten könne. Decr. Ludwigsburg den 13. May 1809. Friderich."

Dies also war das Ergebnis des österreichischen Nachtlagers im Schloß Hellenstein. Daß nach Verrauchung des königlichen Ärgers Kern den Asperg wieder verließ und Pistorius nach wenigen Wochen schon Oberamtmann zu Ochsenhausen wurde, wo er sich sogar auf einen besondern Vertrauensposten gestellt fühlte, bildet den unerwartet behaglichen Abschluß der Affäre. Sachlich trug das Ausbleiben jeder Aufstandsregung, die man befürchtet hatte, dazu bei, die Entfernung des „verdächtiger Grundsätze" schuldigen Beamten von dem Grenzposten als übereilt zu zeigen. Auch Mieg wird seinen Gehalt wieder voll bekommen haben.[1]) Aber es war doch eine Schule im duldenden Gehorsam, durch die sie alle gegangen waren, und Pistorius wußte wohl, warum er erst nach dem Tod König Friedrichs sich an die Regierung wandte, um wenigstens ideelle Sühne für die erlittene Unbill dadurch zu erlangen, daß seine Amtsentlassung als nicht zu Recht geschehen anerkannt würde. König Wilhelm I. hat im Jahr 1823 diese Rehabilitation ohne Zögern vorgenommen, womit er zugleich eine beinahe eindeutige Verurteilung des väterlichen Gebarens aussprach.[2])

[1]) Wie empfindlich der König gegen jeden Widerspruch war, zeigt folgendes Schreiben des Ministers des Innern an Mieg (im Konzept bei den Akten): „Sie erhalten, werter Oberregierungsrath, in der Anlage die Königliche Antwort auf Ihre Eingabe, welche ich Ihnen zu publiciren beauftragt bin. Der verhältnismäßig nicht gut gewählten Fassung Ihres Exhibiti haben Sie wahrscheinlich zum großen Theil den Inhalt der höchsten Antwort zu verdanken. Eilen Sie ja, wenigstens für Ihre Person, auf Ihre Stelle, denn K. Maj. erwarten solches gewiß." Mieg hätte natürlich seinen ersten Ärger verhehlen und sich für den Auftrag bedanken müssen, der ihn vom Bureau auf eine selbständige Stelle „hob". Der Minister läßt aber zwischen den Zeilen lesen, daß er die ungerechte Behandlung Miegs nicht billigt.

[2]) In seiner Eingabe darf es Pistorius 1822 wagen, den Ton darauf zu legen, „daß alle Verfügungen in der Sache unmittelbar von dem hochseligen König erlassen wurden", und von der „vorgefaßten Meinung des Königs gegen mich" reden.

BRIEFE VON K. W. NITZSCH AN W. SCHRADER (1868—1880).

HERAUSGEGEBEN VON GEORG v. BELOW UND K. VOGEL.

„Eine feine Natur mit starkem Empfindungsleben und innerlicher Anschauungskraft, offen und aufnahmefähig, zugleich aber in sich gefestigt und auf dem Eigenen beharrend" — mit diesen Worten ist kürzlich K. W. Nitzsch auf Grund der in Bd. 8 des Archivs veröffentlichten Briefe[1]) geschildert worden[2]). Den gleichen Eindruck, vielleicht in noch erhöhtem Maße, gewinnt man aus den Briefen von Nitzsch an W. Schrader, die wir hier folgen lassen. Die sympathische Persönlichkeit und das universale Interesse, das ihn belebte, treten uns greifbar entgegen.

Die früher mitgeteilten Briefe[3]) haben uns bereits gezeigt, daß Schrader zu den Freunden von Nitzsch gehörte. Wie Nitzsch in einem der folgenden Briefe (vom 14. Okt. 1872) es ausspricht, fand er in seiner Königsberger Zeit bei niemand „eine so innerliche und gleichmäßige Zustimmung" wie eben bei Schrader. Aus den gemeinsamen Königsberger Jahren liegt nur ein Brief vor. Der nächste ist in dem Augenblick geschrieben, in dem sich Nitzsch anschickt nach Berlin überzusiedeln. Die übrigen stammen sämtlich aus seiner Berliner Zeit. Der letzte ist wenige Monate vor seinem Tode geschrieben.

W. Schrader, geb. 1817, war in Königsberg als Provinzialschulrat und Mitglied der Prüfungskommission für das höhere

[1]) Archiv f Kulturg. Bd. 8, S. 305 ff. u. 437 ff.: Briefe von K. W. Nitzsch an W. Maurenbrecher (1861—80), hera. von G. v. Below und M. Schulz.

[2]) Historische Ztschr. Bd. 106, S. 641.

[3]) Vgl. außer der Publikation in Archiv Bd. 8 Ztschr. f. Geschichte von Schleswig-Holstein Bd. 41, S. 1 ff.: Briefe von K. W. Nitzsch an Jessen, seine Eltern und seinen Bruder Ernst, hera. von G. v. Below und M. Schulz. Der daselbst S. 18 genannte Direktor K. ist der späterhin als Leiter des Luisenstädtischen Gymnasiums in Berlin erfolgreich tätige Direktor Kock, Herausgeber der Fragmente der griechischen Komiker, Übersetzer von Goethes Iphigenie ins Griechische, als Mensch, als Gelehrter, als Pädagog hochgeschätzt.

Lehrfach mit Nitzsch in Beziehung getreten. Später hat er (seit 1882) in hohem Ansehen das Kuratoramt in Halle verwaltet; er starb 1907. Allgemein bekannt ist er durch seine pädagogischen Schriften und seine Geschichte der Universität Halle. Die vorliegenden Briefe nehmen auf seine umfassenden wissenschaftlichen, pädagogischen, kirchlichen Interessen, nicht am wenigsten auch auf seine politische Stellung Bezug. In jungen Jahren schon politisch tätig, Mitglied des Frankfurter Parlaments, gehörte er in der Zeit, als er Nitzsch kennen lernte, zu den Altliberalen. Weiterhin schloß er sich der freikonservativen Partei an und entfaltete von 1878 ab in Königsberg von neuem eine eifrige politische Tätigkeit, indem er sich eifrig an dem Kampf gegen die Fortschrittspartei beteiligte. Wenn diese Partei seit jenem Jahre in Ostpreußen zurückgedrängt wurde, so kommt Schrader dabei ohne Zweifel ein nicht unerheblicher Anteil zu.

Die politischen Gesichtspunkte treten, wie hiernach verständlich, in unsern Briefen besonders gegen jenes Jahr hin hervor. Was über die Zeit des Kulturkampfes und den tiefgreifenden Umschwung der Politik, der in den Jahren 1878—79 sich unter Bismarcks Führung vollzog, berichtet wird, ist durchweg bemerkenswert. Nitzsch empfand es, wie man sieht, deutlich, daß mit dem Jahre 1878 eine neue Zeit und zwar eine große begann, während so viele seiner Kollegen damals nur Rückgang und den Anfang der Finsternis wahrzunehmen glaubten. Im übrigen bieten die Briefe einen stattlichen Reichtum von Mitteilungen über das akademische Leben und die wissenschaftlichen Bewegungen und Gegensätze des Jahrzehnts nach dem großen Kriege. Vor allem sind es die Universitäten Königsberg und Berlin, über die wir unterrichtet werden. Der Königsberger Verhältnisse gedenkt Nitzsch von Berlin aus wiederholt mit starkem Tadel; aber es sind wesentlich die alten politischen Zustände, die ihm eine unangenehme Erinnerung wachrufen[1]. Den Königsberger Freundeskreis nennt er mit wärmster Anerkennung.

[1]) Seiner Wahl zum Rektor hatte die liberale Partei in Königsberg, wie er berichtet (Ztschr. f. Gesch. v. Schl.-Holstein Bd. 41, S. 93), widersprochen. Laband bestätigt mir diese Darstellung: man wollte Nitzsch nicht, weil er „konservativ“, „reaktionär“ sei. Laband trat für ihn ein.

Leider sind die Briefe Schraders nicht erhalten. Für die Überlassung der Briefe von Nitzsch zur Veröffentlichung sprechen wir der Tochter Schraders, Frl. Marie Schrader in Halle, unsern aufrichtigen Dank aus. G. v. B.

Bad Gleisweiler bei Landau,
13. 9. 68.

Verehrter Freund.

Wie Sie aus dem Datum sehen, sitze ich heuer in der Pfalz — seit vorigem Mittwoch, um meinen südlichen Ausflug mit einigen Localstudien über die Staufischen Denkmäler dieses lachenden Stückes deutscher Erde zu schließen [1]. Ich weiß wirklich kein anderes Beiwort, um den Eindruck von Fruchtbarkeit, landschaftlicher Schönheit und hoher Kultur zu bezeichnen, den diese Gegenden die Tage daher auf mich gemacht haben und immer noch machen. Das ganz italisch sonnige Wetter dieser Wochen kommt dazu, um einen vollständig über die Alpen zu versetzen, u. ich begreife die Staufen u. ihre hiesige Ministerialität sehr wol, wenn sie sich im Süden der Alpen wie auf heimischem Boden u. im Norden des Main, im Osten des Schwarzwalds in der Fremde fühlten.

Mein Standquartier liegt in der Spitze eines rechten Winkels zwischen dem Trifels, des Reiches Schatzhaus, u. der Pfarre zu Nußdorf, wo der Hauptaltertümler dieser Gegenden, Pfarrer Lehmann [2], wohnt.

Über das, was ich sonst gesehn u. gehört, werden wir ja noch Zeit genug zu discurriren haben. Mich trieb es nur, Ihnen eine Notiz zukommen zu lassen, damit Sie wußten, wohin Sie etwaige Mittheilungen an mich zu richten haben.

Jedenfalls Ende nächster (od. dieser) Woche d. h. bald nach dem 15. Sept. werde ich in Greifswalde bei meinem Schwiegervater, Rechnungsrath Patzig, zu finden sein. Da ich so etwas spät nach Greifsw. komme und wir daran dachten, noch auf der Rückreise in Pr. Holland und Allenstein vorzusprechen, so wüßte ich gerne, wann ich frühstens in Königsberg sein müßte, um die prüfungsbedürftigen Seelen, die meiner harren, nicht zu lange warten zu lassen.

Indem ich mich Ihrer Frau Gemahlin bestens empfehle, mit den herzlichsten Grüßen für Hirsch sen. u. jun. [3]

Ihr treu ergebener
Nitzsch.

---

[1]) Vgl. hierzu den 1872 in Bd. 30 der Pr. Jahrb. erschienenen Aufsatz: „Die Oberrhein. Tiefebene u. das deutsche Reich im Mittelalter."

[2]) J. G. Lehmann (1797—1876), seit 1846 in Nußdorf, gab 1857—66 s „Urkundl. Geschichte der Burgen u. Bergschlösser d. bayr. Pfalz" heraus. Damit begründete er die pfälzische Lokalgeschichte. Vgl. A. D. B. Bd. 18, S. 145.

[3]) Vgl. über den Königsberger Freundeskreis N.'s u. das sog. „Montagskränzchen", zu dem auch Hirsch sen. u. jun. gehörten, Arch. f. Kulturg. 8, S. 321 A. 3. u. 4.

Berchtesgaden, 19. 8. 72.

Verehrter Freund.

Sie werden wohl schon davon gehört haben, daß ich kurz vor meiner Abreise einen Ruf nach Berlin erhielt. Die Sache ist so gut wie abgemacht [1], es handelt sich nur noch um eine Feststellung in Betreff der Umzugskosten, auf die ich auch nicht so bestimmt dringen würde, wenn nicht Olshausens [2]) Art mich dazu veranlaßt hätte, da er äußerte, „es würden sich darüber vermuthlich keine Schwierigkeiten ergeben". Ich erwarte jetzt nur noch, da O. verreist ist, eine Rückäußerung unmittelbar vom Minister. Was mich veranlaßt, Ihnen jetzt schon zu schreiben, ist zunächst der Wunsch, denjenigen Kandidaten, die dicht vor dem Examen stehen, womöglich nicht hemmend in den Weg zu treten.... Ich denke Anfang September meine Rückreise anzutreten, so daß ich in den Tagen vom 12.—21. Sept. jedenfalls in Königsberg sein würde, wenn die genannten zum Examen bereit wären. Um den 6 kommen die meisten Berliner Bekannten erst aus den Bädern zurück. Ob ich noch als Prorektor zum 13ten in Marienburg sein muß, ist mir vollständig unklar [3]; sollte es nöthig sein, daß die Univ. dort vertreten sei, so hoffe ich, daß Caspary [4] geht.

Wenn dagegen die betr. Kandidaten nicht Schritte thun oder getan haben, um vor Anfang Oktober geprüft zu werden, so würde ich möglicher Weise schon früher Königsb. verlassen, um noch einige Abschiedsbesuche in der Provinz zu machen.

Sie können denken, mein lieber Freund, daß diese für mich so große und wichtige Lebenswendung, auch wegen der notwendigen schnellen Entscheidung, mich vielfach bewegt hat. Die Bedingung, daß ich sofort im nächsten Semester und zwar mit deutscher Geschichte beginnen solle, stand für das Ministerium obenan u. machte mir, aufrichtig gesagt, die Sache besonders angenehm und anziehend. Ich hatte dasselbe Kolleg eben in Königsberg geschlossen u. habe dann regelmäßig das Bedürfnis empfunden, den Stoff gleich noch einmal vorzunehmen. Wie der Anfang dann wird, weiß Niemand. Müllenhoff [5] u. Harms [6] prophezeien mir sehr wenig, andere

---

[1]) Die Übersiedelung erfolgte tatsächlich 1872.

[2]) Vergl. über ihn Arch. f. Kulturg. 8, S. 316 A. 2.

[3]) Am 13. Sept. 72 fand dort die Säkularfeier für den Anschluß Westpreußens an die preuß. Monarchie unter Friedrich d. Gr. statt. Besuch Kaiser Wilhelm's, Grundsteinlegung eines Denkmals Friedrichs d. Gr. etc.

[4]) Caspary (1818—87), Botaniker, seit 1858 Prof. in Königsberg. Er war damals Rector.

[5]) Karl Müllenhoff (1818—84), seit 1858 O. f. germ. Phil. in Berlin als Nachfolger Grimms.

[6]) Harms (1819—80), hab. sich 1842 in Kiel, 1848 EO., 1858 O., 1867 folgt er einem Rufe nach Berlin. Von Kiel her kannte ihn N. schon. Vgl. Zeitschr. f. Gesch. v. Schleswig u. Holstein Bd. 41, S. 10. (Briefe von K. W. Nitzsch an Jessen etc.)

wieder viel Zuspruch; mich wird die große Aufgabe hoffentlich über dergleichen Erfahrungen u. Eindrücke glücklich hinwegführen.

Zunächst lebe ich hier unter unseren braven und biedern socii ein etwas langweiliges, aber doch wolthuendes Schlaraffenleben. Der Kronprinz hat wieder eine große Popularität eingeheimst, die Leute urgiren mit besonderem Nachdruck, daß der Kaiser auch ihr Kaiser u. der Kronprinz ihr Kronprinz sei. Die Kronprinzessin, die noch hier ist, schwärmt u. mit Recht für dieses wirklich wunderschöne Thal.

Das Münchener Fest [1]) hielt sich genau auf dem Niveau offizieller Mittelmäßigkeit mit Ausnahme der culinarischen Genüsse. Was meinen Sie zu Döllingers Äußerung, daß Oxford von allen protest. Universitäten am meisten für die geistige Entwicklung geleistet? Max Müller [2]) sprach im Namen der Fremden auch eigentlich nur von Oxford, u Giesebrecht [3]) proklamierte den einzigen Holländischen Ehrendoktor aus Leiden als einen Londoner. Die guten Holländer waren, nicht ohne Grund, sehr böse.

Doch davon mehr, wenn wir uns wiedersehen. Grüßen Sie die Freunde bestens. An Maurenbrecher schrieb ich schon Ende Juli von Nürnberg aus.

Vielleicht sind Sie so gut, mir entweder in nächster Zeit hierher (Büchsenmacher Jägerhuber) oder aber zu Anfang Sept. unter Müllenhoffs Adr. (Schellingstr. 7) nach Berlin eine Notiz zukommen zu lassen.

Leider bin ich hier wenige Tage zu spät gekommen, um Neumann [4]) zu treffen, was mir sehr leid that.

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin, den 14. Oktober 1872.

Lieber Freund.

Das beifolgende Dedikationsexemplar meines Büchleins [5]) soll Ihnen ein schwaches Zeichen des Dankes für all Ihre treue Theilnahme an meinem Thun u. Treiben sein, deren ich mich in den ganzen zehn Jahren meines Königsberger Aufenthaltes habe erfreuen können. Ich darf es jetzt wol hier aussprechen, daß ich bei Ihnen doch in jener wunderlichen Welt für alle die wichtigsten Interessen meines Lebens eine so innerliche und gleichmäßige Zustimmung fand wie bei sonst keinem. Dieses Gefühl wird mir nie wieder verloren gehen.

---

[1]) 400jährige Jubelfeier der Univers. München vom 31. Juli—3. Aug 1872. Neben den deutschschweiz. u. deutschösterr. Universitäten waren auch Oxford, Leyden, Christiania, Dorpat etc. vertreten. Vergl. Münch. Allg. Zeit. Beilage v. 13. Aug.

[2]) Max Müller (1823—1900), Sanskritforscher, war seit 1848 Prof. in Oxford, 1872 aber vorübergehend an d. neuen Univers. Straßburg.

[3]) Giesebrecht (1814—89), seit 1862 O. d. Gesch. in München. Er toastete auf die Festgäste.

[4]) Fr. Neumann (1798—1895), hab. 1826 in Königsberg, 1828 E. O., 1829 O. f. Physik u. Mineralogie. Vergl. s. Biographie von s. Tochter Luise N., 1904.

[5]) Wohl d. „Römische Annalistik", 1873 mit Vorrede v. Aug. 1872.

Unsere Übersiedelung gieng durchaus glücklich von Statten. Karl [1]) weinte bitterlich, als er von Mulinen fortmußte, wo er auf einem alten Dragonerfuchs zum ersten Mal weite Ritte ins Feld gemacht. Hier fanden wir unsere Sachen schon am Tag unserer Ankunft u. einen sehr tüchtigen Fuhrhalter, der sie schon Dienstag Nachmittag mit 3 Wagen u. 12 Mann in 3 Stunden unter Dach brachte. Wir waren selbst ganz überrascht über diese prompte Expedition. So brauchten wir nur zwei Tage u. Nächte im Westend Hotel zuzubringen, wo übrigens Aufnahme u. Preise ebenfalls ganz nach Wunsch.

Meiner Frau gefällt das Logis immer mehr, u. wir haben uns die erste Woche, ohne andere Hilfe u. Berathung in Anspruch nehmen zu müssen, schon im Rohbau eingerichtet. Karl ist in die Oberquinta des Wilhelmsgymnasiums aufgenommen. Ich kann freilich nicht sagen, daß der Director auf mich mehr Eindruck als den eines zuverlässigen Subalternbeamten gemacht hätte. Das äußerliche Etablissement ist ja vortrefflich u. der Junge kann in einer Viertelstunde da sein.

Ich denke Dienstag den 13. anzuschlagen u. am 28. gleichzeitig mit den meisten andern Kollegen anzufangen. Es ist eine mir nicht angenehme Fügung, daß mein Buch und die beiden Artikel in den Preuß. Jahrbüchern[2]) zugleich mit mir hier sich als nova produzieren, da man es dem Berliner nicht ausreden wird, daß das berechnet sey.

Harms u. Müllenhoff machen mir wenig Hoffnung auf ein irgend nur bedeutendes Auditorium. Gesehen habe ich außer den beiden bis jetzt nur Mommsen in einer kurzen, mir aber sehr merkwürdigen Unterredung.

Übrigens hat, was ich Ihnen schreibe, Mommsen als Decan den Antrag für meine Berufung sehr unbefangen motiviert. Leider hatte aber, schon vorher, der Heißsporn Müllenhoff wegen derselben mit Haupt[3]) und Mommsen sich vollständig überworfen, und meine persönliche Situation würde daher wahrscheinlich, ohne Harms altbewährte Ruhe und Besonnenheit, nicht angenehm gewesen sein.

Das Weitere muß man ja ruhig und gewissenhaft erwarten.

Grüßen Sie das Kränzchen u. Maurenbrecher[4]) speziell

von Ihrem

Nitzsch.

---

[1]) Nitzsch' Sohn. Vgl. Archiv Bd. 8, S. 310.

[2]) Seine „Annalistik" u. wohl s. Aufsatz: „Die Oberrhein. Tiefebene u. d. deutsche Reich im Mittelalter" Pr. Jahrbücher (1872) 30, S. 239 ff. u. S. 341 ff.; wiederabgedruckt in N's. „Deutsche Studien", 1879.

[3]) M. Haupt (1808—74), 1837 P.D. in Leipzig, 1841 E.O., 1843 O., seit 1853 O. in Berlin als Nachfolger Lachmanns

[4]) Auch Maurenbrecher gehörte zu dem oben genannten Königsberger Freundeskreis, der sich im „Montagskränzchen" traf. Vergl. die „Briefe von K.W. Nitzsch an W. Maurenbrecher 1861—1880", hrsg. v. G. v. Below u. M. Schulz, Arch. f. Kulturgesch. 8, 305 ff.

Berlin, 28. 12. 72.

Lieber Freund.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Glückwünsche zu meinem Neujahrstage. Ich habe ja allen Grund, dankbar u. vertrauensvoll das neue Jahr anzutreten, denn bisher hat sich ja Alles nach den Schwierigkeiten u. Unzulänglichkeiten des ersten Anfangs über Erwarten zusagend gestaltet. Die Lust u. Freude an meiner amtlichen Thätigkeit, die mir freilich, Gott sey dank, noch nie ausgegangen, hat auch hier vorgehalten.

Die Verhältnisse in der Facultät, die ja mit den Königsberger verglichen[1]) überhaupt golden sind, arrangieren sich immer mehr, wenigstens meinem Gefühl nach, zu meinen Gunsten. Und sie sind ja an sich schon durch Persönlichkeiten wie Helmholz[2]), Mommsen, Haupt interessant genug, so z. B. gestern, wo sich in einer Kommission unter vier Augen Ranke u. Haupt über Waitzs Taciteische Studien[3]) ausließen. Das unter uns!

Die Nothstände der Universität liegen freilich auf der Hand: Die ganze Strömung der Zeit u. die Stimme der Presse ist ihr entgegen. Nur will mir scheinen, als ob man sich die wirkliche Situation nicht klar mache.

Berlin vereinte in seinem ersten Vierteljahrhundert wirklich die großen Häupter der protestantischen Wissenschaft, die durch die Tiefe ihrer Fach- u. den Reichthum ihrer allgemeinen Bildung die Mittelpuncte unseres wissenschaftlichen Lebens waren. In der gegenwärtigen Periode sind solche Lehrkräfte wie Schleiermacher, Savigny, Ritter[4]) etc. überhaupt nicht mehr da. In diesem Sinne ist das alte Übergewicht der Universität überhaupt nicht herzustellen. Dazu ist der öffentliche Geist, so zu sagen, abhanden gekommen. Wenn Ranke sich ganz in seine Studierstube zurückzieht u. Waitz bei dem trostlosen Zustand der Monumenta immer nur von Pietät für Pertz, aber nicht von dem Schaden des großen, nationalen Werkes spricht, von dem er selbst groß geworden, so kann man nicht erwarten, daß die Katheder der hiesigen Universität sich mit dem Geist der zwanziger u. dreißiger Jahre wieder beleben sollen. Tempi passati!

---

[1]) Vgl. über die zum Teil aus politischen Gründen ihm unsympath. Persönlichkeiten in der Königsberger Universität Arch. f. Kulturg. 8, S. 313 u. über dortige Fakultätsstreitigk. ebenda S. 320.

[2]) H. Helmholz (1821—94), seit 1871 Prof. d. Physik in Berlin.

[3]) G. Waitz (1819—76), 1842—47 in Kiel, 1848—75 in Göttingen. Gemeint ist wohl Waitz's Aufsatz: „Über die principes in d. Germania des Tacitus", Forsch. 2, 385. Über den wissensch. Gegensatz von N. u. Waitz vergl. Briefe von N. an W. Maurenbrecher, Arch. f. Kulturg. 8, S. 348 u. auch Zeitschr. f. Gesch. v. Schleswig u. Holstein Bd. 41, S. 86.

[4]) Schleiermacher (1768—1834), seit 1810 O. d. Theologie. Über s. Stellung an der Universität vergl. jetzt M. Lenz, Gesch. der Universität Berlin, 1910f. — Savigny (1779—1861), 1810—48 O. in Berlin. — Der Geograph Ritter (1779—1850) war seit 1820 Prof. d. Geogr. in Berlin.

Es heißt, daß für die theologische Facultät mit Weizsäcker [1]) in Tübingen verhandelt wird, was mich sehr freuen sollte. Für die historischen Professuren haben wir neulich, auf das Drängen des Ministers, neue Vorschläge formuliert, die ich aber wol für mich behalten muß, da sie noch nicht einmal der Facultät mitgetheilt sind. Es scheint jedenfalls, daß Sickel [2]) schwerlich kommen wird. Daß Brunner zu Ostern bestimmt kommt, freut mich sehr.

Der Ausgang der letzten sog. „Krisis" [3]) in ein Ministerium Roon hat die Presse natürlich sehr aigrirt. Wehrenpfennig [4]) soll schon am Schluß seiner ersten großen Kampagne ganz flügellahm sein, Kruse von der Kölner geht in diesen Tagen als Reconvalescent aus einer schweren Nervenkrankheit nach Italien, ich denke, der Mißerfolg seines Wullenwever liegt ihm wohl noch in den Gliedern: er ist unwiderruflich begraben, wie es scheint. [5]) Mir scheint das Beachtenswerteste, daß Bismarck durch das neue Arrangement eine Stellung über, jedenfalls außerhalb des Gefechtsfelds der neuen kirchlichen Gesetzgebung nimmt. Aber Sie müssen nicht erwarten, von mir hiesige Stimmungsberichte zu erhalten, dazu sehe ich zu wenig Leute. Droysen [6]) und ich pflegen uns regelmäßig zu verfehlen. Mit Beseler [7]) sprach ich neulich im Mittwochskränzchen länger von Ihnen, er läßt Sie herzlich grüßen; die Spaziergänge mit Duncker [8]) sind durch die kurzen

---

[1]) K. Weizsäcker, 1847 habil. in Tübingen, 1861 O. der Kirchen- u. Dogmengeschichte.

[2]) Th. Sickel (1826—1908), seit 1867 in Wien; erhielt einen Ruf nach Berlin f. mittelalterliche Geschichte u. Hilfswissenschaften. Er lehnte ihn aber ab.

[3]) Ministerkrisis wegen Meinungsverschiedenheiten im Ministerium über einen im Nov. 72 zur Durchführung der Kreisordnung notwendigen Pairsschub im preuß. Herrenhaus. Roon, der wegen dieser Maßregel s. Demission einreicht, wird durch Ernennung zum präsid. Staatsminister gehalten, ein Posten der durch Rücktritt Bismarcks als Ministerpräsident frei wird. Die Veränderung wurde für einen Sieg der Stahlpartei u. für eine Niederlage Bismarcks gehalten. Vergl. Allg. Zeit. 19. u 22. Dez. 1872.

[4]) Wehrenpfennig (1829—1900) hatte 1859—62 als Direktor des litt. Bür.'s im Staatsmin. die Leitung d. Regierungspresse, 1872—73 Chefredakteur der „Spenerschen Zeitung". Seit 1863 redigierte er auch d. Pr. Jbb., war 1868—78 Mitglied des preuß Abgeordnetenhauses u. 1869—81 auch des Reichstags. Seit 1877 Referent über die Hochschulen, 1879 im Unterrichtsminist.

[5]) Kruse (1815—1902), Dichter u. Publizist, 1855—72 Hauptred. der Köln. Zeit., Verfasser zahlreicher Dramen, darunter des Wullenwever, 1870.

[6]) Joh. Gust. Droysen (1808—86), seit 1859 O. in Berlin.

[7]) Beseler, seit 1859 O. in Berlin. Von ihm die Selbstbiographie „Erlebtes u. Erstrebtes".

[8]) Max Duncker (1811—86), P. D. 1839 in Halle, E. O. 1842, 1857 O. in Tübingen. Seit 1859 im Dienste der preuß. Regierung, 1861 Vortragender Rat des Kronprinzen, 1867 Direktor der preuß. Staatsarchive. Vergl. über N's Nachmittagsspaziergänge Arch. f. Kulturg. 8, S. 322.

Nachmittage auch hinfällig geworden; denn wir sind beide nicht der Meinung Müllenhoffs, der nur im Stockdunkeln durch Dick u. Dünn promenirt.

Zellers[1]) populäre Vorlesungen haben auf mich, wenigstens in den Berichten, die der Vossischen darüber zugesandt werden, keinen besonderen Eindruck gemacht. Harms ist sehr leidend und liest nur mit größter Anstrengung. Mommsen geht Ende Januar nach Italien, wie es heißt auf länger. Ich habe einige seiner Seminaristen auch in meinen Übungen, nette Leute, wie er auch mit meinen beiden Königsbergern (Klebs u. Zippel) sehr zufrieden ist. Letztere klagen nur, daß er zu sehr allein das Wort führt, u. er selbst bedauerte gegen mich, daß er dem nicht abzuhelfen wisse. Es freut mich um so mehr, daß es mir gelungen, sofort in meinen Übungen den alten Königsberger Ton zu treffen u. festzuhalten. Arbeiten sind nach Weihnachten eine ganze Reihe angemeldet. Von Droysen's Seminar höre u. weiß ich gar Nichts. Für das nächste Semester schwanke ich noch zwischen der Fortsetzung der deutschen u. der allgemeinen Verfassungsgeschichte. Bis zum Jan. muß ich mich entscheiden.

Daß Sie aus der Prüfungscommission austreten, ist wieder ein Grund für mich, mich wegen meines Wegganges glücklich zu preisen. Also wird Friedländer[2]) die Leute einmal mit Appulejus u. Seneca zu Schulmännern bilden.

Was Lehrs[3]) Jubiläumsdecoration betrifft, so ist freilich die Entscheidung schwer, ich glaube der Adlerorden II würde ihm doch weniger unangenehm als der Geh. Rath sein. Mit letzterem sind doch auch hier Haupt, Droysen, Mommsen etc. noch immer verschont geblieben.

Maurenbrecher schrieb mir neulich über mein Buch. Bei seinen Bemerkungen wurde mir auf einmal die Situation recht klar. Ich habe so konsequent wie möglich die mittelalterliche Methode auf die alte Geschichte übertragen. Nun sagen die klassischen Historiker: nein, das paßt nicht, denn wir haben das bis jetzt nicht so weit getrieben, u. die mittelalterlichen: nein, das verstehen wir nicht, denn wir haben uns nie damit beschäftigt u. wollen es auch nicht, des lieben Friedens mit den Herren Collegen wegen. Fach bleibt Fach, u. eine allgemeine Wissenschaft ist nicht. Vielleicht täusche ich mich, sonst muß ich ja auf bessere Zeiten warten.

Ihr Sohn wird meine Grüße ja bestellt haben. Ihren Schwager[4]) sehe ich selten. Mich geniert es, seine unhemmbare Gefälligkeit zu viel zu beanspruchen, u. ich ziehe daher für meine geringen Bibliotheksbedürfnisse den gewöhnlichen Weg vor.

Ihrer Frau meine besten Empfehlungen. U. nun grüßen Sie die Freunde des Montagskränzchens recht ausdrücklich u. aufrichtig von mir, namentlich den verehrten alten Hirsch von Ihrem Nitzsch.

[1]) Ed. Zeller (1814—1908), seit 1872 Prof. d. Philos. in Berlin.

[2]) L. Friedländer, 1858 O. f. klass. Phil. in Königsberg.

[3]) K. Lehrs (1802—78), 1831 P. D. in Königsberg, 1835 E. O., 1845 O. der klass. Philologie daselbst.

[4]) Th. Pfund, kgl. Oberbibliothekar in Berlin † 1878.

Berlin, 28. 3. 73.

Lieber Freund.

Zunächst kann ich Ihnen mitteilen, was Sie aber vielleicht selbst schon erfahren, daß wir es bei Lehrs ganz richtig getroffen, als wir meinten, daß er lieber den roten Adler III mit II, als den Prof. mit dem Geh. Rat vertauschen würde. Ich weiß das aus bester Quelle. Das ganze Fest hat ihm sehr zugesagt, mir schrieb er namentlich, daß alle literarischen Gaben ganz ausgezeichnet wären.

Uns geht es ja so weiter gut: leider höre ich, daß Maurenbrechers so viel und schwere Krankheiten durchgemacht haben. Für die ist K. ja wahrlich eine Notstände, und ich wünschte dringend, daß sich ihm nach einer oder anderen Seite eine neue Aussicht eröffnete. Ich sprach neulich in diesem Sinne mit Sybel[1]) über ihn, der aber freilich meinte, wenn er geglaubt, M. habe sich seine Hörner abgelaufen, seyen immer wieder neue zum Vorschein gekommen. Gewiß ist etwas Wahres daran, aber die Meisten können sich doch von den Königsb. Universitätsverhältnissen keine ganz richtige Vorstellung machen.

Sybel und Waitz kommen Anf. dieser Woche zur Preisverteilungskommission pro 68-72 u. wir waren daher noch nicht officiell viel zusammen. Sehr hübsch war ein Abend bei Duncker, wo auch Roggenbach und Schmoller[2]) waren. Sybel sprach sich, von Duncker u. mir accommpagnirt, mit einer mir doch überraschenden Energie gegen die Zweckmäßigkeit des Parlamentarismus für uns u. über seinen Bankerot in England aus, so daß der gute Waitz aus seiner Sophaecke nur ganz verlegen reagierte zu Gunsten Gladstones. Sybel schilderte den Rheinischen Ultramontanismus sehr schwarz u. meinte, jetzt halte der Rittmeister dem Pfarrer noch die Stange, aber bei militärischen Mißerfolgen gegen Frankreich würden 90 % der Bevölkerung für den Anschluß an Frankreich sein (???). Man spricht nemlich hier in militärischen Kreisen so, als ob der Krieg mit Frankreich für 74 bestimmt zu erwarten (???), u. berechnet, daß ihre Mannschaftsbestände schon jetzt größer als die unsrigen, die Artillerie, was ja wohl klar vorliegt, ein Drittel stärker sei. Der Kronprinz, den Curtius[3]) neulich bei der Aufführung des „Bürgergenerals“ durch die kronprinzlichen Kinder länger gesprochen, soll blasser, etwas magrer u. gehaltener u. dadurch in seiner Erscheinung noch anziehender sein. Es war eine Nachfeier zum Kaisersgeburtstag, Regisseur war der alte Hegel-Werder.[4]) Roggenbach hat

---

[1]) Sybel, seit 1861 in Bonn.

[2]) F. v. Roggenbach (1825-1906), 1861-65 bad. Minister, 1869-70 Mitglied des Zollparlaments, 1871-73 Mitglied des Reichstags (Reichspartei). Vertrauter Freund des Kronprinzen Friedrich.

G. Schmoller, 64 EO., 65 O. in Halle, 1872 Prof. in Straßburg, kam erst 1882 nach Berlin.

[3]) Ernst Curtius (1814-96), seit 1868 O. f. klass. Archäologie in Berlin.

[4]) K. Werder Philosoph, Dichter, Hegelianer (1806-93).

weniger Aristokratisches, als ich erwartet, fast was vom Professor. Es wurde viel vom Elsaß gesprochen, Badenmeister (od. Baumeister?)[1]) soll durch Germanisirungseifer viel schaden, sonst äußerte sich Schmoller recht günstig. Waitz ist fabelhaft unverändert, er klagt sehr über das Prüfungsreglement, das der Geschichte soviele Lehramtskandidaten zuführe; freilich will er ja nicht Wort haben, daß er den Leuten die Dissertationen macht u. dadurch eben sich sein Seminar mit zum Theil Unfähigen füllt. Hier heißts unter dieser Sorte aus eigenster Erfahrung die Dissertationenfabrik. Und andrerseits klagt er, daß es trotz so vieler Historiker so wenig darunter fürs Mittelalter gäbe, u. sich alle gleich der neueren Geschichte zuwendeten. Mir liegt darin der Beweis, daß diese mittelalterlichen Studien auf die Leute nur den Eindruck einer Turnanstalt machen, u. daß das eigentliche wissenschaftliche Interesse nur bei wenigen geweckt wird, die man dann sofort an die Monumenten- oder Jahrbüchergaleere schmiedet. Über die Monumente wurde noch viel gesprochen. Man ist noch lange nicht mit Pertz zu Ende. Dabei ist der ganze Kreis der exklusiven Techniker von Wien bis Heidelberg in fieberhafter Aufregung: es tauchen Ideen auf, die der alten Bundestagszeit vollständig würdig. Ich freue mich sehr, daß ich mich von vornherein Jedem gegenüber in der totalen Reserve gehalten, die mir durch die Verhältnisse von selbst dictirt ist.

Im Kränzchen[2]) hielt neulich Hollweg[3]) einen Vortrag über Tocqueville u. Nordamerika,[4]) voll anziehender Wärme u. altliberaler Schwärmerei. Duncker, der neben mir saß, konnte eigentlich beständig ein leises Gegenknurren nicht unterdrücken u. erklärte mir auf dem Heimweg, „der Vortrag werde ihm ewig unvergeßlich bleiben". Der alte Max ist doch überhaupt ein wahrer Prachtmensch, er schleppt jetzt langsam den Apparat zu einer neuen Ausgabe der alten Geschichte zusammen[5]). Wie ich höre, wird er nächstens in die Akademie aufgenommen werden, worüber er jedenfalls sehr räsonniren wird, was mich doch aber sehr freut. Droysen ist wirklich das reine Gegentheil, unruhig, verstimmt u. — unter uns gesagt — trotz aller äußeren Energie innerlich unsicher.[6]) . . . .

---

[1]) Baumeister, 1871-82 Leiter des elsäss. Unterrichtswesens u. Organisator in deutschem Sinne, zuerst als Schulrat und später als Ministerialdirektor in Straßburg. Er trat dann infolge vieler Anfeindungen zurück u. lebte seitdem in München. Bekannt sein „Handbuch d. Erziehungs- u. Unterrichtslehre".

[2]) Im oben erwähnten „Mittwochskränzchen", dem wir noch öfter begegnen werden. Es war eine Vereinigung der Vertreter der historischen Disziplinen in weitestem Sinne.

[3]) Bethmann-Hollweg (1795-1877), PD. 1819 in Berlin, 1820 EO., O. für Civilrecht u. Civilprozeß, 1858-62 Unterrichtsminister.

[4]) Tocqueville, De la démocratie en Amérique 3 Bde., 1836-40.

[5]) Zur 5. Aufl. s. „Geschichte des Altertums" 7 Bde., 1873-86.

[6]) Vgl. ein ähnliches Urteil u. Vergleich beider in den Briefen an Maurenbrecher Arch. f. Kulturgesch. 8, S. 324.

Ihr Schwager, den ich wiederholt gesprochen, sieht der durch Pertzs herannahende Ab- u. Auflösung drohenden Revolution, wie es scheint, nicht ohne Sorge entgegen . . . .

Zu den neuen Bekannten dieser Woche gehört auch Röpell[1]), wie mir scheint, eine recht verschlossene Parlamentsexistenz. Er sucht nach einem rein-mittelalterlichen Historiker, offenbar um jedenfalls trotz alledem die neuere Geschichte sicher für sich zu behalten.

Und nun leben Sie herzlich wol, die besten Grüße für Ihr werthes Haus und das Kränzchen. Maurenbrechers bitte ich aber speziell meine herzliche Theilnahme auszusprechen Schreiben Sie mal!

Treulichst

Ihr

Nitzsch.

Stubbenkammer, 13. 8. 73.

Verehrter Freund.

Wie Sie sehen, schreibe ich Ihnen mitten aus der Stubbenitz: es ist seit Sonntag, wo ich hier mit meinem Kollegen Brunner[2]) anlangte, der erste, ernste Regen, der augenblicklich auf den grünen Buchenwald herabgießt: unten sitzt eine ganze table d'hote von Saßnitzer Badegästen in lebhafter Verhandlung, wie man wieder zurückkommen werde. Ich entschloß mich sehr rasch, diese Idee ausführen, u. es reut mich durchaus nicht, da sich mein Oesterreichischer College[3]) als wahrhaft genial für die Naturbummelei beanlangt erweist. Daß ich nebenbei viel von ihm lerne, macht die Sache noch angenehmer, u. wäre es mir nur möglich gewesen, meine Frau auch hierher mitzunehmen, so würde ich gerne hier Wochen wegsitzen. So wird die Freude wol nicht sehr lange dauern.

Haben Sie nachträglich herzlichen Dank für Ihren Brief. Es hat uns sehr leid gethan, daß wir Ihren Ernst nicht wieder bei uns gesehn. Aber der ganze Sommer ist bei uns so mit Besuchen von Verwandten besetzt gewesen, daß wir dadurch in unserem geselligen Verkehr für Berlin selbst überallhin im Rückstand blieben. Mir ist sonst dies Wiedersehen von so verschiedenen, zum Theil sehr lieben u. angenehmen Menschen eine wirkliche Freude gewesen. Darunter war auch mein Vetter Stier[4]), der um Pfingsten von Zerbst herüberkam, um die ihm angetragene Schulrathstelle in Coblenz abzulehnen. Ich glaube, daß es ihm jetzt leid thut, wie ich meine, nicht mit Recht.

---

[1]) Vgl. über ihn Arch. f. Kulturgesch. 8, S. 330. Er war 1868-73 Mitglied des Abgeordnetenhauses.

[2]) H. Brunner, seit 1873 O. in Berlin.

[3]) Er ist zu Wels in Oberöst. geboren u. lehrte zu Wien, Lemberg, Prag.

[4]) Wohl M. Stier, geb. 1835, Gymnasialprof. in Neuruppin.

Im Verlauf dieser Ferien wird sich ja nun die Verhandlung mit Waitz u. seine Übernahme der Monumentenleitung sowie die mit Treitschke u. seine Berufung als Professor wol endlich definitiv abschließen.[1] Waitz würde, so ist die Meinung, in eine der neu zu creirenden Academiestellen einrücken u. außerdem für jene Stellung noch besonders honorirt werden. Er selbst scheint jetzt wirklich gern zu kommen, er war Ende Juli zu einer Besprechung nach Berlin gekommen. An Roses Stelle ist als Mineralog vom Rath in Bonn[2]) vorgeschlagen u. hofft man diesen noch zum Winter eintreten zu sehen.

Mommsen hatte uns halb u. halb versprochen, auch seinerseits nach Rügen zu kommen. Er steckt aber so tief in seinen Staatsalterthümern[3]), daß mir die Sache von vornherein sehr problematisch vorkam. Wahrscheinlich aber kommt nächster Tage der Jurist Dernburg[4]), ein sehr angenehmer Kollege, u. der rector des. Weyerstraß[5]) nach Stubbenkammer.

Mir ists den Sommer nach allen Seiten hin gut gegangen. Ich glaube, ganz unter uns gesagt, daß der Eifer, mit dem ich für Treitschkes Berufung gewühlt habe, Droysen u. auch Duncker zuerst etwas chokirte. Duncker namentlich äußerte sich dabei sehr theilnehmend für Droysen. Aber, wie die Sachen in Berlin liegen, mußten doch, wenn irgendwo, hier solche collegialische Rücksichtnahmen weder beansprucht noch zugestanden werden. Beseler war ganz meiner Meinung. Ich bedaure sehr, daß wir Mommsens Wahl zum Rector nicht durchgesetzt haben; er wäre jetzt, glaube ich, ganz der Mann am Platz. Gneist[6]) hat zu viel um die Ohren, u. namentlich die Kirchengesetze haben ihm zur Ausführung mancher guter Absicht für die Universität keine Zeit gelassen. Daß der Minister gegen das einstimmige Votum der Fakultät Lazarus[7]) uns als Honorar-

---

[1]) Seit 1873 hatte die k. pr. Akad. d. Wiss. die Leitung der Monumentenangel. endgültig übernommen. Vgl. N. A. I, S. 1 ff. Waitz siedelte indes erst 1. Jan. 1876 nach Berlin über, da das neue Statut Berlin als Wohnsitz des Leiters festsetzte. Er wird auch erst damit als Akademiemitglied bestätigt. Vgl. Arch. f. Kulturgesch. 8, S. 358 mit d. Anmerk. 3.

H. Treitschke kommt 1874 nach Berlin.

[2]) G. Rose (1798-1873), Mineralog, war s. 1839 O.

G. v. Rath (1830-88), s. 1872 in Bonn.

[3]) Marquard-Mommsen, Hdb. d. Röm. Altertümer Bd. 1: Röm. Staatsrecht v. Mommsen, 1871-76.

[4]) H. Dernburg, P. D. 1851 in Heidelberg, EO. 1854, O. 1855 in Zürich, seit 1873 O. in Berlin für röm. u. preuß. Recht.

[5]) Weyerstraß (1815–97), Mathematiker. S. Werke sind von d. Akademie ediert 1894-1903.

[6]) R. v. Gneist (1816-95), Staatsrechtslehrer, seit 1858 O. in Berlin. Bis 1893 Mitglied des Abgeordnetenhauses, 1867-84 Reichstagsabgeordneter.

[7]) M. Lazarus (1824-1903), 1860 Prof. in Bern, 1867 Prof. an d. Kriegsakad., seit 1873 an d. Univ. Berlin. Herbartianer u. Vertreter d. Völkerpsychologie.

prof. octroyirt hat, wissen Sie. Droysen u. Lepsius[1]) schwärmen für den neuen Kollegen, die meisten andern fürchten gerade auf den Berliner Studenten seinen Einfluß.

Ich denke Ende dieser Woche noch auf etwa 3 Tage nach Eldena zu gehen u. dann zurück. Ist es möglich, so machte ich gar zu gern in Karls Herbstferien noch meinen Ausflug mit Frau u. Kindern in den Harz. Grüßen Sie Maurenbrecher, der mir wol wegen meines plötzlichen Aufbruchs etwas böse ist, u. Hirschs

von

Ihrem

Nitzsch.

Berlin, 11. 2. 74.

Theurer Freund.

Ein Brief von Maurenbrecher erinnerte mich gestern an Sie u. Ihr freundliches Schreiben. Er traf mich stark erkältet im Bette, heute halte ich mich noch innen u. benutze diese unfreiwilligen Ferien, Ihnen ein Lebenszeichen zu geben. Wie ich höre, hat die neueste Anordnung des Ministers Ihrer Thätigkeit in der Prüfungskommission vorläufig ein Ende gemacht u., was ja noch sonderbarer, Friedländer zum Examinator im Griechischen gemacht. Sie wissen, wie ich über das Alles denke: ich habe wirklich doch Wiese[2]) solcher Ungeschicktheit für unfähig gehalten. Hier ist der Kelch der Prüfungskommission, wenn ich Olshausens Äußerungen glauben darf, diesmal knapp an mir vorübergegangen, ich hoffe für immer, da ich mich dem geehrten Chef gegenüber sehr bestimmt über eine solche Aussicht für mich ausließ. Die Last ist hier wirklich über allen Spaß u. auf die Zuhörer, die eine solche Stellung mir mehr brächte, gebe ich nicht einen Deut.

Haupts plötzlicher Tod ist doch wieder ein großer Verlust für uns u. wird allgemein so empfunden. Daß der leise Aerger über Mommsens leidenschaftlichen Entschluß ihn in der letzten Zeit innerlich tief angegriffen, sagen seine Hinterbliebenen u. Freunde ganz offen[3]). Er hat diese Erfahrung meist in innerem Gram herumgetragen. Mommsen soll bei der Todesnachricht ganz außer sich gewesen sein und, wie ich höre, augenblicklich das Gefühl haben, daß jetzt die Möglichkeit einer Rückkehr, an die man ja hier immer dachte, weit hinausgeschoben sey. Am Sarge sprach für meinen Geschmack Sydow[4]) noch schlechter als sonst wol. Die Wiederbesetzung der Stelle wird ja große Schwierigkeiten haben. Er war doch noch einer von der alten großartigeren Schule, der dahin gegangen, wenn auch die Studenten u. wir alle viel an ihm auszusetzen hatten.

---

[1]) Vgl. über ihn Archiv f. Kulturg. 8, S. 331, A. 1.

[2]) L. Wiese, 1852—75 Ministerialrat im Kultusministerium.

[3]) Haupt starb am 5. Febr. 1874. — Der Entschluß Mommsens, Berlin zu verlassen u. nach Leipzig überzusiedeln. Sein Freund Haupt hatte eine ähnliche Absicht Mommsens im Jahre 1868 schon verhindert.

[4]) Offenbar der bekannte Berliner Geistliche liberaler Richtung.

Eben war der Gießener Oncken [1] als Reichstagsbote bei mir. Mich hat sehr gefreut, daß Beseler wieder eingetreten, auch, daß er unter die Nationalliberalen gegangen, er wird da sehr gut wirken können [2]. Droysen hat zwei angetragene Candidaturen abgelehnt, u. Max Duncker wehrte mit Hand u. Fuß ab, als ich dazu drängte, wieder einzutreten. Gott gebe, daß das Militärgesetz glücklich von Stapel läuft [3].

Mein Schwager, der eben noch in Braunsberg Krementz [4] verurtheilt, meinte, von einer wirklich gefährlichen Aufregung sey Nichts zu bemerken. U. so denke ich mir, nach Mittheilungen von dort, die Sachlage auch im Posenschen.

Über die Landtags-Budgetdebatten war doch neulich selbst Gneist ungeduldig. Mommsens Äußerungen über Universität u. Museum hat man ihm zum Theil sehr verargt, Lepsius kann sich aber doch bei ihm bedanken. In der Academie der Künste herrscht eine tiefe Verstimmung gegen Schöne [5], er sey „ohne Sachkenntniß u. brutal". Er gilt für den Hauptgegner Werners [6], dessen Ernennung zum Director man als sicher betrachtete. Eine Ausstellung von dessen neuesten Arbeiten hat mich neulich wirklich erbaut u. bis ins tiefste Herz entzückt: er ist ein Mann von wirklicher Genialität; ob freilich seine gesellige u. wissenschaftliche Bildung einer solchen Stellung entspricht, darüber habe ich natürlich gar kein Urtheil. Die Künstler sehen ihm gegenüber nur die Intriguen der Partei „Lepsius-Wiese".

Mir macht meine Verfassungsgeschichte mancherlei Arbeit wie immer, aber auch viel Freude: die Leute sind hier doch fast noch fleißiger als in K. Unter den Zuhörern, die mir auch näher gekommen, ist ein sehr fixer u. liebenswürdiger Italiener Ferraris aus Turin [7], Dr. der Staatswissensch., der sich in Turin habilitiren will u. mir viel von den Ital. Universitäten erzählt hat. Ich finde doch übrigens, daß die Ausländer noch immer der hiesigen Universität unter den deutschen, gerade, wenn sie andere kennen, eine Superiorität zuerkennen. Diese fremden Elemente haben doch ihr eigenthüm-

---

1) W. Oncken, 1874—76 Reichstagsabg. f. Gießen.

2) Beseler war 1874—81 Reichstagsabg., der nationallib. Partei beitretend, trat aber noch 1874 aus.

3) Das Reichsmilitärgesetz, das hauptsächlich die Friedenspräsenzstärke festlegen sollte, im Reichstag aber starke Gegnerschaft fand. Schließlich fand es in einem Kompromiß, der von nationallib. Seite ausging, Zustimmung (Septennat), am 20. April 74.

4) Bischof Krementz v. Ermland. Kr. wurden als erstem d. Temporalien entzogen. Der Widerstand gegen d. Maigesetze hatte allenthalben Bestrafungen zur Folge.

5) Schöne, Archäolog, seit 1869 O. in Halle, 1872 vortragender Rat für Kunstangelegenheiten im Kultusministerium.

6) Anton v. Werner, Genre- u. Historienmaler, bes. Motive aus dem 70er Krieg. 1875 Direktor der neuorganisierten Akad. d. bild. Künste.

7) Carlo Ferraris, geb. 1850, ital. Nationalök., 1878 EO. zu Pavia, 1885 Prof. der Statistik in Pavia?

liches Interesse; mir war es ganz wunderlich, als neulich bei der Ditmarsischen Verfassung ein schwarzäugiger Vollblutathenienser mit gespannter Aufmerksamkeit mir grad gegenübersaß. Sehr bedauert habe ich, daß Klebs[1]) neulich trotz Mommsens u. meiner dringenden Empfehlung ein Stipendium von 300 Th. ganz neuer Gründer-Gründung, das ihm so gut wie sicher schien, doch nicht erhalten. Gneist schob einen Juristen vor. Unser junger Freund ist sonst sehr fleißig.

Daß Maurenbrecher das Fehlschlagen in Heidelberg nicht so schwer empfindet[2]), verstehe ich natürlich vollständig. Winkelmann[3]) soll es dort gar nicht besonders gehen. Daß übrigens unser lieber Freund der einzig richtige Ersatz für Treitschke, darüber waren ich u. Frau Zeller[4]) neulich vollständig einig. Aber was helfen in solchen Fällen die berechtigtsten Autoritäten?!

Wiese ward ich bei Lepsius zum ersten Mal vorgestellt. Wir erinnerten uns, daß wir uns zuletzt in Palermo gesehen, u. damit war die Unterhaltung aus. In unserem Kränzchen, auch bei Lepsius, waren der Sächs. Justizminister Abeken[5]) u. der Erbprinz v. Meiningen[6]) Hospitanten. Letztrer hat sich seit der Wiederverheiratung des Vaters ganz vom Hof zurückgezogen. Es ist ein netter junger Mensch. Abeken macht einen sehr feinen Eindruck, voll Geist u. Haltung. An dem Abend sprach Richthofen[7]) über Chinesische u. Japanische Kartographie: die letztere hat die erstere durch einige wahrhaft geniale Arbeiten weit überflügelt. Duncker u. Lepsius attakirten die Chinesische Chronologie, die allerdings mit ihren colossalen Vorzeiten auf sehr schwachen Füßen zu stehen scheint.

Da habe ich Ihnen einen ganzen Sack von Berliner Allerlei ausgeschüttet. Wenigstens hoffe ich mir dadurch wieder einen Brief von Ihnen in nicht zu langer Zeit verdient zu haben.

Rankes Buch über den Anfang des Revolutionskriegs[8]) ist fertig, er geht jetzt an den Hardenberg[9]). Oncken läßt nächster Zeit etwas aus den

[1]) Elimar Klebs, jetzt Prof. in Marburg.

[2]) Es handelte sich um die Besetzung der Professur Treitschkes, auf die Maurenbrecher Aussicht hatte. Vgl. A. f. KG. 8, S. 339. Nachfolger Tr.'s wurde Erdmannsdörffer.

[3]) Ed. Winkelmann (1838—96), hab. 1865 in Dorpat, 1869 Prof. in Bern, 1873 in Heidelberg.

[4]) Zeller war 1862—72 in Heidelberg Prof., 1872—94 O. in Berlin.

[5]) Chr. W. L. Abeken (1826—90), sächs. Justizminister, seit 1871 Mitglied des Bundestags.

[6]) Erbprinz Bernhard, geb. 1851. Sein Vater Georg II. vermählte sich nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin v. Hohenlohe, in morgan. Ehe mit H. Franz.

[7]) Ferdinand v. Richthofen bereiste mit einer preuß. Expedition 1860 Ostasien; 1872 zurückgekehrt, wird er 1875 O. für Geographie in Bonn, 1883 f. Erdkunde in Leipzig, 1886 in Berlin.

[8]) Ursprung der Revolutionskriege 1791 u. 1792, 1875

[9]) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg 5 Bde., 1877—78.

Akten der Enquetecommission über den 4. Sept. 70 drucken, wie es scheint zum Theil merkwürdige Dinge.

Mit dankbarem Gruß an Maurenbrecher, unsern lieben alten Freund Schloßplatz Nr. 3 u. alle übrigen

Treulichst

Ihr Nitzsch.

Berlin W., 5. 7. 74.

Verehrter Freund.

Eben war ich bei Max Duncker, um mich nach seinen Reiseplänen für Sie zu erkundigen. Er weiß noch nicht, ob er im Juli od. August nach Königsberg kommt, jedenfalls würde er Ihnen, den er übrigens bestens grüßen läßt, acht Tag vorher seine Ankunft anmelden. Er korrigirte an seiner alten Geschichte.

Von hier ist eben in dieser saison morte kaum etwas anderes zu melden als, daß man existirt. Die Hitze ist ja hier draußen immer am Ende noch zu ertragen. Gestern Nachmittag erfrischte ich mich mit den Meinigen am Schlachtensee, den man jetzt mit der Bahn bequem in einer halben Stunde erreicht. Mir war, seit so langer Entbehrung, schon der Anblick eines gelben Kornfeldes eine wirkliche Erfrischung. Treitschke behagt sich sehr hier u. um so mehr, da auch die Frau sich überraschend gut in das hiesige Leben wieder findet. Er lobt die Studenten sehr u. macht allerdings mit ihnen, da er seinen Hauptvortrag 1—2 legen mußte, eine ordentliche Probe. Wir sehen uns auf dem Sprechzimmer u. in der Fakultät. Er las dieser Zeit Straußs „alten u. neuen Glauben“ [1]) u. war allmählich ganz entsetzt über diese absolute Religionslosigkeit. Haben Sie vielleicht gesehen, daß Zeller Straußs „Voltaire“ als die einzige deutsche Biographie bezeichnet hat, die Göthes Wahrheit u. Dichtung an die Seite gestellt werden könne [2])? Ich weiß es auch nur von Treitschke, der sich höchlich über diesen Schwabenstreich amüsirte. Treitschke schreibt schon länger an einem Artikel über die Social-Demokraten u. Katheder-Socialisten. Er sollte schon ins letzte Heft, aber er ward nicht fertig [3]). Es scheint ihn diese Aufgabe sehr zu beschäftigen.

Den alten Bancroft [4]) haben wir wirklich mit Schmerzen ziehen sehen; eine so durch u. durch ideale Natur ist doch eine sehr große Erquickung, trotz alles Yankeeverstandes od. vielleicht eben deshalb. Gneists Toast bei dem Diner war direct für die Newyorker Zeitungen berechnet, u. ehe wir mit dem Eis fertig waren, stiegen er u. der Cölner Kruse in das Bureau der Nationalzeitung.

---

[1]) Erschien 1872.

[2]) Zeller, David Friedrich Strauß in s. Leben u. s. Schriften, Bonn 1884, S. 99.

[3]) Erschienen Preuß. Jbb. Bd. 34 (20. Juni 1874): „Der Sozialismus u. s. Gönner“.

[4]) Georg Bancroft (1800—1891), 1868—74 Gesandter in Berlin.

Man sprach einige Zeit viel von einer Einladung des Präsidenten Grant [1]) an Gneist, er selbst stellte die ganze Sache entschieden in Abrede, aber Mommsen behauptete, das beweise sehr wenig. Ich glaube, er kann ihn noch weniger leiden als die meisten anderen seiner Kollegen. Ich vermuthe, daß ihn seine parlamentarischen Erfolge ärgern, nach denen er selbst doch immer ein unbefriedigtes Verlangen hat.

Die Akademie beschäftigt sich dieser Tage wieder erneut mit der Monumentenangelegenheit, die durch die Forderung von 3 Directionsstellen seitens der Wiener Academie unerwartet gefährdet erschien. Ich denke, man wird darüber wegkommen. Waitz schrieb mir ganz unglücklich. Mich erinnern diese Verhandlungen immer wieder an den alten Bundestag.

Die Bildung der hiesigen Nationalliberalen Partei, der ich, wie Sie vielleicht gehört, auch beigetreten, kommt mir bis jetzt noch etwas lendenlahm vor. Die zweite Versammlung, der ich beiwohnte wegen Laskers Rede, hatte in dieser ihren Schwerpunkt. Sie haben sie ja gelesen, wol kaum die bescheidene Äußerung, daß es eine uneigennützigere Partei nicht allein bis jetzt nicht gegeben, sondern — u. das war wirklich hochkomisch — wahrscheinlich, wenn er sich ein Urtheil erlauben dürfe, auch künftig nicht geben werde. Beseler war es entschieden unbehaglich, als ich ihm dieses classische Dictum vorritt. Er meinte, es sei der Ausdruck von dem inneren Bewußtsein dieses homo integerrimus, das man anerkennen müsse. Unser verehrter Gönner hofft offenbar von dieser Neubildung mehr, als sie, fürchte ich, ihm u. allen leisten wird. Die anständige Intelligenz, auf die es dabei doch immer ankommt, ist eben zu gebildet, um über alle die tausend Rücksichten u. Bedenken, die sich ihr bieten, hinaus zu kommen.

Sophie ruft zu Tisch.

Mit den besten Grüßen an Maurenbrecher u. Hirschs

Treulichst Ihr Nitzsch.

NB. In dem von der Fakultät geforderten Bericht über das Gymnasialwesen hat die Fakultät nur den Wunsch ausgesprochen, daß künftig nur das Exam. reglement gedruckt werde, die §§ zur Instruktion der Examinatoren aber nicht; von den Bonitzschen Anträgen [2]) sind nur 1 u. 2 behandelt, der 2te mit einer vorsichtig formulirten Erklärung zu Gunsten der allgem. wissenschaftlichen Bildung, die übrigen hat man, als auf die äußere Form der Prüfung bezüglich, zu besprechen abgelehnt. In der Kommission waren Helmholtz u. meine Wenigkeit hauptsächlich für die allgem. Bildung.

---

[1]) Ulysses Grant, der General der Nordstaaten im Bundeskrieg, 1868 u. 1872 von der republ. Partei zum Präsident erwählt.

[2]) Bonitz (1814—88), Gymnasialprof. in Berlin, dann Prof. an d. Universität Wien u. Mitglied d Akademie u. des Unterrichtsrats. Als solcher arbeitete er 1854 mit Exner einen Organisationsentwurf f. d. östr. Gymnasien aus. Maßgebend war d. Begriff d. allgemeinen Bildung; demgemäß werden Geschichte, Naturkunde, Mathematik als obligator. Fächer zugewiesen. Seit

Berlin, 3. 12. 74.

Theurer Freund.

Die im ganzen doch tröstlichen Nachrichten, die mir unser verehrter alter Hirsch heute schrieb, lassen mich hoffen, daß Sie auch in dem schweren Unglück, das Sie betroffen, jetzt eine hoffnungsreichere Zeit tagen sehen. Daß Sie meiner herzlichen Theilnahme dabei auch ohne briefliche Mittheilung sicher waren, durfte ich ja voraussetzen, und dann ist es doch bei solcher Entfernung immer das unsichere Gefühl, ob u. wie weit eine Ansprache nicht mehr schmerzt als lindert, was mich wenigstens vom Schreiben abhält. Jetzt finde ich aber den Muth, auf eine gute Stunde zu hoffen, wo Sie Zeit und Lust haben von dem, was draußen vorgeht, zu hören.

Möge Gott Ihnen für Ihr treues und festes Herz auch weiter den Sonnenschein guter Tage geben!

Sie werden ja von Maurenbrecher ab u. zu von mir gehört haben, noch kürzlich durch Hirsch.

Wir sind ja wieder in vollem Zug des Semesters drin; die Vorlesung über ältere deutsche Geschichte macht mir bei der sichtlichen Aufmerksamkeit der Leute viel Freude. Zu den Übungen haben sich fast zu viel gemeldet, u. ich muß meine pädagogischen Künste alle verwenden, um die Gesellschaft (über dreißig) wirklich in frischem Gang zu halten. Es scheint ja zu gehen.

Mommsens Rectoratsrede, die Sie ja wol gesehen, hatte die hiesigen jungen Historiker mehr aufgeregt als die alten [1]). Auf mich machte sie gesprochen einen rednerisch ganz vollendeten Eindruck, u. zwar den einer oratio pro domo, bei der denn natürlich einige kecke u derbe Hiebe im Stil des Redners nicht fehlen konnten Bei den Collegen war freilich der Eindruck zum theil ein andrer. Droysen bezieht z. B. die Erwähnung der Strategen direct auf seine neueste Abhandlung. Ich denke, Waitz und er und ich können sich jeder etwas nehmen, u. es bleibt immer noch nach.

An einem meiner Montagabende wurde auf meinem Zimmer in dieser Veranlassung von meinen jungen Gästen in der amüsantesten Weise über die Aufgabe der Geschichte disputirt. Klebs, der jetzt Mommsens Senior ist, war auch dabei, u. ich freute mich wieder über sein helles u. unbefangenes Urtheil. Jedenfalls aber hatte ich den Eindruck, daß die junge Welt vom

---

1867 ist B. Direktor am grauen Kloster in Berlin, 1875 Nachfolger Wiese's. Das Ergebnis s. Berliner Reformanträge ist d. Lehrplan u. Prüfungsordn. für höhere Schulen von 1882. — Seit einer Konferenz v. Oktober 73 geht man an die Revision der Lehrpläne u. der Prüfungsordnung. Vergl. über d. Reformversuche Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichts Bd. 2, S. 562 ff. u. Bonitz: D. gegenwärtigen Reformfragen in unserem höheren Schulwesen, Preuß. Jahrbb. Bd. 35 (1875).

[1]) Rede v. 5. Okt. 1874 „Über das Geschichtsstudium", abgedruckt in Mommsen, Reden u. Aufsätze, 1905, S. 3.

Fach hier doch in der glücklichsten Weise angeregt ist u. daß sie das auch sehr lebhaft empfindet.

Für den Nichthistoriker, der freilich nach der Mommsenschen Theorie entsetzlich schlecht wegkommen würde, sind Treitschkes Vorlesungen sehr anziehend u. packend, u. was ich hoffte, daß er der hiesigen politischen Stickstoffatmosphäre ein gut Theil Sauerstoff zuführen werde, scheint zu meiner unendlichen Befriedigung wirklich sich zu erfullen. Er ist doch auch ein gar zu prächtiger Mensch. Wir sollen heute Abend bei ihm sein.

Ich habe Ihnen, glaube ich, nicht geschrieben, daß die Vorlage der bekannten Bonitzschen Anträge nach Göpperts [1] Plan dazu führen sollte, durch die Vota der Facultäten Wiese einen wo möglich tödtlichen Stoß zu versetzen. Er hat sich gegen einen Collegen sehr ungehalten darüber geäußert, daß die hiesige Facultät gar nicht auf diese Idee eingegangen ist.

Vorgestern machte ich bei der Prüfung des jungen Dr. Droysen [2] auch einmal wieder eine Prüfungscommissionssitzung mit. Klix hat mir recht gut gefallen, Schellbach fast noch mehr, Herrig scheint ein Windbund zu sein. Droysen sen. will, daß ich für nächstes Jahr alternirend mit ihm eintreten soll. Dieß unter uns! Ich weiß nicht, was dabei heraus kommt. Angenehmer ist es zu wissen, daß kein Zuhörer des Examens wegen belegt.

Vahlen [3] hat hier, da er nicht im Index stand, mit zwanzig angefangen ist dann aber, glaube ich, doch aufs doppelte gekommen. Er macht einen etwas verschlossenen Eindruck.

4. 12. 74.

Sie sehen, ich kam gestern nicht zum Schluß.

Am Abend bei Treitschke ward erzählt, daß Delbrück [4] sich mit einer Frau v. Dick verlobt habe und, was mich freilich viel mehr interessirte u. Max Duncker selbst bestätigte, daß er um seine Pensionirung eingekommen sey. Wenn er Zeit haben will, um seine alte Geschichte weiter zu führen od. eine Preußische anzufangen, so bin ich sehr zufrieden damit, sonst aber würde ich es sehr bedauern.

Mommsen war von Morgens früh um 8 nicht zu Hause gewesen, er ißt sehr häufig in der Stadt, nachdem er 5—6 Stunden auf der Universität gearbeitet.

Sie werden wol gehört haben, daß auf kirchlichem Gebiet die Folgen der Kirchengesetze jetzt hier sehr scharf hervortreten: das Verhältniß der nur bürgerlichen Ehen zu den kirchlichen = 5 : 1. Allerdings ist der Ausfall in den Taufen nicht entfernt so groß, aber mir scheint ganz unzweifel-

---

[1] Göppert seit 1873 Hilfsarbeiter Falks im Kultusmin.

[2] Offenbar Hans Droysen, der jüngere Sohn J. G. Droysens.

[3] Seit 1874 Prof. d. klass. Philologie in Berlin. Er hatte noch nicht im Vorlesungsverzeichnis angezeigt.

[4] R. v. Delbrück, 1868—76 preuß. Staatsmin. ohne Portefeuille. D. verheiratete sich tatsächlich im März 75, aber mit Else v. Pommer Esche.

haft, daß nach einem Jahr sich das Verhältnis auch hierfür analog jenem gestalten wird, die bürgerlichen Ehen müßten denn so viel unfruchtbarer als die kirchlichen sein.

Die Protestantenvereinsleute[1] suchen die Sache möglichst zu verschmieren. Herrmann[2] soll über diese Resultate tief verstimmt u. unglücklich sein. Wenn man aber sich vor einer solchen schneidenden Klarlegung der Verhältnisse entsetzt, die ich für den größten Segen halte, so hätte man an diese Dinge gar nicht rühren sollen. Und ich habe mich in unseren alten kirchlichen Verhältnissen allerdings so befriedigt gefühlt, daß ich gegen einen solchen Stillstand gar Nichts gehabt hätte. Nun aber, da die katholischen Agitationen ebenso gut wie die protestantischen auf diesen Weg unvermeidlich drängten, soll man doch zunächst der nothwendigen Klarstellung der Sachlage, in guter Zuversicht auf den Herrn, froh sein.

Dem guten Baumgarten[3] scheints allmälig in seiner politisch-religiösen Umgebung unheimlich zu werden. Er hat dem hiesigen Hauptagitator des Protestantenvereins Licent. Schmidt geschrieben, er beschwöre ihn, von seinem Wege umzukehren. So erzählte dieser selbst.

Die Arnimsche Sache wird gar nicht mehr beachtet. Sie wissen wol, daß die vermißten Papiere, von denen es hieß, er selbst habe sie gefunden u. eingesandt, erst bei einer zweiten gerichtlichen Haussuchung in einer Kommode entdeckt wurden[4]. Der Kaiser, dem mans in den Grunewald telegrafirte, brach laut in den Ausruf: „Der Spitzbube“ aus. Arnim gilt seitdem als ein todter Mann auch in den hocharistokratischen Kreisen, die bis dahin mit ihm hielten. Beseler, den ich gestern auch sah, ist offenbar froh, aus den unliebsamen Parteiverhältnissen heraus zu sein. Uebrigens soll die Verstimmung innerhalb der Partei im beständigen Steigen sein. Die Jüngeren klagen, daß die Führer, Lasker, Forkenbeck[5] u. Miquel[6] keinen andern zu Wort lassen. Es heißt, Forkenbeck habe als Bedingung seiner Wiederaufnahme der Präsidentengeschäfte das Mißtrauensvotum der Partei gegen Beseler verlangt. Vor einigen Wochen sagte mir Beseler, was ihm nur

1) D. Protestantenverein wurde 1863 zu Frankfurt a. Main gegründet: Vereinigung von Theologen u. Laien zur Erneuerung des kirchlichen Lebens mit d. bes. Tendenz, die Kirche von d. Bevormundung u. Ausbeutung durch den Staat zu befreien.

2) Emil Herrmann (1812—85), P. D. 1834 in Heidelberg, 1836 E. O. in Kiel, 1842 O. der Rechte, 1872 Präsid. des evang. Oberkirchenrats in Berlin. An der Durchführung der evangel. Kirchenreform, dem Zustandekommen der Kirchengemeinde- u. Synodalordnung hat er hervorragenden Anteil.

3) Baumgarten (1812—89), 1850 O. in Rostock; 1858 seines Amtes enthoben, lebte seitdem in Berlin. Im Protestantenverein tätig. Er war bibelgläubig.

4) Es handelt sich um die 60 Schriftstücke, die Fürst Hohenlohe, der Nachfolger Arnims in Paris, im Gesandschaftsarchiv vermißte.

5) Vergl. über ihn Arch. f. Kulturg. 8, S. 354, A. 1.

6) Seit 1867 Mitglied des Abgeordnetenhauses u. d. Reichstages.

leid thue, sey das Zerwürfniß mit Simson [1]), aber er habe nicht anders gekonnt, als ihm die Freundschaft zu kündigen. Simson habe ihm erst seine ganze Zustimmung nach Inhalt u. Form seines Vorgehens ausgesprochen u. dann doch jenen Ausdruck des Mißfallens der Partei als „einstimmig beschlossen" acceptirt. Ich konnte ihn natürlich gestern nicht fragen, wie die Sache jetzt liege. Es war doch eigenthümlich, wie gestern die drei alten Frankfurter Beseler, Duncker u. Droysen [2]) zusammen standen u. sich in einer Parallele der jetzigen u. damaligen Parteiverhältnisse ergingen. Beseler meinte, es sey damals weder soviel intriguirt noch so viel geschwatzt worden, u. der Vergleich zwischen Lasker u. G. Vincke [3]) fiel natürlich sehr zu Gunsten des letztern aus.

Treitschke sagte mir, Schmoller arbeite an einer Entgegnung auf seine Artikel [4]). Ich lese sie jetzt erst in dem neuerschienenen Band [5]) und freue mich ihrer freilich sehr. Es ist doch eine wahre Erquickung, die Dinge beim rechten Namen nennen zu hören.

Was Maurenbrecher daran auszusetzen hat, möchte ich wol wissen Er ist doch sonst auch ein Freund von klaren Fragen und Antworten. Wie geht es denn dem jungen Dr. Erdmann [6])? Er hat viel Sorge wegen seiner Frau. Ueber seine Arbeit über Otfried urtheilt Müllenhoff außerordentlich günstig, er hat damit ohne Zweifel einen sehr guten Grund für die Behandlung der althochdeutschen Syntax gelegt. Müllenh. selbst kommt mit seinem zweiten Band [7]) sehr langsam vorwärts. Die dominirende Stellung, die er in seiner Disciplin einnimmt, nöthigt ihn, für so viele wissenschaftliche Fragen als berathende u. maßgebende Autorität einzutreten, daß er kaum Herr seiner Zeit genannt werden kann. Mir ist es freilich gerade in diesem Semester wieder recht klar, wie gut ich hier durch den unmittelbarsten Verkehr mit ihm u. Brunner situiert bin. Was kann man da Alles in einem Sonntagsnachmittagsspaziergang durchsprechen. Brunner ist übrigens wieder ganz frisch.

Mein Brief ist ein wahrer Frauenbrief an Länge geworden. Dem lieben alten Hirsch meinen besten Dank u Gruß. Auch Maurenbrecher, Goltz, Güterbock [8]) bitte ich bestens zu grüßen. Gott behüte Sie, lieber Freund!

Treulichst Ihr Nitzsch.

---

[1]) Schon Mitglied d. Paulskirche, seit 1867 auch des neuen Reichstages.

[2]) Alle 3 waren Mitglieder der Paulskirche.

[3]) G. Vincke (1800—69), Mitglied des Frankf. Parlaments, des preuß. Abgeordnetenhauses u. des Reichstages seit 1867.

[4]) Treitschkes oben erwähnter Aufsatz hatte bes. Schmoller angegriffen. Dieser veröffentlichte als Erwiderung: „Über einige Grundfragen des Rechts u. d. Volkswirtschaft." [5]) Der Preuß. Jahrbücher.

[6]) Oskar Erdmann (1846—95), Germanist, 1874 Gymnasiallehrer in Königsberg. N. meint s. Buch: „Unters. über die Syntax Otfrieds", 1874 bis 1876.

[7]) Der 2. Bd. von Müllenhoffs Altertumskunde erschien erst 1887, aus s. Nachlaß ediert.

[8]) Th. v. Goltz (1836—1905), 1869 O. in Königsberg u. Direktor der landwirtschaftlichen Akademie.

K Ed. Güterbock (geb. 1830); vergl. über ihn A. f. K. G. 8, S. 320 A. 1.

Berlin, 2. 4. 75.

Verehrter Freund.

Maurenbrecher wird Ihnen wol mitgeteilt haben, daß ich zur Beerdigung meiner Mutter in Kiel war. Das Leben war ihr zuletzt sehr schwer. Mir wird jetzt das Gefühl immer lebendiger, daß man von einem solchen Grabe viel älter zurückkommt, als man dahin gegangen: das Gefühl, daß man der nächsten Generation angehört, steigt in seinem vollen Ernst immer mächtiger auf.

Ich war nur sehr kurz in Kiel, aber der Verkehr mit Vollquardsen u. Lübbert[1]) machte mir die wenigen Tage sehr angenehm. Die ganze Situation dort, namentlich auch von der Universität gestaltet sich immer günstiger. Die alte Landespartei hat durch den Tod ihres fanatischen, begabten u. grundehrlichen Führers Griebel[2]) wahrscheinlich einen tödtlichen Stoß erlitten. Dazu kommt die Bewilligung der 1 1/2 Millionen[3]). Ich schreibe das Hauptverdienst an diesem Resultat dem Abgeordneten Kreisrichter Hansen von Flensburg zu, wenn auch Hänel[4]) durch seine geschickte Rede die Popularitätserträge des Erfolgs eingeheimst hat. Hansen, Sohn eines nordschleswigischen dänischen Bauern u. einer deutschen Mutter, ein Schüler des Lübecker Gymnasiums unter Jacob u. Claßen,[5]) ist ein ganz prächtiger Mensch von seltener Wahrheit und Selbstlosigkeit. Ueberhaupt giebt es doch in dieser jüngeren Generation viele sehr noble u. tüchtige Elemente. Hier waren jetzt die Archäologen des Instituts zu ihrer Budgetberathung beisammen: Schöne[6]) sagte mir, sie müßten nothwendig mehr Geld haben. Aufrichtig gesagt, genirt es mich förmlich als ein Mitglied unsrer jetzigen Gelehrtenwelt, daß Alles immer u. immer wieder nach

[1]) Christ. Vollquardsen, Lehrer am Gymnasium zu Potsdam, 1873 Prof. der alten Geschichte in Kiel. Er war in Kiel Mitglied von Nitzsch's Seminar gewesen. Lübbert, klass. Philol., damals in Kiel.

[2]) Griebel, geb. 1811, Advocat in Heide, 1852 Kirchspielvogt d. Nordvogtei Meldorf.

[3]) Es handelt sich um die 1 1/2 Millionen Th., die durch Gesetz vom 9. Juni 1875 dem schleswig-holsteinischen Provinzialverbande zugewiesen wurden „z. Zwecke der Verwendung im Interesse der durch die Kriegsereignisse von 1848/51 Belasteten". Vergl. Jansen u. Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung S. 666.

[4]) Albert Hänel, 1858 P. D. in Leipzig, 1860 E. O. in Königsberg, 1862 O., 1863 in Kiel, Mitglied der schleswig-holsteinischen Landespartei u., nach der Annexion, der liber. Partei. Land- und Reichstagsabgeordneter. Als solcher Führer der freisinnigen Partei.

[5]) Jacob (1792—1854), Oberlehrer in Königsberg, Posen etc., seit 1831 Direktor des Catharineums in Lübeck. Classen (1805/91), stud. in Bonn; Erzieher des einzigen Sohnes B. G. Niebuhrs, zog 1831 mit dessen Kindern nach Kiel, wo er sich habilitierte; seit 1833 Prof. am Catharineum, 1853 Direktor des Gymnasiums in Frankfurt.

[6]) Dezernent für Kunstangelegenheiten im Kultusminist.

Geld schreit; was wird man wol später sagen, wenn man dieses geldgierige Geschlecht mit dem Niebuhrs u. Schleiermachers vergleicht. Lepsius hatte vorgestern die ganze archäologische Kommission in unser Kränzchen geladen. Unser Freund Duncker war sehr böse über diese Manier, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Mir kams auch sonderbar vor. Max ist übrigens über den Lauf des Kirchenstreits sehr besorgt. Er war es ja schon immer; jetzt scheinen ihn die Äußerungen der hier sich aufhaltenden bairischen Offiziere noch mehr alarmirt zu haben. Er meint, der ganze Angriff des Ultramontanismus richte sich jetzt eigentlich auf Baiern und nach den Versicherungen jener Militärpersonen könne da allein ein neuer Französischer Krieg helfen: ohne einen solchen werde auch die Bairische Armee die vorschreitenden Wühlereien höchstens noch zwei Jahre aushalten. Gewiß sind solche Äußerungen beachtenswerth, aber unser Freund betrachtet, glaube ich, diese religiösen Dinge zu einfach politisch: je mehr er im Gegensatz gegen seine eigenen früheren Ansichten jetzt die Nothwendigkeit und Leistungsfähigkeit positiver Religiosität erkennt, um so besorgter wird er für den richtigen Bestand dieses unersetzlichen Factors. Ich sehe die Dinge gewiß ernst an: der Kampf wird immer ernster, weiß Gott, was die nächsten Tage bringen; aber, ist es wirklich im innersten Kern ein Kampf des Protestantismus und nicht des Liberalismus, so soll uns im Vertrauen auf unsre letzten und innersten Reserven nicht bange werden.

Im Kultusministerium hat man selbst während der Feiertage an neuen Maßregeln gegen die Bischöfe geschmiedet, u. Hinschius[1]) stöhnte über diese ruhe- u. mußelosen Ferien. Falk[2]) selbst scheint sich durchaus keine Illusionen über die Schwierigkeit der Sache zu machen; daß er trotzdem so fest u. energisch vorgeht u. zugleich ein Gegengewicht gegen Bismarcks siegesbedürftige Heftigkeit bildet, scheint mir im Interesse der Sache eine sehr glückliche Fügung.

Eben war der Director Dembowski[3]) bei mir, froh seines Progymnasiums. Sie waren, meine ich, nie ein Freund dieser Idee.

Nächste Woche tritt die Monumentenkommission hier zusammen, um Waitz zu ihrem Vorsitzenden zu wählen u. die anderen einleitenden Schritte zu thun. Waitz schrieb mir, daß er mit seinem gebrochenen Oberschenkel noch keineswegs wieder ganz im Reinen ist, auf Treppensteigen müsse er verzichten. Dem alten Ranke kommen wieder seine alten Bedenken über diese Umsiedelung seines Lieblings. Der alte Herr arbeitet jetzt an den Hardenbergschen Memoiren. Hardenbergs eigene Arbeit (1803—1807) würde, meinte er, wol 2 Bände ausmachen; dazu fügt er die früheren Jahre „mehr von allgemeinen Gesichtspunkten" u. die späteren bis 13, zum Anfang des Kriegs aus einem Französischen Memoire u. einer Aktenstücksamm-

[1]) P. Hinschius, seit 1872 O. in Berlin, Mitarbeiter an den Maigesetzen. Damals war das sog. Sperrgesetz in Angriff (22. April 1875).

[2]) Falk (1827—1900), preuß. Kultusminister 1872/79.

[3]) D. war Leiter des Waisenhauses in Königsberg.

lung Schölls[1]). Ich war den ganzen Winter nicht bei dem Alten gewesen (seine Sprechstunde liegt so unbequem), traf ihn aber neulich in aller Frische, wie er Zinsen eincassierte. Scheffer-Boichhorst[2]) geht wol gewiß schon zu Ostern nach Gießen, wo übrigens die Zustände noch toller sein müssen als in Königsberg. So bleibt Weiland[3]) allein bei den Monumenten, u. es wird nicht leicht sein, diesen beiden ebenbürtige Kräfte zu gewinnen.

Von Ihnen u. den Ihrigen hörte ich häufig durch Ihren Schwager: er ist ungeduldig u. besorgt, aber nach dem, was er von Ihren Briefen sagt, hoffe ich das Beste. Gott behüte Sie u. Ihr Haus.

Mit den herzlichsten Grüßen an Hirschs u. Maurenbrecher, dem ich von Kiel aus schrieb,

Treulichst

Ihr Nitzsch.

Nb. Über Wieses Nachfolger[4]) habe ich neuerdings nichts gehört, nur früher, was ich, glaube ich, Maurenbrecher schrieb, daß das Ministerium keinen Schulrath, sondern einen Director dazu sucht.

Berlin, 13. 10. 75.

Verehrter Freund.

Ihr Schwager teilte mir neulich mit, daß er durch die letzten Nachrichten aus Ihrem Hause ganz besonders erfreut sei, und diese auch mir so erfreuliche Notiz erinnerte mich auch zugleich daran, daß ich Ihnen einen Brief, wie ich meine, schon recht lange schulde.

Vielleicht hat Ihnen Maurenbrecher Grüße bestellt. Als ich ihm schrieb, hoffte ich noch im August ein tüchtig Stück Arbeit vor mich zu bringen, aber trotz eigensinnigsten Beharrens wollte die Maschine nicht mehr praestanda prästiren: nachdem ich ein Stück Abhandlung zusammengequält, entschloß ich mich ziemlich kurz mit Frau und Tochter ins Riesengebirge zu gehen, da wir Karl bei einer ihm sehr bekannten Familie gut unterbringen konnten. Dort haben wir dann 4 wirklich sehr erquickliche Wochen zugebracht. Gleich in der ersten trafen wir mit Neumanns, Vater und Tochter, zusammen und hatten die große Freude, mehrere Tage mit ihnen zusammenbleiben zu können. Jetzt sitze ich wieder hier, zum Theil mit der abgebrochenen Untersuchung über Altsächsische Städteverfassung[5]), zum Theil

[1]) Schöll war seit 1814 in Hardenbergs Umgebg. tätig und wurde 1819 vortragender Rat beim Staatskanzler.

[2]) Paul Scheffer-Boichhorst, 1871/75 Mitarbeiter der Monum., 1875 E. O. in Gießen.

[3]) Weiland (1841/95), stud. in Göttingen unter Waitz, seit 1867 Mitarbeiter der Monum. in Berlin, 1876 E. O. in Gießen, 79 O., 1881 in Göttingen.

[4]) Wieses Nachfolger wurde Bonitz.

[5]) Wohl s. Abh.: „Über die Entstehung des Soester Rechts u. s. Übertragung nach Lübeck", gedruckt erst 1880 in d. Hans. Geschichtsbll. IV, S. 9 ff. (aus s. Nachlaß).

mit der Vorbereitung auf das Semester beschäftigt. Sie haben vielleicht gehört, daß ich in dasselbe als Decan eintreten soll: in der ersten Woche war ich durch diese Wahl wirklich ganz deprimirt, und beklommen ist mir noch immer dabei. Jedenfalls habe ich den so freundlich gesinnten Kollegen vorausgesagt, was dabei herauskommen könne.

Sie können denken, daß wir, am Ende alle wol, die dabei von Fach wegen betheiligt, mit einiger Spannung der Entwicklung der hiesigen historischen Studien entgegensehen. Sybel drängt, wie ich höre, mit aller Macht auf Eröffnung seiner Dozententhätigkeit, wenigstens ambirt er um die Aufnahme in die Academie zu diesem Zweck. Da er aber doch jedenfalls auch als Land- und Reichstagsabgeordneter thätig sein will und die Archivstelle auch ihre Last hat[1]), so ist mir eigentlich unklar, wie er sich diese academische Thätigkeit denkt. Die frühere Idee einer archivalischen Schule soll er wieder aufgegeben haben, und die neuere Geschichte bietet hier neben Droysen und Treitschke doch eben keine erheblichen Lücken, die auszufüllen wären. Nun vederemo. Waitz ist hier, aber noch nicht sichtbar[2]). Er hat vor kurzem einen sehr harten Trauerfall erlebt; der Göttinger Philosoph Peip[3]) starb zwei Tage, nachdem er sich mit seiner ältesten Tochter verlobt hatte, kurz vor der Übersiedelung hierher. Ich habe über seine Pläne in Betreff der Universität lange nichts gehört: daß er mit Übungen und Vorlesungen jedenfalls eintreten wird, ist wohl keine Frage. Zuhörer und Arbeiter sind hier genug, und ich werde sehr froh sein, wie ich Ihnen wol schon früher schrieb, wenn sich mein Übungsauditorium, da ich es nicht selbst auf eine kleinere Zahl beschränken mag, von selbst auf einen handlicheren Stand reducirte. Deutsche Verfassungsgeschichte liest nur Breßlau[4]), und natürlich würde seine Vorlesung darüber überall erwünscht und dominirend sein. Über seinen Nachfolger in Göttingen scheinen dort selbst noch keine klaren Entschlüsse vorzuliegen: ich höre, die älteren Kollegen wollen Dümmler[5]). Waitz selbst sagte mir, er qualificire sich deshalb so besonders, weil er absolut mit Pauli[6]) nirgends collidire. (!!) Die Jüngeren wie Steindorff[7]) wünschen ihn nicht. In Halle soll schon für den Fall von Dümmlers Weggang Röpell ambiren, nächstens läßt er zwei Arbeiten

[1]) Sybel, 1874/80 Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit Juni 1875 zur Leitung der preuß. Staatsarch. u. d. Berliner Geh. Staatsarchivs nach Berlin berufen.

[2]) Waitz erhielt schon für das Wintersemester 1875/76 aus Göttingen Urlaub. Er hielt übrigens in Berlin nur Übungen, aber nicht Vorlesungen. Vergl. A. f. Kulturgesch. 8, S. 358,4.

[3]) Albert Peip, seit 1863 E. O. in Göttingen.

[4]) Harry Breßlau, habil. 1872 in Berlin, 1877 E. O., 1890 O. in Straßburg.

[5]) Ernst Dümmler (1830—1902), hab. 1855 in Halle, 1858 E. O., 1866 O., 1888 Vorsitz. d. Zentraldir. d. Monum.

[6]) Reinhold Pauli (1823/82), in Göttingen seit 1870.

[7]) Steindorff, seit 1873 E. O. in Göttingen.

drucken[1]); doch scheint man am Orte selbt vor allem an Scheffer-Boichhorst zu denken, dem es in Gießen, wie er mir neulich schrieb, ganz gut geht. Er würde jedenfalls Dümmler vollständig ersetzen und ein bedeutendes plus bieten. Ich genieße und genoß dieser Zeit Mommsens Staatsrecht[2]) und Waitz Band V und VI[3]). Von den letzteren meinte Ranke: „das ist doch eigentlich ein ganz juristisches Buch, gar keine historische Anschauung", und insofern sind die beiden Bücher sich wirklich sehr gleich und doch wie colossal verschieden. Die reine Stoffansammlung nimmt bei Waitz, die Hypersystematisirung bei Mommsen wahrhaft beängstigend zu. Übrigens hat Mommsen für mich ebensoviel Anziehendes wie Waitz Abstoßendes.

Ich habe gestern und heute — Ihnen kann ich das ja schreiben — meine Ansichten über die Entstehung der Republik Mommsen gegenüber wieder einmal sehr ernst Revue passiren lassen: aber ich muß sie doch so lassen. Von der Annalistik wurde mir kürzlich eine Recension, die in dem Calvaryschen Jahresberichte über classische Altertumswissenschaft erscheinen soll[4]), im Aushängebogen unter Kreuzband anonym zugesandt. Es geht dem Buch wie der Ministerialität[5]), jeder Recensent hat eine Menge zu verwerfen, jeder einige bestimmte Puncte anzuerkennen, und am Ende findet sich für jeden der Hauptsätze eine zustimmende Erklärung. Daß es unter den vielen Ketzereien, deren wenigstens theilweise Acceptirung mich eigentlich überrascht, einen ganz entsetzlich schwachen Punct giebt, der mir bald nach der Publikation klar ward, hat komischerweise noch Keiner gesehen. Ich denke manchmal an den Juristen Thöl[6]), der über einen abgünstigen Rec. seines Handelsrechts sagte „der dumme Mensch weiß garnicht, wie schlecht das Buch ist." Duncker hat in seinem Hause viel Noth und Sorge mit den Mühlenfeldschen Kindern. Die Frau reibt sich auf in der Pflege der unheilbar kranken Nichte. Unser vortrefflicher Freund wollte mir übrigens neulich die alte Geschichte an der Kriegsakademie zuschanzen „aus Faulheit", wie Droysen sagt, und ich glaube, er hat Recht Droysen läßt einen neuen Band Friedrichs II. drucken[7]). Mit den besten Grüßen an Ihre Frau, Maurenbrecher und Hirschs

Treulichst

Ihr Nitzsch.

---

[1]) R. Röpell (1868/93), seit 1855 in Breslau. — 1876 erschienen: „Theophan Leontowitsch" (in HZ) u. „Polen um die Mitte des 18. Jahrh.'s." (Perthes, Gotha).

[2]) Marquard-Mommsen Bd. 1.

[3]) Erschienen 1874 u. 1875.

[4]) Bursians Jahresb. f. d. Altertumswissensch., Berlin, Calvary, 1875, Bd. 3, S. 749.

[5]) Nitzsch, Ministerialität und Bürgertum, 1859.

[6]) Thöl (1807/84), 1837 E. O. in Göttingen, seit 1849 O. daselbst. Sein „Handelsrecht" in 3 Bden. v. 1841/80.

[7]) Bd. 11, 1876 erschienen.

Berlin, 27. 3. 76.

Verehrter Freund.

Kirchhoff[1]), der außerordentlich befriedigt aus Königsberg heimgekehrt ist, hat mir wiederholentlich Ihre Grüße bestellt. Damit überkam mich das Gefühl, wie lange ich Ihnen nicht geschrieben und wie gern ich mal wieder etwas von Ihnen in Händen hätte Daß es bei Ihnen immer besser geht, habe ich ab u. zu durch Ihren Schwager erfahren. Von dem Neumannschen Fest[2]) lagen nicht allein Kirchhoffs Berichte, sondern auch andere vor. Wir haben an dem Tage viel hin gedacht. Ich bitte Sie mir doch zu sagen, wie das Kränzchen sich an der Feier betheiligt und wie weit ich mich daran betheiligen darf. Die Parallele zwischen unserem hiesigen Jubilar Dove[3]) und dem Königsberger Prachtexemplar eines Jubeldoctors hatte ich schon lange im Stillen gezogen, bevor sie Kirchhoff gegen mich in Worten aussprach. Wie ich höre, hat sich unser alter Herr schon an Antworten auf all die Adressen blind geschrieben, wenigstens auf einem Auge: ich warnte ihn davor und habe mich ordentlich darüber gefreut, daß Neumann den Dank an unsere Facultät mündlich bestellt hat. Möge das Fest unserm innig verehrten Freunde nun eine rechte Erfrischung für die kommenden Jahre sein.

Anfang voriger Woche machten wir hier in Monumenta Germ.: die Verhandlungen gingen im Ganzen sehr glatt. Boretius hat die Capitularien endlich doch übernommen[4]), von Frensdorff lag ein Plan zur Bearbeitung der Stadtrechte bis 1300 vor[5]), in dessen Begutachtung Hegel[6]) und ich vollständig übereinstimmten, Sickel[7]) ging mit großer Bereitwilligkeit auf die Idee ein, daß die Ausgabe der Diplomata mit den Ottonen beginnen solle etc. etc. Vorläufig reicht das Geld. Wir waren zweimal bei Waitz und Wattenbach[8]) zusammen, wo beide Mal Sybel durch Abwesenheit glänzte. Ich hörte, daß die Tübinger sich immer noch nicht entschieden hätten.

[1]) G. Kirchhoff, Schüler des unten genannten Neumann, seit 1874 O. f. Physik in Berlin.

[2]) Franz Neumann feierte am 16. März s. fünfzigjähriges Doktorjubiläum. S. darüber Luise Neumann, Franz Neumann S. 390 ff.

[3]) H. W. Dove (1863/79), seit 1845 O. d. Physik in Berlin, feierte am 4. März 1876 ebenfalls s. fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

[4]) Boretius (1836—1900), seit 1874 O. in Halle. Übernahm d. „Capit. reg. Franc.", 1883 ff., MGLL II.

[5]) Ferd. Frensdorff, hab. 1860 in Göttingen, 1866 E. O., 1873 O.

[6]) K. Hegel (1813—1902), Sohn des Philos., seit 1849 O. in Rostock, 1856 in Erlangen, leitete die Edit. d. „Chron. der deutschen Städte".

[7]) Th. v. Sickel, Dozent am Institut f. österr. Geschichte, das er 1867—92 nach dem Muster der Pariser école des chartes ausbildete. 1857 E. O., 1867/92 O., 1875—92 Mitglied der Zentraldirektion d. Mon.

[8]) Wilhelm Wattenbach (1819/97), Paläograph und Mitarbeiter der Monum., seit 1875 in der Zentraldirektion.

Giesebrecht behauptete, Kluckhohn[1]) denke nicht daran, nach Tübingen zu gehen. Dann scheinen mir aber doch Maurenbrechers Chancen wieder sehr gestiegen zu sein[2]). Wie stehts denn in Königsberg? Vollquardsen bleibt, wie ich mir gleich dachte, jedenfalls in Kiel. Es thut mir dabei nur leid, daß Sie den liebenswürdigen juvenis nicht kennen lernen. Für mich ist es immer wie Sonnenschein, wenn diese anima candidissima bei mir einrückt.

Nissen hat übrigens neuerdings einen interessanten Fund gethan, bei dem ihm, wie es scheint, die Diplomatiker keinen Strich durch die Rechnung machen werden, Reste des Fuldaer Ammianus Marcellinus[3]), der seit der Ausgabe des Gelen 1533[4]) verschwunden. Er hatte ein Facsimile an Sickel und Stumpf[5]) eingesandt, die die Schrift um 900, u. an Wattenbach, der sie ins 12. Jhrh. setzte. Es wurde viel darüber gestritten, Waitz trat auf Sickels Seite und so wird die Sache wol fest sein. Unseren stattlichen Index mit all den Historicis werden Sie wol schon gesehen haben: die Sybelsche Concurrenz in der deutschen Geschichte kam mir wirklich ganz unerwartet; aber freilich wenn er die Sache so ernsthaft anfassen wollte, war dieß für ihn in diesem Semester das einzige offene Thema, und man kann doch nicht behaupten, daß es zu viel sey, wenn in Berlin deutsche Geschichte doppelt oder dreifach gelesen wird. Um so unangenehmer ist, daß unser Rheinischer College durch die Art und Weise seiner aufdringlichen Reclame hier unter seinen alten Fachgenossen so heillos verletzt. Die Art und Weise, wie er sich für die Herausgabe der Staatsschriften Friedrichs II. an Duncker und Droysen in der Academie herangedrängt, dann Röpell zur Interpellation bestellt und schließlich in der Kammer das Unternehmen wesentlich als das seinige bezeichnet, ist allerdings toll[6]). Ich habe Duncker nie so tief verletzt gesehen und nie Ausdrücke in Droysens Mund gehört, wie die waren, mit denen er dieß Verfahren bezeichnete. Es freut mich um so mehr, daß

---

[1]) August Kluckhohn (1832/93), Mitarbeiter der hist. Kommission in München. 1865 E. O., 1869 O. an der Technischen Hochschule in M., 1883 nach Göttingen.

[2]) Maurenbrecher blieb in Königsb. bis 1877.

[3]) Heinrich Nissen (1839—1912), 1869 Prof. in Marburg, 1877 in Göttingen, 1878 in Straßburg, 1884 in Bonn. Es handelt sich um die Hersfelder Handschr. des Amm. Marc., die fragment. in 6 Blättern vorliegt. N. edierte sie als „Marburgensia", Berlin 1876. Vergl. über diese H. Teuffel, Gesch. d. Röm. Lit. Bd. II. § 426, S. 1096 A. 6.

[4]) Sigmund Gelen (1497—1544), kam nach Stud. u. Reisen in Italien, Griechenl., Frankreich, Deutschl. 1524 nach Basel, wo er im Dienste des berühmten Buchdruckers Froben bis zu s. Tode tätig war; verkehrte mit Erasmus. Gab zahlreiche Texte heraus, u. a. 1533 d. Amm. Marc.

[5]) Stumpf (1829—1882), seit 1861 O. in Innsbruck. Hauptwerk: Reichskanzler 3 Bde., 1865/83.

[6]) Sybel erhielt auch die Leitung der „Polit. Korresp. Friedrichs d. Gr.", 1879 ff., während die „Preuß. Staatsschr. aus d. Zeit Friedrichs d. Gr." von Koser u. Krauske 1877/92 in 3 Bden. herausgegeben wurden.

wir mit einer, wie es scheint, drohenden Wahl Sybels zu den Monumenten verschont wurden. Ich lese nächstes Semester Römische Republik und freue mich auf dieß concretere Pensum nach der etwas zu universalhistorischen allgemeinen Verfassungsgeschichte, in der die Leute übrigens eben so fabelhaft fleißig waren wie in den Übungen.

Eine sehr nette Bekanntschaft machte ich diesen Winter an einem Gymnasial-, eigentlich Lyceallehrer aus Neapel, Rolando[1]), der Deutschland und England im Auftrag der Regierung für Unterrichtszwecke bereist. Er erzählte mir, er habe seinem Minister geschrieben, das Auffallendste, das ihm an deutschen Universitäten im Gegensatz mit den Italienischen begegnet sey, sey, daß er drei Monate in München, Leipzig und Berlin Vorlesungen gehört, ohne daß einer der betr. Docenten eine Vorlesung ausgesetzt habe. Er lobte Bonghi[2]) sehr und war natürlich über die Ministerkrisis sehr verwundert. Daß ich mit dem Dekanat so verhältnißmäßig passabel durch den Winter durchgekommen, ist mir am Anfang dieser Ferien ein sehr behagliches Gefühl. Meine Augen sind unzweifelhaft jetzt noch besser als im Oktober. Was die Geschäftsführung betrifft, so kennen Sie Ihren Freund, glaube ich, wenigstens in soweit von dieser Seite, daß ich Ihnen nicht erst zu versichern brauche, wie viel Dummheiten und Ungeschicktheiten ich dabei in aller Stille begangen habe. Ich muß es um so mehr hervorheben, ein wie vortrefflicher Berater mein Prodecan Zeller und wie leicht überhaupt die hiesige Facultät es ihrem Vorsitzenden macht. Daß unter den wenigen schwierigen Elementen mein guter ehrlicher alter Müllenhoff ist, machte mir die Sache doch eigentlich leichter.

Die Synodalangelegenheiten gehen ja langsam, aber doch wol sicher ihrem gewünschten Abschluß entgegen:[3]) so lange unseres alten Wilhelm Augen offen bleiben, wird jedenfalls, meine ich, darüber kein Zweifel sein können. Dorner[4]) ist auch derMeinung. Ich examinire mit ihm im theologischen Staatsexamen und freue mich, wie ernsthaft er die Sache nimmt, vorgestern

---

[1]) Antonio Rolando, ital. Historiker, Prof. an d. Accademia scientifico-letteraria in Mailand, bereiste 1874/76 Deutschland und England, gab 1878 eine Schrift über d. ital. Unterrichtswesen heraus: „L' educazione in Italia in ordine alla vita pubblica".

[2]) Ruggiero Bonghi (1828/95), Gründer u. Leiter einer Reihe von Zeitungen, 1859/72 Prof. f. Philos., alte Sprachen, Geschichte etc. in Pavia, Turin, Florenz, Mailand, Rom; seit 1860 im Parlament. 1874/76 Kultusminister, setzt als solcher das Aufsichtsrecht des Staats über die geistl. Schulen u. Schließung der päpstlichen Universität durch.

[3]) 1873/76 Durchführung der Organisation der preuß. Landeskirche, beendigt durch die Generalsynodalordnung f. d. evang Landeskirche der 8 älteren Provinzen v. 20. Jan. 1876, Staatsgesetz vom 3. Juli 1876. Das Gemeindeprinzip ist hierin zu stärkerer Wirkung gebracht und darauf die Landeskirche neu ausgebaut.

[4]) August Dorner (1809/84), seit 1861 Prof. in Berlin, zugleich Mitglied des Oberkirchenrats, Vermittlungstheologe.

ließ er zwei in der Philosophie durchfallen. Er hofft hier eine Handhabe zu haben, um das theologische Studium etwas zu heben. Er ist doch eine prächtige, ideale Natur, und es war mir eine wahre Freude, als Benary[1]) neulich Hinschius gegenüber aussprach, daß Dorner ein selten reiner Mensch sey.

Mittwoch dinierten wir beim Minister, der Ton war höchst behaglich, und Falk schien sich ganz en famille zu fühlen; daß einer von den Räthen seinen Degen vergessen, erregte allgemeines Gaudium. Curtius Festrede secundirte, wie Dillmann[2]) richtig bemerkte, seiner Rectoratsrede[3]); wie ich aus einer Bemerkung Dorners schließe, waren es eigentlich Variationen über einzelne Themata des neuen Buchs von Ehrenfeuchter „Cultur und Christenthum"[4]). Es wird sehr gerühmt: ich habe es noch nicht gesehen. Von Treitschkes Vortrag über die Königin Luise[5]) habe ich kein Wort verstanden wie viele andere. Es war ein für mich ganz peinlicher Abend. Der Rathhaussaal ist bekanntlich akustisch gar nicht zu brauchen, aber der Magistrat hätte deshalb einen anderen Redner nehmen müssen. Die Frau, die auch da war, soll ganz deprimirt gewesen sein, wie ich finde, unnöthig; denn im Auditorium wirkt er, wie ich ja immer wieder höre, ganz vollständig und in der schönsten Weise. Ich freute mich neulich sehr, daß auch Droysen es aussprach, welcher Segen er da für uns sey. Daß es in Olympia recht schlecht steht und das Fieber unter den Arbeitern epidemisch auftritt, werden Sie gehört haben[6]). Man wollte ja freilich überhaupt mit Anfang Mai abbrechen, jetzt wird es früher nothwendig werden. Es ist ordentlich Schade, daß Kirchhoff[7]) nun doch wol nicht hingehn wird. Mein Brief ist ja zu einer wahrhaft weiblichen Ausführlichkeit gediehen. Sagen Sie Maurenbrecher, daß ich wüßte, ich müßte ihm schreiben, und grüßen Sie ihn schönstens, auch Hirschs und Goltz.

Ihr Nitzsch.

[1]) F. Benary (1805/80), Orientalist und Professor der alttestam. Exegese. 1829 P. D. in Berlin, 1830 E. O.

[2]) Aug. Dillmann, Theologe und Semitist (1823/94), seit 1869 O. in Berlin, 1877 Mitglied der Akademie. Epochemachendes Hauptwerk: Lexik. und Chrestomathie der äthiop. Sprache.

[3]) E. Curtius, „D. griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkte", 1875. (Auch in Altertum und Gegenwart II[3], S. 50 ff.)

[4]) Fr. A. E. Ehrenfeuchter (1814/78), zuerst Pfarrer in Weinheim und Karlsruhe, seit 1845 Prof. in Göttingen. Sein 1876 erschienenes Buch ist betitelt: „Christentum und moderne Weltanschauung." Es sollte dazu dienen, die Entstehung der Kluft zwischen Christentum und moderner Kultur historisch nachzuweisen.

[5]) Auch als Buch 1876 herausgegeben, gemeinsam mit Mommsen.

[6]) E. Curtius hatte Kaiser Wilhelm I. und den damaligen Kronprinzen für die Ausgrabung Olympia's zu interessieren verstanden. Sie wurde 1875/81 ausgeführt. Vergl.: „Olympia, die Ergebnisse der vom deutsch. Reich veranstalteten Ausgrabungen", 1890/97.

[7]) Ad. Kirchhoff, Philol. und Altertumsforscher, seit 1865 O. in Berlin. Seine „Studien z. Gesch. des griech. Alphabets" sind bahnbrechend für die griech. Epigraphik.

Berlin, 21. 9. 76.

Verehrter Freund.

Sie werden ja jedenfalls Ihren Badeaufenthalt längst hinter sich haben u. vielleicht mitten in den Abiturientenprüfungen stecken. Ich will aber doch die Erledigung meiner Briefschulden mit Ihrem Conto beginnen, da Sie ja, was ich kaum zu sagen brauche, jedenfalls eines der ersten Blätter in meinem Hauptbuch einnehmen.

Seit vorigem Freitag bin ich glücklich wieder in meinen vier Pfählen: ich war erst drei Wochen in Kiel, dann eine in Kopenhagen. Eigentlich wars eine ganz normale Vetternreise, in Kopenhagen sah ich die Verwandten meiner ersten Frau nach langer Zeit zum ersten Mal wieder [1]. Zum ersten Male war ich 1842 dort, seitdem nicht wieder. Sie können sich denken, daß die Eindrücke der Gegenwart verglichen mit den früheren mich mit einigem Behagen erfüllten.

Dänemark hat sich offenbar immer mehr in die neue Stellung gefunden, die nationale Partei ist ganz auf den Altentheil gesetzt. Das neuste Ereigniß war, daß ihr alter Führer Ploug [2] ein Wahlmanifest der conservativen Grundbesitzerpartei mit unterzeichnet. Die letztere ist eben der einzige Halt gegen die ganz banausische Bauerndemokratie, die im Folkething die Majorität hat. Die Bauernhochschulen wachsen aus der Erde wie bei uns die Gymnasien, eben im erklärten Gegensatz nicht allein gegen diese, sondern auch gegen die Realschulen. Es giebt deren für beide Geschlechter, meist unter der Leitung Grundvigscher Candidaten der Theologie [3]. Was eigentlich da getrieben wird, ist mir doch unklar, das Resultat soll eine gewisse äußere Bildung u. der entsprechende Dünkel sein. Die so gebildete Bauernpartei vor Allem meistert denn auch immerfort an dem Staatsunterrichtswesen herum u., wie mir selbst mein junger Neffe, ein sehr tüchtiger Philologe, klagte, alle fünf Jahre macht man ein neues System. Die alten nationalliberalen Herren empfinden mit Schmerz, daß sich gleichzeitig Norwegen von den dänischen Handbüchern emancipirt, u. die jüngeren geben zu, daß Christiania, in der intimsten Verbindung mit Deutschland, an der Spitze der Nordischen Universitäten steht.

Dabei ist manches Beneidenswerthe: kein Gymnasium mit mehr als höchstens 200 Schülern; die öffentlichen Sammlungen alle für die Kennt-

---

[1]) N. war zuerst mit Sophie Paulsen seit 1847 vermählt. Sie starb schon 1850. Ihr Vater war Prof. der Rechte in Kiel. Da er sich zu den Dänen zählte, wanderte er während des 1. Krieges 1848/49 nach Dänemark aus. Seit 1855 war N. mit Sophie Patzig aus Greifswald vermählt.

[2]) Karl Ploug (1813—94), dän. Politiker, Dichter u. Redakteur. Vergl. über ihn: Dansk biografisk Lexikon Bd. 13 (Kopenhagen 1899), S. 169 bis 179.

[3]) Anhänger des Grundtvigianismus, nach Grundtvig (1783—1872), dän. Theologen, dessen theolog. Standpunkt darin bestand, das Christentum in nord. volkstümlicher Gestalt mit dem nat. Gedanken zu einer Volkskirche zu verschmelzen.

nißnahme „des gebildeten Publicums" meisterhaft geordnet; das ganze Land wie ein Garten, landwirthschaftlich im regsten Fortschritt, Kopenhagen gar nicht wieder zu erkennen in der nicht luxuriösen, aber saubern Eleganz seiner Plätze u. Bauwerke. Der Däne selbst hat den süßen Geschmack seiner eigenen Vortrefflichkeit nach wie vor auf der Zunge. Es war mir immer. als ob ich die guten Leute an diesem Bonbon saugen hörte.

In Rosenborg ist seit Christian IV.[1]) der ganze königliche Schatz „historisch" geordnet, aus seinen Juwelen u. Geräthen ein Geschichtsmuseum von unbedingtem Interesse construirt, dazu die Porträts dieser immer impotenteren Oldenburger bis auf Friedrich VII.[2]) Mir war der Eindruck förmlich unheimlich; der gescheite u. unterrichtete Inspector, der uns herumführte, machte darauf aufmerksam, wie gut es sey, daß das alles hier sicher liege, während die Bourbons, Orleans etc. dieses werthvolle historische Material immer mitgenommen hätten.

Aber ich gerathe ja in einen förmlichen Touristenbericht hinein. Aber frappant wars doch, wie hier am Sund die alten Marinewerften mit ihrem colossalen Krahn still stehen u. in Kiel die neuen des Deutschen Reichs in rastloser Arbeit ausgebaut, durch immer neue Befestigungen gedeckt werden. Man hält es dort trotz eines neulichen Dementis für sehr wahrscheinlich, daß Bellevue zur Anlage eines Forts vom Reich angekauft werde. Friedrichsort[3]) ist wegen der vielen Neubauten gar nicht wieder zu erkennen. Ich finde den Hafen grade in dieser großen Bewegung auch landschaftlich hinreißend schön.

Man kann von dem guten Schl.-Holsteiner nicht sagen, daß er auch jetzt noch an übertriebenem Stammesgefühl leidet. Er erkennt sogar mit Unruhe, daß die dänische Landwirthschaft die eigene überholt hat. Kiel, obgleich es den dänischen Küstenverkehr verloren, kommt eben durch die neuen Anlagen rapide in die Höhe. In Flensburg haben die alten Parteien ihren Frieden geschlossen. Die Stadt ist, wie alle anerkennen, im entschiedensten merkantilen u. commerciellen Aufschwung. Bei der Wahlbewegung können die eigentlichen Partikularisten nur auf einige Holsteinische Marschdistricte rechnen. Bei den Nationalliberalen trat jetzt der rechte Flügel vielleicht decidirter als anderswo auf, zum Theil provocirt durch die Wahlmanöver der Fortschritt- u. geheimen Particularistenpartei. Es ist nicht unmöglich, daß der Sozialismus davon profitirt, in mehreren Districten scheint es jedoch zum vernünftigen Compromiß gekommen zu sein. Das ganze Bild ist keineswegs so behaglich u. scheinbar idyllisch wie am Sunde, aber man merkt dafür auch, daß der gewaltige Blutumlauf eines großen u. starken Organismus sich geltend zu machen u. allmälig in ein gesundes Tempo einzulenken beginnt.

Mein guter Bruder ist denn durch sein langjähriges asthmatisches Leiden dahin gebracht, sich im 53sten Jahre pensioniren zu lassen. Das ist doch ein hartes Geschick. Es war mir eine große Beruhigung, ihn u. seine Frau

[1]) 1588—1648. [2]) 1848—1863. [3]) Kreis Eckernförde.

dabei so gefaßt u. klar in ihrem Entschluß zu finden [1]). Allerdings hat die Commune sich dabei mit großer Liberalität benommen. Diese Sachlage hielt mich so lange in Kiel. Auf der Rückreise, wieder über Kiel und Hamburg, traf ich meine alte Tänzerin, die jüngste einzig noch lebende Niebuhr, die Präsidentin Rathgen aus Weimar, in Kiel, [2]) leider nicht den guten Claßen in Hamburg. Sie waren beide zur Niebuhrfeier in Meldorf gewesen [3]). Ich bin noch nicht zu Claßens Festschrift [4]) gekommen. Ob die hiesige Akademie es angezeigt findet, noch eine Feier zu begehen, scheint mir jetzt fast fraglich. Dillmann meinte, daß eine solche ihr u. nicht der Universität gebühre.

Ich habe außer Curtius, Harms u. Müllenhoff eigentlich noch wenig gesehen. Haben Sie vielleicht schon von Harms' Buch [5]) Notiz genommen? Mich freut es schon, daß er es körperlich hat fertig bringen können. Neugierig bin ich, was Zeller dazu sagen mag. Harms ist außerordentlich erfrischt durch seinen längeren Aufenthalt in Berchtesgaden. Maurenbrecher, dem ich, denke ich, zuletzt geschrieben, ist wol noch mitten in seiner Publication [6]). Grüßen Sie ihn doch allerbestens.

In Kiel war Volquardsen mit einer Anzeige der neusten Gutschmidtschen [7]) Arbeit beschäftigt; ich sah aus seinen Gesprächen, daß Gutschmidt jedenfalls sehr einseitig mit der „Deutschen" Assyrologie angebunden u. die Schwächen der Französischen ganz unbeachtet gelassen.

In Kopenhagen erzählte mir ein Dr. Grünhagen an der table d'hôte eine Menge Königsberger nova u. novissima. Schön waren sie grade nicht. Was ich hier von Neuem gesehen, ist bis jetzt nur Kunst, u. allerdings sind sowol die Gruppen am Postament Fr. Wilhelms III. wie die Fresken im Corneliussaal der Nationalgallerie wahrhaft herzerfreuende Leistungen: Gott sey Dank, daß wir noch so etwas machen können! Die viel besprochene Madonna von Knaus [8]), im Zopfstil des 18. Jahrhunderts, ist mir dagegen gradezu ekelhaft.

Mit den besten Grüßen an beide Hirschs, Goltz u. das ganze Montagskränzchen sowie an Ihre verehrte Frau

Treulichst Ihr Nitzsch.

---

[1]) Ernst Nitzsch, der Bruder des Historikers (1823—1877), Jurist, seit 1866 Stadtrat in Kiel, 1867 sogar einige Zeit Bürgermeister. Vgl. über ihn: Zeitschr. f. Gesch. v. Schleswig u. Holstein Bd. 41, S. 6.

[2]) Cornelia Niebuhr, verheiratet mit d. Präs. Rathgen, der 1849—51 Schleswig-Holst. Justizminister gewesen war.

[3]) Zur Erinnerung an den Geburtstag Niebuhrs, 27. Aug. 1876.

[4]) „B. G. Niebuhr" v. Joh. Claßen, Gotha, Perthes, 1876.

[5]) Wohl „Die Philosophie seit Kant", Berlin 1876. Im selben Jahre ließ er erscheinen: „Über den Begriff d. Wahrheit".

[6]) Wohl: „Gesch. d. kath. Reformation." Oder: „Königtum u. Verfassung in Preußen", Bonn 1878.

[7]) A. von Gutschmid (1831—87), Nachfolger N's in Königsberg, seit 1876 in Jena. 1876 erschienen von ihm: „Neue Beiträge z. Geschichte des alten Orients".

[8]) Der 1911 gestorb. Landschafts- u. Genremaler Ludwig Knaus.

Berlin, 19. 5. 77.

Mein theurer Freund.

Vorgestern erhielt ich einen Brief von Maurenbrecher, der sich ja in seiner alten Heimath sehr wol fühlt[1]); er erinnerte mich gleichzeitig so lebhaft an die alten Königsberger Tage u. die Königsberger Freunde, denen wir beide so viel zu verdanken haben. Ich denke, diese Zeilen treffen Sie am Pfingstfest sicher jedenfalls zu Hause, während ich sonst bei Ihren häufigen Reisen immer unsicher bin, ob ich nicht nur einen Brief aufs Lager liefere.

Mir ist es ja in den langen Monaten, in denen ich Ihnen nicht geschrieben, im Ganzen sehr wol gegangen. Ganz kürzlich habe ich erst hier die erste unangenehme Erfahrung in der Facultät gemacht, aber sie ist jetzt innerlich verdaut, u., wenn wir uns einmal sehen, soll es mir ein Vergnügen sein, Ihnen in einer vertraulichen Mittheilung die sonderbare Geschichte zu erzählen, bei der mich eine Reihe von Zufälligkeiten malträtirten wie den Helden einer Müllnerschen Schicksalstragödie.

In den Osterferien war ich sehr fleißig, zu Resultaten d. h. präsentabeln kam es freilich nicht, aber in einer Reihe von Untersuchungen bin ich doch einen guten Schritt vorwärts gekommen. Haben Sie meines Freundes Harms Buch über die deutsche Philosophie angesehen?[2]) Als ich vor Monaten Haym[3]) bei Dunckers traf, hätte ich ihn gerne gerade darauf angeredet, aber sein Wiedersehen mit dem Legationsrat Aegidi[4]) gab der ganzen Unterhaltung eine andere Richtung. Es war übrigens ordentlich rührend, wie ernsthaft er (d h. Haym) den wieder angehenden Docenten ermahnte, sich nun ernsthaft an das neue Pensum zu machen u. wie lebhaft u. bester Vorsätze voll der kleine wunderliche Mann diese Ermahnungen acceptirte.

Max Duncker arbeitet an einer Beurtheilung der Hardenbergschen Memoiren, zu der ihn Ranke selbst dringend aufgefordert[5]); sie wird wol recht scharf ausfallen. Ranke selbst schreibt die Biographie Friedrich Wilhelms IV. für die Münchener Deutsche Biographie[6]) und klagte, daß außer der Königin Wittwe so viele gestorben, auf deren Mittheilungen er dabei gehofft. Das archivalische Material, das er flüssig gemacht, bezieht sich immer nur auf einzelne Partien.

---

[1]) Dieser war Ostern 1877 nach Bonn übergesiedelt.

[2]) „Die Philosophie seit Kant", 1876.

[3]) Rudolf Haym (1821—1901), seit 1860 Prof. d. Philos. in Halle.

[4]) Ludwig Ägidi (1825—1901), Staatsrechtslehrer, Publizist u. Politiker, habilit. sich 1853 in Göttingen f. Staats- u. Völkerrecht, dann Prof. in Erlangen, Hamburg, Bonn. 1871—77 leitete er das Preßwesen im Auswärtigen Amt. Seit 1877 Honorarprof. in Berlin.

[5]) M. Duncker, „D. Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg", Preuß. Jahrbb. Bd. 39 (auch in M. Duncker: Abh. aus d. neueren Geschichte, Leipzig 1887).

[6]) A. D. B. 7, S. 729.

Die Katastrophe seines Bruders wird übrigens für unsern Freund Duncker schon lange sichtbar herangezogen sein[1]). Erfahrene Geschäftsmänner, die einen wirklichen Einblick in die Sachen hatten, haben schon vor zehn Jahren vorausgesagt, so könne es nicht gehen. Für die Fortschrittspartei ist es ja ein neuer Schlag, der aber ihren dicken Schädel so wenig affizirt haben wird wie alle übrigen.

Von der Reise des Kaisers ins Reichsland verlauten noch allerlei erfreuliche Details, namentlich urgiren seine Begleiter, daß der Empfang in Metz einen noch weit frischern und behaglichern Eindruck gemacht habe, als es in den Zeitungsberichten erscheint[2]). An Unermüdlichkeit hat der alte Herr wieder alle übertroffen.

Curtius ist als glücklicher Triumphator ja auch wieder gekehrt[3]); mich frappirt nur, daß dieser Blücher von seinem „Gneisenau" Adler[4]) so auffallend wenig redet. Und was würde ohne dessen praktischen u. geschäftlichen Sinn am Ende aus dem ganzen Unternehmen geworden sein? Adler bezweifelt übrigens, daß der neugefundene Tempel das Heraion sei: er scheint zu groß zu sein. Wäre es das, so hätte man den datirbar ältesten Tempel, der doch noch mehr werth als die von Syrakus u Selinunt.

Unsere Gemeindevertretungswahlen zur Kreissynode fielen verhältnismäßig über Erwarten gut aus; Herrmann[5]) greift seine Sisyphusarbeit doch sehr an: er klagt wieder sehr über Schlaflosigkeit. Dazu kam für ihn Wochenlang die ernsteste Sorge um seine jüngste Tochter, die nach ihrer ersten Entbindung furchtbar lange u. schwer krank war. Dorner ist dagegen sehr frisch. Weiß[6]) fängt ja nun auch an; da die Frau mit meiner Kieler Schwägerin viel verkehrt, sind wir uns gleich ziemlich nahe gekom-

---

[1]) Franz G. Duncker (1822—88), Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei u. eines ihrer einflußreichsten Mitglieder im Abgeordnetenhause, Mitbegründer d. Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine Er hatte 1853 eine Buchhandlung übernommen, die er 1877 in andere Hände übergehen lassen mußte.

[2]) Der Kaiser besuchte Anfang Mai mit d Kronprinzen u. Moltke d. Grenzlande zu vorwiegend milit. Zwecken. Trotzdem offiziell nur ein Gelegenheitsbesuch angesagt war, war d Empfang bes. in d. Landgemeinden sehr befriedigend u. schien eine gute Aussicht für d. weitere Entwicklung zu geben.

[3]) Aus Olympia, wo seit Okt. 75 die Ausgrabungen begonnen hatten.

[4]) Friedrich Adler, Archäologe u. Architekt, seit 1863 Prof. an d. techn. Hochschule zu Charlottenburg, nahm 1875/81 an d. Ausgrabungen in Olympia teil, beteiligte sich auch an d. Publikation über dieselben („Die Ausgrabungen zu Olympia" 5 Bde., Berlin 1876—81, u. „Olympia", 1892—96 hrsg. v. Curtius u. Adler).

[5]) Siehe S. 69, Anm. 2.

[6]) Bernh. Weiß, geb. 1827, seit 1877 Prof. d. Theologie in Berlin, Hauptvertreter d. Vermittlungstheologie, seit 1880 Oberkonsistorialrat u. vortrag. Rat im Minist. d. geistl. Angel.

men. Unter den Collegen scheint er recht zu gefallen. Goltz[1]) macht freilich einen idealeren Eindruck, dagegen soll Pfleiderer[2]) namentlich bei den Studenten gar keinen Erfolg haben. Politisch ist letzterer sehr Würtembergisch.

Unsere Facultät hat auch dießmal eine stärkere Inscription als vorigen Sommer, die historischen Collegia sind alle voll; die Juristen notiren einen Ausfall namentlich an Institutionenfüchsen. Man ist sehr gespannt, ob des Kaisers Äußerung über und an die Straßburger Professoren[3]) nicht ein Hemniß für die Verhandlung sein wird, die das Ministerium über Scherers Herberufung eben in Angriff genommen hatte.[4])

Sie werden auch mit Vergnügen gelesen haben, daß Bismarck wieder gut schläft. Hier ist man doch sehr überrascht durch das neue Pariser Ministerium[5]): eine neue unberechenbare Thatsache zu all den Möglichkeiten Rußlands[6]) u. des Orients. Ja, wenn wir noch ein paar Jährchen leben, welch wunderbare Dinge werden wir da noch erfahren!! Die einzige wirklich erfreuliche Erscheinung außer uns selber sind mir doch die Montenegriner, dieser Haufe tapfrer Bursche, die seit Jahrhunderten auf dem wüsten Meer der Geschichte herumgesteuert u. nun Land sehen.

Zu Pfingsten fahre ich mit Wattenbach zum Hansischen Geschichtsverein nach Stralsund[7]), vielleicht noch mit Waitz, wenn nicht seine Schwägerin, die Frau v. Schelling[8]), bis dahin ihrem Krebsleiden erliegt. Er ist jetzt sehr eifrig beim Paulus Diaconus: die Controverse, ob das entsetzliche Latein der älteren Handschriften, das Waitz in den Text nimmt, wirklich das des

---

1) Hermann v. d. Goltz, Theolog, (1835—1906); 1865 Prof. in Basel, seit 1876 in Berlin, 1892 Vizepräsid. des preuß. Ev. Oberkirchenrats.

2) Otto Pfleiderer (1839—1908), Hauptvertreter der liberalen Theologie. Seit 1875 Prof. d. Theologie in Berlin, von Falk ohne Fakultätsvorschlag ernannt. Pfleiderer war geb. Württemberger, war auch einige Zeit Pfarrer in Heilbronn (1868).

3) D. Kaiser hatte bei s. Besuch Straßburgs am 4. Mai den Prof. d. Universität gegenüber auf den anfänglichen häufigen Wechsel hingedeutet u. den Wunsch hinzugefügt: „Es mögen die Herren standhaft in Straßburg aushalten!"

4) W. Scherer (1841—86), Germanist, 1858 Prof. in Wien, seit 1872 (seit d. Neugründung der Universität) in Straßburg, kam 1877 wirklich nach Berlin.

5) Durch eine Art Staatsstreich beseitigte der damalige Präs. Mac Mahon das republ. Ministerium Jules Simon u bildete am 18. Mai ein neues Kabinet mit d. monarchist. Herzog v. Broglie an d. Spitze.

6) Rußland hatte am 24. April offiziell ein Kriegsmanifest an d. Türkei gerichtet.

7) Vergl. über den Hansetag: Hans. Geschichtsbll. III, 1877, XI ff.

8) Eine Tochter des Generals v. Hartmann in Hannover. Sie war vermählt mit d. Sohne des Philos., H. v. Schelling, seit 1877 Unterstaatssekr. im Justizminist. Aus diesen Beziehungen Waitz's entstammt s. Buch: „Caroline", 1871, u. dessen Ergänzung „Caroline und ihre Freunde", 1882.

Originals sey, wird noch viel Bewegung unter Historiker u. Philologen bringen.[1]) Ich muß doch Mommsen Recht geben, daß ein Autor, der so gute Lateinische Verse machte, unmöglich so unorthographisch schreiben konnte. Nach einzelnen Äußerungen scheint Waitz selbst jetzt während des Druckes unsicher zu werden. Im Ganzen ist doch die ganze Monumentensache unter Waitz Leitung in ein sehr gutes u. aussichtsreiches Fahrwasser gekommen. Ostern sprach mir Stumpf darüber seine Freude aus. Auch das Nebeneinander unsrer Übungen gestaltet sich sehr gut, neulich bezeichnete er mir zwei meiner „älteren Herren" als die, die auch bei ihm dieß Semester die besten seyen. Ich schreibe Ihnen das, lieber Freund, weil ich weiß, daß Sie auch daran theilnehmen. Natürlich sind unter der Masse, die sich bei mir im Publicum zusammenfindet, viele Junge u. Schwache, aber die Mehrzahl hat Interesse, viele arbeiten, u es treten mir doch immer neue ordentliche u. leistungsfähige Köpfe entgegen, die nicht allein anbeißen, sondern auch festhalten.

Die besten u. treuesten Grüße an Hirschs, Neumann u. die alten Freunde im Kränzchen Empfehlen Sie mich Ihrer l. Frau: Ein frohes Fest!

Ihr

Nitzsch.

Berlin, 9. 8. 77.

Mein theurer Freund.

Dr. Pfund[2]) sagte mir gestern, Sie seyen glücklich heimgekehrt, würden aber wol bald wieder aufbrechen. Hoffentlich trifft dieser Brief Sie noch. Neulich war Wagner hier, dann Professor H. Prutz[3]): ich habe beide nach Königsberger Nachrichten ausgepumpt. Wagner hat mir sehr gefallen. Er war offenbar sehr voll von den akademischen Aufgaben seiner Disciplin u. scheint doch in diesem Punct gemäßigter als sein Hallenser College[4]), über den die dortigen Historiker, auch Droysen, ganz unglücklich sind, weil er die Studenten vollständig durch geographische Studien absorbirt. Wir haben ja ein durch die Dühringsche Angelegenheit[5]) ziemlich bewegtes Semester hinter uns. Im Ganzen hat sie auf die „Commilitonen" doch sehr gut ge-

[1]) Die Ausgabe erschien 1877 in d. SS Rer. Langob. et Ital. saec. VI—IX. Die Ausgabe bietet doch nicht die barbarische Sprache, welche die ältesten Handschriften enthalten. Über d. handschr. Überlieferung vergl. Waitz N. A. I., S. 533—566. Die Gedichte in Poet. Lat. I, 47.

[2]) Schwager Schraders.

[3]) Hans Prutz, geb. 1843, habil. 1873 in Berlin, seit 1877 O. d. Geschichte in Königsberg.

Hermann Wagner, geb. 1846, seit 1876 O. d. Geographie in Königsberg, Bruder Adolf W.'s.

[4]) Alfred Kirchhoff, seit 1873 Prof. d. Erdkunde in Halle.

[5]) Im Jahre 1877 wurde Dühring wegen anstößiger Bemerkungen in s. Schriften von der Universität Berlin removiert. Vergl. Arch. f. Kg. 8, S. 447 A. 2.

wirkt. Die Anschauungen haben sich geklärt. Aus ist der Skandal natürlich noch nicht, eine Specialkritik des deutschen Universitätswesens u. öffentliche Vorlesungen im nächsten Winter stehen natürlich in Aussicht[1]). Da ja übrigens Treitschke als Generals-, Gaus[2]) als Maurersohn u. wir sämmtlichen armen Professorenkinder im Zukunftsstaat von den Universitäten ausgeschlossen werden dürften, so ergiebt sich jedenfalls, daß der zukünftige Docent mehr als jeder andere bei der Auswahl seiner Eltern wird vorsichtig sein müssen.

Max Duncker wird wohl schon in die Alpen, Droysen an den Samländischen Strand abgereist sein. Ich sitze noch hier, meine Frau mit Sophie ist nur auf ein Paar Tage nach Eldena gefahren. Das Wetter ist ja nicht sehr ansprechend. Mir liegen ein paar Untersuchungen auf der Seele, die ich gern erst wenigstens etwas weiter förderte, ehe ich, meinem armen kranken Bruder zu Liebe, wieder einmal nach Kiel fahre. Es ist, als ob meine Sehnsucht, endlich einmal den Staufen und Hohenzollern zu sehen, niemals erfüllt werden sollte. Es ist nun mal nicht anders.

Ich habe in diesem Semester die Freude gehabt, mehrere recht tüchtige verfassungsgeschichtliche Arbeiten fertig gestellt zu sehen, wie ich sie immer auf dem Gebiet deutscher Geschichte zu fördern gewünscht habe. Die Leute promovirten natürlich der Lateinischen Abhandlung wegen nicht hier, sondern auswärts. Es ist das dann zugleich für mich eine Probe für mein eignes Urtheil. Solche Aufgaben fordern ja meist einen so umfassenden Fleiß oder ein so entschiedenes Talent, wie sie nicht häufig sind. Die Gefahr, über solche Specialia das Allgemeine zu vernachlässigen, ist auch nur zu groß, und es freut mich besonders, daß das bei keinem meiner jungen Autoren der Fall gewesen. Sie müssen mir schon diese Bekenntnisse verzeihen, weiß ich doch, wie freundlich Sie theilnehmen. Harms hat eben einen ersten Theil eines neuen Buchs vollendet[3]). Ich erkenne doch immer mehr, wie richtig er hier die Verhältnisse ansieht, wenn er über das Überwiegen der rein philologischen Bildung jetzt noch mehr als früher klagt. Der gute Student fühlt es nun am Ende selbst heraus, daß Harms u. nicht Zeller wirklich „Philosoph" ist. Aber auch auf dem historischen Gebiet hat doch, in gewissem Sinn, Lachmann-Böckh[4]) verdrängt. Müllenhoff selbst klagt, daß seine Schüler „nur Texte machen". Wenn diese Methode Geschichte machen will, so schleppt sie ihre modernen Ideen an die Ver-

---

[1]) „Sachen, Leben und Feinde", 1882.

[2]) Der Mathematiker und Astronom Gauß (1777—1855), Prof. u. Direktor der Sternwarte in Göttingen.

[3]) „Die Philosophie in ihrer Geschichte" Tl. 1 1878.

[4]) Lachmann, 1825/51 Prof. in Berlin, klass. Philol. u. dann zur Germanistik gekommen. Er bildet d. „kritische Methode" mit Konjekturen, kritisch. Ausgaben etc. aus.

Böckh, 1811/67 in Berlin, betrachtete d. Phil. als Wissenschaft vom gesamten Leben des Altertums.

gangenheit heran u. entstehen Dinge wie Wattenbachs Päpste[1]), oder man sinkt wie Waitz in seinen letzten Bänden auf das reine Antiquitätenniveau herunter[2]). Hinschius, der jetzt dieselben für die Fortsetzung seines Kirchenrechts[3]) einsieht, war ganz wild darüber. Unter uns gesagt, kommt mir jetzt der famose Most mit seiner Römischen Geschichte[4]) manchmal nur als die natürliche Consequenz der Mommsenschen Anschauungen vor, der eine weiß Nichts von Religion und Politik, und in diesem Fahrwasser gelangt dann der andere dazu, noch flotter zu urtheilen, da er von gar Nichts weiß. Das große historische Pamphlet der Conflictszeit gebiert diesen sozialdemokratischen Balg. Ich habe das Gefühl, als ob doch ein solches, freilich sehr unklares Bewußtsein vielen zu dämmern beginnt.

Scherer soll zum Winter jedenfalls herkommen, wie ich höre[5]). Vorläufig freue ich mich sehr darauf, wenn er auch freilich eine etwas unberechenbare Natur ist. Wattenbach ist förmlich giftig auf ihn. Daß Vahlen Decan geworden, ist Kirchhoffs[6]) Werk, der ihn auf diesem Wege aus seiner desperaten und unerquicklichen Haltung herauszubringen hofft. Wir werden a sehen. Helmholtz ward mit großer Majorität zum Rector gewählt. Neuerdings promovirten od. habilitirten [sich] zwei junge Doctoren im Fach der Philosophie, die sich ganz unter seinem Einfluß gebildet[7]). Harms ist mit dieser Thatsache gar nicht zufrieden, aber ich meine, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen Männer wie Helmholtz u. Weierstraß im Gegensatz zu Dubois, von Virchow[8]) ganz zu schweigen, doch ein Segen sind.

Treitschke ist in die Schweiz gegangen und wird sich dort weiter über John Bull amüsiren und skandalisiren, von dessen Jämmerlichkeit er immer ganz voll ist. Er druckt sehr eifrig an seiner deutschen Geschichte[9]). Die

---

[1]) „Geschichte des römischen Papsttums", 1876.

[2]) Vergl. N 's Urteil über die „Exakten" in der Historie: Arch. f. Kulturg. 8, S. 452.

[3]) „Das Kirchenrecht d. Kathol. u. Protestanten in Deutschland" 4 Bde, Berlin 1869—1888.

[4]) Der Anarchist Most, der 1874 u. 77 in d. Reichstag gewählt wurde, dann in London u. Neuyork anarchist. Zeitungen redigierte.

[5]) Scherer kommt im Winter 1877 von Straßburg nach Berlin

[6]) Offenbar d. Phil. Ad. Kirchhoff.

[7]) Die Doz. Märcker u. Benno Erdmann.

[8]) E. Du Bois-Reymond (1818/96), seit 1858 O. d. Physiologie in Berlin. Von philos. Schriften sind damals z B. schon erschienen „Über die Grenzen des Naturerkennens", 1872.

R. Virchow (1821—1902), seit 1856 Prof. d. pathol. Anatomie in Berlin. 1862/93 Mitgl. d. Abgeordnetenhauses u. z. Teil auch des Reichstags.

K. Weierstraß (1815/97), Prof. d. Mathem.

Helmholtz u. Weierstraß beschränkten sich auf methodische Ausgestaltung ihrer Fachwissenschaft, ohne sich auf philos. Fragen einzulassen. Dem positiven N. mußten Du Bois u. Virchow weniger zusagen.

[9]) 1. Bd. 1879 erschienen.

Ereignisse an der Donau sind doch wunderbar spannend. Ich sehe nun, daß wir auch nicht nur im Marschiren u. Fechten, sondern auch im Spioniren aller Meister sind. Diese Unvorsichtigkeit und Unorientirtheit, wenn man Kosaken wie Sand am Meer hat, ist doch staunenswerth. Uebrigens müssen die Sieger von Plewna nach ihrem großen Erfolg doch auch sehr lendenlahm gewesen sein[1]. Die Russen scheinen ihren Gegner, ehe sie zurückgeworfen wurden, doch gehörig gezaust zu haben. Was aber jenseits der Schlachtfelder vorgeht, ist entsetzlich.

Ranke will Mitte dieses Monats zu Manteuffel aufs Land, ich möchte die beiden wol vertraulich discourriren hören. Unser Alter ist wunderbar frisch u. thätig, förmlich übermüthig. Bewundernswerth ist auch Droysen — nun, Sie sehen ihn ja wol —, fast noch ganz wie 1839, als ich zuerst zu ihm kam. Diese beiden haben doch auch am wenigsten von dem Schulmeisterton, der mir hier auf die Länge bei vielen so auffällt, Ranke gar Nichts.

Neulich besuchte mich Dr. Erdmann, mein lieber Neffe[2]; der arme Mensch ist doch recht alt u. verstimmt geworden. Er wird ja jetzt wol zurück sein. Müllenhoff u. ich waren mit ihm in der archäologischen Gesellschaft, die ich in diesem Jahr regelmäßig besuche. Sie ist sehr frequent, namentlich von den Gymnasien her; Schaper, Cauer[3]) etc. sind häufig da, der alte Kießling[4]) natürlich immer. Die Olympiacommission hat Dr. Hirschfeld[5]), der ihr ganz arrogante Bedingungen für weiter stellte, gehen lassen. Statt seiner geht Dr. Treu[6]), Assistent am Museum hier. Hirschfeld habilitirt sich in Leipzig. Aegidi hat für nächstes Semester neben vier andern Docenten juristische Encyklopädie und außerdem Westfälischen Frieden angezeigt.

Aber, nach all diesem Schwatz, nun leben Sie wol, grüßen Sie Hirsch, Neumann, Goltz u. empfehlen mich Ihrer l. Frau.

Treulichst

Ihr

Nitzsch.

---

[1]) Die Russen wurden am 20. u. 30. Juli vor Plewna von Osman Pascha blutig zurückgewiesen.

[2]) O. Erdmann, seit 1874 am Wilhelmsgymnasium in Königsberg.

[3]) Friedrich Schaper, 1875/90 Prof. an d. Akademie der bildenden Künste in Berlin; Bildhauer.

Robert Cauer, seit 1855 zeitweilig in Berlin als Bildhauer tätig.

[4]) Gustav Kiessling, Philologe u. Schulmann, seit 1850 im Provinzialschulkollegium in Berlin. Er war Mitglied u. eifriger Besucher d. archäol. Gesellschaft.

[5]) Gustav Hirschfeld (1847/95), Archäologe; 1875/77 Leiter der Ausgrabungen in Olympia.

[6]) Georg Treu, geb. 1843, jetzt Prof. d. Kunstgesch. an d. techn. Hochschule in Dresden.

Berlin, 24. 12. 77.

Mein theurer Freund.

Ihr Geburtstagsbrief hat mich vollständig überrascht u. beschämt, da ich ja auf Ihren jetzt vorletzten Brief Ihnen noch immer die Antwort schuldig war. Ich fand ihn hier vor, als ich am Abend des 22. von Kiel zurückkehrte, wo ich meinen lieben Bruder am 21. begraben hatte. Der Ärmste wurde endlich von Jahrzehnte langen Leiden erlöst, u wir alle, die ihm nahe gestanden, können nur Gott danken, daß er diese arme u. schwer geprüfte Seele zur himmlichen Weihnacht, nach der sie so sehr verlangte, abberufen. Wer diesen elastischen, durch u. durch heiteren u. lebensfrischen Geist früher gekannt und jetzt auf das nun abgeschlossene Dasein zurückschaut — aber, lieber Freund, Sie haben ihn ja nicht gekannt u. ich will Ihnen nicht meine lamentatio vortragen.

Ein Brief von Maurenbrecher kam auch an, über den ich mich wieder von Herzen gefreut habe. Er ist doch in Bonn erst wieder ins rechte Fahrwasser gekommen, u. das Behagen des Gelingens spricht so erquicklich aus jeder Zeile.

Hier haben wir, wie Sie gehört u. gelesen haben werden, neulich Mommsens 60jährigen Geburtstag gefeiert. Mir u. anderen Leuten kommen diese Jubileen des 10ten Geburtstags, die übrigens der Jurist Bruns[1]) erfunden, etwas sonderbar vor. Noch sonderbarer war die Ausrede der Festveranstalter, die Feier sey deßhalb angezeigt, weil es sehr fraglich, ob Mommsen sein Doctorjubileum feiern werde, da solche eiserne Naturen oft plötzlich zusammenbrächen. Ich war nur auf dem Commers; Mommsens doch wirklich sehr schöne Rede werden Sie gelesen haben. Die ganze Sache war wirklich sehr hübsch u. animirt. Ich habe mich nur über eins gewundert. Sybel begoß den Jubilar mit Lobreden in einem Toast, in dem er in der taktlosesten Weise seine Verhandlungen mit Windhorst hineinzog. Diesen Sermon, über den der biedere Ad. Kirchhoff u. andere Leute wirklich empört waren, fanden Waitz etc. etc. „sehr hübsch". Ich denke immer an den Spruch „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an" u., wenn ich leider auch nicht prätendire, „den sichern Schatz", wie es dort weiter heißt, „im Busen zu tragen"[2]), die leise und feine Komik eines solchen liberalen Gelehrtenhofstaats ist für mich doch unwiderstehlich.

Auf diesem Hintergrund ist Treitschkes durch und durch ritterliche u. ehrlich redliche Natur um so erquicklicher. Seinen neuesten Artikel, der ihm viel Schweiß gekostet, habe ich noch nicht gelesen[3]). Wie er mir sagte — und Herrmann orientirt ihn über alles —, verlangt der Kaiser eine

[1]) Georg Bruns (1816/80), Romanist, seit 1861 Prof. in Berlin.

[2]) Anspielung auf eine Stelle in Schillers Piccolomini Akt 3, Sz. 4 („Dem Glücklichen schlägt keine Stunde" etc.).

[3]) Es ist wohl Treitschkes Jahresübersicht in d. Preuß. Jbb. Bd. 40, S 655 ff. gemeint.

Abänderung des Synodalstatuts u. die Absetzung Hoßbachs[1]). Wenn er auf die Bekenntnißfrage kommt, ist er im Innersten erregt u. keiner Beschwichtigung zugänglich. Zu Wilmowski[2]), der sonst immer mit Erfolg vermittelte, spricht er seit Monaten nicht von diesen Dingen. Die Einwirkung u. zwar die berechnete Einwirkung der „Hofprediger"[3]) will ich zugeben; aber ich halte es doch für einen großen Irrthum, die tiefe Erregung des Kaisers in Betreff der Bekenntnißfrage nur daraus oder auch nur hauptsächlich daraus herzuleiten. Daß Falck ganz entschieden solidarisch für Herrmann eingetreten, höre ich bestimmt von anderer Seite, aber ebenso bestimmt, daß nach Herrmanns Abgang keinesfalls ein liberaler Nachfolger zu erwarten[4]). Aufrichtig gestanden, wundere ich mich nur, daß Herrmann die Sachen doch so weit gebracht hat, aber nicht, daß seine Natur, wie sie nun einmal ist, endlich in diesen Reibungen versagt. Er ist kein Axel Oxenstierna, der nur drei Nächte seines Lebens schlaflos zugebracht, er hat erst wieder schlafen können, nachdem er sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte.

Daß unsere juristische Facultät die Leipziger um 90 geschlagen, haben Sie vielleicht schon gehört, an Historikern ist auch kein Mangel. Ich lese „Allgem. Verfassungsgeschichte" und habe mich bei der Gelegenheit doch sehr erbaut an den wichtigen Bereicherungen, die die Geschichte Athens seit dem letzten Semester, wo ich sie passirte, erfahren hat. Und es kommt immer noch Neues zu Tage.

Vor 8 Tagen langte hier die erste kleine Photographie nach dem Mercur des Praxiteles an, den man zu Olympia im Heraion gefunden u. durch den andrer Seits dieß eben als solches unwiderleglich festgestellt ist. Es muß ein wunderschönes Werk sein u. fast ganz erhalten bis auf die Knöchel. Mich erinnert es sehr an den Mercur im Belvedere des Vatikan. Duncker hat unserem Kränzchen in Oberstleutnant Blume[5]) von der Kriegsakademie ein sehr erwünschtes militärisches Mitglied zugeführt. Dieser bemerkte

---

[1]) Theodor Hoßbach, von der lib. Majorität der Jakobikirchengemeinde in Berlin zum Pfarrer gewählt, wurde vom Konsistorium d. Provinz Brandenburg infolge des heftigsten Protestes der Positiven nicht bestätigt. Im Verlaufe des Streites beschließt die Berliner Synode d. Abschaffung des obligat. Gebrauchs des apost. Glaubensbekenntnisses.

[2]) Gustav v. Wilmowski, Chef d. Zivilcabinets.

[3]) Stöcker u. jene Kreise, die sich bald darauf z. christlich-sozialen Partei zusammenschlossen.

[4]) Herrmann hatte am 1. Dez. 1877 s. Entlassung eingegeben u. tritt am 5. Mai 1878 endgültig von s. Posten als Präsid. des Oberkirchenrats zurück. Sein Nachfolger wurde d. Ober-Konsist.-Rat Hermes.

[5]) W. v. Blume, 1835 geb., 1865 Hauptmann u. Adj. Roons, machte 1870 d. Feldzug im Hauptquartier mit. Nach dem Kriege ins Kriegsministerium versetzt, wirkte er dort als Abteilungschef u. gleichzeitig als Lehrer der Kriegsgesch. an d. Kriegsakad., 1878 Vorsitzender d. Militärkommiss. des Berliner Kongresses, nahm 1896 als komm. General s. Abschied.

über Plewna schon vor längrer Zeit, im hiesigen Generalstab halte man seit 71 an dem Dogma fest, daß ein Durchbruch einer wirklich eingeschlossenen Armee einfach unmöglich sei[1].

Ich denke, die Russen rüsten sich jetzt mit aller Umsicht, wenn sie aufbrechen, einen unwiderstehlichen Stoß zu führen, und nach meinem dummen Verstand arbeitet die Türkei jetzt nur noch mit „Restern". Das Wichtigste an dem neuen Ministerium in Paris ist wol Waddington als Unterrichtsminister, er ist ein Schwager oder Neffe des verstorbenen alten Bunsen und enthusiasmirt für seinen Reformplan[2]). Daß aber, hält sich die Republik, schließlich Gambetta Präsident wird u. daß dann nach der Ausstellung ein Revanchekrieg das Wahrscheinlichste ist, das ist wohl nicht zu leugnen.[3])

Aber ich will nicht weiter kannengießern.

Die treuesten und herzlichsten Wünsche für Sie und Ihr ganzes werthes Haus zum Fest und für 1878

von Ihrem

W. Nitzsch.

Berlin, 17. 2. 78.

Theurer Freund.

. . . Ich habe ziemlich still dahin gelebt, unsere Mittwochsgesellschaften alle 14 Tage waren die Glanzpuncte, und ich muß wirklich sagen, daß wir jetzt wissenschaftlich vortrefflich assortirt sind, es giebt immer etwas Neues und Originales, wobei man viel lernt u. wovon man angeregt nach Hause kommt. Beseler hat sich zurückgezogen, und ich kann nicht sagen, daß die Gesellschaft eben dadurch verloren hat, er wird immer phlegmatischer. Duncker ist sehr frisch u. wolauf. Er sieht die gegenwärtige Situation sehr ernsthaft an, ich glaube zu ernsthaft. Man ist hier, wie Sie wohl wissen, sehr verstimmt über Rußland und schilt auf Gortschakoffs Eitelkeit u. Leicht-

---

[1]) Verschiedene Male vor Plewna zurückgeschlagen, erhalten die Russen Verstärkung u. belagern mit d. Rumänen zusammen die Stadt. Am 12. Dez. ergibt sich diese.

[2]) Will. Waddington (1826 1894), Archäolog u. Münzforscher. Seit 1871 Abg., Republikaner u. Anhänger Thiers'. Er führt im Unterrichtswesen zahlreiche Verbesserungen durch, namentlich bez. der Ausbild. der Fakultäten zu vollen Universitäten.

Nach der Wahl von 320 Republikanern im Oktober 77 mußte Mac Mahon s. kurz vorher berufenes monarchistisches Ministerium Broglie entlassen u. ein republikanisches M. Dufaure berufen. Tatsächlich war aber jetzt der Beherrscher der republikanischen Mehrheit, Gambetta, die maßgebende Person

[3]) Es gelang Gambetta, 1881 (Nov.) bis Jan. 1882 Ministerpräsident zu werden. — Die Pariser Weltausstellung fand 1878 statt.

sinn[1]). Ich wills gern glauben, daß er im tiefsten Innern eben auch ein roher slavischer Barbar ist, aber man darf doch nicht übersehen, mit welchem Material er zu arbeiten hat. Diese Kaukasusgenerale, schlimmer als die Französischen Algiergenerale, der Generalstab mit seinen panslavistischen Elementen, unerzogene Großfürsten u. ein Kaiser, dem eben die ruhige, unphantastische Gewissenhaftigkeit unseres alten Herrn fehlt, und diese ganze Gesellschaft jetzt vor den schwindelerregenden Erfolgen der letzten Monate. Das würde doch auch für Bismarck vielleicht, wenn er so dicht davor stände, eine schwer zu bewältigende moles sein. Die Spannung auf sein Eintreten in die öffentliche Debatte ist natürlich sehr groß[2]). Daß er so lange fortblieb, namentlich obwol der Stellvertretergesetzentwurf[3]) vorlag, hatte im Bundesrath die Verstimmung sehr hoch getrieben. Er soll ja sehr frisch sein.

Die sozialistischen Händel mit ihren sonderbaren Skandalscenen[4]) haben mich weniger alterirt als manche meiner Freunde. Es ist am Ende nicht so übel, daß es sich endlich klar stellt, wie die Dinge liegen, u wenn viele gute Leute auch jetzt noch geneigt sind, Alles den armen orthodoxen Pastoren in die Schuhe zu schieben, so wird man ja doch wol schließlich auch in diesen Kreisen dahin kommen, in den eigenen Busen zu greifen.

Schlimmer ist fast, daß unser College Wagner, jetzt der einzige officielle Vertreter seiner Wissenschaft in der Facultät, so eigenthümlich Stellung genommen hat.[5])

Der Pastor Todt, der einer der Hauptvertreter des „christlichen Sozialismus", ist ein Vetter von mir, und ich war sehr erstaunt, den liebenswürdigen und braven Menschen plötzlich an der Tete dieser Bewegung zu finden[6]).

[1]) Die Russen waren unter Gurko Anfang 78 bis nach Adrianopel vorgerückt, u. dort war am 31. Jan. ein Waffenstillstand mit Friedenspräliminarien mit d. Türkei zustande gekommen. Mit diesem Erfolge nicht zufrieden, rückten aber d. R. plötzlich bis nahe vor Konstantinopel. Darauf Eingreifen Englands.

[2]) Dieses erfolgte am 19. Februar: Rede Bism.'s im Reichstage.

[3]) Am 25. Jan. war d. Bundesrat ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, wonach der Reichskanzler auch für die Gegenzeichnung vertreten werden dürfe. D. Ursprung d. Frage lag in dem längeren Urlaub, den B. im April 77 antrat

[4]) Am 25. Jan. war von der „Hofpredigerpartei" eine Versammlung der neuen „christl.-sozialen" Partei einberufen worden, nachdem der 1. Versuch durch die Sozialdemokraten verhindert worden war. Stöcker wurde von dem soz. Agitator Most erwidert. Infolge großer Skandalszenen Schließung d. Versammlung durch d. Polizei.

[5]) Ad. Wagner, seit 1870 Prof. d. Nationalök. in Berlin, gehörte zu den Mitbegründern des Vereins für Sozialpolitik. Er näherte sich den Christl.-Soz., denen er bald auch als Mitglied beitrat.

[6]) Rudolf Todt schrieb eine bekannte Programmschrift: „Der radicale Dtsch. Sozialismus u. die christliche Gesellschaft. Versuch einer Darstellung des sozial. Gehaltes des Christentums", 1877.

Er ist eine ehrliche u. enthusiastische Natur, Landpfarrer in der Priegnitz, der sich mit seiner Gemeinde sehr gut steht. Ich sprach ihn neulich, er war sehr guten Muths u. nur sehr ungehalten, daß der Oberkirchenrath proprio motu den Staatsanwalt für sie gegen Most in Bewegung gesetzt.

In der Hoßbachschen Sache wird ja noch viel räsonirt. Ich finde die Aktenstücke nur entsetzlich breit, sonst vollkommen correct und zweckentsprechend. Der alte Ranke, den ich neulich mal wieder besuchte, meinte zu den Russischen Erfolgen: „man kann doch Nichts dagegen sagen". Er steckt jetzt tief in alter Geschichte, Assur, Ägypten, das älteste Griechenland kommen nach einander dran[1]; in der letzten hat er sehr skeptische Ansichten, so daß wir da sehr zu einander stimmen. Seine Arbeitslust ist ungebrochen, seine Kinder, die ihn wöchentlich besuchen, dürfen an den festgesetzten Tagen erst Abends 10 Uhr antreten; von 11 bis 12 wird ihm dann wie auch sonst regelmäßig die Kreuzzeitung vorgelesen. Er klagt nur darüber, daß er nicht selbst lesen u. schreiben könne.

Ich habe mich sehr über das gute Zeugniß gefreut, was Maurenbrecher seinem Prinzen Wilhelm ausstellt[2]. Hier erzählt man sich, die Kronprinzessin sey sehr verstimmt über die Aussicht auf ein nochmaliges Wochenbett. —

Ich wurde eben durch einen Besuch von Harms in meiner Epistel unterbrochen. Es ist mir eine große Freude, daß es ihm diesen Winter körperlich so gut geht, auch, daß ihn die Studenten gebeten haben, nächstes Semester einmal wieder Ethik zu lesen Er will sie dann wieder in seinen Cyclus aufnehmen. Lazarus scheint sich allmälig aus der Docententhätigkeit zurückzuziehen, u. jetzt hat die Facultät — unter uns! — für den Privatdocenten Paulsen eine außerordentliche Professur der Pädagogik beantragt[3], mit der sich offenbar Lazarus in die Facultät einzuführen gedachte.

Mommsen geht nächstens mit seiner Tochter nach Italien, von wo er noch nach Sicilien will; wie mir Ranke sagte, habe er neulich auf seine Frage die Weiterführung der Römischen Geschichte noch ganz ins Unbestimmte hinausgeschoben[4].

Kirchhoff hat eine Ferienreise nach Griechenland bei den jetzigen Konjuncturen fallen lassen. Sie haben vielleicht Notiz genommen von der heftigen Kritik des Greifswalder Willamowitz gegen den jungen Cauer.[5] Es ist

[1]) S. „Weltgeschichte" erschien 1881—88.

[2]) Der damalige Prinz Wilhelm studierte 1877—79 in Bonn u. hörte bei Maurenbrecher.

[3]) Friedrich Paulsen (1846—1908) wird 1878 E. O., erst 1896 O.

[4]) Bd. 1—3 erschien 1854—56; Bd. 5 1885.

[5]) Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, geb. 1848, habil. 1874 f. klass. Phil. in Berlin, 1876 O. in Greifswald.

Paul Cauer, geb. 1854, Gymnasialoberlehrer in Berlin. Jetzt Provinzialschulrat in Münster i. W. W. rezensierte C.'s Buch: Delectus inscriptionum graecarum (Leipzig 1877) in d. Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1877, S. 647.

im Grunde die alte Antipathie der classischen Philologie gegen die Sprachvergleichung. Kirchhoff war sehr ungehalten über den Ton, aber da der Linguist Meier in Gratz[1]) jetzt Willamowitz attakirt, u. Cauer auch antworten will, wie mir der Vater[2]) sagte, so wird es wol mal wieder eine solenne philologische Klopffechterei geben. Schön ist das nicht, u. ich wünschte im Interesse des Anstands, daß Kirchhoff seinem jungen Freund einmal öffentlich den Kopf gewaschen hätte; er ist gar zu übermüthig, so gescheit u. kenntnißreich er auch ist.

In die philosophische Stelle, die durch Pfleiderers Weggang in Kiel[3]) vacant wird, soll, — wie mir Harms sagt, ein ihm unbekannter junger Hegelianer aus Jena kommen . . . .

Mit den besten Grüßen an Sie u. Ihr ganzes Haus

Treulichst

Ihr

Nitzsch.

Berlin, 17. Decbr. 78.

Lieber Freund.

Erst gestern kam ich dazu, mich bei Klix über Klebs zu orientiren. Er hat seine Themata erst ganz neulich am 23. Nov. erhalten[4]). Das philosophische hat Kern[5]) gestellt, wie er sagt, mit Rücksicht auf einige Abhandlungen von Zeller u. Drobisch[6]), die er „dem Kand. gern nachweisen will". Klix schlägt vor, daß Sie ihn an Kern weisen möchten. Ich sehe darüber Ihrer Rückäusserung in dem Brief entgegen, den Sie mir so freundlich in Aussicht stellen. Ich selbst habe Dr. Klebs seit Jahren nicht gesehen. Ich weiß nur durch Mommsen, daß dieser ihn vor einiger Zeit der philosophischen Fakultät in Greifswald, die einen Docenten, zunächst Privatdocenten für alte Geschichte wünschte, dazu empfohlen hatte u. zugleich sich zu diesem Zwecke für ihn um ein Privatdocentenstipendium verwandt hatte. Als die Fakultät in Folge dessen sich an Klebs wandte, lehnte er ab, weil

[1]) Gustav Meier (1850—1900), 1877 E. O., 1881 O. in Prag. Er gab W.-M. eine scharfe Antwort in s. Buche „Herr Professor v. W.-M. u. die griechischen Dialekte", Leipzig 1878.

[2]) Der Bildhauer Cauer.

[3]) Edmund Pfleiderer, Philosoph, seit 1873 in Kiel, kam 1877 nach Tübingen.

[4]) Klix, Schulrat in Berlin.

Elimar Klebs, geb. 1852, jetzt Prof. d. alten Geschichte in Marburg. — Es handelt sich um das Examen für das höhere Lehramt.

[5]) Hermann Kern (1823—1891), Pädagog, seit 1865 Direktor an verschiedenen Anstalten in Berlin. Seit 1868 Mitglied d. wissenschaftlichen Prüfungskommission f. d. höhere Lehramt, wo er Philosophie u. Pädagogik zu prüfen hatte.

[6]) Wilhelm Drobisch (1802—96), Prof. d. Mathemat. u. Philos., seit 1826 O. in Leipzig.

er seine jetzige Stellung in einer Englischen Familie nicht verlassen könne oder wolle (?). Mommsen war sowohl hierüber als auch darüber ungehalten, daß Klebs, der zum Theil die Leitung der Vorarbeiten für die Prosopographie der Römischen Kaiserzeit [1]) übernommen, sich seit langer Zeit gar nicht bei ihm gezeigt und auf eine schließliche schriftliche Anfrage nur schriftlich Raport abgestattet hatte. Ich mußte Ihnen doch wol diese Details mittheilen. Mir sollte es ebenso leid wie Mommsen thun, wenn augenblickliche angenehme Verhältnisse den so begabten jungen Mann veranlaßten, um mich des „höfischen" Ausdrucks zu bedienen, sich zu verliegen . . . . .

Uns geht es ja gut. Ich freue mich jeden Vormittag, daß die Fahne wieder über dem Palais weht. Der Idee, daß der alte Herr nur einen Theil der Regierung wieder übernehmen sollte, hat, wie ich höre, namentlich Bismark u. der Kronprinz sehr lebhaft opponirt. Jedoch wird dem letztern auch jetzt noch über alle größeren Angelegenheiten laufend Bericht erstattet[2]. Bismark soll sehr schutzzöllnerisch sein, so daß Fabricius, mit dem man über das Reichsfinanzministerium unterhandelte, so gut wie abgebrochen hat[3]). Man fürchtet, daß, bleibt Bismark in dieser Richtung, auch Hoverbeck[4]) [!] niederlegen werde.

Mommsen hat die Akademie — besten Dank für Ihren Glückwunsch — wieder einmal alarmirt durch die Erklärung, das Sekretariat niederlegen zu wollen[5]). Hoffentlich besinnt er sich noch. Mir ist die große Ehre, so beklommen mir dabei ist, namentlich deshalb erwünscht, weil sich für mich dadurch ein Zwang ergiebt, ab und zu mit einer Abhandlung herauszurücken[6]). Ranke meinte das gestern auch. Unser Altmeister, den ich sehr lange nicht gesehen hatte, hat sich doch von dem heftigen Krankheits-

---

[1]) Prosopographia Imp. Rom. saec. 1—4, hrsg. v, d. Akad. der Wissenschaften in Berlin, 3 Bde., 1897/98. Bd. 1 v. Klebs.

[2]) Nach dem Attentat Nobilings übernahm d. Kronprinz die Regierung. Der Kaiser begab sich z. Erholung nach Baden u. Wiesbaden, kehrte aber Anfang Dezemb. unter großer Begeisterung d. Bevölkerung zurück u übernahm die Regierung formell wieder.

[3]) A. Fabricius (1825—90), seit 1872 Direktor der Zölle u. indirekten Steuern in Elsaß-Lothringen; 1878 in d. Kommission f. Steuer- u. Zollfragen. Er sollte dann den Vorsitz in der für die Revision des Zolltarifs einzuberufenden Kommission u. das neu zu schaffende Reichsschatzamt übernehmen, lehnt aber infolge s. mehr freihändl. Richtung ab.

[4]) Leopold v. Hoverbeck, d. freisinnige Führer, † schon 1875. Es kann nur Arthur Hobrecht gemeint sein, der März 1878 bis Juli 1879 Finanzminister war. H. war seit 72 Bürgermeister von Berlin, Mitglied der nationalliberalen Partei.

[5]) Wie schon 1868 u. 1874.

[6]) N. war 1878 zum Mitglied d. Akademie gewählt worden. Er hielt am 3. Juli 1879 s. Antrittsrede über Niebuhr. Vergl. über weitere Reden N.'s in d. Akademie A. f. K. G. 8, S. 439 A. 2.

anfall im Oktober wunderbar erholt; aber er äußerte sich doch mir gegenüber zum ersten Mal über die Möglichkeit, mitten aus seinen Arbeiten abgerufen zu werden.

Mit den besten Grüßen an die Ihrigen u. die Freunde

Treulichst Ihr

Nitzsch.

Berlin, 23. 12. 78.

Theurer Freund.

Als Sie mir neulich schrieben, ahnte ich nicht, daß Sie zum 22.[1]) mir zweimal in so freundlicher und feierlicher Weise Ihre Glückwünsche vereint mit denen so vieler u. lieber Freunde aussprechen würden. Ich darf Sie bitten, sowol der deutschen Gesellschaft[2]) als den verehrten Mitgliedern des Kränzchens meinen herzlichsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie meiner so theilnehmend gedacht haben. Wie sehr ich immer aller der Anregung und Erfrischung gedenke, die mir in jenen Kreisen zu Theil geworden, das brauche ich Ihnen kaum noch auszusprechen.

Übrigens erhielt ich erst in dem Glückwunsch des Kränzchens die erste Andeutung dessen, was mir sonst bevorstünde, dachte aber nur etwa an ein Erinnerungzeichen meiner alten Königsberger Zuhörer, da ich mich hier so oft u. entschieden gegen die 60jährigen Geburtstagsfeiern ausgesprochen. Die Überraschung am 21. in meinen Übungen und gestern früh, als fünf Doctoren in weißen Halsbinden mit einem sehr stattlichen Album anrückten, war daher vollständig, und ich fürchte, daß ich namentlich der warmen und feinen Rede von Max Lehmann[3]) gegenüber keine eben glänzende Figur gemacht habe. Nun ists ja überstanden, und ich müßte sehr undankbar sein, wenn ich nicht aus all den treugemeinten Wünschen, die mir von so mancher Seite zugegangen, neue Freudigkeit und Zuversicht zum Weiterarbeiten schöpfte. Wie manches Mal überkommt mich doch auf dem Wege zur Vorlesung, wenn ich vom Palais bei Friedrich d. Gr. vorbei in die Universität hineingehe, der Gedanke, wie ich dazu komme, in diesen trotz alledem u. alledem so großen u. gesegneten Jahren hier in Berlin deutsche Geschichte zu lesen. U. wenn mir neulich wieder Jemand sagte: „Sie haben immer Glück", so kann ich nur aus tiefstem dankbarem Herzen „Ja" dazusagen.

Meinen Brief werden Sie ja erhalten haben, Mommsen, den ich später sprach, meinte, wenn Dr. Klebs wollte, würde er immer noch in die Greifswalder Stelle einrücken können. Ob dem wirklich so ist, weiß ich nicht, aber Sie sehen daraus, wie viel er von ihm hält.

---

[1]) N. feierte am 22. Dez. s. 60sten Geburtstag, (geb. 1818).

[2]) Vergl. G. Krause, Gottsched u. Flottwell, d. Begründer d. Dtsch. Gesellsch. i. Königsb., 1893.

[3]) geb. 1845, 1875—88 Geh. Staatsarchivar u. Lehrer an d. Kriegsakademie in Berlin. Jetzt O. in Göttingen.

Neulich erzählte mir Lepsius von dem ersten Theeabend, den er wieder beim Kaiser mitgemacht. Es wird jetzt dazu nicht wie früher oben, sondern parterre servirt, um das Treppensteigen zu vermeiden, auch dauert die Gesellschaft nicht wie sonst bis 12, sondern nur bis 10½ Uhr; aber er meinte, daß er den alten Herren ganz außerordentlich frisch gefunden, einige kleine Witze seyen ihm sogar noch besser gelungen, als das sonst wol der Fall. U. so dürfen wir ja wirklich an diesem Weihnachtsfest uns noch mit besondrer Dankbarkeit an dem Gedanken erquicken, daß dieser theuere tapfere u gute Mann uns so wunderbar erhalten u. wiedergeschenkt ist. Daß daneben das edle Trifolium Virchow, Hänel und Richter[1]) nach allen möglichen Manipulationen vor aller Welt Augen in seiner wirklichen u. richtigen Position angelangt ist, diese Bescheerung ist doch auch mitzunehmen. Ranke feierte Sonnabend seinen 83. Geburtstag[2]), er ist sehr unglücklich darüber, daß ihm grade jetzt sein unentbehrlicher Dr. Wiedemann[3]) auf unbestimmte Zeit nach Preußen entwichen.

Mit den besten u. treuesten Wünschen für Sie und Ihr ganzes Haus zum Fest und zu dem kommenden Jahresanfang

Treulichst u. dankbarst

Ihr

Nitzsch.

Berlin, 23. Mrz 79.

Theurer Freund.

Heute habe ich die Lectüre Ihrer pädagogischen Bedenken[4]) beendet und danke Ihnen bestens dafür: sie haben auf mich einen sehr beruhigenden und erfrischenden Eindruck gemacht u. manche Besorgniß zerstreut, mit der mich jetzt manchmal diese Dinge erfüllen. Ihre Zuversicht zu der Selbsterkenntniß unserer Philologen theile ich freilich nicht ganz; in unsrer Facultät sehe ich nur zu deutlich, wie bei der Scheidung der einzelnen Gebiete, erst des Deutschen vom classischen, jetzt der neueren Philologie von beiden immer mit derselben ganz überwiegenden kritischen Methode die Versteinerung und geistige Hilflosigkeit und Unproductivität immer mehr zunimmt. Der Kampf um die s. g. classische Grundlage wird immer philiströser u. also auch aussichtsloser, denn die classische Philologie selbst ist, im Grunde genommen, nicht viel besser als die Text schmiedende u. Metrik tretende Romanische. Ein Talent wie Scherer könnte viel thun, wenn er nicht — unter uns gesagt — ein solcher Allerweltskerl wäre und dabei

[1]) Die 3 freisinnigen Abgeordneten. — Es ist hier wahrscheinlich auf die Beratungen bez. des Sozialistengesetzes angespielt.

[2]) Ranke war 1795 geb.

[3]) Theodor Wiedemann (1833—97), Mitarbeiter Rankes.

[4]) W. Schrader, Bedenken über die Verfass. der höheren Schulen. Berlin, Dümmler, 1878.

natürlich ein schlauer Wiener, der mit allen Winden zu segeln versteht. Dem gegenüber fühle ich mich zwischen Droysen und Treitschke wie auf ehrlichem festen, fruchttragenden Boden. Ersterer und Harms bekommen Ihr Buch von mir u. werden sicher ebenso Ihre Freude daran haben.

Die neue Organisation des Schulamtsexamens hat gewiß viel für sich, ich glaube, wir alle müßten sehr dankbar sein, wenn aus der unglücklichen allgemeinen Bildung so etwas Vernünftiges würde; aber ich befürchte, daß die eigentlichen Fachprofessoren sehr arg gegen diese Verschiebung des ganzen Bildungsganges protestiren werden, wonach die feinste u. einseitigste methodische Dressierung nicht mehr das letzte und höchste Bildungsstudium bliebe. Vederemo!

Ihr lieber Brief, der das Buch begleitete, kam erst sehr spät in meine Hände, meine Frau entdeckte ihn Wochen nach der Ankunft des Pakets unter dem Umschlagspapier, desto größer war die Freude.

Das Semester war dießmal ja außergewöhnlich lang, ich schloß erst am 19ten u. bin noch nie so lesenssatt gewesen. Das ist doch vielleicht das Alter? Die sechzigjährige Geburtstagsfeier, so wunderlich an sich, hat jedenfalls das Gute eines etwas stärkern Memento. Ich habe mich bemüht, ein aufrichtiges Conto aufzumachen, aber weiß doch nicht, ob es wirklich ganz gewissenhaft gerathen. Wie beneide ich Sie um die Fähigkeit, bei allen Ihren Lasten noch solche Bücher zu leisten, u. wie brennend gern möchte ichs Ihnen nachthun, aber ich bin nun einmal in die Manier zu lesen hineingerathen, die während des Semesters meine ganze Production beansprucht, u. jetzt — das fühle ich — ist da Nichts zu ändern.

Das Einzige wäre, daß ich einmal ein ordentlich Stück Urlaub erlangen könnte, u. dann fühle ich wieder, daß ich der großen Majorität der Fachgenossen gegenüber neue Resultate nicht im großen Zusammenhang beweisen, sondern Anmerkung von Anmerkung vertheidigen soll, und stehe vor der Gefahr, die Möser so richtig charakterisirt, daß bei dem nach Collecaneen arbeiten die wirkliche Kraft der vollen Anschauung schwindet.

Aber genug der confessions! Wir haben diesen Winter immer weiter sehr still gelebt, mit viel junger Welt und viel Musik im Hause. Es war sehr behaglich.

Es ist doch schön zu sehn, wie Bismark auch jetzt wieder durch all das Getöse und Gerede sich vorwärts arbeitet[1]). Ich sorge mich nicht um seine Kränklichkeit. Duncker erinnerte mich neulich daran, wie er 1866 drei Wochen lang bis zum 21. Mai krank an Ischias darnieder lag. Wir tranken nach einer Akademiesitzung unsern Kaffee zusammen, und unsern unvergleichlichen Freund überkam die Erinnerung jener gewaltigen Tage mit voller Macht: er war wie von ihr getragen und durchzittert: ich habe ihn nie so gesehen.

[1]) Am 20.—22. Febr. war gerade die Beratung des Handelsvertrags mit Oesterreich. Die neue Schutzzolltendenz wie d. Sozialistengesetzgb. wurde von d. Freisinnigen heftig angegriffen.

Es war wahrhaft schön von Treitschke, daß er ihm seinen ersten Band dedicirte, und hat, glaube ich, beiden eine Herzensfreude gemacht. Sie hörten wol schon, daß nach der ersten Auflage von 4000 Exemplaren jetzt schon längst an der zweiten gedruckt wird. Droysen ist auch sehr contentirt. Mein Exemplar ist noch in Harms Händen, der es sich gleich holte.

Ob das Buch hier in Berlin viel Propaganda machen wird, bezweifele ich sehr. Es ist eben so, daß die Voßische Zeitung u. Consorten seit Jahrzehnten wie die Wasserpest wirken, ganz unausrottbar. Erst neulich traf ich wieder bei einem alten sonst durch und durch verständigen u. eigentlich ganz conservativen Geh. Rechnungsrath des Kriegsministeriums auf die deutlichen Symptome dieser sonderbaren Ansteckung, er räsonirte auf Bismarks jetzige Politik wie der einfache Bierphilister.

Ihre philosophische Facultät macht ja sonderbare Dinge mit dem sonderbaren Kalckstein[1]). Prutz traf ich vorgestern auf der Bibliothek höchst selbstzufrieden und zufrieden mit der Welt.

Treitschke will für seinen zweiten Band ins Bundestagsarchiv u. dann etwas an den Rhein. Er hat furchtbar gearbeitet. Übrigens wünschte ich — wenn ich einmal bei ihm etwas wünschen soll —, daß er etwas weniger in Manchesterthum machte, selbst in seiner letzten Rede fanden Droysen sowol wie ich u. a. immer noch etwas von jenem geheimen liberalen Liebäugeln, das, wie es scheint, manche der Besten doch nicht los werden können. Aber allmälig wirds ja wol immer besser.

Mit den besten Grüßen an Ihre l. Frau, an Hirschs, Neumann u. Goltz

Ihr

Nitzsch.

Die Beilage soll Ihnen nur zeigen, was ich jetzt für Themata unter Händen habe.

Berlin, 10. 8. 79.

Lieber Freund.

Ich wünsche, daß Ihre Wahlansprache[2]), die ich gestern auf meinem Tische fand, überall einen so energischen u. sofort durchschlagenden Erfolg haben möge, wie bei mir: sie rief mir Ihren letzten Brief, den ich so lange schon beantworten sollte, so lebhaft ins Gedächtniß, daß ich trotz aller Reisemüdigkeit mich fast sofort an meinen Schreibtisch gesetzt hätte. Nun thu ichs am ersten Morgen nach der Heimkehr aus dem Harz, wo ich mit Karl acht Tage lang im Schweiße meines Angesichts herumgelaufen bin. Frau und Tochter sind zu Plancks[3]) u. mit diesen nach Tegernsee

[1]) Vergl. Arch. f. Kulturg. 8, S. 439 A. 2.

[2]) Es handelt sich zweifellos um eine Rede anläßlich der im Sept. 1879 stattfindenden Wahlen z. Abgeordnetenhause, die Ostpreußen den Liberalen entrissen. Schrader war freikonservativ. In Ostpreußen gingen Konservative u. Freikonservative zusammen. Vgl. Schraders Erfahr. u. Bekenntn.

[3]) J. W. Planck (1817—1900), Jurist, 1850 O. in Kiel, wo N. sein Kollege war, 1867—95 O. in München.

gereist, wo sie jedenfalls vier Wochen bleiben werden. Ich hoffe in dieser Strohwittwerzeit recht viel zu arbeiten. Duncker, der jetzt wol auch schon abgereist sein wird, hat mir schon längst die besten Grüße an Sie aufgetragen; er würde jedenfalls vom 20. Septbr. ab wieder daheim sein. Augenblicklich ist ja natürlich die ganze Universität ausgeflogen, nachdem wir noch am 1. dieses Monats Beseler zum Rector gewählt[1]). Gegencandidat mit einer sehr respectabeln Minorität war Dernburg[2]).

Reactionsfurcht u. Demonstrationsfieber fangen schon unter den verehrten Collegen sehr entschieden an, um sich zu greifen: Mommsen befindet sich schon seit Monaten in solchen Zuständen, u. eine ganze Reihe von Stimmen haben Beseler nur mit Rücksicht auf heranziehende Conflicte gewählt.[3]) Zunächst liegt, meiner Ansicht nach, ja die Möglichkeit vor, daß Puttkammer[4]) auf kirchlichem Gebiet seiner eigenen Richtung zu sehr nachgiebt oder wegen dieser extremen Antrieben folgt. Die Nachricht der Post über Stöcker als Nachfolger Molls[5]) läßt keinen Zweifel, daß solche vorhanden. Doch glaube ich vorläufig nicht an ihre Realisirung. Auf wissenschaftlichem Gebiet könnte uns etwas Stillstand in der organisatorischen Bewegung, ja ein Paar Schritte zurück wahrhaftig Nichts schaden. Es war ordentlich komisch, wie Leute wie Zeller in der momentanen Falkvergötterung erst daran erinnert werden mußten, daß sie selbst vor wenig Wochen gegen die neuesten Pläne dieser „unvergleichlichen“ Verwaltung lebhaft protestirt hätten, was sie dann ja schließlich auch nicht leugnen konnten. Ein wesentlicher Theil der ganzen Glorie beruht doch zum Theil darauf, daß Falk so viel Geld zur Disposition hatte, wie noch kein Unterrichtsminister, und dasselbe flott verwandt hat.

Wir werden ja nun weiter nächster Zeit viel zu erleben und durchzumachen haben. Das Schmerzliche dabei ist, daß in solchen Zeiten die Zuverlässigkeit dieses u. jenes alten Freundes in überraschend ungünstigem Licht erscheint, u. schon in diesen Wochen habe ich erfahren, daß nicht alle wie Harms u. unser trefflicher alter Max stichhaltig sind.

Daß in diesen Wochen ein Bändchen „Deutsche Studien“ von mir erscheinen, haben Sie vielleicht durch den Buchhändler erfahren. Ich muß Sie wie die anderen alten Freunde um Entschuldigung bitten, wenn ich sie Ihnen nicht geschickt. Erstens haben Sie ja die Sachen schon alle frisch aus der Pfanne einzeln bekommen, u. sie sind hier gar nicht überarbeitet.[6]) Zweitens hatte mir der Verleger nur ein Dutzend Exemplare zugestanden, die kaum für andere ausreichten, denen ich sie früher nicht hatte zugehen lassen, wie Ficker, Scheffer etc.

[1]) Beseler wurde damals z. dritten Male Rektor. Vergl. übrigens den ähnlichen Brief an Maurenbrecher Arch. f. K. G. 8, S. 457.

[2]) H. Dernburg, Jurist, seit 1873 O. in Berlin.

[3]) Er galt als „selbständiger Charakter“; vergl. Arch. f. K. G. 8, S. 458.

[4]) Seit Juli 79 Nachfolger Falks als Kultusminister.

[5]) Als Generalsuperintendent von Ost- u. Westpreußen.

[6]) N.'s Deutsche Studien sind eine Sammlung früher erschienener Aufsätze

Ich bin doch etwas neugierig darauf, ob die Aufsätze jetzt, wo sie zusammen hervortreten, nicht von manchen Seiten, die ihnen bisher nicht beikommen konnten, ankritisirt werden sollten. Sollte z. B. Waitz es nicht thun, so wäre das unzweifelhaft ein Zeichen von großer Selbstüberwindung. Mommsen hat ja seine Diodoruntersuchungen, die ursprünglich zunächst gegen mich gingen, in dem Band II der Forschungen weiter geführt und nun vornehmlich gegen Niese, der ihm so unerwartet entgegentrat[1]). Meiner Meinung nach kämpft er für eine verlorene Sache; jetzt habe ich für diese Dinge weder Zeit noch Lust, hoffentlich findet sich in den Osterferien — im Sommer lese ich Römische Republik — beides.

Augenblicklich ist eine andere literarische Fehde über die Quellen des Paulus u. die von H. Droysen angestellten Untersuchungen zwischen Mommsen u. Waitz entbrannt; ersterer wird im neuen Archiv auf eine Recension des letzteren in den Göttinger Anzeigen antworten[2]). Meiner Meinung nach wäre beides am besten unterblieben. Waitz sollte doch nicht die Specimina seiner Mitarbeiter durchcorrigiren, aber — er kann eben nicht anders

Aber ich schreibe Ihnen von diesen Bagatellen, während die deutsche Geschichte sich ihrer vielleicht größten u. wahrscheinlich noch ihrer merkwürdigsten Periode entgegenbewegt. Die Neubildung einer großen oder einiger großen allgemeinen deutschen conservativen Parteien hat ja in den letzten Monaten so entschiedene Fortschritte gemacht, daß die Absorption des Partikularismus auf der einen u. der Untergang der liberalen Prinzipienreiterei auf der andern Seite doch wol vollendete Thatsachen sind.[3])

Auf unsrer Harzreise machte ich eine interessante Bekanntschaft an einem jungen Märkischen Pfarrer (confessionell)[4]), einem Menschen von

---

[1]) Es handelt sich um die annalistischen Quellen, die Diodor für die ältere röm. Geschichte benutzt hat, bes. d. Fabius Pictor u. Calpurnius Piso. Mommsen äußerte sich Hermes V, S. 274 u. Hermes XIII, S. 305ff., dann in s. „Röm. Forschungen" Bd. II, S. 221 ff., 1879 ersch.

Niese opponiert gegen Fabius als Quelle Diodors im Hermes XIII, S. 412 („D. Chronologie des gall. Krieges bei Polybius"). — Vgl. d. Artikel v. E. Schwartz über Diodor bei Pauly-Wissowa.

[2]) H. Droysen gab auf Veranlassung Th. Mommsens d. Historia Romana des Paulus Diaconus in Gestalt v. Zusätzen z. Eutrop heraus MG. Auct. antiq. II, 1878, 4° u. In usum schol. 8°, 1879. Vgl. Waitz's Rezens. G. GA. 1879, S. 583—602. H. Droysens Aufs. in d. Forsch. XV, S. 167—180 (Zusammensetzung der H. R.) u. Mommsen's Bemerkungen NA. V, S. 83.

[3]) 1876 hatten sich die preußischen Altkonservativen mit den 1873 von ihnen abgesplitterten bismarckisch gerichteten Neukonservativen wieder vereinigt. Die Wahlen z. preuß. Abgeordnetenhaus brachten ihnen einen großen Sieg über den Liberalismus.

[4]) Innerhalb der Union bildeten sich schon in den vierziger Jahren zwei Richtungen: die „positive Union" mit d. Ford. d. Lehrunion u. die „konfessionelle Union" mit starker Betonung des Lutherthums u. Beschränkung der Union auf die Verfassung.

entschiedner Beanlagung u. tiefem Ernst; er meinte, unzweifelhaft habe die „positive Union“[1]) jetzt die Führung, aber auf der ganzen Rechten herrsche doch die Ueberzeugung, daß man der großen Politik jetzt genug habe u. daß jeder schon in seiner Gemeinde wahrlich genug zu thun habe. Uebrigens meinte er, schon früher seyen die Hauptsprecher auf den Gnadauer Tagen[2]) keineswegs die besten Seelsorger für ihre Gemeinden gewesen. Diese Bekenntnisse sind doch auch erfreulich. Er klagte übrigens sehr über die leichtfertig-studentische Haltung der jetzigen jungen Theologen u. die geringen wissenschaftlichen Forderungen, welche die Examinatoren stellten. Ueber letzteres bin ich doch auch bisweilen erschrocken.

Von Bismarck höre ich jedenfalls sehr wenig, Duncker hob neulich mit besondrer Befriedigung den Unterschied gegen früher hervor, wo jedermann zum auswärtigen Amt in Beziehung gestanden.

Daß der gute Hobrecht so rasch ging[3]), war wol die Folge davon, daß Falk u. Friedenthal[4]) sich ohne sein Wissen verabredet, nach dem Schluß des Reichstags ihre Demission zu nehmen. Ich denke mir, daß er das praevenire spielte; er soll sich sehr rasch in die neue Situation gefunden haben, die Frau aber doch sehr besorgt u. bewegt gewesen sein. Ich schrieb Ihnen ja schon früher von meinem Entsetzen, als der gute Finanzminister Anfang dieses Jahres einmal äußerte: „Bismark werde es nicht wagen, den Kampf gegen die Wissenschaft aufzunehmen“. Ich hatte freilich schon längst eine andere Meinung von Bismark wie von der Wissenschaft.

Eine der letzten Thaten Falks war die Berufung Helds[5]) in die noch immer hier vacante Stelle für Staatswissenschaft, obgleich die Facultät auf seine Anfrage in Betreff Helds nicht diesen, sondern Schmoller u. Nasse[6]) in Vorschlag gebracht. Wagner rühmt den neuen, ihm lange persönlich bekannten Collegen als sehr liebenswürdig und sehr beliebten Docenten. Mir thuts doch leid, daß dabei für Meitzen hier Nichts zu machen war. Ich muß freilich zugeben, daß er etwas Fahriges und in den letzten Zeiten etwas „Unsicheres“ hatte, womit ich jedenfalls nichts anfangen konnte.

---

[1]) Auf d. Generalsynode von 1879 war d. kirchliche Rechte mit der konfess. Gruppe und der „positiven Union“ in der Mehrheit. Schrader gehörte dort d. sog. „Mittelpartei“ an.

[2]) Über die Konferenzen, die sowohl von orthodoxer wie von rationalistisch-liberaler Seite seit 1841 in dem Brüdergemeindeort Gnadau stattfanden u. der Ausgangspunkt scharfer Zusammenstöße beider Richtungen wurden, vgl. Nippold, Neueste Kirchengeschichte Bd. 5, 3. Aufl. 1903, S. 224 u. 226.

[3]) Siehe S. 96, Anm. 4.

[4]) K. R. Friedenthal (1827—90), 1874—79 Landwirtschaftsminister.

[5]) Vgl. Arch. f. K. G. 8, S. 461 A.

[6]) G. Schmoller kam erst 1882 nach Berlin.

Erwin Nasse (1829—90), seit 1860 in Bonn O. Wie Schm. Mitbegründer u. 1874—90 Vorsitzender des „Vereins f. Sozialpolitik“.

Es giebt wenig Bücher in der Welt, die mir seit meiner ersten Bekanntschaft so ekelhaft gewesen als Ad. Smith Wealth of nation, und was uns betrifft, so scheint mir die Lage unsrer Industrie und Landwirthschaft in Mitten der gesamten Culturwelt nach dem Ausbau der Eisenbahnen so ganz singulär und unerhört, daß es von der Wissenschaft einfach albern, zu behaupten, sie habe auch dafür von Anfang Rath gewußt, man solle nur warten, bis die „altbewährten" Grundsätze geholfen.[1])

Schrieb ich Ihnen schon, daß die Franzosen ihre ganze Gränze von Belgien bis zur Schweiz mit einer zusammenhängenden Kette kleiner Forts (c. 500 M. Besatzung u. sehr weittragende Geschütze) garnirt haben sollen? Obrstl. Blume vom Großen Generalstab nannte es eine neue Chinesische Mauer. Schlecht soll es noch immer mit Intendantur u. Generalstab bei ihnen aussehen, bei Xerxes war doch nur der letzte schwach.

Unsre Prüfungscommission u. auch die Facultät haben sich neulich wieder gegen die Realschulabiturienten für neuere Sprachen ausgesprochen. Ich bin doch gespannt, ob in dieser Frage nicht eine Wendung eintritt. Die Facultät hat auch für das naturwissenschaftlich-mathematische Studium „nach ihren Erfahrungen" die Zurücknahme der den Realschulen gemachten Concessionen beantragt.[2]) Es ist ein zum Theil wirklich entsetzliches Material, was uns daher zuströmt; denn der Zudrang ist wirklich massenhaft; Tobler u. Zupitza lesen vor 120 u. 140 Zuhörern, Kummer vor über hundert[3]). Die Erklärung erfolgte auf eine Anfrage des Senats behufs eines Berichts; worüber, weiß ich nicht genau. Harms, dem ich Ihre Äußerung über seine Psychologie[4]) mittheilte, ist sehr erfreut darüber. Seine Bücher werden auf Anregung Heinze's in Leipzig[5]) von einem Amerikaner ins Englische übersetzt. Ein tübinger Philosoph (?) soll, wie ihm Lazarus erzählt, auf Grund seiner „Reform der Logik" eine Logik ausarbeiten[6]). Er ist jetzt wol schon fort in die Alpen. Treitschke, der bis zuletzt Romantiker studierte, geht in den Ferien nach Neapel. Der entscheidende Schritt der Trennung von seiner Partei[7]) bewegte den ehrlichen, trefflichen Menschen doch sehr.

---

[1]) The wealth of nations erschien zuerst 1776—78 in 2 Bd.

[2]) Vergl. auch Arch. f. K. G. 8, S. 463 (an Maurenbrecher).

[3]) Adolf Tobler (1835—1910), seit 1867 Prof. d. roman. Phil. in Berlin.

Julius Zupitza (1844—95), Germanist, seit 1876 O. f. engl. Sprache u. Lit. in Berlin.

Ernst Kummer (1810—93), 1854—86 O. d. Mathematik in Berlin.

[4]) Von Harms war 1878 eine „Geschichte der Psychologie" erschienen, die unten erwähnte „Reform der Logik" 1874.

[5]) Max Heinze, seit 1876 Prof. d. Philos. in Leipzig.

[6]) Wohl Sigwart, 1863—1903 Prof in Tübingen.

[7]) Treitschke trat 1879 infolge Ablehnung des Zolltarifs (m. d. Franckensteinschen Klausel) durch die nationallib. Partei aus dieser aus u. gehörte fortan als „Wilder" in starker Anlehnung an d. Freikonservativen dem Reichstag an.

Auf Bennigsen-Radowitz, wie er ihn nennt, ist er sehr schlecht zu sprechen. Aber nun, l. Freund, ists genug. Die besten Grüße an Ihr l. Haus, die beiden trefflichen Alten Hirsch u. Neumann u. die übrigen Freunde

von Ihrem alten

Nitzsch.

Berlin, 11, 1. 80.

Lieber Freund.

...... Mir selbst und den Meinigen sind die Fest- u. Ferienwochen ja im besten Wohlsein dahingegangen, aber freilich bin ich in dieses Jahr mit mancherlei bewegten und besorgten Gedanken hineingetreten. Harms kam, wie Sie wissen, aus den Ferien mit einem neuen Leiden zu all den alten zurück, einer Herzaffection [1]), die ihn um so mehr niederdrückte, als sie ihn verhinderte, die schon im Druck ziemlich vorgeschrittene Geschichte der Ethik [2]) richtig zu fördern. An einem vorlesungsfreien Mittwoch glaubte er dann wieder ganz in die vorige Productionsfähigkeit hineingekommen zu sein, aber schon desselben Mittags ward er unwol u. zwei Tage darauf von einem Schlaganfall getroffen. Die Lähmung der einen Seite und Bewußtlosigkeit schwand schon nach zwei Stunden, aber geblieben ist eine fast vollständige Unfähigkeit, auf längere Strecken die Laute zum Sprechen, die Buchstaben zum Schreiben auseinander zu halten, selbst eine Zeitung zu lesen gelingt ihm kaum. Der Zustand wird um so trostloser, da auch sein schon immer sehr schwaches Gehör fast vollständig geschwunden ist. Er bewegt sich dabei körperlich vollkommen frei, geht täglich auf Stunden ins Freie, ist auch geistig, so weit man das constatiren kann, sich vollständig klar, aber, man darf wol sagen, um so peinigender ist der Zustand für ihn u. alle Theilnehmenden. Von den Bekannten komme bis jetzt ich allein zu ihm, aber auf die Länge hat ein solches Beisammensein für uns beide etwas entsetzlich Trostloses. Westphal [3]), der zur Behandlung hinzugezogen, sagt, es sey ihm selten ein Fall von Aphasie in solcher Isolierung, ohne jede andere Krankheitserscheinung vorgekommen, er sieht die Sache sehr düster an. Entschuldigen Sie die Ausführlichkeit, Sie halten ja meinen ältesten u. teuersten Freund ja auch hoch u. werth. Ich mag die Möglichkeit dieses Verlustes für mich, die Universität u. die Wissenschaft nicht ausdenken. Zeller zeigt sich durch u. durch collegialisch theilnehmend.

Daneben hat mich Treitschkes Judenfehde vielfach bewegt. Sie ist ja noch nicht ausgefochten: eine besondere Brochure zugleich gegen Breßlau,

---

[1]) Vergl. Arch. f. K. G. 8, S. 466.

[2]) Die Geschichte der Logik, nicht der Ethik, erschien Berlin 1880 als 2. Bd. s. Buches: „Die Philosophie in ihrer Geschichte"; Bd. 2 ed. v. A. Lasson.

[3]) Westphal, seit 1874 O. f. Medizin u. Direktor der Klinik f. Geistes- u. Nervenkrankheiten in Berlin.

Lazarus und Cassel wird eben gedruckt.[1]) Das bisherige Resultat der Bewegung ist doch sehr merkwürdig. Eine Fluth anonymer Zuschriften, zum Theil von einer reinen Gassenpolemik, von Riga bis Paris überschüttet fast täglich unsern Freund, daneben auch viele Zustimmungen, aber, sehr bezeichnend, auch diese anonym, zum Theil eingestandener Maßen aus Furcht vor den Juden. Die drei eben genannten hiesigen Streitschriften[2]) haben mich erst vollständig aufgeklärt über die Weltanschauung, mit der man es bei diesen Kreisen zu thun hat. Und ebenso instructiv ist mir das Benehmen weiter christlicher Kreise dem gegenüber. . . . B. hat ausgerechnet, daß auf der ganzen Universität nur zwölf zu Treitschke hielten . . . . Diese allgemeine Entrüstung des Judentums zeigt doch klar, wie sehr Alles zusammenhängt. Sie werden ja auch bemerkt haben, wie stumm z. B. selbst die Post geworden ist.

Allmälig scheint hier eine verschämte Reaktion anzusetzen. Scherer soll Rodenberg[3]) bewogen haben, eine Entgegnung von Bamberger, die lange schon neben Breßlau's angekündigt wurde, nicht in seine Zeitschrift aufzunehmen.

Da Treitschke Vorträge im Lette-Verein[4]) übernommen und eine ganze Reihe Jüdischer Damen darauf ihr stehendes Abonnement zurückzogen, ist sogar Gneist in die Beine gekommen, um dafür Ersatz zu werben.

Man mag Treitschkes Vorgehen als nicht richtig berechnet bezeichnen, wie z. B. M. Duncker es thut; aber daß sich auf Grund einer solchen Ansicht deutsche Menschen von diesem Mann, dem die Nation so unendlich viel verdankt, „bedenklich“, um kein schlimmer Wort zu brauchen, zurückziehen, das ist doch ein Zeichen der Zeit und vor Allem unserer liberalen Gesinnungstüchtigkeit.

Treitschke selbst ist sich über seine Situation vollständig klar: Frau Helmholtz hat seiner Frau angedeutet, einer ihrer Einladungen lieber nicht Folge zu leisten, da so viel Juden da sein würden. — —

Eben war ein junger Darmstädter bei mir, der mir mittheilte, daß ein Artikel eines seiner jüdischen Freunde, zum meisten Theil den Treitschkeschen Behauptungen zustimmend, vom Frankfurter Journal, aber auch von der Weserzeitung zurückgewiesen sey. Aber nun auch genug hievon!!

---

[1]) Vergl. d. ausführlichen Literaturangaben Arch. f. K. G. 8, S. 460 A. u. 461 A. Treitschke ließ 1880 eine Broschüre: „Ein Wort über unser Judentum“ (Berlin) erscheinen — Betr. Breßlau u. Lazarus s. o. — David Cassel, seit 1872 Dozent a. d. Lehranstalt für d. Wissenschaft des Judentums in Berlin.

[2]) Vergl. den Literaturverweis in der vorigen Anmerkung.

[3]) Herausgeber der „Deutschen Rundschau“.

[4]) 1865 gestiftet von W. A. Lette (1799—58, preuß. Staatsmann, begeistert. Anhänger Steins u. Hardenbergs) zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen.

Maurenbrecher wird Ihnen von seinem Cottaschen Unternehmen geschrieben haben, der historischen Bibliothek.[1]) Deren Aussichten hier gestalten sich besser, als ich erwartet.

Waitz ist ganz geneigt, eine kurze Verfassungsgeschichte von Friedrich II. an zu schreiben. Unser vortrefflicher alter Max, der erst stricte ablehnen wollte, hat, wie er mir sagte, jetzt nur „seine Bedenken" geäußert. Für mich liegt die Sache ja ganz anders. Ich habe noch nie ein Buch schreiben wollen u. bin immer unbewußt da hineingetrieben. Daß ich mich in die Verfassungsgeschichte der Kaiserzeit bis 1250 immer mehr hineingegraben, kann ich nicht leugnen, und Maurenbrechers Aufforderung zu einem solchen Buch schiebt mir nun das Thema auch wie auf dem Präsentierteller zu. Freilich bäumt sich meine wissenschaftliche Landstreichernatur bis jetzt noch auf gegen ein solches festes Engagement.

Vor einigen Tagen war ich zum ersten Mal bei den Pergamenicis[2]): es sind gewaltige Stücke u. eine gewaltige Virtuosität der Composition u. des Vortrags: der Bildhauer Begas soll ganz außer sich darüber gewesen sein. Freilich hat Adler auch Recht, wenn er meint, weder von Religion noch von wirklicher, echter Kunst sey viel darin, nur die reine „Mache"; ich sage nur „doch griechische Mache" u. kann mir recht denken, wie stolz der gute Attalus II. gewesen, als er den Trumpf ausgespielt hatte.[3]) Das neue moderne Wunderwerk „Prometheus u. d. Danaiden"[4]) sieht freilich gleich dahinter immer noch ganz sonderbar dürftig aus.

Der von Ihnen erwähnte Aufsatz über Realschulen ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.[5]) Unsere Fakultät hat eine Reihe von Versammlungen in der Richtung vor sich, namentlich auch in Folge eines Droysenschen Antrags, für den aber erst eine Commission gebildet ist.

Der Schlimmste in der Frage scheint mir — unter uns gesagt — Tobler zu sein, was ich eigentlich nicht erwartet hatte; aber der Wunsch, die übervollen Auditorien zu behalten, trifft hier mit seinem eidgenössischen Liberalismus od. Radicalismus zusammen. Ich bin sehr gespannt darauf, zu welchen Schlußresultaten das alles führen wird.

---

[1]) Über den Plan M's, ein Sammelwerk zur deutschen Geschichte unter dem Titel „Bibliothek d. dtsch. Gesch." erscheinen zu lassen, vergl. „Briefe N's an M.", Arch. f. K. G. 8, S. 307 (Einleitung).

[2]) Der Zeusaltar mit der Gigantomachie aus Pergamon, das durch die von der preuß. Regierung seit 1878 unter d. Leitung von Conze u. Humann auf des letzteren Anregung unternommenen Ausgrabungen wieder bekannt wurde.

[3]) Conze hat Eumenes II., den Vorgänger Attalos II., als den Erbauer nachgewiesen (Monatsberichte 1881, S. 869ff.).

[4]) Wohl Ed. Müllers (1828—95) Marmorgruppe „D. gefesselte Prometheus mit d. Oceaniden", 1868—79 entstanden, im Berliner Nationalmus.

[5]) Vielleicht Beneke, Votum gegen d. Zulassung der Abiturienten von Realschulen I. Ordn. z. Studium der Medizin, Marburg 1879.

Dem kleinen Busolt[1]) geht es ja in Kiel ganz nach Wunsch. Dr. H. Droysen[2]), der auf die Stelle von fern reflectiert hatte, hat sich zur Annahme einer Lehrerstelle hier entschlossen, um Ostern heirathen zu können. Dagegen ist unser junger außerordentlicher Professor, der Archäologe Robert[3]), auf Antrag der Facultät zum ordentlichen ernannt, in Folge eines Rufs nach Heidelberg. Er sagte mir gestern, seine Ernennung sey schon vom Kaiser unterschrieben. Er ist ein sehr tüchtiger und fixer Mensch, trat vor einigen Jahren mit seiner Frau zum Protestantismus über und ist jetzt einer von jenen zwölf Treitschkianern an der Universität. Außerdem gehören Brunner, H. Grimm, Müllenhoff u. Vahlen dazu, natürlich, denke ich, auch die Theologen, sicher Weiß. Semisch[4]) ist in der Genesung von einer sehr heftigen Lungenentzündung, neben ihm will sich jetzt ein Tübinger Repetent Müller, Schüler des Historiker Weizsäcker, für Kirchengeschichte habilitiren.[5])

Grüßen Sie bitte Neumann und Hirsch bestens von mir.

Letzterem schönsten Dank für seinen liebenswürdigen Brief.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Treulichst Ihr Nitzsch.

Berlin, 12. 4. 80.

Mein theurer Freund.

Als die letzte Ihrer beiden freundlichen Zuschriften mit dem Auftrag an Harms anlangte, lag er schon seit mehreren Tagen in dem furchtbarsten Todeskampf. Es waren entsetzliche Tage, in denen die für ihn ja sonst so herbeigesehnte Auflösung herankam. Wenn Sie dabei erwägen, daß der so furchtbar Leidende weder hören, noch sprechen u. schreiben konnte, so begreifen Sie, wie die ihm nächst stehenden dabei litten. Ich selbst war ganz krank von diesen Sorgen, u. für uns alle war es doch schließlich wie eine Erlösung aus größter Noth, als endlich ein Herzschlag allem dem Schrecklichen ein ganz sanftes Ende bereitete. Als ich ihn zuletzt im Sarge sah, der mir mit jedem Jahr mehr u. immer mehr gewesen, lag ein unendi licher Friede auf dem theuern Angesicht.

---

[1]) G. Busolt, 1850 geb., 1878 hab. in Königsberg, wurde 1879 E. O. f. alte Geschichte in Kiel.

[2]) Hans Droysen, der jüngere Sohn J. G. Droysens, 1851 geb., klass. Philol.

[3]) Carl Robert, 1850 geb., 1876 P. D. in Berlin, 1877 E. O., seit 1890 Prof. in Halle.

[4]) Karl Semisch (1810—88), seit 1866 O. in Berlin f. Kirchen- u. Dogmengeschichte.

[5]) Karl Müller, geb. 1852, stud. 1870—74 in Tübingen, 1876—77 in Göttingen, 1878—80 Repetent am theolog. Seminar Tübingen, hab. 1880 in Berlin; seit 1903 O. in Tübingen, Prot. Kirchenhistoriker. — Jul. Weizsäcker, 1867—72 O. in Tübingen, 1876—81 in Göttingen.

Jetzt stehen wir nun zunächst vor den großen Lücken, die sein Weggang geschaffen. Die Verhältnisse der Familie sind ja nicht ganz so schlecht, wie sie bei uns Professoren in solchen Fällen oft zu sein pflegen.

Über die Fortsetzung der angefangenen Geschichte der Logik, nicht Ethik, hat er noch zuletzt disponirt. Er bezeichnete ausdrücklich Lasson [1]) als den, den ich darum angehen sollte. Er selbst ist bis Leibnitz gekommen u. meinte, das Weitere sollte nur kurz auf Grund seines Collegienhefts gefaßt werden. Ich bemerke über diese Verfügung viel Kopfschütteln, aber andere Namen, die ich ihm nannte, wie z. B. den hiesigen Extraordinarius Paulsen lehnte er ganz entschieden ab. Gegen Zeller u. seine ganze Schule hegte er eine so tiefe Abneigung, daß die Idee, wie sie Mommsen und Droysen wol ausgesprochen, diesem die Disposition zu überlassen, für seine nächsten Bekannten als eine ganz unannehmbare gelten muß.

Aber die schwierigste Frage ist ja die Wiederbesetzung seiner Professur. Mich freut, daß auch Droysen das empfindet; freilich das Unglück ist, daß dieser edle Freund dem persönlichen Einfluß Zellers gegenüber vollständig widerstandsunfähig ist. Ich habe darüber wahrhaft erschreckende Erfahrungen gemacht. Auch die Theologen sind sich vollständig klar über die Bedeutung dieser Angelegenheit. Leider ist aber Dorner gerade jetzt von all den Sorgen und Kümmernissen in Haus, Wissenschaft u. Kirche, wie ich es ansehe, vollständig niedergebrochen. Gott weiß, wie lange er noch macht. [2]) Am Ende freilich würde eine energische Theilnahme der Theologen bei der Majorität der Facultät nur ungünstig wirken. Sie begreifen, theuerster Freund, daß mir wirklich „um Rath bange ist“, und daß ich mich deßhalb ganz besonders dringend grade an Sie um Ihren Rath wende.

Ist es zu viel verlangt, wenn ich Sie bitte, mir Ihre Meinung in dieser so unendlich wichtigen Angelegenheit ganz detailirt zu schreiben?

Ob ein Docent leicht seinen Zuhörern so viel wieder wird sein können, wie Harms es war — ich sehe es immer von Neuem aus so manchen Äußerungen —, das ist mir sehr zweifelhaft; aber die nächste Gefahr ist ja die, daß Zeller bei der besten Absicht von der Welt, die ich absolut nicht bezweifle, einen halben oder ganzen Materialisten oder Philologen herschafft, ebenso gelehrt, ebenso scharfsinnig und ebenso trocken als er selber — das wäre der beste Fall — oder anregender u. dann um so weniger wünschenswerth.

Ich erlaube mir nur die Bitte, daß Sie mir auch Ihr Urtheil über Eucken in Jena [3]) schreiben, auf den mich Dorner und Kleinert [4]) aufmerksam gemacht.

---

[1]) Adolf Lasson, 1832 geb., seit 1877 Dozent der Philosophie in Berlin.

[2]) Dorner starb 1884.

[3]) Rudolf Eucken, war seit 1874 O. in Jena.

[4]) Paul Kleinert, Protest. Theologe vermittelnder Richtung, geb. 1837, 1868 E. O., 1877 O. f. alttest. Exegese u. prakt. Theologie in Berlin, seit 1894 Mitglied des evang. Oberkirchenrats.

Zu große Eile hat die Sache ja noch nicht, doch würde ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn ich Anfang Mai Ihre mir so werthvolle und wichtige Mittheilung hätte.

Maurenbrechers Buch lese ich mit großem Interesse [1]) u. vieler Befriedigung, auch den Delbrückschen Gneisenau [2]), trotz seiner jugendlichen Abstraktheit. Offenbar hat ihm das Boyensche Manuscript, dessen er so dankbar erwähnt, wirklich sehr große Dienste geleistet. Augenblicklich wird er wol mit der Kronprinzessin in Rom sein.

Der Kronprinz hat neulich, wie mir M. Duncker erzählte, den Wunsch ausgesprochen, die Offizierscarriere den Juden mehr zugänglich zu machen, und soll dabei auf sehr unliebsame Äußerungen gestoßen sein. In der Armee räsoniert man auch sehr über die Augustenburger Verlobung [3]), die ich ganz passend finde, wenn sie wirklich ein so verständiges, gescheites und liebenswürdiges Frauenzimmer ist, wie es heißt. Die Prinzessinnen außerhalb Deutschland sind doch sehr rar, u. eine Sächsische u. Bairische geht auch nicht, wohin also?

Das jetzt disponible Exemplar Ihres Vortrags habe ich an Müllenhoff gegeben [4]). Über Ihre Hauptsätze möchte ich doch mit Ihnen disputieren; ich finde sie etwas gewagt, aber bin Ihnen sehr dankbar, mich einmal wieder so anregend auf diese Fragen gelenkt zu haben.

Neumann, Hirsch u. die anderen werthen Freunde bitte ich bestens zu grüßen.

Mit bestem Gruß von Haus zu Haus

Treulichst Ihr Nitzsch.

---

[1]) „Geschichte der kathol. Reformation." Bd. 1. Nördlingen 1880.

[2]) Hans Delbrück, „Leben des Grafen Neithard v. Gneisenau", 1880; 3. Aufl. 1907.

[3]) Verlobung des damaligen Prinzen Wilhelm mit Augusta Victoria von Holstein-Augustenburg.

[4]) Wahrscheinlich Schraders Festrede in der Dtsch. Gesellschaft in K.: „Ideale Entwicklung des deutschen Volktums", Berlin 1880 (Hempel). Vergl. Schrader, Erfahrungen u. Bekenntnisse S. 270.

MISZELLEN.

ZUR SITTENGESCHICHTE DES AUSGEHENDEN 13. JAHRHUNDERTS.

VON GOTTFRIED KENTENICH.

Unter den im Trierer Stadtarchiv aufbewahrten Urkunden und Akten des Trierer Domkapitels befindet sich ein 27,5 cm langes und 17 cm breites Pergament, das auf 32 Zeilen das Protokoll eines Verhörs vor dem Offizial der Trierer Kurie enthält. Es ist in sittengeschichtlicher Hinsicht von solchem Interesse, daß ein Abdruck im Wortlaut wohl gerechtfertigt erscheinen wird:

Nos magister Johannes cantor et officialis Trevirensis ad universorum notitiam volumus pervenire, quod anno domini MCC nonagesimo primo in crastino animarum die assignata coram nobis hora prime praecise de consensu partium infrascriptarum ad iurandum de calumpnia hinc inde seu de veritate dicenda et ad procedendum ulterius ut ius esset in causa, quam Elizabet de Treveri contra Henricum pictorem, maritum suum, prosequitur coram nobis, Michael frater et procurator eiusdem E. et dictus H. personaliter coram nobis comparuerunt et iuramentum de calumpnia seu de veritate in dicta causa sub debita iuris forma praestiterunt. Quo praestito dictus procurator in vi ipsius iuramenti praestiti positiones infrascriptas fecit nomine dictae E. sororis sue et dictus H. ad eas respondit, prout infra sequitur: Ponit per iuramentum suum procurator Elizabet de Treveri contra Henricum pictorem, maritum suum, quod ipse ab ea propria temeritate divertit, elapsis octo annis et amplius. Credit dictus Henricus. Item quod transtulit in civitatem Vůrmaciensem. Credit dictus H. Item quod ibidem de facto matrimonium publice contraxit cum quadam muliere relicta quondam cuiusdam, qui vocabatur pastor caupo. Non credit dictus H. Item quod eidem mulieri publice tamquam vir cohabitavit. Non credit dictus H. Item quod ipsam carnaliter cognovit. Credit, quod quadraginta vicibus cognovit carnaliter dictam mulierem et amplius. Item quod plures alias mulieres ibidem carnaliter cognovit Credit predictus H., quod viginti mulieres ibidem carnaliter cognovit. Item quod de hoc est vox et fama publica in dicta civitate. Credit dictus H. Item ponit, quod hoc fecit constante matrimonio inter ipsam E. et ipsum H. Credit idem H. Factis praedictis positionibus et responsionibus ad eosdem nos magister Jo. cantor et officialis praedictus diem dictis partibus volentibus et consentientibus assignavimus Treveri coram nobis videlicet feriam secundam instantem hora prime praecise ad ponendum secundo ex parte

dicti procuratoris et ad respondendum propositionibus ex parte praedicti et ad procedendum in dicta causa ulterius, ut ius erit. In cuius rei testimonium sigillum curie Treverensis praesentibus est appensum. Actum et datum anno domini MCC nonagesimo primo in crastino predicto.

Ergänzend sei hinzugefügt, daß im Jahre 1360 Margaretha, die Tochter des verstorbenen Malers Heinrich, dem Münzer Johann ihr Haus zu Trier in der Nähe des erzbischöflichen Palastes verkaufte (Archiv. Maximianum in der Stadtbibliothek Trier Bd. III, S. 856 ff.).

HEXENREZEPTE AUS DEM JAHRE 1521.

VON FRIEDRICH ARNECKE.

Das „Rothe Buch des Rates zu Hildesheim", im Jahre 1465 als „Schadensbuch" angelegt[1]), enthält aus dem 16. Jahrhundert eine Reihe Protokolle von peinlichen oder gütlichen Gerichtsverhören, darunter die Aussagen zweier Frauen, die 1521 „vmme touerie vnde vorghyftung willen" angeklagt, verhört, verurteilt und verbrannt wurden und im Verhör ihre Rezepte genau angaben.

Das Protokoll lautet auf Fol. 75' bis 77 der Handschrift:

Anno XVᶜXXI am myddeweckenn in vigilia Anthonij[2]) wart Geseke Papen von Bervelten vnde eyn frowe, genant Dorthie, gebrandt vmme toverie vnde vorghyftung willen, so hyr na bescreven steyt.

Item Geseke Papen bekande, dat se hadde eyn erden poth gesoth vor dere stegelen[3]), alse twisschen deme huse vnde dere stegelenn, wann me von Gronow kommet; dar iß inne rattenpulver vnde de leueren von einem qwaden[4]) worme vnde de leueren von eynem snoken[5]) vnde dat hær von eynem alruneken vnder dem arme vte gesneden.

Item sze bekande ock, dat se nam rattenpulver vnde dede dat in eyner kringelen vnde gaff dat eynem kinde, dat was von VII iarn, vnd hadde dat pulver gekoft vp der abteken; item den quaden worm ghrepp se im gardenn vnde trat vp den worm vnd reth den entweygh; item denn snœken grepp se in Springkmanshove by dem groten steyn in der nettelenn.

Item sze bekande ock, dat se gaff Hanße Molre, eym jungen knechte von XX iarnn, kœl ethen; dar was inne rattenpulver vnd sin haer von sinem koppe (dat haer krech se vor dem dore alse sick de sulue knecht kemmede), dat he moste lopen jn dem velde alse eyn dul hunt; vnd dat

[1]) Urkdb. der Stadt Hildesheim VII, no 552; cf. Dt. Geschichtsbll. 11, Seite 195.

[2]) Januar 16.

[3]) stegele = Tritt zum Übersteigen über einen Zaun; heute noch auf dem Lande in Nd.-Sachsen gebräuchlich.

[4]) quât = böse, übel, gefährlich; Subst. Dreck.

[5]) snake = Schlange, Ringelnatter.

sulue puluer scholde deß knechtes moder ghehadt hebben, de sulue was do tor tydt im kinderbedde.

Item se bekande ock, dat se ghaff Tylke Molre drincken vth eynem potte, dar was in rattenpuluer vnde von den lorkken[1]) vnd von denn snoken; dar leuede he wol dre if veer dage na.

Item desulue Geseke Papen bekande ock, dat se hadde in eyn potte gedan vorghyfft vom lorkke vnde de ogen vom lorcke vnd eyn snoeken stert vnd Hinrik Molres haer; vnd den pœt settede se in den garden by dem stender[2]) vnd se dranck erst vt den pot vnd gaf do dat puluer in den pœth, dat Hinrik Molre moste drincken; do krech he de kranckheyt vnd de lemenitze[3]) in de knœken, dat he de krankheyt vnd lemenitze hadde wol X jar edder villichte wol lenger.

Item ock bekande se, dat se hadde gedan in eyner schoelen koehar vnd eyn kœp vom lorke, dar stack se dat haer dorch heer, vnd vp der scholenn lede se do eynen spœn vnd steyt hinder der koe dar, na deß papen hove.

Item myt der suluen vorghyft vorghaff se ock Hinrik Molres swine vnd fercken; dat hadde se gedan in eynem nappe.

Item se bekande ock, dat se sick hadde vortruwet myt dem bosen geyste Lucifer.

Item Geseke Papen bekande ock, dat se des schapmesters frowen von Bervelten gaf supen rattenpuluer vnd leick von den lorckenn, dat se dul wart, vnd alse se or sund wedder wart, do hadde se or dat wedder benomen.

Item sze bekande ock, dat se dat alrüneken yo hauw myt eynem riseken, so pipede dat yo, dat se dat newe horenn konde.

Item se bekande ock, dat Dorthie is to Sunte Johanse myt einem jungen wackerhern, alse myt hern Hinrik Papehagenn, de sulue Dorthie schal dat Jacob Tuntelman angedan hebben vnd hebbe dat Dorthien gelert na orer berichtinge.

Item sze bekande ock, dat Dorthie hadde de vorghift Tuntelman gegeven vnd hadde dat von or gehalt; dar waß frowenkranckheyt to vnd lorke vnd sins harß, vnd wath sze so weit, dat weyt Dorthie ock etc.

Item Dorthie hadde dat sulue tuch den Papen von Gronow, dar se mede waß, ock in dat beer gedan, dat sze bynnen Gronow wart beruchtet, dat se von dar moste.

Anno quo supra am middewecken na Epiphanie domini[4]) bekande Dorthie, dat Geseke Papen hedde or de vorghift gemaket vnd hadde dat von or gehalt. Szo hadde Dorthie de vorghift brocht Tuntelmans maget, genannt Gretke; de sulue maget hadde dat gesottet vor de hoffdor by

[1]) lork = Kröte, überhaupt Amphibie (Lurch).
[2]) stender = Pfosten, Pfahl.
[3]) lemenitze, lemenisse = Lähmung.
[4]) Januar 9.

dem groten steyn. Dar louede Dorthie der maget vor eyn halßdock ifte lenen wat ungeferlick.

Item Dorthie bekande ock, dat or Geseke Papen hadde den ghift gemaket vnd gedan, vnd Dorthie hadde de vorghift den papen to Gronow in dat beer, dat in der stande[1]) was vnd stunt in dem kelre, gedan orsake halven, dat de pape eyne junge maget to sick nam; vnd Dorthie hadde rede wol VIII iar touorn myt dem papen gewest; vmme des hateß willenn hadde se dat gedan. Item darna ghinck de pape vnd quinde[2]) szo wol bij veer iarn vnd starf do etc.

Item se sede ock, dat se wolde by allen dussen sagen blyven.

Item ock sede se al dat or Geseke Papen in or angesichte, sede, dat wette se mede vnde iß war.

Item Dorthie sede ock, dat se neynen radt wette, dar me Tuntelmanne konde mede helpen, sunder me scholde Geseke Papen fragen, de wuste dar wol rad to, de hedde de vorghift vnd touerie gemaket.

Soweit das Protokoll über die getrennte Vernehmung und darauf erfolgte Konfrontation der beiden Kurpfuscherinnen; über das vollzogene Urteil gibt bereits die kurze Vorbemerkung zum Protokoll Aufschluß.

DIE RÜSTKAMMER DER WARTBURG

ZUR GESCHICHTE DER WAFFEN.

VON MAX LOSSNITZER.

Ein so gehaltvolles und reich ausgestattetes Werk wie das beschreibende Verzeichnis der Waffensammlung auf der Wartburg, das Alfons Diener-Schönberg[3]) vor kurzem veröffentlicht hat, bedeutet für die Freunde der historischen Waffenkunde ein Ereignis; denn trotz aller Vorarbeiten und Verheißungen sind im letzten Jahrzehnt nur die Waffen von Windsor-Castle und die kleinere Sammlung auf Schloß Dyck wissenschaftlich neu erschlossen worden. So ist es verständlich, wenn der Verfasser unseres Werkes, älteren Grundsätzen und Anschauungen gegenüber, die Disposition seines Kataloges eingehend erörtert. Freilich mag sich mancher wundern, vor der Besprechung der Wartburgsammlung, die im Wesentlichen einem Jahrhundert ihre Entstehung verdankt, waffengeschichtliche Einleitungen zu finden, die bis in die Zeit der alten Griechen hinüberstreifen; indes die historische Waffenkunde ist eine so junge Wissenschaft, daß es den Eingeweihten nur interessieren kann, wenn der Verfasser sein persönliches

[1]) stande = Kübel von Holz oder Metall; Stellfaß.

[2]) quinen = hinschwinden, kränkeln.

[3]) Alfons Diener-Schönberg, Die Waffen der Wartburg. Mit 231 Waffen- u. 116 Marken-Abb. auf 78 Tafeln nach photographischen Aufnahmen von Hans Lucas von Cranach. Berlin 1912. Verlag Baumgärtel. 60 M.

Glaubensbekenntnis zur Diskussion stellt, und der Fernstehende findet eine Menge technischer und historischer Einzelheiten.

Dabei ist sehr erfreulich, daß trotz aller Theorie der praktische Zweck des Kataloges klar zur Erscheinung kommt: die Glanzstücke der Sammlung, die prächtigen Harnische der ältesten ernestinischen Rüstkammer sind vorangestellt und besonders eingehend behandelt. Diese Selbständigkeit in der Einteilung des Stoffes, die ein Handbuch oder eine Systematik der Waffenkunde vermeiden würde, wird allgemein begrüßt werden; meiner Meinung nach wird auch bei anderen Waffengruppen, z. B. den Schwertern, Panzerstechern, Degen und Dolchen, — namentlich bei Sammlungen, deren Bestände in dieser Hinsicht der Wartburg überlegen sind, — im Kataloge eine Vereinigung nach praktischen Gesichtspunkten erstrebt werden müssen. Besonders wichtig ist es, daß Diener-Schönberg die Schwierigkeiten der Fachsprache überwindet und in klaren, lesbaren Beschreibungen alles Wissenswerte über die einzelnen Stücke in liebevoller Ausführlichkeit gibt, ohne allzubreit oder trocken zu werden; das Ganze ist auch für den Laien verständlich geschrieben. Dem Fachmann geben die genauen Maß- und Gewichtsangaben, ein Markenverzeichnis und verschiedene Register das willkommene Rüstzeug zur selbständigen Arbeit in einer Sammlung, die, zwar allgemein bekannt, doch bisher nicht so eingehend durchforscht werden konnte wie die Waffensammlungen unserer großen Städte.

Eine ausgezeichnete, im Verhältnis zum Preise des Buches beinahe einzigartige Erläuterung erfahren die Beschreibungen des Kataloges durch die vortrefflichen, großen Lichtdrucktafeln, mit denen der unermüdliche Eifer des Oberburghauptmanns von Cranach und das Entgegenkommen des Verlages Max Baumgärtel das Werk geziert haben. Jedes wichtige Stück der Sammlung kann in wohlgetroffener Aufnahme, meist bis ins kleinste Detail, studiert werden. Nur dem Kenner photographischer Technik ist es möglich, die mühsame Herstellung und den Wert dieser Aufnahmen voll zu würdigen.

Vom historischen Standpunkte verdient die Rüstkammer der Wartburg besonderes Interesse. Denn neben dem Dresdener Johanneum ist sie die größte fürstliche Harnischkammer Mitteldeutschlands, deren Bestände zum großen Teile bestimmten, fürstlichen Trägern aus dem ernestinischen Zweige des Hauses Wettin angehört haben. Freilich hat sich der Verfasser bei dem beklagenswerten Mangel an alten Weimarer Inventaren im Wesentlichen auf negative Kritik beschränkt und den größten Teil der romantischen Zuschreibungen abgelehnt, mit denen man einzelne Harnische geschmückt hatte; im günstigsten Falle bildete bisher der Leibesumfang des hochseligen fürstlichen Besitzers das entscheidende Merkmal.

Kunz Lochner von Nürnberg, dessen berühmte Werke die Wartburg in besonders reicher Zahl besitzt, scheint namentlich für den unglücklichen Johann Friedrich den Mittleren gearbeitet zu haben, dessen Waffen nach dem Falle Gothas der Bruder Johann Wilhelm von Weimar teilweise er-

beutete. In Coburg existiert übrigens ein gleichfalls bezeichneter Roßharnisch Kunz Lochners aus fürstlich ernestinischem Besitz, der Nr. 63 des vorl. Katalogs vielfach verwandt ist; das Hauptelement der Dekoration bilden hier dachziegelartig geteilte, getriebene und geätzte Bänder. Auch ein anderes, von Lochner bei Nr. 61 verwendetes Motiv, der geätzte Jagdfries am Unterrande des Geliegers und der aufgetriebene Löwenkopf — in Coburg von Sonne und Mond eingefaßt —, findet sich auf der Ruine eines Roßharnisches auf der Veste Coburg wieder. Vielleicht werden die Symbole und Wahlsprüche auf einzelnen Stücken doch noch den Besitzer gelegentlich offenbaren. Der Phönix von Nr. 61, wie er auch auf dem getriebenen und geätzten Gelieger eines Coburger Roßharnisches erscheint, gehört wohl zu den Emblemen der Söhne Johann Friedrichs des Großmütigen nach dem Verluste der Kurwürde. Dagegen ist die Devise „lucemque metumque" eines eleganten Fürstenharnisches (Nr. 76) ebensowenig mit einer bestimmten Persönlichkeit in Verbindung zu bringen wie die Ornamente eines Stechhelmes und einer Brechscheibe in Coburg, die zur Garnitur des Roßharnisches mit dem Phönix gehören und dem eben genannten Weimarer Harnisch in Form und Dekorationsweise nahestehen. Der Coburger Helm trägt eine eingeätzte Halskette, deren Glieder abwechselnd durch einen Doppelring und gekreuztes Astwerk gebildet werden; die Brechscheibe zeigt in kreisförmigem Wolkenband wieder den Doppelring, von dem radial vier Funkenbündel ausgehen.

Einige schöne Stücke aus einer Harnischgarnitur (Nr. 139), die Herzog Johann Wilhelm von Weimar zugeschrieben wird, geben dem Verfasser Anlaß, auf die eng verwandten Harnische in Dresden, Altenburg, auf Schloß Rheinstein und der Veste Coburg hinzuweisen, die indes unmöglich alle zu einer Garnitur gehört haben. Schon die Formen der Brust des Coburger und Dresdner Harnisches sind ganz abweichend gebildet. Es ist außerdem nicht sicher, daß Herzog Johann Wilhelm Besitzer dieser Harnische war; da sein Sohn Friedrich Wilhelm von Altenburg im Jahre 1591 den Dresdner Harnisch an Christian I. schenkte, ist es wohl möglich, daß auf diesen Fürsten und seinen Bruder Johann ein Teil dieser Garnituren geschlagen waren. Der Coburger Harnisch war übrigens nicht zum Fußturnier, sondern, wie ein zur Garnitur gehöriger anschnallbarer Bart bekundet, fürs welsche Gestech bestimmt.

Ich weiß nicht, ob man die Degen Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar gläubig hinnehmen darf; eine ausreichende historische Beglaubigung fehlt beiden Stücken, und die Legende knüpft ja gern an geätzte Klingen mit den posthumen Porträts der gefeierten Helden an, wie sie der Degen Bernhards (Nr. 876) zeigt, der übrigens einen ganz minderwertigen Griff vom Ende des 17. Jahrhunderts aufweist. Der Degen Gustav Adolfs stammt wenigstens aus der Zeit, wenn ich auch in dem großen Schwedenkönig den Besitzer einer schöneren Klinge vermutet hätte. Schließlich muß ich hier eines kleinen Irrtums gedenken; der Verf. deutet die Buchstaben J H S — die

bekannte Abkürzung des griechischen „IHΣOYΣ" — im Hohlschliff der Klinge von Nr. 873 auf einen Solinger Klingenschmied.

Ganz besonders wertvoll sind einige Anhänge, die das Bild der Prunkwaffensammlung des Weimarer Hauses ergänzen. Zwei italienische Rundschilde mit schönen Lederpressungen und der seltsame, angeblich portugiesische „Olifant" aus der Landgrafenkemenate werden überstrahlt vom Glanze des Bernhardsharnisches, der im Weimarer Schlosse ein ziemlich einsames Dasein führt (Nr. 878) Neben dem erlesenen Meisterwerk französischer Plattnerkunst, dem Harnisch König Heinichs II. von Frankreich in der Harnischkammer der Wartburg (Nr. 59), verdient er, schon als kunstgewerbliche Leistung, den höchsten Ruhm. Für mein Empfinden stehen der Bernhardsharnisch und der Wiener Harnisch Rudolfs II. über den allzureichen Garnituren Cnoeps in Stockholm und Dresden. Ich glaube, daß die Annahme französischen Ursprungs, den Verf. entschieden ablehnt, im Grunde nicht ganz töricht war: tatsächlich schließt sich die Ornamentik des Weimarer Harnisches bis in die Proportionen der Figuren und bis zur direkten Nachahmung der Disposition und verschiedener Einzelheiten an die Musterblätter des berühmten Goldschmiedes und Kupferstechers Stephan de Laulne an. Für den Meister des Harnisches ist also französischer Einfluß unbedingt anzunehmen, wenn er auch in Straßburg oder in Augsburg, wo Stephan sich längere Zeit aufhielt, mit ihm in Berührung gekommen sein könnte.

Diese flüchtig gestreiften Fragen geben einen Begriff von dem anregenden Stoffe, den Diener-Schönberg behandelt. Hoffentlich findet sein verdienstvolles Werk allerorts die gebührende Beachtung.

LITERATURBERICHTE.

GESCHICHTE DER POLITISCHEN KULTUR.

NEUZEIT.

ERÖFFNUNGSBERICHT.

Das „Archiv" geht davon aus, daß der Gesamthabitus, zu dem eine Zeit oder ein Volk in seinen verschiedenen Lebensperioden sich herangebildet haben, auf allen Gebieten der Betätigung sich charakteristisch äußere; die „Kultur" einer Zeit wird also z. B. in den Formen, die sie im Staatsleben schafft, in der Art überhaupt, wie sie politisch arbeitet und wie sie politisch denkt, ihren bezeichnenden Ausdruck erhalten. Das gleiche kann von der entwickelten Einzelpersönlichkeit gesagt werden. Die Art, wie sie auf verschiedenen Gebieten sich äußert, wird immer Züge eines Wesens zeigen, die ihr eigen sind, ihrem Charakter überhaupt oder nur ihrem jeweiligen Lebensalter. Persönlichkeiten sind ebenso wie Völker und Völkergruppen oder kleinere, zwischen Volk und Person stehende Lebenskreise Träger solcher Kultur und damit Gegenstand der Betrachtung. Wenn hier von einer politischen Kultur der Neuzeit gesprochen wird, ist dies keineswegs so verstanden, als müsse man vor allem darauf ausgehen, aus den Einzelerscheinungen einen Gemeintypus herauszubekommen. Festzustellen, was zeitgenössischen Erscheinungen untereinander gemeinsam sei, ist zwar immer eine der Aufgaben des Historikers; aber vielfach liegt umgekehrt gerade in dem, was die Erscheinungen voneinander unterscheidet und in Gegensatz stellt, das Wesentliche und für die Erkenntnis Bedeutsame. Der Gesamthabitus einer Zeit stellt sich vorzüglich in den miteinander kämpfenden Gegensätzen dar. Was namentlich ein genialer Mensch von seiner Zeit an sich hat, pflegt gerade eine Schranke seiner Größe und seines Wertes auszumachen und ist vielfach keineswegs das, womit er auf Zeit und Nachwelt bildend einwirkt. Denkt man dabei zunächst an die Heroen des geistigen, des inneren Lebens, so gibt es doch auch für das Wirken in der Politik ein naheliegendes Beispiel. Bismarck hatte seine eigene politische „Kultur": gerade mit ihr stand er einsam und geriet in heftigen Kampf mit seiner Zeit. Soll man nun sagen, er sei seiner Zeit nur eben vorausgeeilt, habe in sich eine Stufe dargestellt, auf die jene habe kommen müssen und die in ihr vorbereitet gewesen sei? Die Zeitgenossen würden in dieser Stufe einen Atavismus erblickt haben. Die Bahn, auf der sie gingen, führt jedenfalls viel mehr von Bismarcks Boden

weg als zu ihm hin; vorbereitet war die Zeit auf Bismarck mehr negativ als positiv. Damit, daß er ihr den Sieg abgewann, bildete er sie zum Teil nach seiner Art um.

Aufgabe der universalen Betrachtung also, auf die unsere Historie immer ausgeht und der diese Zeitschrift dienen will, wäre auf politischem Gebiete die, daß in staatlichen Einrichtungen, in Verfassung und Regierung, im politischen Handeln, schließlich aber in jeder Form von Teilnahme der Menschen am öffentlichen Leben, in politischen Bestrebungen und Ansichten der vielseitige Lebensgehalt und Charakter der Zeit und der Menschen gefunden werde; die Ergebnisse dienen dann wiederum dazu, Einzeltatsachen tiefer zu begründen oder überhaupt erst zu erklären. Was die Arbeit der letzten paar Jahre[1]) auf diesem Wege geleistet hat, darüber soll unser Bericht eine Übersicht geben. Daß er Deutschland bevorzugt, liegt in der Arbeitsteilung dieser Berichte.

Über die Wechselwirkung zwischen religiösen und politischen Anschauungen findet man in einem Aufsatz von Otto Hintze[2]) eine Reihe feiner Leitgedanken: wie das Bild des englischen Verfassungslebens im Deismus auf das Bild von der Weltordnung zurückwirkt und dieses umgekehrt in der europäischen Aufklärung die Ansicht von der Staatsordnung beeinflußt; die Idee des theokratischen Regiments kommt mit dem Offenbarungsglauben in der Restaurationszeit wieder; sie nährt sich auch von der lutherischen Staatspraxis des 16. und 17. Jahrhunderts und bei Kaiser Alexander vom orientalischen Cäsaropapismus. Dagegen ruht das monarchische Prinzip in Preußen auf rein weltlichem, praktischem Grunde: darauf, daß hier die Könige den Staat geschaffen und das Staatsinteresse vertreten haben. Für die Einwirkung des Bildes vom Staat auf das theologische Weltbild gibt ein Beispiel auch der Einfluß römisch-staatsrechtlicher Begriffe auf das Verhältnis von Gott und Mensch, wie er jüngst wieder von Gisbert Beyerhaus an Calvin gezeigt worden ist.[3]) Der Hauptgegenstand bei Beyerhaus aber ist umgekehrt die Einwirkung der Theologie auf die Staatslehre: wie wirkt der Begriff von der absoluten Souveränität Gottes auf die Ansicht von der weltlichen Gewalt? Die weltliche Gewalt ist Organ des souveränen Gottes und darf nichts anderes sein; daraus ergeben sich Konsequenzen nach der Seite des Gehorsams

[1]) 1910 und 1911; gelegentlich ist weiter zurückgegriffen.

[2]) Preuß. Jahrbücher Bd. 144, S. 488 ff. Wir kommen auf den Aufsatz noch einmal zurück.

[3]) Studien zur Staatsanschauung Calvins. Mit besonderer Berücksichtigung seines Souveränitätsbegriffs. (Neue Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, herausgegeben von Bonwetsch und Seeberg. 7. Stück.) Berlin, Trowitzsch, 1910. 5.60 M.

und nach der des Widerstandsrechtes. Sodann kommt es darauf an, wer der Träger dieser Gewalt ist; Gott hat nicht bloß monarchische, sondern auch aristokratische Verfassungen eingesetzt, und Calvin ist der Monarchie gar nicht günstig, weil sie erfahrungsmäßig mit der göttlichen Souveränität eher konkurriert. Calvin kann keine unbedingte Souveränität eines Herrschers, so wenig wie die unbedingte Vollmacht des Staates, annehmen; die Souveränität Gottes dringt vielmehr in einer gewissen politischen „Freiheit" besser durch — ein überaus interessanter Zusammenhang! Wir kommen von da in die Gedankenreihen, in denen Troeltsch die Wirkungen des Protestantismus auf das Politische bezeichnet.[1]) Das Luthertum hat mit seiner Haltung gegen die Obrigkeit den Übergang der Territorialstaaten zum absoluten Regiment gefördert, andrerseits auch ständische Herrschaftsrechte gedeckt, Ständerechte also nach oben gebrochen, nach unten erhalten; bei den preußischen Konservativen wirkt das nach. Der Calvinismus neigt von Hause aus zur aristokratischen Verfassung; die Frage, wie weit das Genfer Vorbild ihm maßgebend gewesen sei, hat man schon mehrfach erörtert, und auch den Prädestinationsgedanken hat man zur Erklärung herangezogen. Die Hauptsache ist, daß der Calvinismus in den großen Kampfzeiten ein Widerstandsrecht ausgebildet hat, dessen Träger sogar der einzelne werden konnte; entschlossen durchgedacht, führte es zum Recht des Tyrannenmordes. Dabei griff man auch die mittelalterliche Lehre von der Volkssouveränität auf, der Calvin fernstand. Der Calvinismus konnte also der Staatsordnung revolutionär entgegentreten. Wo er nun neu ordnen wollte, bot sich ihm das Repräsentativsystem seiner Kirchengemeinde an. Er behielt dabei seine aristokratische Art; die Demokratie in den Neuenglandstaaten führte zur Theokratie. Er hat aber doch „die Disposition für den demokratischen Geist" schaffen helfen.

Was dann Gewissensfreiheit und Menschenrechte angeht, so übernimmt auch Troeltsch die Ergebnisse Jellineks, weist aber darauf hin, daß die religiöse Begründung nicht calvinisch, sondern täuferisch ist (als Sammelbegriff verstanden), und dringt von da zu dem bedeutenden Ausblick vor, der in den Independenten Englands und im Staate Cromwells den Schoß der „altliberalen" Idee von der Unantastbarkeit alles inneren Lebens durch den Staat sieht; von da wurde die Idee auf äußere Güter übertragen und im übrigen verweltlicht und als Forderung der Vernunft neu begründet.

[1]) Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift. 24. Band) München u. Berlin, Oldenbourg, 1911. 2,80 M.

Für das Einwirken herrschender Lehren auf die Gesetzgebung und Regierung der Staaten ist das 18. Jahrhundert die klassische Zeit. Nun hat für Deutschland Hans von Voltelini[1]) gezeigt, wie die staatliche Tätigkeit des „aufgeklärten Absolutismus" durchaus die naturrechtlichen Forderungen von Pufendorf und Wolff, für Österreich auch Martini, erfüllt hat. Es ist deutsche, natürlich an den Engländern und Grotius geschulte, Geistesarbeit, die von den Regierenden in die Ausführung umgesetzt wird. Die Beamten dieser Staaten, für welche ja bereits gelehrte Berufsbildung verlangt wurde, und auch ihre Herrscher — Joseph II. und Friedrich II.! — sind durch das Naturrecht gebildet worden. Für Österreich ist dies Verhältnis früher nicht klar erkannt worden, und überhaupt hat man, wenn von literarischen Einflüssen gesprochen wurde, zu viel an die Franzosen des 18. Jahrhunderts gedacht.

Den „Josephinismus" sehen wir charakteristisch an der Arbeit, wenn Hermann Gnau[2]) die josephinische Zensur darstellt, die im schroffen Gegensatz zu der Zensur des alten Österreich das Volk im Geiste der Aufklärung erziehen will. Joseph gibt dafür nicht bloß die Richtung an, sondern wirkt bei der praktischen Ausübung bestimmend mit. Interessant ist dabei die Beobachtung, daß er persönlich gar nicht voll in der Aufklärung gelebt habe; sie war ihm vor allem Regierungsmittel. Quelle sind hauptsächlich die Zensurakten. „Grundregeln", bald nach dem Regierungsantritt abgefaßt, und das Gesetz von 1781 findet man unter den Beilagen einander gegenübergestellt. Eine Gesamtdarstellung der Regierung Josephs II., die eine Masse Material zusammenarbeitet und besonders auch, unter Benutzung der Flugschriften, den Widerstand gegen die josephinischen Maßnahmen schildert, haben wir ja neuerdings durch den Russen Paul von Mitrofanov[3]) erhalten; es sei darüber auf die Besprechung Voltelinis in der Historischen Zeitschrift (106, S. 375) und auf die von H. Franz in den Preußischen Jahrbüchern (144, S. 515) verwiesen.

Mit einem der tüchtigsten deutschen Fürsten aus der gleichen Periode, Karl Friedrich von Baden, beschäftigen sich verschiedene Aufsätze in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.[4])

---

[1]) Histor. Zeitschr. Bd. 105: Die naturrechtlichen Lehren und die Reformen des 18. Jahrhunderts.

[2]) Die Zensur unter Joseph II. Straßburg und Leipzig, Josef Singer, 1911. 7 M.

[3]) Joseph II. Seine politische und kulturelle Tätigkeit. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von V. von Demelič. Mit einem Geleitwort von Hanns Schlitter. Wien u. Leipzig, C. W. Stern, 1910. 30 M.

[4]) Bd. 26, 1911, 3. Heft.

Gothein beginnt eine Reihe „Beiträge zur Verwaltungsgeschichte" unter diesem bewußt „kameralistischen" Fürsten. Willy Andreas schildert die badische Politik unter ihm; in dem Gedanken einer Fürstenvereinigung mit Kulturzielen, den der Markgraf in der Zeit des von ihm geförderten Fürstenbundes hegte, zeigt sich das höhere Streben eines Fürsten, dem ein zu kleiner Wirkungskreis geworden ist; er hat es dann noch erlebt, auf einem Wege, dem seine Gesinnung widerstrebte, zu einem größeren Wirkungskreis zu gelangen. Den Anschluß an das spätere Reich, wie ihn der Enkel fand, kann der Verfasser als die eigentliche Erfüllung der Politik Karl Friedrichs nehmen. Obser teilt noch Aufzeichnungen aus dem Nachlasse mit, die den Fürsten in seiner frommen, grunddeutschen, klugen, gebildeten Denkweise und seinen Regierungsgrundsätzen schön charakterisieren. Staatswirtschaftlich zeigt er sich von physiokratischen Lehren beeinflußt; seine Auffassung vom Beruf des Fürsten ist, wie sich eigentlich von selbst versteht, die des aufgeklärten Absolutismus; vielleicht tritt bei ihm besonders hervor, daß diese Auffassung in der „christlichen Obrigkeit" des Reformationszeitalters eine Hauptwurzel hat.

Karl Friedrich ist in der napoleonischen Zeit der Gründer des modernen badischen Staates geworden. Ein Aufsatz wiederum von Andreas[1]) zeigt den Staat auf der Stufe, da er in Abhängigkeit von Napoleon sich zusammenfügt, in einer charakteristischen Tätigkeit. Es gilt ein Rechtsbuch zu schaffen. Brauer hat schon vor der Gründung des Rheinbundes vorgeschlagen, den Code Napoléon zur Grundlage zu nehmen. Als Mitglied des Rheinbundes sieht sich Baden genötigt, den Code in aller Form einzuführen, freiwillig, um es nicht gezwungen tun zu müssen. Es geschieht mit einer für Napoleon schmeichelhaften Wendung. Natürlich muß manches geändert werden, wobei Brauer sich bemüht, den eleganten architektonischen Bau, den er bewundert, möglichst wenig zu stören. Anknüpfend an des Juristen Thibaut Kritik des französisch-badischen Code kommt Andreas auf dessen Bedeutung für Baden zu sprechen und meint, er habe wohl für Baden gepaßt, sei mit dem Volksleben verwachsen und habe „an der liberalen Physiognomie des badischen Staates geformt".

Eines der geistlichen Territorien, Kurköln, zeigt Karl Essers[2]) in seinem letzten Stadium; in schleppenden Verhandlungen wird

[1]) Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abt., Bd. 31, 1910: Die Einführung des Code Napoléon in Baden.

[2]) Zur Geschichte der kurkölnischen Landtage im Zeitalter der französischen Revolution (1790—1797). (Geschichtliche Untersuchungen, herausgegeben von Karl Lamprecht. 5. Band, 4. Heft.) Gotha, Fr. A. Perthes, 1908. 4 M.

auf dem Landtag um Exemtionen, Privilegien gekämpft. Der Verfasser nimmt die Publizistik mit herein und sucht den Anteil abzuwägen, den die Zeitideen und die französische Revolution auf die Bewegung gehabt haben. Der Streit selbst verlief ergebnislos; erst die französische Herrschaft hat ihn zugunsten der Zeitideen beendet. Eine Darstellung der Mainzer Revolution von 1792/93 hat Wilhelm Herse in Aussicht gestellt; doch ist seinerzeit nur ein kleines, aber beachtenswertes Stück erschienen.[1]) Bald darauf kam das wichtige Buch Hashagens.[2])

Was die französische Herrschaft, die im Rheinland im ganzen doch verhaßt war, Positives gebracht hat, will Peter Friedrichs[3]) am Beispiele Bonns zeigen. Sie hat ja von dem veralteten Regiment der geistlichen Territorien übergeführt zu der Eingliederung in den modernen deutschen Staat.

Viel bringt der erste Band von Schwemers Geschichte der freien Stadt Frankfurt in der Zeit des Deutschen Bundes.[4]) Er behandelt Frankfurt nach dem Befreiungskrieg, bei der Ausbildung der Verfassung, die es unter dem Bunde gehabt hat. Auch hier wird um alte Einrichtungen, um Privilegien gekämpft; die Stimmungen der Restaurationszeit geben den früheren Privilegierten einige Stärkung; auf der anderen Seite drängen die Gedanken des 18. Jahrhunderts vor; Schwemer kann sagen, daß kaum an einer anderen Stelle in Deutschland die Gegensätze, welche die Zeit bewegten, Rationalismus und Romantik, Vernunftrecht und historisches Recht, so scharf aufeinander gestoßen seien. Fichard als Rechtsgelehrter verteidigt die Privilegien der alten Geschlechter, Jassoy kämpft dagegen; der Verfasser nennt ihn einen der ersten Vorkämpfer „des liberalen Gedankens". Interessant ist auch die Behandlung der Judenfrage. Der Freiherr von Stein, der sich bei den Mächten um die Selbständigkeit der alten Krönungsstadt bemüht, greift auch energisch und glücklich in die Verfassungsfrage ein, und der Rheinische Merkur arbeitet für ihn. Stein will die Verfassung auf allgemeine Volkswahlen stellen: das Volk wählt den Bürgerausschuß, dieser den Senat. Im ganzen wal-

---

[1]) Kurmainz am Vorabend der Revolution. Berliner Diss. 1907.

[2]) Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes. Bonn, P. Hanstein, 1908. 15 M.

[3]) Verfassung und Verwaltung der Stadt Bonn zur Zeit der französischen Herrschaft (1794—1814). Mit Unterstützung des Stadtarchivs zu Bonn. Bonn, Ludwig Röhrscheid, 1911. 3 M.

[4]) Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M. (1814—1866). 1 Band. (Veröffentlichungen der historischen Kommission der Stadt Frankfurt am Main III.) Frankfurt, J. Baer, 1910. 8,50 M.

tet in diesem Frankfurt der Patriziergeist vor; er durchdringt auch die endlich herausgekommene Verfassung mit ihrem demokratisch gearteten Unterbau. Wie nachher der Senat es verstanden hat, mit der Volksvertretung fertig zu werden, ist „die wichtigste politische Tatsache der inneren Geschichte der Stadt". Interessant ist endlich die Schilderung, wie in diesem Gemeinwesen die Bürger verwöhnt werden. Die neue Regierung nimmt die Bürgerschaft als vortrefflich gesinnt, lobt sie beständig, hält eine starke Polizei für unnötig, zeigt sich aber besorgt, „Brutalitäten" der Polizeidiener zu verhindern, sie zur Höflichkeit zu erziehen. (S. 298ff.) „Der Dienst in der Bürgerwehr war weniger Last als Vergnügen, und wenn der Senat sein matrikelmäßiges Kontingent aufgestellt hatte, so hatte die Frankfurter Bürgerschaft alles getan, was ihr zum Wohle des Ganzen oblag; die Steuern und Abgaben . . waren im Verhältnis nicht drückend, wenigstens waren die Maschen so künstlich gewoben, daß sie sich dem Frankfurter Bürger gegenüber erweiterten und nur dem Fremden gegenüber zusammenzogen; die Macht der Beamten aber hatte stets eine Grenze daran, daß der Frankfurter Bürger eben ein freier Bürger war und Mitinhaber der staatlichen Souveränität, im Grunde also ein Wesen darstellte, das höherer Art war als der von der Republik bezahlte Funktionär." Die Bürgerschaft der Bundeshauptstadt bildet in der Nation eine Art bürgerlicher Aristokratie.

Der kleine Stadtstaat konnte sich erlauben, seine Bürger so angenehm zu regieren; der Übergang in den Großstaat ward ihnen dadurch erschwert. Sie hatten jene Art von Verhältnis zum Staat, wie sie dem Individualismus des 18. Jahrhunderts gemäß war. Das Frankreich der Revolutionszeit aber hatte nach dem Versuch, eine Staatsordnung auf die naivsten Ansprüche des Individualismus zu gründen, den völligen Umschlag zu dem Staat erlebt, der im Namen demokratischer Selbstregierung und auf dem Grunde der „Gleichheit" die Staatsbürger despotisch beherrscht, um über ihre Kräfte zu verfügen. In diesem Zusammenhang machen wir auf Adalbert Wahls[1]) bedeutsame Skizze über Robespierre aufmerksam. Robespierre verkörpert handgreiflich diesen Umschlag; als unbedingter Individualist, der die Staatsordnung unbekümmert dem Individuum opfert, tritt er in die Revolution ein; dann wird er der „vornehmste Baumeister" gerade des furchtbar starken Staates, und daß dieser Staat damals entstand — dem Grundsatz nach „der eigentlich moderne" Staat — ist „ein europäisches Ereignis, unter dessen Einfluß wir heute alle im höchsten Grade stehen". Der Nachfolger Robespierres ist Napoleon. Für Wahl

[1]) Robespierre. Ein Vortrag. Tübingen, Mohr (Paul Siebeck), 1910. 1,40 M.

handelt es sich darum, Robespierres Taktik und sein Emporkommen zu verstehen, was mit der früheren Auffassung des Mannes, näher betrachtet, nicht möglich war. Wahl legt das größte Gewicht darauf, daß R. vollen Sinn für Macht gehabt habe: nur dadurch, daß der ehrgeizige Mann die geschickteste Witterung hatte für das, was wirkt und Macht verschafft, ist es ihm gelungen emporzukommen; auch seine Theorien hat er darnach orientiert — bis er sich am Ende aus seiner gefährlichen Bahn doch nicht mehr heraushelfen konnte. Zu näherer Betrachtung würde dieser Gegenstand in den Bericht über französische Geschichte gehören.

Der Frage, inwiefern auf die preußische Politik von 1795 bis 1806 das norddeutsche Geistesleben selbst, dem das Neutralitätssystem „Schutzdach" war, eingewirkt hat, widmet sich ein hervorragender Aufsatz des früh verstorbenen Friedrich Karl Wittichen.[1]) Der Staat, der aufgeklärte Bürgerliche in hohe Stellungen brachte, kam dem Zeitgeist sehr entgegen; er suchte den Bürger möglichst wenig zu behelligen, ließ ihn ungestört die Ideen von 1789 erörtern und ließ sich dafür als den Staat der Aufklärung und des Friedens feiern. Wittichen zeigt aber besonders, wie Kant und Fichte dazu beigetragen haben, die norddeutsche Bildung gegen die französische Ausdehnungspolitik wehrlos zu machen. „Kaum ein Mann hat in Norddeutschland damals so mächtig gewirkt wie Fichte; in seinen Vorlesungen in Berlin seit 1800 sammelte sich das gebildete Publikum bis zu den höchsten Staatsstellen hinauf." Fichte aber hat bis 1805 der realen französischen Politik die ideelle Sanktion gegeben. Dabei folgen seine Ideen genau den Stadien der französischen Revolution bis zur Universalmonarchie des neuen Cäsars. Die Gegenwehr gegen die englische Seeherrschaft, die zur Kontinentalsperre führte, hat den Geschlossenen Handelsstaat angeregt. Als Staatszweck erscheint stets die Fichtesche Freiheit des schaffenden Individuums; um den empirischen Menschen zu ihr zu führen, mußte sich aber dem Vernunftstaat (1789!) der allmächtige Zwangsstaat (1793ff.) als Notstaat vorschieben. — Wittichen zeigt weiter aus den norddeutschen Flugschriften und Zeitschriften, wie doch schon vor 1806 eine Reaktion eingesetzt hat, aber keineswegs bloß deshalb, weil das napoleonische Regiment Preußen bedrohte, sondern weil es zugleich die Ideale bedrohte, deren Verwirklichung man von ihm erwartet hatte. Noch 1813 meinten viele unter den Gebildeten zugleich für die verfälschten Ideen von 1789 zu kämpfen, im gleichen Lager mit den Verfechtern der Restaurations-Ideale. Bezeichnend ist, daß das Kon-

[1]) Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen 1806, in Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Bd. 23 (1910).

kordat mit Rom entscheidend mitgewirkt hat, um die norddeutsche Aufklärung gegen Napoleon einzunehmen.

Eine Schrift von S. Markus[1]), durch eine Plauderei von Karl Bleibtreu über die Presse eingeleitet, hat sich das schweizerische Zeitungswesen nach Einführung der Preßfreiheit unter der Helvetischen Republik vorgenommen, versucht eine Charakteristik verschiedener Journalisten (voran Usteri) und schildert die Schicksale der Presse unter der wechselnden Politik der Regierung.

Die Wirksamkeit eines Elsässers, Theobald Bacher, im diplomatischen Dienste des revolutionären und napoleonischen Frankreich hat Friedrich Otto[2]) aus den Akten erstehen lassen. Es ist ein sehr geschäftiger Mann, der den Nachrichtendienst und die Spionage für Frankreich organisiert und sich auf bezeichnende Art mit der Einrichtung der deutschen Verhältnisse beschäftigt hat.

Um Schlesiens Volksstimmung von 1807 bis 1813 zu schildern, hat Willi Erler[3]) neben Briefen von Staatsmännern, die in der biographischen Literatur zu finden waren, und anderen Zeugnissen ein reiches Material aus amtlichen Berichten in preußischen Archiven gesammelt. Wie die Stimmung gegenüber der Regierung und dem Kriegsgedanken auf und ab geht, wie besonders die wirtschaftliche Lage darauf einwirkt, läßt sich gut beobachten. Auf die sozialen, wirtschaftlichen und Bildungszustände fällt manch erwünschtes Licht. Im ganzen ist das Bild nicht scharf; die Gewährsmänner, besonders in Briefen, urteilen oft summarisch, und die amtlichen Berichte können zu wenig nachgeprüft werden. Die wichtigeren Gesellschaftskreise treten nicht anschaulich genug vor uns. Der Verfasser fühlt dies, läßt sich aber von den Quellen selber zu sehr allgemeinen Urteilen (wie S. 132 unten) bestimmen. Die Schlußbetrachtung[4]) mit ihren scharfen Bemerkungen über den schlechten Geist des Adels und den guten Geist der Bürgerlichen stützt sich zwar auf manche Beobachtungen oder wenigstens Nachrichten

---

[1]) Geschichte der schweizerischen Zeitungspresse zur Zeit der Helvetik 1798—1803. Mit einem Vorwort von Carl Bleibtreu. Zürich, Rascher, 1910. 8 M.

[2]) Theobald Bacher, ein elsässischer Diplomat im Dienste Frankreichs (1748—1813). (Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte, herausgegeben von Martin Spahn. III. Band, 1. Heft.) Straßburg, Herdersche Buchhandlung, 1910. 3,20 M.

[3]) Schlesien und seine Volksstimmung in den Jahren der inneren Wiedergeburt Preußens, 1807—1813. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Leipzig, Fock, 1911. 3,50 M.

[4]) Eigentümlich ist, wie hier (S. 220) der Verfasser die Begriffe Nation, Nationalität, Nationalgefühl, entsprechend dem älteren Sprachgebrauch, auf die preußische Staats-„Nation" anwendet; denn nur diese kann er meinen.

aus dem Vorhergehenden, ist aber selbst befangen. Was die dabei erwähnte Städteordnung Steins und ihren Einfluß auf das Bürgertum betrifft, so sei an das Buch Ziekurschs[1]) von 1908 erinnert, in dem die Wirkungen der friderizianischen und der Steinschen Politik auf das schlesische Städtewesen und Bürgertum geschildert werden.

In einer Arbeit von Adolf Mürmann[2]), welche die Aufnahme des preußischen Wehrgesetzes von 1814 in Deutschlands „öffentlicher Meinung" und, allgemeiner, deren Ansicht über Heeresverfassung behandelt, hat sich der Begriff „öffentliche Meinung" vom Titel aus so durchdringend geltend gemacht, daß eine Bemerkung nötig ist. Dieser Begriff — Referent hat ihn selbst früher als Titel gewählt — eignet sich im allgemeinen nicht dazu, der wissenschaftlichen Arbeit eine Orientierung zu geben. Er drückt zwar, gerade in seiner Unbestimmtheit, sehr gut das Wirken eines Herdenmäßigen aus; allein diesem nachzugehen, kann für die Arbeiten, um die es sich handelt, glücklicherweise nur einen Teil der Aufgabe ausmachen. Wo die Aufgabe sein muß, aufzusuchen und in Zusammenhänge zu bringen und endlich in gegliedertem Gesamtbilde vorzuführen, was alles innerhalb eines größeren Lebenskreises gedacht und ausgesprochen wurde, zum Teil von hervorragenden Einzelnen in ganz verschiedener Richtung, da will jene Überschrift nicht mehr passen; das Programm, eine „öffentliche Meinung" suchen zu wollen, kann sogar den Arbeitenden selbst irreführen.

Mürmann hat sich vorgenommen, den Inhalt einer „öffentlichen Meinung" über Heeresfragen zu suchen, und beginnt, wenn dies doch einmal der Ausgangspunkt ist, ganz richtig damit, daß man sich darüber verständigen müsse, „was wir unter dem Begriff ‚öffentliche Meinung' verstehen wollen". Er bezieht sich auf die Definition von Christoph Martin Wieland: die Meinung, die in der Masse Wurzel gefaßt und so überhandgenommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet, die sich wenigstens „der meisten Köpfe" bemächtigt hat und, wo sie nicht laut zu werden wagt, doch als Gemurmel sich ankündigt. Seinerseits verdeutlicht Mürmann die Definition dahin, daß er diejenige Ansicht zu finden habe, die zur „dominierenden" geworden sei, und meint, wo diese dem Forscher

[1]) Das Ergebnis der friderizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins. Am Beispiel der schlesischen Städte dargestellt. Jena, Costenoble, 1908. 6 M.

[2]) Die öffentliche Meinung in Deutschland über das preußische Wehrgesetz von 1814 während der Jahre 1814—1819. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausg. von v. Below, Finke und Meinecke. Heft 19.) Berlin u. Leipzig, W. Rothschild, 1910. 3,50 M.

nicht einfach vorliege, könne man sie finden, indem man „die Ansichten der führenden Geister" ergründe und „aus diesen dann die am häufigsten auftretende Meinung" feststelle: dies werde meistens die gesuchte sein. Man hört also die Führer, um sich denken zu können, was die Geführten meinen, oder — um das Verhältnis nicht so zu pressen — man hört die hervorragenden Persönlichkeiten und solche, die sich öffentlich geltend machen, um sich denken zu können, was der breite Hintergrund meint, und was man am häufigsten hört, wird das Beliebteste, das Vorwaltende sein. Hier ist weder das Verhältnis von Mittel und Zweck noch das Mittel einwandfrei. Abgesehen davon, daß die Mehrheit mit ihrer Meinung nicht das vorwaltende Element sein muß, liegt schon die Frage nahe: Wenn eine „öffentliche Meinung" sich als solche gar nicht geltend macht, wenn sie als Macht, als geschichtsbildender Faktor unentwickelt ist, wenn der Historiker nur sagen kann: die Masse, hätte man sie befragt, würde wohl überwiegend dies und das ausgesprochen haben — hat diese „öffentliche Meinung" so viel Wert, um für eine historische Arbeit den Zielpunkt abzugeben? Mürmann sammelt Stimmen über allgemeine Wehrpflicht; er findet viele, und darunter gewichtige, welche die allgemeine Wehrpflicht als ernste Pflicht, zum Teil sogar als heiliges Recht des Bürgers in Anspruch nehmen; er findet andere, welche sie bekämpfen, namentlich aus dem Kreise der bisher Eximierten. Mit diesem Ergebnis, das in allen seinen Teilen von Wert und bereits das Ergebnis ist, meint er nun das Fazit ziehen zu sollen: „Die Mehrheit des deutschen Volkes, die öffentliche Meinung Deutschlands ist . . . mit der allgemeinen Wehrpflicht einverstanden gewesen." Er sammelt ferner Urteile über das stehende Heer; wieder ist das einzelne recht interessant, und es ist auch ein Ergebnis, wenn ausgerechnet werden kann, nur wenige hätten das stehende Heer abschaffen, nur wenige umgekehrt ein großes Heer aufstellen, die meisten es vermindern wollen, um anderseits das ganze deutsche Volk „durchzuexerzieren". Daraus wird wieder das Fazit gezogen: die öffentliche Meinung sah das stehende Heer als ein notwendiges Übel an, das möglichst zu verringern sei.

Die Arbeit Mürmanns bietet im einzelnen viel, worauf schon zu Beginn das wertvolle Quellenverzeichnis mit einer Masse von Flugschriften schließen läßt. Die Begeisterung für „Volksbewaffnung" in Landwehrweise, die Illusion über die preußische Landwehr und die Auflösung des Soldatenstandes mit seinen Kasernen und seinen Paradediensten und adeligen Offizieren in ein „Bürgerheer" kommt zutage. Interessant ist im einzelnen z. B. die Meinung Schlottmanns (S. 86), das Landwehrwesen werde nur zur Verstärkung des Absolutismus beitragen, wenn es nicht auf repräsentative

Verfassung gegründet sei, als Umkehrung jener anderen Besorgnis, die Landwehr könnte der Revolution dienen.

Für 1848 hat uns Paul Wentzcke jetzt ein höchst dankenswertes Hilfsmittel gegeben in seiner Flugschriften-Bibliographie.[1]) — Erich Marcks[2]) hat einmal darauf hingewiesen, daß für die 48er Bewegung genauer beobachtet werden muß, wie sich die verschiedenen Stände beteiligt und zu den politischen Programmen gestellt haben, wie weit sich darin ihre Standesbedürfnisse ausdrücken, wie weit sie es überhaupt verstanden haben, solche in ihren politischen Forderungen zu vertreten. Es handelt sich nicht nur um das Landvolk und den Arbeiterstand; auch innerhalb des städtischen Mittelstandes wären die verschiedenen Schichten zu beobachten und die landschaftlichen Verschiedenheiten, die dabei vorkommen.

Je weiter Arbeiten über politische Gedanken und Forderungen im Volke in die neueste Zeit hereinreichen, desto massenhafter wird das Material. Auch die Flugschriften und Parlamentsreden treten an Umfang zurück hinter den Tageszeitungen, die mit dem, was sie als politisches Urteil aussprechen, und zugleich mit dem, was sie erzählen, gerade auch durch die Färbung, in der sie es geben, als Quelle dienen müssen. Soll nun dargestellt werden, wie die Deutschen angesichts der Ereignisse von 1859 oder im ersten Jahr von Bismarcks Ministerium gedacht haben, oder wie die Zeitungen 1864—66 geschrieben haben, so ist von vornherein klar, daß das Material nicht vollständig untersucht werden kann, nicht einmal in dem Sinne vollständig, daß jede beachtenswerte Spielart politischer Gedanken und jede bemerkenswerte Stimme erreicht würde. Die Verfasser begnügen sich also mit einer Auswahl. Eine Anzahl hervorragender Zeitungen und Zeitschriften, die dann zugleich die verschiedenen politischen Richtungen und wiederum größere oder kleinere landschaftliche Komplexe zu vertreten haben, werden aus der Masse herausgenommen und verfolgt; gelegentlich werden auch noch andere herangezogen. So verfährt Otto Bandmann[3]); sein Thema ist die Haltung der gesamtdeutschen Presse

[1]) Kritische Bibliographie der Flugschriften zur deutschen Verfassungsfrage 1848—1851. Halle a. S., Max Niemeyer, 1911. 10 M.

[2]) 1848. Zuerst gedruckt in Velhagen und Klasings Monatsheften 1898, jetzt im 1. Band von „Männer und Zeiten". Diese prächtige zweibändige Sammlung Marcksischer Aufsätze und Reden (Leipzig, Quelle und Meyer, 1911, je M. 6) hat unser Bericht als solche nicht zu besprechen; darum sei sie doch in der Fußnote empfohlen. Ein paar Sachen, darunter die köstliche „Im England der Elisabeth", der Keim zur bekannten Monographie, sind hier zum ersten Mal gedruckt.

[3]) Die deutsche Presse und die Entwickelung der deutschen Frage 1864—66. (Leipziger Historische Abhandlungen, herausgegeben von Brandenburg, Seeliger, Wilcken. Heft 15.) Leipzig, Quelle und Meyer, 1910. 5 M.

in der deutschen Frage zwischen der Eroberung Schleswig-Holsteins und dem Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges. Seine Übersicht weist 32 Zeitungen und Zeitschriften auf, die er der Mehrzahl nach reichlich benützt hat; Hamburg ist besonders stark vertreten, was bei seinen Beziehungen zu Schleswig-Holstein erwünscht war. Für den Arbeitenden war die Masse des Materials groß; er hat auch gesucht, den Charakter der einzelnen Blätter zu erfassen; er hat manches getan, um ihre Zusammensetzung, die Herkunft und Tendenz wichtiger Artikel zu bestimmen; ganz umsonst hat Martin Spahn für ihn nicht geredet, als er vor Jahren die kritische Vorarbeit bezeichnete, mit der sich jeder Benützer von Zeitungen zu bemühen hat. Aber der Erfolg jedenfalls war nicht groß, und die Arbeit ist — wir wundern uns bei ihrer Anlage nicht — trotz vielem freudigem Eingehen ins einzelne und stattlichem Reichtum des Dargebotenen doch wieder ziemlich summarisch. Charakterisierende Sammelbegriffe (z. B. „süddeutsch") treten zu eilig auf den Plan; die Allgemeine Zeitung wird unter die Gruppe „katholisch-großdeutscher" Blätter gebracht, mit den Historisch-politischen Blättern zusammen; der Schwäbische Merkur tritt in einer Gruppe mit der Frankfurter Zeitung und dem Stuttgarter Beobachter auf, um mit ihnen eine vermeintlich gemeinsame Richtung und außerdem Süddeutschland zu vertreten, und es wird von ihm (S. 152) ganz schief bemerkt, vor Ausbruch des 66er Krieges habe bei ihm „die partikularistische Gesinnung" „wieder" „die Oberhand gewonnen". Vom „Beobachter" sagt Bandmann (S. 183) zwar richtig, er sei das Organ der schwäbischen Volkspartei gewesen; was nun diese war, erklärt die in Klammern beigesetzte Bemerkung „preuß. Fortschritts-"(Partei) ganz irrig; denn zwischen beiden liegt eine tiefe Kluft, die „Volkspartei" von 1864 ist gerade als Reaktion gegen die Richtung der preußischen Fortschrittler und ihre Verwandten im Süden gegründet worden. Dergleichen kommt davon, daß der Verfasser mit seinem großen Überblick nicht genug in das Besondere und Landschaftliche hineinsieht, daß er den Strömungen, die ihm da begegnen, nicht ihrem Ursprunge zu nachgeht oder nachgehen kann, wo die Vorarbeiten fehlen. Was soll man sagen, wenn er (S. 10) von der „stets von Haß und Neid erfüllten Bevölkerung der Mittel- und Kleinstaaten" redet! — Verwiesen sei noch auf die lehrreiche, allerdings außerordentlich scharfe Besprechung von K. A. von Müller im Oberbayrischen Archiv (1911).

Die ältere Schrift von Gustav Körner[1]) über 1870 darf in diesem Zusammenhang auch wieder erwähnt werden. Mit ihr

[1]) Die norddeutsche Publizistik und die Reichsgründung im Jahre 1870. Hannover, Göhmann (Fr. Diers), 1908. 8 M.

steht es von vornherein besser, weil sie stofflich und zeitlich gut abgegrenzt ist. Sie will schildern, wie die „norddeutsche Publizistik“ sich vom Beginn des 70er Krieges bis zum Abschluß der Verträge mit den Südstaaten zu den drei Hauptfragen: Verfassung des Reiches, Titel des Reichsoberhaupts (im Anhang kommen die Reichsfarben dazu) und Annexionen, verhalten hat, und zwar werden die einzelnen Fragen, die ja auch ihr Dasein mehr neben- als ineinander geführt haben, in der Schilderung gesondert vorgenommen. Der Verfasser beschränkt sich übrigens gar nicht auf die „Publizistik“, mit Recht; er nimmt Briefe und Tagebücher herein, Persönlichkeiten, die gar keine Publizisten waren, und nichtpublizistische Betätigungen von Politikern. Auch über Norddeutschland geht er oft hinaus, so im § 1, wo die Schilderung eine mehr summarische ist, dann auffallend bei der Annexionsfrage: hier tritt „eine Gruppe liberaler Männer“ auf, die eigentlich doch nur dadurch zur „Gruppe“ werden konnten, weil ihre Äußerungen in den Publikationen aus Laskers Nachlaß vereinigt sind: es sind zunächst die drei Norddeutschen, die im Herbst 1870 die süddeutschen Hauptstädte bereisten, sodann Hölder, der Führer der Deutschen Partei in Württemberg, und Kiefer, der badische Liberale. Der Unterschied, der dabei zwischen Nord und Süd zutage tritt, ist freilich interessant; aber solche Grenzüberschreitungen befriedigen wieder nicht, weil sie doch keine ganze Arbeit tun. Je mehr sich der äußere Kreis erweitert, desto mehr Faktoren werden berührt, die wieder für sich verfolgt werden müßten. Schon den Chor norddeutscher Stimmen, namentlich wo es an die Zeitungen geht, möchte man voller wünschen, und es ist eine seltsame Auskunft, wenn zur Vertretung norddeutscher katholischer Presse, da nur die Kölnische Volkszeitung benutzt werden konnte, die Historisch-politischen Blätter herangeholt werden. Daß die auftretenden Stimmen in Parteigruppen mit festen Titeln geordnet wurden, schadet wieder eher der Einsicht ins einzelne; der Verfasser sagt selbst im Vorwort, die „Einreihung“ der Autoren in diese Gruppen sei manchmal „nicht ohne einigen Zwang“ möglich gewesen.

Es gibt einen Weg, Studien am politischen Geist der Nation mit gründlicherem Erfolg zu treiben: man beschränkt sich auf einen geschichtlich zusammengewachsenen engeren, etwa landschaftlichen Kreis und sucht hier, von der leichteren Übersicht Gebrauch machend, alles Bemerkenswerte zusammen. Dann kann man sich auch — und dies ist doch für den Historiker ungemein wichtig — zeitlich besser ausdehnen, die Erscheinungen nach rückwärts und vorwärts in ihrem Werden verfolgen, also auf dem engeren Raume eine wirkliche Entwicklung herausarbeiten. Man schafft für das, was Schriften wie die über 1859, 1862, 1864—66 anstrebten, die not-

wendigen Vorarbeiten. Man folgt damit dem Gange der deutschen Geschichte, die in örtlichen und landschaftlichen Sonderentwicklungen ihren Reichtum ausbreitete, und man folgt dem Grundsatz aller induktiven wissenschaftlichen Arbeit, die vom Einzelnen und Besonderen ausgehen muß. Durch den Zusammentritt der Sonderstaaten ist das Deutsche Reich gegründet worden; wer genau sehen will, wie der politische Geist der Bevölkerung sich in dieser Arbeit entfaltete, der muß seine Betrachtung bei den Teilen beginnen und von hier aus die Entwicklung ins Ganze hinein mitmachen. Dazu gehört allerdings eine — wir können nur wieder sagen: deutsche — Liebe zur charakteristischen Einzelheit; man muß, wo man mit der Betrachtung einsetzt, heimisch sein oder werden können.

Nach den Erfahrungen, die man schon mit der Arbeit von Annie Mittelstädt über 1859 machen konnte, riet seinerzeit W. Busch dem Verfasser dieses Berichtes, ein einzelnes deutsches Land von starker geschichtlicher Eigenart, Württemberg nämlich, herauszunehmen, es dann aber auch durch einen ausgedehnteren Zeitraum hin zu verfolgen. Daraus ist des Verfassers Arbeit über die Haltung der Württemberger während der Jahre der Reichsgründung hervorgegangen.[1]) Was Württemberg hauptsächlich merkwürdig macht, ist sein vorwiegend protestantisches Großdeutschtum. Die Demokratie und die — auch in ihr steckenden — sehr alten Traditionen, die man mit dem Stichwort „Altrechtlergeist" zusammenfassen kann, und schließlich alles, was auch auf protestantischem Boden einem norddeutschen Übergewicht widerstrebte, faßte sich in diesem Großdeutschtum zusammen. Eigenartig ist ja dann auch jene Sonderpartei der vollkommenen Dezentralisation, die zwischen 1866 und 1870 für einen demokratischen Südbund mit Miliz arbeitete, als Anfang zur großen deutschen Eidgenossenschaft. Bei der Bildung einer kleindeutschen Partei war das konfessionelle Motiv vielleicht ebenso stark wie das deutschpatriotische; von Anfang an arbeiteten die Pietisten und alte Demokraten zusammen; offen zur Partei werden konnten sie — weniger durch den preußischen Sieg als — durch die französische Einmischung in den deutschen Kampf. Aber welcher Unterschied: in Baden trieb man der Verschmelzung, dem Aufgehen im preußisch-deutschen Reich entgegen, in Württemberg war der Widerstand einer fest ausgebildeten Eigenart gegen fremdes Übergewicht und gegen eine nivellierende Entwickelung der vorwaltende Zug; er stellte das protestantische Altwürttemberg an die Seite des katholischen Altbayern.

[1]) Die Württemberger und die nationale Frage 1863—1871. (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte. Herausgegeben von der württ. Kommission für Landesgeschichte. 4. Band.) Stuttgart, Kohlhammer, 1910. [Mit einer Bildnistafel (12 Bildnisse)]. 7 M.

Für Bayern sei an die ausgezeichnete Schilderung von Karl Alexander v. Müller[1]) erinnert: Bayern vor und nach der Entscheidung von 1866. Eine Fortsetzung, welche namentlich die einzelnen Landschaften in ihrer geschichtlichen Besonderheit zeigen könnte, wäre sehr erwünscht. Für Baden geht der Hauptwunsch dahin, daß einmal im großen anschaulich gemacht werden könne, wie aus dem Markgrafenstaat, aus Pfälzischem und Oberländischem, dem Breisgau mit seiner josephinischen Überlieferung, den Grenzeinflüssen usf. das „liberale Musterland" heranwuchs. Besonders das katholische Element in seinem Verhältnis zum Staatswesen wäre zu verfolgen. Manche Imponderabilien, das Nachwirken unsteter Zustände, der Einfluß einzelner Personen oder Regierungsakte, könnten gewiß greifbar gemacht werden.

Seit dieses Großherzogtum, im Kampf um seinen Bestand, durch eine zeitgemäße Verfassung sein Volk an sich zu fesseln suchte, war es entschieden, daß der „Liberalismus" die zusammenhaltende Grundanschauung sei; in ihr fanden sich Fürst und Beamte und Bürgerstand, Regierung und Volksvertretung. Die bewegte Zeit nach der Julirevolution hat vor wenig Jahren Emil Imm[2]) dargestellt. Einmal nun, unter Blittersdorff, kam auch über Baden eine scharfe bureaukratische Reaktion, und diese bildete einen heftig oppositionellen Liberalismus aus und jenen dualistischen Zustand, wie er in den alten landständischen Verfassungen liegt. Die Vorstellung, daß das Staatsleben sich im Kampfe einer Kammeropposition gegen die Regierung vollziehe, bildet sich, wie überhaupt aus den deutschen Zuständen des Vormärz, so hier in Baden ganz aus der Lage heraus. Eine treffliche Arbeit von Karl Ruckstuhl[3]) führt diese Periode vor, in der oppositionelle Stimmen einen eigentlich ertragsarmen Landtag zum „Wendepunkt in der deutschen Geschichte" stempeln, weil die Opposition in Reden und Beschlüssen kräftig gegen die Reaktion aufgetreten war. Fein untersucht Ruckstuhl am Schlusse die Frage, ob diese Opposition überhaupt daran gedacht habe, die Gewalt im Staate zu erlangen. Welcker hat das weit von sich gewiesen: das wäre pflichtwidrige Streberei. Soweit ein Ministerium sich nichts Außerordentliches zuschulden kommen läßt, das Vertrauen der „öffentlichen Meinung" nicht ganz verliert, braucht man es nur in

---

[1]) Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten Hohenlohe. (Historische Bibliothek. Bd. 20.) München u. Berlin, Oldenbourg, 1909. 6,75 M.

[2]) Die nationale und freiheitliche Bewegung in Baden während der Jahre 1830—1835. Heidelberger Diss. 1909.

[3]) Der badische Liberalismus und die Verfassungskämpfe 1841/43. (Abhandlungen zur mittleren u. neueren Geschichte. Heft 29.) Berlin u. Leipzig, W. Rothschild, 1911. 5,50 M.

Schranken zu halten. Was die Regierungs- und Verwaltungsart angeht, so kannten die Liberalen, im Grunde genommen, keine andere als die bureaukratische. Sie überwachten im einzelnen das Vorgehen der Beamten und zogen Fälle und Symptome von illiberaler Art vor die Öffentlichkeit. Immerhin waren jetzt Beamtenschaft und Volksvertretung in Gegensatz zueinander gekommen; früher waren die Beamten im Landtag die Hauptvertreter des Liberalismus gewesen.

Zu dem Interessantesten an Ruckstuhls Beobachtungen gehört nun das Eindringen einer mit den Massen arbeitenden Demokratie, die auch an die Stellung der Kammerführer rührt, an die naive Selbstherrlichkeit, mit der sie in der Weihe ihres Amtes den Mandanten gegenübertreten. Damit kündigt sich das Empordringen einer Demagogenschicht an. Ähnlich in Württemberg 1864, wo gegenüber der demokratischen Kammeraristokratie die „Volkspartei" sich auf „Volkspolitik, nicht Führerpolitik" stellt, während sie in Wahrheit, mit den Wählermassen im Hintergrund, Führerpolitik gegen Führerpolitik setzt. Ruckstuhl beobachtet auch den Stand des Parteigeistes, der Parteidisziplin. Das Grundsätzliche wurde in dieser Zeit doch noch so wenig erfaßt, daß hier ein Wahlkollegium zugleich einen ministeriellen und oppositionellen Bewerber, dort andere Kollegien den einen als Stellvertreter für den anderen wählten. Zu beobachten, wie Parteigeist ins Volk getragen wird, ist ja eine Hauptaufgabe der Parteigeschichtschreibung. Baden in jener Zeit gibt das erste Beispiel einer Massenagitation für Wahlen. Näher ins Kleinleben dieser Vorgänge führt Ruckstuhl nicht ein; vielleicht haben die Quellen versagt. Handschriftliches stand ihm offenbar nicht zur Verfügung.[1])

Wir hatten hier mit der landschaftlichen Abgrenzung zugleich eine andere, die wir nunmehr in einer Reihe von Schriften zu verfolgen haben: die Abgrenzung nach parteimäßigen Gruppen. Das neue Unternehmen der Burschenschaftlichen Historischen Kommission regt Arbeiten an, die sich mit dem burschenschaftlichen Kreise beschäftigen. So führt im 1. Band der neuen Sammlung[2]) Oppermann in Georg Fein einen Politiker der „burschenschaftlichen Linken" mit hochgemutem, naturhaftem Patriotismus vor, der 1832 unter die politischen Flüchtlinge gehen mußte, in die Mazzinischen Kreise kam, später zu der Züricher Gruppe des Nationalvereins gehörte. Besonders hingewiesen sei auf die

[1]) Neuerdings ist die Schrift Ruckstuhls eingehend und mit fruchtbaren Anregungen für die Parteigeschichtschreibung von Karl Alexander von Müller in der ZGORh. Bd. 27, Heft 1, besprochen worden.

[2]) Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung. 1. Band. Heidelberg, Winter, 1910. 10 M.

S. 242f. besprochenen Züge. Die politischen Flüchtlinge, die sich zwischen der Julirevolution und der zweiten Fluchtwelle, 1849, in Straßburg sammelten, hat Otto Wiltberger zum Gegenstand einer Monographie gemacht.[1]) Sie greifen in die französischen Kreise hinein und wiederum nach Deutschland über; doch fehlt ihnen ein fester Mittelpunkt. Bezeichnend ist, wie sie großsprecherisch die Nationalversammlung von 1848 ablehnen. Interessant sind ihre Anschauungen über die nationalen, desgleichen über soziale Fragen; die Frage, ob Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden sollen, spielt herein. Von Wert sind endlich die charakterisierenden Schlußbetrachtungen, worin der Verfasser diese deutschen Flüchtlinge mit den Emigranten der französischen Revolution vergleicht.

Für die tiefere Begründung der Parteigeschichte des 19. Jahrhunderts, sofern sie als Geschichte politischer Ideen zu nehmen ist, empfangen wir seit vier Jahren von Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat" die bedeutendsten Anregungen und die förderlichste Orientierung; das Buch wird zur Schule für jeden, der dem Leben der politischen Ideen nachgeht.[2]) Wichtige Gesichtspunkte zur Parteigeschichte brachte dann eine Skizze von Adalbert Wahl.[3]) Sie beginnt damit, den gemeinsamen Geist der deutschen Liberalen in Abgrenzung gegen die konservative Welt zu bestimmen; dies führt zu Erörterungen darüber, daß der Liberalismus einerseits deutlich abstammt von den Ideen, die 1789 gesammelt in die politische Praxis gekommen sind, daß er aber auf dem Wege der Parteibildung und in der Auseinandersetzung mit praktischen Aufgaben konservatives Denken in sich aufgenommen hat. Dies wird vorbildlich gezeigt an einem Mann, der uns bisher, besonders seit Treitschke, einseitig als Nachkomme von 1789 galt: Rotteck. Jene Erziehung der Liberalen erleidet 1830 und 1848 starke Rückschläge; das nächste große Wendejahr aber, 1866, bringt eine Parteigründung, die alles in allem eine fruchtbare Synthese von liberalem und konservativem Denken, einen Liberalismus etwa im Sinne des Steinschen Staatsgedankens verwirklicht.

Zur nationalliberalen Parteigeschichte, die an solchem Gesichtspunkt hauptsächlich zu orientieren wäre, bietet Hermann

---

[1]) Die deutschen politischen Flüchtlinge in Straßburg von 1830 bis 1849. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 17.) Berlin u. Leipzig, W. Rothschild, 1910. 6 M.

[2]) 1911 ist eine 2. Auflage erschienen. Gern werden wir beherzigen, was das Vorwort sagt: daß die deutsche Geschichtsforschung sich „mutiger baden dürfe in Philosophie wie in Politik, ja daß sie erst dadurch ihr eigenstes Wesen entwickeln könne, universal und national zugleich zu sein".

[3]) Histor. Zeitschr. Bd. 104, S. 537ff.

Oncken in dem zweibändigen Bennigsen-Werk[1]) wertvolles Material. Im übrigen wird man von allen Seiten darauf geführt, wie nötig auch hier erst Einzelstudien sind. Eine wissenschaftliche Geschichte unserer Parteien ist erst aufzubauen. Wahl hat dafür eine Sammlung, Beiträge zur Parteigeschichte, eröffnet. Landschaftliche Begrenzung wäre auch hier zu empfehlen, z. B. wenn für die 60er Jahre die neuen kleindeutschen Parteibildungen in den einzelnen Staaten auf ihre Elemente hin analysiert würden. Daß zwei umfassende Arbeiten über Parteien und Parteigeschichte, die von Oskar Stillich[2]) und noch mehr die von Klein-Hattingen[3]), verfehlt sind, liegt allerdings nicht an einem Mangel an Vorarbeiten. Stillich verspricht mit einer „objektiven wissenschaftlichen Methode" ein Gesamtbild von jeder Partei zu geben. Im ersten Band behandelt er die Konservativen, deren Organisation von Anfang an eine Vertretung der Junkerinteressen sein soll; mit unverkennbarem Haß schildert er daraufhin ihre Welt-, Staats-, Gesellschafts-, Wirtschafts-, Rechts- und Kulturanschauung[4]), wofür er allerdings einen reichen Zitatenstoff zusammengetragen hat; dann folgt auf 60 Seiten eine recht oberflächliche „Geschichte" der Partei. Die religiösen, überhaupt die Gesinnungsmotive sind verdunkelt; davon, daß aus dem Kreise der Kleist, Bismarck, Below-Hohendorf, Eberhard v. Stolberg eine Kräftigung des altpreußischen Wesens ausgegangen ist, welches später dem Reiche die erste Grundlage gab, davon erfährt man nichts, und „national" ist nur, wer die Richtung auf ein neues, demokratisch unterbautes, in die Sonderstaaten hineinregierendes Zentrum hat. Der zweite Band gilt dem „Liberalismus"; er ist der Gefahr nicht entgangen, eine Art Normalliberalismus anzunehmen, der geschichtlich, auch logisch, mangelhaft hergeleitet ist. Die bedeutenden Unterschiede und Wandlungen in den

[1]) Rudolf von Bennigsen Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren. 1. Band: Bis zum Jahre 1866. Mit 7 Bildbeilagen. 2. Band: Von 1867 bis 1902. Mit 6 Bildbeilagen [und Register]. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1910. geb. 30 M.

[2]) Die politischen Parteien in Deutschland. 1. Bd.: Die Konservativen. Eine wissenschaftliche Darlegung ihrer Grundsätze und ihrer geschichtlichen Entwickelung. Leipzig, Werner Klinckhardt, 1908. 6 M. 2. Bd.: Der Liberalismus. Ebenda, 1911. 7 M.

[3]) Geschichte des deutschen Liberalismus 1 Band: Bis 1871. Mit 16 Bildern 1911. 2. Band: Bis zur Gegenwart. Mit 17 Bildern. 1912. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". Je 8 M.

[4]) Hier fehlt es schon am Unterscheiden der Elemente, die beim Verfasser und wiederum bei den Konservativen als „Kultur" und „Bildung" auftreten. Wer an solche Begriffe Gedankenreihen knüpft, muß klar werden lassen, was darunter zu verstehen sei.

Grundsätzen und in der politischen Haltung begründet er vielfach oberflächlich oder irrig, namentlich einseitig mit den wirtschaftlichen Interessen. Auch hier sind große Gesinnungsmotive unterdrückt; von der Welt, in der Treitschke, Sybel oder Gneist lebten, bekommt man hier keine Vorstellung, und daß es etwas gegeben habe wie Baumgartens große „Selbstkritik" des Liberalismus, wäre nach dieser Darstellung nicht zu ahnen.

Klein-Hattingen macht den groben, auch für seinen Zweck nur halb ausgeführten Versuch, alles, was seit 400 Jahren „befreiend" gewirkt hat, persönlich eine ganze Reihe großer Männer, von „Martin Luther aus Eisleben (1483—1546)" ab, in Anspruch zu nehmen als Ahnenreihe für die Fortschrittspartei. Denn diese ist die vorbildliche Vertretung des Liberalismus in Deutschland; sie gipfelt in Eugen Richter, der als Staatsmann gegen Bismarck ausgespielt wird. Klein-Hattingen gehört in die Richtung, die wieder entschiedener nach einem folgerichtig ausgeführten und fest vertretenen Programm sucht, der die alten Unentwegten Vorbilder sind, die damit wieder zu einem starken Idealismus gelangen will, ohne, wie sie meint, an politischer Bildung zurückzukommen. Daran, daß Naumann für dieses Buch eingetreten ist, läßt sich manche Beobachtung zur Parteipsychologie knüpfen, und es scheint von da aus, daß das Buch einen gewissen Quellen- und Zeugniswert für die Parteihistorie haben könnte.

Für eine Geschichte der konservativen Partei, wie wir sie von der Zukunft erwarten, sind Hauptgesichtspunkte gegeben in einem Aufsatz von G. v. Below.[1]) Hier sind z. B. auch die burschenschaftlichen Bestrebungen in ihrem Verhältnis zur konservativen und liberalen Richtung gezeichnet; sodann ist darauf hingewiesen, wie die eigentlichen Konservativen erst unter dem Druck der radikalen Bewegungen ihre Stellung zu den Vertretern des bureaukratischen Staates geändert haben. Ferner ist, anknüpfend an Meinecke, das Verhältnis der Konservativen zur nationalen Idee besprochen, endlich auch dem Einwirken des christlichen Elements und seinem Einfluß auf soziale Gesinnung und Sozialpolitik die Stelle angewiesen, wobei die ernste Tatsache gestreift ist, daß es immer wieder die Alt- und Strenggläubigen waren, von denen fruchtbare christliche Arbeit geleistet worden ist.

---

[1]) Die Anfänge einer konservativen Partei in Preußen. (Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst u. Technik, herausgegeben von Hinneberg. Jg. 5 (1911), S. 1089 ff. u. 1121 ff.). — Vergl. jetzt auch: Handbuch der Politik (W. Rothschild, Berlin u. Leipzig, 1912): Die pol. Parteien: Deutschkonservative u. Reichspartei, von v. Below.

Dies führt uns auf Stöcker, dessen Biographie Dietrich von Oertzen[1]) geschrieben hat. In dem Buche steckt viel wörtlich gegebener Quellenstoff; es ist von Wert für die Kenntnis der Berliner Bewegung von 1878, ihrer Zersetzung, der christlich-sozialen Kämpfe auf dem Felde der Parteipolitik, der christlich-sozialen Parteigeschichte überhaupt, wobei aber Naumann und der Kreis der „Hilfe" mehr nur an der Peripherie bleiben. Wie das Buch ein gereinigtes Bild von seinem Helden bietet, so kann es mit seiner Schilderung des Kampfes gegen ihn, seiner Träger und ihrer Mittel, manches zur Einsicht in die Elemente beitragen, die im Berliner und im deutschen öffentlichen Leben während dreier Jahrzehnte zusammenliefen. Eine tief eindringende Geschichte der christlich-sozialen Bewegung zu schreiben, wäre keine leichte Aufgabe; es kommt hier viel herein, dessen genaue Kenntnis nötig wäre: mit dem wirtschaftlichen und sozialen das geistige und kirchliche Leben, die politischen Verhältnisse im Reich und mannigfache persönliche, namentlich am Hofe, zum Teil der Zustand der Berliner Gemeindepolitik.

Zur konservativen Parteigeschichte wäre noch einiges nachzutragen. Daß der „Bismarck" von Erich Marcks[2]) in seinen feinen Hintergrundsschilderungen viel enthält, was die Beobachtung des politischen Geistes im vormärzlichen Preußen und besonders der ständisch-konservativen Bewegung vertieft, braucht kaum gesagt zu werden. Bülow-Kummerow ist hier eingehend besprochen; Herman von Petersdorff hat daran angeknüpft und den eigenartigen Mann in einem besonderen Aufsatz behandelt.[3]) Zur Analyse der werdenden Partei gehört, daß man die Welt Gerlachs und die Welt Stahls in ihrem Gegensatz und wieder in ihren Berührungen begreift; dazu hat Ernst Salzer mit trefflichen Ausführungen und Hinweisen beigetragen.[4]) Aus der Arbeit Mähls von 1909, worin die Bildung des 48er rheinisch-liberalen Ministeriums in Preußen und die Verhandlungen des zweiten vereinigten Landtags über die Verfassung, endlich die sozialpolitischen Maßregeln dieser Ära behandelt sind[5]), sei die Schlußerörterung hervor-

---

[1]) Adolf Stöcker, Lebensbild und Zeitgeschichte. 2 Bände. Berlin, Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, 1910. 12 M.

[2]) Bismarck. Eine Biographie. 1. Band: Jugend 1815—1848. Mit 2 Bildnissen. Stuttgart, Cotta, 1909. 9,50 M.

[3]) Konservative Monatsschrift 1911, Mai-, Juni- und Juliheft.

[4]) Stahl und Rotenhan. Hist. Vierteljahrschrift 1911, S. 199 ff. Vgl. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Bd. 23, S. 594—600

[5]) Die Überleitung Preußens in das konstitutionelle System d. d. zweiten vereinigten Landtag. (Historische Bibliothek. Band 23.) München u. Berlin, Oldenbourg, 1909. 6 M.

gehoben, welche für die Abstimmung der altpreußischen Adeligen zugunsten des allgemeinen Wahlrechts die Gründe sucht. Mit der Bildung, der Tätigkeit und den Ideen der „Wochenblattspartei" gegenüber der Kreuzzeitungspartei und dem Ministerium Manteuffel beschäftigt sich die Arbeit von Walther Schmidt.[1]) Am meisten von Wert ist die Erörterung der Ideen dieses Kreises, namentlich zur deutschen Frage.

Drei hervorragende Gruppen der ersten Kämpfer für die Rechte und Bedürfnisse der katholischen Kirche im modernen Staat sind neuerdings eingehend von Ludwig Bergsträßer[2]) vorgeführt worden: erst die bayrischen Konföderierten, dann die spärlichen Vertreter des Katholizismus im Landtag von Hessen-Darmstadt, und von hier aus der Mainzer Kreis: die elsässischen Jesuitenschüler Colmar und Liebermann, der „Katholik" und die Piusvereine, endlich Pfeilschifters Presse-Unternehmungen. Der Boden, auf dem die einzelnen Gruppen arbeiten, der Charakter und die Mittel des Vorgehens, endlich die Persönlichkeiten führen zu interessanten Beobachtungen, die freilich auf engem Raum nicht erörtert werden können. Bei den Presseunternehmungen sind die Beziehungen zum System der Restauration (auch persönlich zu Metternich!) und umgekehrt die Einflüsse der revolutionären Hochflut von 1830 interessant. Überhaupt wird hier wieder anschaulich, wie bei dieser katholichen Bewegung ganz verschiedene politische Lehren nebeneinander stehen, und wie man sich 1848 plötzlich der Märzbewegung anpaßte. Da aber ist ein Punkt, wo ganz frisch, mit eindringenden Untersuchungen, einzusetzen wäre. Martin Spahn hat in einem Aufsatz, der überhaupt eine Kette wichtiger Leitgedanken auf weiten Umkreis gibt[3]), nahegelegt, daß der Einfluß rein politischer Stimmungen, Lehren, Interessen auf diese Kreise stärker gewesen sei, als man allenthalben gemeint hat, daß aber eben die Verschlingung des Kirchlichen mit dem Politischen genauer beobachtet werden müsse. Die deutschen Katholiken, und zwar gerade die aus den erregbarsten Bevölkerungen, waren in neue, meistens protestantische, bureaukratisch regierte Staatswesen hineingezwungen; das konnte sie gewiß dem politischen Radikalismus nahe bringen. Für entscheidend hält Spahn den Einfluß Westeuropas und besonders des belgischen Avenir,

---

[1]) Die Partei Bethmann Hollweg und die Reaktion in Preußen 1850—1858. Berlin, Alexander Duncker, 1910. 7 M.

[2]) Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei. (Beiträge zur Parteigeschichte. Herausgegeben von Adalbert Wahl. 1.) Tübingen, Mohr (Siebeck), 1910. 5 M. — Vgl. neuerdings auch die Besprechung von K. A. v. Müller im Oberbayerischen Archiv Bd. 56 (1912).

[3]) Hochland VIII, S. 416ff.

und erst unter diesem Einfluß wäre die Wendung gegen Preußen 1837 ganz verständlich. Bei der weiteren Arbeit könnte nun territorial vorgegangen werden; z. B. die württembergische Bewegung der 40er Jahre würde eine kurze Monographie lohnen; Baden wird vielleicht Bergsträßer selbst noch vornehmen. Aber auch hier ist wieder auf Spahn zu hören, der dartut, daß gerade die Katholiken — sehr natürlich — stark über die territorialen Grenzen hinübersahen und hinüberwirkten, daß es allemal rein praktische Gründe hat, wenn ihre Arbeit territorial beschränkt erscheint.

Den „Zusammenschluß" des Katholizismus in der Epoche, die für Deutschland überhaupt erst feste Parteien schaffen konnte, 1848, hat Franz Schnabel behandelt.[1]) Die Bischöfe treten zusammen, der Klerus wird zur Arbeit für die öffentlichen Wahlen mobil gemacht, Vereine werden gegründet und ihr Zusammenschluß in dem ersten Katholikentag vorgenommen, Zeitungsgründungen werden eingeleitet, in den Parlamenten von Frankfurt und Berlin werden Vereinigungen gesucht, die dem katholischen Bedürfnis dienen sollen. Schnabel führt auch die erste Betätigung der politischen Katholiken in den Parlamenten vor. Der kräftige Anstoß zu der Bewegung geht vom Erzbischof Geissel aus. In ihm gerade stellt sich dar, wie die Kirche der Restaurationszeit, um in den Bewegungen des politischen Lebens sich sicherzustellen, die verschiedensten Verbindungen eingehen kann. Schiebt sich der Schwerpunkt des politischen Einflusses nach der Demokratie hin, so organisiert sie eine kirchentreue Demokratie. Bei den Wahlen von 1848 verbündet sie sich mit den Liberalen, weil sie „Freiheit" braucht. Das ist eben die Methode des Avenir und der belgischen Bewegung. In Deutschland waren aber die Wege noch nicht einheitlich und sicher: die Richtung, wie sie etwa der Philosoph Baader vertreten hatte und wie sie in den Historisch-politischen Blättern fortlebte, stand der neuen Demokratie entgegen, und auch unter den nach links Gerichteten gab es unausgeglichene Gegensätze und eigentümliche Kreuzungen, die zeigen, wie man Methode und Taktik erst suchte; auch war abzuwarten, wohin sich die deutschen Zustände wenden würden. Eine auf sich selbst gestellte Partei wie das spätere Zentrum war also noch nicht möglich. Wohl hätten auch hier die Beziehungen, welche die Vertreter der Kirche in dem Gedankenkreise der Liberalen und Demokraten finden konnten, und die verschiedenen Möglichkeiten gegenseitigen Verhältnisses schärfer auseinandergelegt werden können. Schnabel gehört zu den wenigen Autoren, die man ausführlicher wünschen möchte; auch

[1]) Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. 29. Heft.) Heidelberg, Winter, 1910. 3,60 M.

den geistig-persönlichen Untergrund der Bewegung, den er in feinen Linien zeichnet, würde man da und dort mehr ausgeführt wünschen. Schließlich aber ist auf das Urteil Spahns[1]) hinzuweisen, wonach das ganze Unternehmen doch noch verfrüht war: die Vorgeschichte des „Zusammenschlusses" müsse aus Zeitungen, Flugschriften, Briefen erst genau untersucht werden.

Über den „Kulturkampf" ist ein großes Werk von Georges Goyau[2]), dem Verfasser der Allemagne religieuse, erschienen, das uns leider noch nicht zugekommen ist. Dem Buch von Johannes B. Kißling[3]), das die Vorgeschichte des Kulturkampfes behandelt, war das tiefere Eindringen in den Gegenstand verschlossen; überall wuchern oberflächliche Parteiurteile, die zwar manchmal auf die Spur einer gerechten Auffassung führen mögen, aber nicht einmal als Zeugnisse katholischer Anschauung von Interesse sein dürften.

Eine wissenschaftliche Geschichte der sozialdemokratischen Partei, die in die persönlichen und zeitgeschichtlichen Voraussetzungen tiefer eindringt, baut sich allmählich auf. Dem Lassalle Hermann Onckens ist vor wenigen Jahren Gustav Mayers Buch über Schweitzer[4]) gefolgt, einerseits Biographie, die den Mann zum erstenmal voll im eigenartigen Lichte zeigt, anderseits Parteigeschichte, in ihrer Verflechtung mit dem Gange der nationalen Kämpfe dargestellt. Franz Mehring (bei dem in massiven Parteiurteilen der Sozialdemokrat sich nicht verleugnet) hat jetzt Schweitzer, Liebknecht, Bebel, Friedrich Albert Lange nebeneinander zur Betrachtung gestellt.[5]) Wer von den Kämpfen des Bürgertums mit den alten Mächten um „Einheit und Freiheit" herkommt, tritt da in eine neue Welt, von der aus die Fragen und Gegensätze ganz anders beleuchtet erscheinen. Da ist auch ein kräftiger Anfang zu einer ganz anderen „politischen Kultur"; der

[1]) Literarische Rundschau für das katholische Deutschland, herausgeg. von Joseph Sauer, Jg. 37, 1911, S. 168.

[2]) Bismarck et l'Eglise. Le Culturkampf, 1870—1878. 2 Bände. Paris, Perrin, 1911.

[3]) Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands. 1. Band: Die Vorgeschichte. Freiburg, Herder. 1911. 7,50 M. — Im Vorbeigehen erwähnt seien Julius Bachems Lose Blätter aus meinem Leben, ebenda 1910, 1,20 M., mit dem Abschnitt „Marpingen".

[4]) Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Jena, Fischer, 1909. 9 M.

[5]) Aus der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung, im 1. Bande (1911) der neuen Zeitschrift „Archiv für die Geschichte des Sozialismus u. der Arbeiterbewegung"; erscheint bei C. L. Hirschfeld in Leipzig.

Sinn für die einfachen Machtfragen bei den ersten Führern ist stärker als bei den Liberalen; Lassalle und Schweitzer sind ehrgeizige Machtpolitiker mit dem Instinkt für den Erfolg und für die Stärke und Schwäche politischer Körper. Es ergaben sich merkwürdige Verbindungen: das Verhältnis Bismarcks zu Lassalle, über das Oncken jüngst einen bemerkenswerten Aufsatz geschrieben hat[1]), wird ewig interessant bleiben. Die soziale Frage bringt Konservative und demokratische Sozialisten über die Liberalen hinweg in Beziehung, man lese überhaupt, wie Schweitzer (seit 1860) über die Kreuzzeitungspartei urteilt! Bezeichnend ist in der großen Krisis der 60er Jahre sein verwegenes Entweder—oder, das den Liberalen alle Möglichkeit des Erfolges bestreitet: „Preußische Bajonnette oder deutsche Proletarierfäuste"! Die organisierte Proletarierklasse wird einst vermögen, was die „Bourgeoisie" nicht fertig bringen kann. Das führt aber auf eine andere Seite dieser „politischen Kultur": alle demokratischen Illusionen, die im Bürgertum sich zersetzten, stiegen hier, auf den einfachen Dualismus der wirtschaftlichen Klassen übertragen, verjüngt wieder auf. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist jene Verbindung Liebknechts und Bebels mit der „Deutschen Volkspartei" der 60er Jahre beachtenswert. Da ist diejenige Stufe politischer Bildung, auf der der einfache Demokrat der alten Zeit steht, aus der sich Lassalle und Schweitzer gerade herausheben. Lassalles Beziehungen zu Bismarck sind das Gegenstück. Jene parteimäßige Verbindung löste sich allerdings bald auf; die neue Welt des proletarischen Klassenkampfes befreite sich davon.[2])

Sehr vielfach ist in den letzten Jahren die politische Richtung einzelner Persönlichkeiten Gegenstand monographischer Darstellung geworden. Kaum braucht man zu sagen, daß auch hier die Analysen Meineckes und mit ihnen etwa die Erich Muckssche Art, die unermüdlich horchend und fragend der grossen Persönlichkeit bis in ihre feinsten Elemente nachspürt, vorbildlich sein können und deutlich auch da und dort gewesen sind.

Von besonderem Interesse war die Arbeit Julius Heyderhoffs über Benzenberg[3]), in dem sich altdeutsche und heimatliche

[1]) Bismarck, Lassalle und die Oktroyierung des gleichen und direkten Wahlrechts in Preußen während des Verfassungskonflikts, Preußische Jahrbücher Bd. 146.

[2]) Vergl. neuerdings Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland 1863—1870, Archiv für die Geschichte des Sozialismus Bd. II (1912).

[3]) Johann Friedrich Benzenberg, der erste rheinische Liberale. Vereinsgabe des Düsseldorfer Geschichtsvereins 1909. 2 Bildnisse. Düsseldorf, Lintz. 3,60 M.

geschichtliche Überlieferungen mit Anschauungen des 18. Jahrhunderts lehrreich kreuzen und auseinandersetzen. Benzenberg ist als Praktiker ins Staatsleben hineingekommen und Schüler Mösers gewesen, ein Mann voll gesunder Einsicht, mit manchen Lichtblicken. Bemerkenswert ist u. a. seine Stellung zum napoleonischen Staat. Möser betreffend, sei an die Schrift von Otto Hatzig[1]) erinnert, in der anschaulich gemacht wird, wie Möser auch als Schriftsteller Osnabrückischer Verwaltungsmann war, sodann, beiläufig, an eine Vermutung von Voltelini über Montesquieuschen Einfluß.[2]) Von Kurt Lessing ist der Hannoveraner Rehberg geschildert worden[3]), der Freund Steins. Auch auf ihn hat Möser und die praktische Arbeit im Osnabrückischen Staate tief eingewirkt. Dieses kleine Territorium war eines der wenigen, die ihre Untertanen zur Arbeit am Staat heranzogen. Rehberg hat sich dann durch anhaltende Lektüre der englischen Kammerverhandlungen und der englischen Publizistik in das politische Leben Englands vertieft. Er hat gelernt, daß ein Staat etwas Bodenständiges ist, das sich mit Naturrecht und ,,metaphysischer Politik" nicht regieren läßt, und doch läßt auch ihn, wie Möser, die Vorstellung von einem Gesellschaftsvertrag nicht los. Er hat sich gewöhnt, überall aufs Wirkliche und Zweckmäßige zu sehen, vorsichtig einzugreifen, bestehende Rechte zu achten. Den Gemeingeist suchte er zu pflegen, hervorragende Elemente zur Arbeit im Staat heranzuziehen. Er zeigt einen starken Beamtengeist. Mit auswärtiger Politik hat er, der nur in kleinen Staaten arbeitete, sich nicht beschäftigt; seine herbe Kritik des friderizianischen Staates wird durch keine Rücksicht darauf, daß konzentrierte Macht wünschenswert ist, gemildert. Die Bedeutung auswärtiger Politik für die inneren Zustände ist ihm gar nicht aufgegangen. Die französische Revolution und ihre Philosophie hat er literarisch bekämpft, um sie von seiner Heimat abzuhalten. Dies ist der Hauptgegenstand der Lessingschen Darstellung.

Über Paul Pfizer werden wir in nächster Zeit von Georg Küntzel wichtige Forschungen erhalten; bis jetzt liegt, noch ohne Einleitung und Anmerkungen, die Neuausgabe des ,,Briefwechsels zweier Deutschen" vor, welche die Verschiedenheiten

---

[1]) Justus Möser als Staatsmann und Publizist. (Quellen u. Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Band 27.) Hannover u. Leipzig, Hahn, 1909. 5,40 M.

[2]) Hist. Vierteljahrschrift 1911, S. 302.

[3]) Rehberg und die französische Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte des literarischen Kampfes gegen die revolutionären Ideen in Deutschland. Freiburg, Bielefeld, 1910. 4 M.

der beiden Auflagen durch den Druck hervorhebt.[1]) — Von Heinrich von Gagern fehlt uns noch eine Biographie; Paul Wentzcke hat sich der Aufgabe unterziehen wollen, aber, wie er bekannt gibt, keinen Einblick in den Nachlaß bekommen. Dafür sucht er in einem größeren Aufsatz[2]) die politischen Grundelemente, die in Gagern zusammenflossen, gegeneinander abzuwägen: die konstitutionelle Idee, aus dem Leben des kleinen Staates gebildet, einen großdeutschen Reichspatriotismus mit starker Ablehnung des preußischen Sondertums, von einer Weite, die ins Weltbürgerlich-Romantische hinüberspielt, und den kräftigen Willen, für einen deutschen Bundesstaat zu tun und vorzubereiten, was die Lage gestattet. Eine Art Gemütsgrundlage zu diesem Streben kann der Verfasser in Gagerns Burschenschaftertum erkennen, das denn auch im Untertitel des Aufsatzes, in Rücksicht auf den Zusammenhang der Publikation mit der Burschenschaft, besonders betont ist. Die Zusammengehörigkeit von Gagerns Haltung in den 60er Jahren mit dem „Gagernschen Programm" von 1848 erkennen zu lassen, war ein Hauptziel der Darstellung. Wie viel sich kreuzende Berührungen zwischen gegensätzlichen Lagern, wie viel Möglichkeit zu Metamorphosen es innerhalb der nationalen Bewegung gab, wird hier wieder deutlich.

Vielseitig interessant ist das Bild von dem Fürsten Leiningen, das Veit Valentins Publikation gibt.[3]) Ein mediatisierter Reichsfürst sucht in dem Volksganzen eine Aufgabe, einen Beruf für seinesgleichen. Gegenüber dem Bürgertum, das über die alten Formen hinweg nach einer gemeindeutschen Öffentlichkeit verlangt, und dem offenbar die Zukunft gehört, möchte er aus den alten Standesherren einen politischen Körper bilden, der als ein konservativer Hort hinter den Fürsten steht, an der Spitze des Adels und der Grundbesitzer. Alle anderen Privilegien möchte er aufgeben. So will er 1848 auf seine Patronatsrechte verzichten. Er geht ein auf die Veränderungen, welche die Demokratie vornimmt; auch daraus, daß der Grundbesitz mobil gemacht wird, zieht er die Konsequenzen. Er schließt sich in den 40er Jahren durchaus dem konstitutionellen System, den liberalen Forderungen an. In der

[1]) Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Ziel und Aufgaben des deutschen Liberalismus. Neu herausgegeben und bearbeitet von Georg Küntzel. I. Text (Deutsche Literaturdenkmale d. 18. u. 19. Jh. Nr. 144). Berlin, Behr, 1911. 5 M.

[2]) Zur Geschichte Heinrich von Gagerns. Seine Burschenschafterzeit und seine deutsche Politik, in „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung", Band 1, 1910.

[3]) Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem. Mit einem Bildnis. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1910. 5 M. — An das Charakterbild Hohenlohes bei K. A. von Müller (Hist. Bibl. Bd. 20) sei erinnert.

deutschen Frage will er ein geschlossenes kleindeutsches Reich mit preußischer Hegemonie, wobei wieder eine Reihe kleiner Territorien zu mediatisieren wären. Er steht dem Stockmarschen Plane nahe, der von Meinecke in dem bekannten Zusammenhang wieder ans Licht gezogen worden ist. Das künftige Reich will er mit England im Bündnis wissen. England spielt in seinem Denken eine große Rolle. Die Herzogin von Kent ist seine Mutter, Königin Viktoria seine Halbschwester, und der Briefwechsel mit dem Prinzgemahl Albert bildet einen Hauptbestandteil des Valentinschen Buches. Die Stellung der englischen Aristokratie hat auch seine Gedanken über die Aufgabe der deutschen Standesherren beeinflußt. Er drängt frisch voran, sanguinisch, ehrgeizig; 1848 will er die Vollgewalt der Nationalversammlung. Der populäre Präsident des bayrischen Reichsrates wird Präsident des Reichsministeriums in einer Kombination, in der auf ein friedliches ,,Aufgehen" Preußens in Deutschland nach dem Stockmar-Bunsenschen Plane bereits hat verzichtet werden müssen; man muß jetzt Preußen im Kampfe gewinnen. Der Malmöer Waffenstillstand, dessen Sanktion Leiningen genötigt ist vorzuschlagen, deckt das wirkliche Machtverhältnis auf: als die Nationalversammlung den Stillstand nicht anerkennt, scheidet Leiningen aus seinem Posten aus und rät zu einem vorwiegend preußischen Ministerium. Er gehört fortan zu der Erbkaiserpartei und wirbt für den preußischen Erbkaiser in München und Berlin. Die alten Autoritäten sollen die Veränderungen, welche die Zeit vollziehen will, herzhaft annehmen und kraft ihrer Macht, zu der sich das Vertrauen von unten gesellen wird, einen neuen Rechtsboden schaffen. Das Ende ist, daß Leiningen alles gescheitert sehen muß und nur noch wünscht, Österreich und Preußen möchten sich nicht bekriegen. 1852 bekennt er es als einen Irrtum, daß er meinte, durch konstitutionelle Einrichtungen in englischer Art könne man den Weg zur deutschen Einheit finden, und ohne Österreich könne Deutschland ein Reich bilden.

An Valentin anknüpfend, gibt Küntzel[1]) einen anregenden Vergleich zwischen Leiningen und Erzherzog Johann, den er eingehend charakterisiert. Johann kommt von der Welt der Befreiungskriege her und stellt alles auf das Walten sittlicher Kräfte, in rührendem Vertrauen auf das Volk. Aufgabe einer Regierung ist, unbureaukratisch, ohne Herrschsucht, für das Volk zu sorgen, das dann auch zufrieden sein wird. Küntzel gibt in einem Anhang noch Briefe, die zwischen Leiningen und Bluntschli gewechselt worden sind; in dem großen Briefe vom Herbst 1851 erkennt Leiningen bereits als wichtigste Bewegung die des vierten Standes, die durch

[1]) Z.G.O.Rh. Bd. 26, S. 283ff.

Reformen unschädlich zu machen Aufgabe der Regierungen sein müsse.

Bunsen in seinem Verhältnis zur deutschen Frage ist jüngst ebenfalls behandelt worden. Walther Ulbricht[1]) hat dazu ein reiches, großenteils ungedrucktes Material benützen können. Für eine Analyse nach Meineckes Vorgang war dies ein dankbarer Gegenstand. Viel strömt zusammen in dieser reichen Gedankenwelt, und eine starke Entwicklung läßt sich beobachten. Es ist interessant, wie Bunsen, auf den Niebuhr und vor allem, natürlich, England eingewirkt haben, eine gesunde ständisch-konservative Verfassung mit dem Bedürfnis nach freier Öffentlichkeit, in die das nationale Leben ausströmen könnte, zu vereinigen sucht, wie er die konstitutionelle Monarchie auf landschaftlicher und lokaler Selbstregierung ruhen lassen will, um die „echt germanische" Staatsform zu finden, eine Verfassung, nicht nachgeahmt, eher selbst vorbildlich und anderen überlegen, — wobei der Gedanke der Menschheitsnation hereinspielt. Dabei stand Bunsen, der phantasievolle Optimist, doch recht außerhalb seiner empirischen Nation. Bemerkenswert ist auch das Hereinragen der kirchlichen Ideen in die politische Gedankenwelt.

Wegen des Briefwechsels der preußischen Könige mit Johann von Sachsen[2]) sei auf zwei Aufsätze von Ermisch verwiesen.[3])

An das Bennigsenbild, das aus dem Onckenschen Buch[4]) zu gewinnen ist, braucht nur erinnert zu werden.

Ein anziehender Gegenstand ist Uhland als politische Persönlichkeit. Das Material dafür hat in fleißiger Arbeit ein junger Philologe, Walther Reinöhl[5]), zusammengebracht, sich damit aber auch genügen lassen, abgesehen von ein paar treffenden Bemerkungen in der Einleitung und im Schlußwort. Das Charakterbild des politischen Uhland, des Altrechtlers und des Demokraten, seine Voraussetzungen im altwürttembergischen Wesen und sein Verhältnis besonders zur späteren Demokratie seiner Heimat, die sich zu ihm rechnete, wäre noch zu zeichnen.[6]) Da

[1]) Bunsen und die deutsche Einheitsbewegung. (Leipziger Historische Abhandlungen. Heft 20.) Leipzig, Quelle u. Meyer, 1910. 4,80 M.

[2]) Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. u. Wilhelm I. von Preußen. Herausgegeben von Johann Georg Herzog zu Sachsen. Unter Mitwirkung von Hubert Ermisch. Leipzig, Quelle und Meyer, 1911. 12 M.

[3]) Neues Archiv für sächsische Geschichte Bd. 32 (1911), S. 89ff. u. 317ff.

[4]) S. oben S. 136.

[5]) Uhland als Politiker. (Beiträge zur Parteigeschichte. Herausgegeben von Adalbert Wahl. 2.) Tübingen, Mohr (Siebeck), 1911. 5 M.

[6]) Inzwischen ist eine Skizze des Referenten in dieser Richtung erschienen: Hist. Zeitschr. Bd. 108.

Reinöhl Uhland „als Politiker" bespricht, so setzt seine Darstellung erst mit dem Kampf ums „alte gute Recht" in Württemberg ein. Wie sich die Ereignisse von 1812—14 in Uhlands Dichtungen spiegeln, hätte trotzdem berührt werden können. Es sei dafür auf einen vor Jahren veröffentlichten Vortrag von Eugen Schneider[1]) hingewiesen, worin Uhland „als Patriot" geschildert ist. Uhlands Widerstreben gegen den preußischen Erbkaiser von 1849 fließt aus mehr als einer Quelle: vor allem war ihm der Erbkaiser etwas künstlich Gemachtes, „Doktrinäres", wie auch ein Kleindeutschland ihm eine Gründung zerstörender Willkür war, etwa wie Wangenheims württembergische Verfassungspläne, gegen die das „Gespräch" und das „Hausrecht" sich kehren. Schneider macht noch darauf aufmerksam, daß auch die Person, die man zum Erbkaiser nehmen mußte, für den Altrechtler noch besonders unmöglich war: ein König, der eine Verfassung aus Gnade zu geben sich vermaß! Von hier aus kann man, wie von so vielen Punkten, die Betrachtungen darüber weiterspinnen, wie der Altrechtler und der Demokrat Uhland zusammenhängen.

Friedrich Theodor Vischers Stellung zur Politik und im besonderen zur deutschen Frage, die er mit Leidenschaft und Tiefe auf jedem Stadium seit 1848 mit wechselndem Ergebnis hin und her bedachte, hat Referent selbst geschildert.[2]) Wie er sich wandelt und doch im Grunde gleich bleibt, war reizvoll auch daran zu beobachten, daß das Mitglied der Linken in der Paulskirche am Anfang der 80er Jahre sich zu Bismarcks innerer Politik und zu dem System Karl Christian Plancks hingewandt hat. Hegel mit seiner Staatslehre wirkt wenig greifbar; die allgemeinen Kategorien des Hegelschen Denkens stellen sich oft ein. Es ließe sich hier manches beobachten, wenn die Frage, was Hegel für das politische Denken und die Staatsgesinnung der von ihm Erzogenen gewesen ist, einmal umfassend behandelt würde; Vischer wäre besonders mit einer wichtigen Erörterung in seiner Uhlandschrift (Kritische Gänge, Neue Folge 4, S. 119ff.) heranzuziehen. — In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, wie Franz Mehring[3]) den von Kant herkommenden Johann Jacoby mit Marx, Engels und Lassalle, die durch Hegel hindurchgegangen sind, zusammenstellt. Jacoby streitet immer für das „Recht", bald das Recht, das gilt oder gegolten hat, bald das Vernunftrecht, und wenn er fordert, ruft

[1]) Schwäbischer Merkur 1906, Schw. Kronik, Nr. 544 u. 550

[2]) Fr. Th. Vischer und die Politik. (Beiträge zur Parteigeschichte 3.) Tübingen, Mohr, 1911. 3,40 M.

[3]) Johann Jacoby und die wissenschaftlichen Sozialisten, Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, herausgeg. von Carl Grünberg, I (1911).

er auch sittliche Motive an. Wo er den Kampf auf das Recht stellen will, sehen die anderen geschichtliche Faktoren um die Macht ringen und meinen den notwendigen Ablauf eines dialektischen Prozesses zu verstehen; gegen positives Recht sind sie entsprechend indifferent, und an sittliche Motive sich zu wenden, halten sie für zwecklos (das heißt, tatsächlich benützten auch sie diese Waffe). Jacoby erkannte das Deutsche Reich nicht als rechtskräftig an; die Sozialdemokraten nahmen es als den, trotz dem Siege der „Reaktion", vereinfachten Kampfplatz für das Proletariat. — Von Hegel nicht weit ab liegt Ranke (was durch Meinecke recht anschaulich geworden ist), und es sei auf eine Bemerkung des inzwischen heimgegangenen Varrentrapp[1]) hingewiesen, daß bei der Betrachtung der politischen Ideen in Deutschland der Einfluß, den Ranke „wie auf seine jüngeren historischen Fachgenossen, so auch auf Rudolf Gneist und hervorragende Nationalökonomen" (Roscher, Schmoller, Nasse) geübt habe, besser zu beachten wäre.

Über Ranke als Politiker haben wir eine Arbeit von Otto Diether[2]), die zu dem Anregendsten und Gehaltvollsten gehört, das unser Bericht zu nennen hat. Der „autonome Historiker", herausgewachsen aus dem staatlosen Geistesleben des 18. Jahrhunderts und in allem Menschenwesen, das in seine andächtige Betrachtung fällt, die Offenbarung des Göttlichen findend, schaut die Welt des im großen Staat schaffenden Politikers; er sieht sich hinein und sieht von da wieder zurück in seine alte Welt und erkennt wie bedeutend von dort her alles bewegt wird: er verweilt nun am liebsten beim Betrachten der „politischen Kunst". Er selbst aber bleibt der reine Historiker; politische Leidenschaft ist ihm fremd und unheimlich; auch die religiöse und sittliche Macht, die seine Betrachtung bestimmt (feine Beobachtungen von Diether!), wirkt nicht zum Eingreifen. Diether geht Ranke nach, wie er den politischen Bewegungen folgt, sich zu den Zeitmächten stellt, und wie er Spuren davon in seinen Arbeiten zeigt, wie er sich dann anschließt an eine politische Gewalt, einen „Mäcen" des reinen Historikers. Diether liebt die Formel, daß Ranke sich nur für ein solches politisches System entscheiden kann, dem seine Historie sich anzuschmiegen vermag. Das bedeutet nichts anderes als: Ranke gehört mit seinem ganzen Wesen dahin, wo ruhiges Wachsen und wo das aristokratische Haupt des Staatskörpers ist. Das Wühlerische und Gewalttätige der 1830er Bewegung, die auch den einzelnen mit der Tyrannei des Schlagworts bedroht, muß ihn ab-

[1]) H. Z. Bd. 107, S. 64.

[2]) Leopold von Ranke als Politiker. Historisch-psychologische Studie über das Verhältnis des reinen Historikers zur praktischen Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1911. 15 M.

schrecken. Er wehrt sich mit der „Historisch-politischen Zeitschrift". Hier ist volle Gelegenheit, „das Verhältnis des reinen Historikers zur praktischen Politik" zu beobachten, das Ranke selber in der Antrittsrede von 1836 erörtert hat. Besonders hervorgehoben sei Diethers Besprechung der Schrift „Über die Trennung und die Einheit von Deutschland". An der preußischen Politik von 1848 bis 1851 hat Ranke mit seinen Denkschriften teilgenommen, auf eine ihm geistig nahestehende Welt eine gewisse praktische Wirkung übend, die vor allem ihn selbst tiefer in die Sphäre des Staatsmannes sich hineinfinden ließ. Die Staatspersönlichkeit mit ihren Lebensgesetzen wurde ganz in ihm lebendig. Fruchtbar wurde das natürlich erst in seinen geschichtlichen Arbeiten, konzentriert in seiner Lehre von der großen Macht. Endlich aber: Ranke und Bismarck. Vor diesem prachtvollen Bilde steigt auch Diethers Darstellung zu ihrer Höhe auf. Meinecke auf seinem Gange hatte die Beiden zusammengestellt und den früheren Gestalten aus der „Invasion der unpolitischen Ideen in die Politik" entgegengesetzt, für Diethers Betrachtung — reine Historie und reine Politik — stellen sie sich als die lebendigen Gegensätze dar. Bismarck war für Ranke immer etwas Unheimliches.

Für Bismarck sammeln sich unsere Erwartungen jetzt auf die Fortsetzung der Marcksschen Biographie.[1]) Ihr erster Band schilderte wundervoll, wie Bismarck in die Lebensjahre der inneren Sicherheit eintretend, sich in der Politik einen Beruf und Lebensinhalt schuf. Sehr fein und lehrreich auch fürs Politische war wiederum die Gegenüberstellung von Goethe und Bismarck, die Marcks in seinem Festvortrag vor der Goethe-Gesellschaft gegeben hat.[2]) Im übrigen sei erwähnt, daß Richard Linder[3]) Bismarcks theoretische und praktische Haltung gegenüber dem „Revolutionären" aus bekanntem Material klar dargestellt hat; für ihn als Staatsmann ist „revolutionär" das, was den Bestand des Staates als der bindenden Lebensgemeinschaft und die Erfüllung seiner Aufgaben gefährdet; auch „legitime" Gewalten können „revolutionär" sein.

Mit dieser Übersicht könnten wir das Gebiet dessen verlassen, was unter den Begriff einer Geschichte des politischen Geistes in neuerer Zeit gehört. Die älteren Generationen politischer Historiker haben uns hier noch viel zum Anbau hinterlassen; wir selbst können da der Neigung folgen, die uns von den „Haupt- und Staats-

---

[1]) S. oben S. 138.

[2]) Gedruckt im Goethe-Jahrbuch Bd. 32 (1911).

[3]) Bismarcks Stellung zur Revolution. Ein Beitrag zur Kenntnis seiner politischen Anschauungen. Auf Grund authentischer Äußerungen bearbeitet. Wolfenbüttel, Heckner, 1910. 1 M.

aktionen", deren wir Jüngere wenig zu unserer Anregung haben vorgehen sehen, stärker in das Studium der inneren Entwicklung der Völker und der Einzelnen hineinzieht.[1]) Was uns dabei am wichtigsten ist, das ist, daß wir uns Rechenschaft geben von der Entwicklung unserer eigenen Nation zu politischem Dasein. Nur ein Forschungsgebiet in der neueren politischen Geschichte Deutschlands wird ähnlich fleißig bebaut: die Geschichte der territorialen Verwaltung und Verfassung in der Zeit, da das staatbildende Leben in Deutschland sich auf die fürstlichen Territorien sammelt. Man beschäftigt sich z. B. neuerdings erst eifrig mit den Hofordnungen; die wichtige Ordnung Joachims II. von Brandenburg liegt nun erst in einer kritischen Ausgabe vor; Martin Haß hat sie bearbeitet und hat eine Masse dankenswerter Erläuterungen dazu gegeben; Untersuchungen über Hofämter und Hofdienst schließen sich an.[2]) Die Behördenorganisation wird schon länger verfolgt, wobei der preußische Staat mit seinen Neuordnungen im 18. Jahrhundert das Hauptinteresse auf sich zog; von der großen Sammlung der Acta borussica sind 1910 wieder zwei dicke Bände zur Behördenorganisation erschienen.[3]) Einen Überblick gibt die Besprechung von Haß in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Bd. 23, S. 264—272. Interessant ist unter vielem, wie Militärpersonen in der Verwaltung bevorzugt werden, da die Zivilbeamten die Erziehung dafür noch nicht haben (vgl. Haß S. 270). Die Verwaltungsreform, welche die Regierung Friedrich Wilhelms I. 1724 in Königsberg durchführte, wobei die bevormundende Tätigkeit des Staates an die Stelle der schlecht benützten städtischen Selbständigkeit trat, hat Georg Conrad ausführlich dargestellt.[4]) In die neuere Zeit des Beamtentums führt eine kleine Schrift von Julius Bunzel.[5])

---

[1]) Vgl. Meinecke, Histor. Zeitschr. Bd. 107, S. 145.

[2]) Die Hofordnung Kurfürst Joachims II von Brandenburg, neu herausgegeben und durch Untersuchungen über Hofhalt und Verwaltung unter Joachim II. erläutert. (Historische Studien, veröffentlicht von Ebering. Heft 87.) Berlin, Ebering, 1910. 6,40 M.

[3]) Acta borussica. Behördenorganisation. V, 1 : 3. Jan. 1730 — Ende Dez. 1735, bearbeitet von Schmoller u. Stolze. — X: Jan. 1754 — Aug. 1756, von Schmoller u. Hintze. Berlin, Paul Parey, 1910. 17 M. u. 23 M.

[4]) Das rathäusliche Reglement der Stadt Königsberg i. Pr. vom 13. Juni 1724. Ein Beitrag zur Geschichte der Rats- und Gerichtsverwaltung von Königsberg i. Pr. (Mitteilungen aus der Stadtbibliothek zu Königsberg i. Pr. II.) Mit einer Kunsttafel. Königsberg, Ferd. Beyer, 1910. 4 M.

[5]) Der Lebenslauf eines vormärzlichen Verwaltungs-Beamten. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Innerösterreichs. (Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte, herausgegeben von Karl Grünberg. 5. Heft.) Wien, Konegen, 1911. 1,50 M.

Arbeiten, welche sich mit landständischen Verfassungen beschäftigen, sind oben in anderem Zusammenhang erwähnt worden. Über die ältere Zeit ist eine Schrift von Walther Schotte[1]) bemerkenswert. Sie stellt das Verhältnis von Landesherrschaft und Ständen in Brandenburg unter Joachim I. dar, eine Stufe des Territorialstaats, auf welcher der Sieg des hohenzollernschen Fürstentums über die alte Macht der Stände gesichert ist, Fürstentum und Stände zum Wohle des Landes zusammenwirken, der Dualismus noch kaum in Ansätzen sich meldet. Von württembergischen Landtagsakten sind zwei Bände erschienen aus der Zeit um 1600, da der erste jener Konflikte ausbricht zwischen der durch landständische Rechte verschanzten bürgerlichen Gesellschaft Altwürttembergs und einem neumodischen, außerhalb des Landes großgewordenen, ehrgeizigen und kriegerischen Herrn.[2]) Vom Inhalt der Akten war das Wichtigste bereits bekannt.

Von Paul Schmitz[3]) haben wir jetzt eine Darstellung des Weges, den die preußische Kreisordnung von der Stein-Hardenberg-Zeit bis 1872 gemacht hat; dabei ist die entscheidende Bedeutung Gneists hervorgehoben, dem es nach dem englischen Vorbild aufgegangen ist, worin eine fruchtbare „Selbstverwaltung" besteht: nicht darin, daß Gemeindevertreter Beschlüsse fassen, die der Beamtenapparat dann auf seine Weise ausführt, sondern darin, daß die Gemeinden bzw. Kreise selbsttätig die Staatsverwaltung in ihre Sphäre übernehmen, d. h. die Gesetze des Staates ausführen. Die vom liberalen Programm[4]) geforderte, in verschiedenen Entwürfen seit den 50er Jahren gesuchte „Selbstverwaltung" wäre im letzten Grunde illusorisch gewesen und hätte auch der erzieherischen Wirkung ermangelt, um derentwillen Stein seine Gemeindepolitik begonnen hatte. Erst durch die Reform von 1872 aber konnte eine Regierungspraxis angebahnt werden, mit der, scharf formuliert, aus dem Polizeistaat mit Beamtenregiment der eigentliche „Rechtsstaat" wird.

---

[1]) Fürstentum und Stände in der Mark Brandenburg unter der Regierung Joachims I. (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1911. 3,20 M.

[2]) Württembergische Landtagsakten. Herausgegeben von der württembergischen Kommission für Landesgeschichte. II Reihe. 1. Band: 1593 bis 1598. Bearbeitet von Alb. Eugen Adam. Stuttgart, Kohlhammer, 1910. 12 M. 2. Band: 1599 bis 1603. Von demselben. 1911. 15,50 M.

[3]) Die Entstehung der preußischen Kreisordnung vom 13. Dez. 1872. Berlin, W. Weber, (1910) 1,60 M.

[4]) Wie weit geht der Einfluß, den Gneists Lehre unter den Liberalen gewonnen hat? (Treitschke, Das konstitutionelle Königtum in Deutschland!) Dies wäre noch einer Untersuchung wert.

Für das alte Reich und seine Verfassung liegt ebenfalls einiges vor. So sei darauf hingewiesen, daß wir jetzt von Joseph Poetsch[1]) eine Monographie über die Reichsacht erhalten haben, von Rudolf Smend[2]) eine über das Reichskammergericht. In den Reichtum beider Arbeiten hineinzugreifen, muß dieser Bericht sich versagen. Bei Smend ist beobachtet, wie das Reichskammergericht Objekt und Subjekt politischer Einwirkung wird, besonders der Religionsparteien, weiterhin Österreichs, und welches jeweils die Wirkung der Reichsjustiz auf den nationalen Rechtszustand war. Stölzels[3]) „Entwicklung der gelehrten Rechtsprechung" brachte im zweiten Band, der die Rechtsprechung in Jülich-Berg, Bayern, Sachsen und Brandenburg behandelt, als „allgemeinen Teil" eine Darstellung des Usus am Reichshofgericht und Reichskammergericht, der Zuständigkeit des Kammergerichts und endlich des Appellationsrechtes. Richard Wolff[4]) beobachtet ausführlich den Bischof Wilhelm von Straßburg in seiner reichspolitischen Tätigkeit auf vielen Schauplätzen von 1506 bis 1541. Er ist einer der katholischen Reichsstände der Reformationszeit, an denen die Geschichtsforschung bis in die neueste Zeit vorübergegangen war. Den vergeblichen Kampf der Reichsritterschaft um ihre Selbständigkeit in den Jahren des untergehenden Reiches behandelt Heinrich Müller.[5]) Aus stattlichen Aktenbeständen von Wien, München, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe u. a. erschließt sich das Bild, wie die Ritter beim Reichstag, beim Kaiser (sie gehören ja zu den Stützen des alten Kaisertums), bei auswärtigen Mächten, besonders Frankreich (hier natürlich mit dem Mittel der Bestechung), ihre Sache gegen die größeren Landesherren vertreten, wie diese Sache in den Wirbel der großen Konflikte gerät und, nachdem die Ritter lange zwischen Furcht und Hoffnung, Aussichten und kleinen Erfolgen und Niederlagen hin und

---

[1]) Die Reichsacht im Mittelalter und besonders in der neueren Zeit. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Gierke. 105. Heft.) Breslau, M. u H. Marcus, 1911. 8,60 M.

[2]) Das Reichskammergericht, 1. Teil: Geschichte und Verfassung (Quellen u. Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches, herausgeg. v. Karl Zeumer. Band IV, Heft 3.) Weimar, Böhlau, 1911. 13 M.

[3]) Berlin, Franz Vahlen, 1910. [Register zum 1. u. 2. Band.] 20,50 M.

[4]) Die Reichspolitik Bischof Wilhelms III von Straßburg, Grafen von Honstein 1506—1541. Ein Beitrag zur Reichsgeschichte im Zeitalter Maximilians I. und Karls V. (Historische Studien, veröffentlicht von Ebering. Heft 74.) Berlin, Ebering, 1909. 10 M.

[5]) Der letzte Kampf der Reichsritterschaft um ihre Selbständigkeit (1790—1815). (Historische Studien, veröffentlicht von Ebering. Heft 77.) Berlin, Ebering, 1910. 6 M.

her geworfen worden waren, endgültig unterliegt. Der Kaiser ist als Landesherr selber interessiert. Aus ein paar Dutzend Flugschriften schließt der Verfasser auf die „öffentliche Meinung“: das „sittliche Bewußtsein des deutschen Volkes“ habe für die gewaltsam Entrechteten Partei genommen, obwohl man den Untergang ihrer alten Stellung habe wünschen müssen. (S. 158f.) Auch wenn die Flugschriften wirklich überwiegend nicht aus ritterschaftlichen Kreisen stammen, müssen wir hier wohl an das von uns über „öffentliche Meinung“ Gesagte erinnern.

Paul Wentzcke[1]) hat fein und in teilweise neuen Zügen gezeigt, wie 1870 bei der Frage der Eingliederung Elsaß-Lothringens alte deutsche Verfassungspläne einen Boden für sich suchten. Das ganze Problem der Stellung Preußens zu Deutschland, das Meinecke im 2. Buch von „Weltbürgertum und Nationalstaat“ vorgeführt hat, kommt dabei, ausgesprochen oder nicht, in Bewegung. Elsaß preußische Provinz: damit will man dem preußischen Staat ein weiteres Element zuführen, das ihn aus seinem Preußentum heraus ins allgemeine Deutschtum hereinzieht. Elsaß Reichsland: damit meint man das Urbild einer Reichsunmittelbarkeit zu schaffen, wie man sie den preußischen Provinzen zudenkt. Statt dessen geht das „Reichsland“ der Stellung des Bundesgliedes entgegen.

Die neueste Zeit legt wieder die Frage nahe, ob die monarchisch-konstitutionelle Verfassung, die recht eigentlich die preußisch-deutsche Verfassungsform ist und nur bei uns rein besteht, wirklich bloß ein Übergang zur parlamentarischen Verfassung sei? Otto Hintze in einem schon (S. 119) erwähnten Aufsatze[2]) geht von dieser Frage aus. Die Antwort entwickelt sich aus feinen Betrachtungen zur „vergleichenden Verfassungsgeschichte“, worin die Hauptbedingung für unsere Verfassungsform: die feste Stellung der Monarchie im Staatsleben, und das Verhältnis englischer und französischer Verfassungsphasen zum monarchisch-konstitutionellen und zum parlamentarischen Prinzip gezeigt werden. Es wird dann dargetan, wie die Unvereinbarkeit des monarchischen und des parlamentarischen Prinzips durch Mißverstehen der englischen Praxis unter den beiden Pitt bei uns dem politischen Bewußtsein sich verdunkelt hat, wie Stahl diese Unvereinbarkeit wieder scharf aus dem Wesen der beiden Regierungsweisen begründet hat, wie sie endlich durch das Bismarckische Zeitalter sich dem öffentlichen Bewußtsein eingeprägt hat. Mit der Struktur eines Staatswesens wie des preußischen ist das monarchische Prinzip

[1]) Süddeutsche Monatshefte Jg. 8 (1911), 1. Band.

[2]) Das monarchische Prinzip und die konstitutionelle Verfassung, Preußische Jahrbücher Bd. 144.

verwachsen: das Volk in Waffen ist rein monarchisch organisiert und der Monarch in seinem Verhältnis zum Heer durch keine konstitutionellen Rücksichten gebunden; der Staat aber, oder das Reich, ist auf seinen stark kriegerischen Charakter angewiesen. Mit dem föderativen Bau des Reiches aber ist das parlamentarische Prinzip ebenfalls unvereinbar. Auch Nordamerika, auch die Schweiz haben keine und erstreben keine parlamentarische Regierungsweise. Darauf allerdings ist das monarchische Prinzip für die Zukunft angewiesen, daß der Monarch die Staatsidee vertritt.

Adolf Rapp.

PHILOSOPHIE UND GEISTESLEBEN IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT.

ERÖFFNUNGSBERICHT. (Fortsetzung und Schluß.)

Mit Schleiermacher beschließen wir die deutsche Romantik, um einen Blick auf Frankreich zu werfen. Während die deutsche Romantik zur Zeit des älteren Hegel und Schleiermachers noch reiche Spätsommerblüte trug, machte die französische „Romantik" verhältnismäßig früh dem stärkeren Strome einer wirtschaftlich bedingten neuen Aufklärung Platz, dem „Positivismus", dessen Haupt und Alleinherrscher für zwei Jahrzehnte und länger Auguste Comte wurde. Es scheint, als ob Auguste Comte auf die gegenwärtige deutsche Jugend einen eigentümlichen Reiz übt. Nicht als stünde man ihm nahe, man steht ihm sogar recht fern. Aber Comte ist einerseits noch immer nicht ganz in den Bereich der Geschichte eingetreten; anderseits gehört er doch nicht mehr recht zu den Lebenden und ist also nicht zu fürchten. So wird er zum Musterbeispiel, an dem die Schüler einer jungen Schule ihre ersten Waffentaten verüben.

Die Schrift von Georg Mehlis, „Die Geschichtsphilosophie Auguste Comtes kritisch dargestellt"[1]), ist an und für sich eine durchaus brauchbare Darstellung der Comteschen Geschichtslehre, sachlich nichts Neues bringend, aber flott geschrieben. Der Versuch, Comte mit der deutschen Romantik in Zusammenhang zu bringen, ist zu billigen, bleibt aber bei der Unbestimmtheit und Unsicherheit des Verfassers viel zu ungefähr und viel zu ungefährlich. Die Wahrheit ist, daß die deutsche Geschichtsphilosophie ihren Ursprung aus der französischen nimmt, und daß später diesseits und jenseits der deut-

[1]) Leipzig 1909. Eckardt. M. 3,—.

schen Grenze zwei gleichlaufende geschichtsphilosophische Überlieferungen entstehen. Das ist der eigentliche Grund der Übereinstimmungen. Was die Arbeit von Mehlis von anderen Darstellungen unterscheidet, ist das Bemühen, auf das ich schon anspielte, Comte zur Zielscheibe eines Waffenganges zu machen, wobei die Waffen in diesem Falle der südwestdeutschen Schule angehören. Das gilt namentlich für den weitläufigen Abschnitt unseres Buches über die „quantitativen“ und „qualitativen“ Wertordnungen, die Mehlis bei Comte auffindet. „Kritische Darstellung“ heißt in den Augen des Verfassers: Hineinspiegelung der Lieblingsbegriffe der „südwestdeutschen Schule“ in die Vergangenheit. — Ich fürchte aber, daß auf diese Weise nur allzuleicht der Geist verloren geht, aus dem heraus der französische Positivismus entstand.

Noch erheblich schwächer ist das andere mir vorliegende Heft über Comte: Herbert Kühnert, „August (!) Comtes Verhältnis zur Kunst“.[1]) Die Schrift gehört zu jener Gattung mäßiger Doktorarbeiten, die nur dadurch hervorragen, daß der Verleger ihnen eine glänzende Ausstattung gegeben hat. Wer gezwungen ist, sich mit Comtes Kunstansichten zu beschäftigen, obwohl diese weder für Comte selbst noch an und für sich belangreich sind, wird mit Nutzen zu Kühnerts Bericht greifen und unter den vielen Seiten des Buches, die Allbekanntes über Comte noch einmal berichten, auch einige Seiten finden, die das Dürftige, was Comte über die Kunst zu sagen hat, meist in Anführungsstrichen dürftig wiedergeben.

Nebenher sei an dieser Stelle endlich noch der Schrift von Georg Biedenkapp, „Sophie Germain, ein weiblicher Denker“[2]), gedacht. Die Französin Sophie Germain, eine ältere Zeitgenossin Comtes, war Mathematikerin und hat im Jahre 1819 den Preis gewonnen, der auf die Entdeckung einer Formel für die Chladnischen Klangfiguren von dem Institut de France ausgesetzt war. Eine in ihrem Nachlaß gefundene kleine Schrift „Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture“ hat man später veröffentlicht. Doch hat diese Schrift keinen nennenswerten Einfluß auf die Entwicklung der Philosophie ausgeübt. Das mir vorliegende Büchlein des Dr. Biedenkapp ist bei des Verfassers oberflächlicher Art des Zusammenraffens, seiner lückenhaften Bildung und einem gänzlichen Mangel an Schulung wissenschaftlich wertlos. Möglicherweise aber wird es der Frauenbewegung, für die es offenkundig berechnet ist, als Parteischrift Dienste leisten können. Die Übersetzung der „Considérations etc.“ am Schlusse der Schrift ist undeutsch und schwer genießbar.

[1]) Leipzig 1910. Eckardt. M. 1,—.
[2]) Jena 1910. H. W. Schmidt. M. 4,—.

An den Namen Auguste Comtes und seines „Positivismus" mag hier eine kleine Schrift angeschlossen werden, die die Soziologie des Italieners G. D. Romagnosi behandelt und als Ergänzung zu Jodls „Geschichte der Ethik" von Wilhelm Börner herausgegeben ist: Fr. P. Fulci, „Die Ethik des Positivismus in Italien, autorisierte Übersetzung von N. C. Wolff".[1]) Ich hätte den N. C. Wolff nicht autorisiert. Denn seine Übersetzung ist so trostlos und undeutsch, daß man, um den Sinn der kleinen Abhandlung zu verstehen, sich den Wortlaut erst ins Italienische zurück übersetzt denken muß.

Im übrigen ist die uns so wenig bekannte Gestalt Romagnosis wohl der Aufmerksamkeit würdig. In den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wirkend, ist er ein Vorläufer und Gesinnungsgenosse John Stuart Mills, Auguste Comtes und Ludwig Feuerbachs gewesen: eine bemerkenswerte Erscheinung auch für die Entwicklungsgeschichte des italienischen Positivismus. Doch wird dieser letztere Zusammenhang von Fulci leider kaum berührt.

Den positivistischen Grundansichten französischer Überlieferung folgend, stellt Romagnosi die Sittenlehre des Menschen in den Zusammenhang der Naturgeschichte, der Geschichtsphilosophie und der Gesellschaftslehre: mit dem Bestreben, den Rahmen der tatsächlichen Erfahrung nirgends zu überschreiten. Innerhalb dieses Gesichtskreises erscheint dann das sittliche Handeln des Menschen als ein Wechselerzeugnis zwischen den Bedingungen der Umwelt und dem im Menschen wirksamen Lebenstriebe. Alles kommt an auf eine Anpassung an die Umgebung. Wo immer diese Anpassung mangelt, da muß von einer Abirrung der Entwicklungsrichtung gesprochen werden. Diese Gedanken, eine Fortsetzung der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, führen Romagnosi zu Ergebnissen und Ausblicken, die die späteren Lehren Comtes, Spencers, Darwins, Ardigos auffallend vorweg nehmen. — Jedenfalls ist Romagnosi in der Geschichte des neuzeitlichen Geisteslebens der Beachtung würdig als ein Vorläufer der späteren positivistischen Gedankenbildungen im 19. Jahrhundert.

Unter den Nachfolgern Romagnosis, den italienischen Positivisten des 19. Jahrhunderts, ist der soeben genannte, noch heute wirkende Roberto Ardigo der bedeutendste, zum mindesten der umfassendste. Seine Gestalt ist den deutschen Philosophen der Gegenwart nicht so unbekannt, wie J. Bluwstein in seiner kleinen, aus einer Leipziger Dissertation hervorgegangenen Schrift über „Die Weltanschauung Roberto Ardigos" anzunehmen scheint[2]).

[1]) Supplement zum zweiten Bande von Fr. Jodls Geschichte der Ethik. Stuttgart 1911. Cotta. M. 2,—.

[2]) „Aus der modernen italienischen Philosophie". Leipzig 1911. Eckardt. M. 1,50.

Das hindert aber natürlich nicht, daß Bluwsteins Schrift auch für diejenigen, denen Ardigo nicht unbekannt ist, eine dankenswerte und willkommene Gabe bedeutet. Namentlich der erste, die Darstellung enthaltende Abschnitt und die Belegstellen bringenden Anmerkungen sind sehr brauchbar; was dazwischen steht, ist zum Teil unreif. So enthält der zweite Abschnitt lauter allbekannte Dinge: mittelmäßige Zeichnungen von positivistischen Philosophien, mit denen Ardigo nicht zusammenhängt. Viel wichtiger wäre es natürlich gewesen, die Philosophien zu wissen, mit denen er zusammenhängt. Denn Ardigos Philosophie ist bei aller Selbständigkeit doch durchaus von dem den meisten Positivisten des 19. Jahrhunderts gemeinsamen Aufbau. Solche Philosophien pflegen nicht aus dem Nichts heraus zu wachsen, sondern eine schon bestehende Überlieferung weiterzubauen. Da Ardigo eine Beeinflussung durch Comte und Spencer ausdrücklich ablehnt, so liegt es natürlich nahe, an den soeben genannten Romagnosi zu denken.

Wie dem auch sein mag, Ardigos Philosophie gehört zu den im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts sehr üblichen Versuchen, das gesamte menschliche Wissen einschließlich der Philosophie aus den bloßen Empfindungen und den an diesen Empfindungen zu immer größerer Übung gelangenden Bewußtseinsverrichtungen des menschlichen Lebens zu erklären. Für Ardigo ist die Empfindung der „absolute logische Imperativ“ des Menschen, an der sein Denken sich übt laut der anderen Grundtatsache der Philosophie Ardigos, der „Rhythmik“ des Geschehens. Aus diesen beiden Grundtatsachen baut Ardigo auf philosophischer Grundlage ein Lehrgebäude auf, das schließlich in eine Sittenlehre der Gesellschaft ausläuft: auch das ist für den Positivismus im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts durchaus kennzeichnend. Sittlichkeits- und Gesellschaftslehre ist „Nomographie“ im Sinne einer Naturgeschichte der geselligen Lebensbeziehungen: eine allen Positivisten des 19. Jahrhunderts gemeinsame Auffassung, die wir ähnlich schon bei Romagnosi fanden.

Von der positivistischen Soziologie des Italieners wende ich mich nach Deutschland zurück zu der Lehre eines Mannes, dessen ganze Soziologie in der Anarchie bestand. Ich meine natürlich Romagnosis, Auguste Comtes und Ardigos Zeitgenossen Max Stirner; just den Mann, dessen großer Fehler in der Vernachlässigung der Weisheit Romagnosis und Ardigos bestand: daß nämlich der Mensch nicht als „Einziger“ betrachtet werden kann, sondern immer nur als Glied in dem Lebenszusammenhang der Gesellschaft. Diese Tatsache hat der unglückliche Verfasser des „Einzigen und

seines Eigentums" übersehen. Und weil er diese Tatsache auch in seinem Leben übersah, nach seiner ganzen seelischen Anlage sie nicht hinreichend fassen konnte, darum wurde sein Leben ergreifend, aber unerfreulich wie sein Werk: der Fehlschlag eines bedeutenden Menschen.

Das alles wird deutlich aus dem zur Kenntnis Max Stirners unentbehrlichen, außerordentlich mühsam zusammengestellten Buche des leidenschaftlichen Stirnerverehrers John Henry Mackay, „Max Stirner, sein Leben und sein Werk", das im Jahre 1910 die zweite Auflage[1]) erlebt hat. Das einzige Erwähnenswerte, was diese zweite Auflage von der vor vierzehn Jahren erschienenen ersten unterscheidet, ist ein Anhang, der unter der Aufschrift „Die Stirner-Forschung der Jahre 1898—1909" eine Reihe von Nachträgen zur Berichtigung des voranstehenden alten Textes bietet. Es sind Kleinigkeiten: Marie Dähnhardt ist tot. — Stirner war nie „Dr." — Er war während der letzten drei Lebensjahre durch ein Erbgeschäft vor äußerster Not geschützt. — Seine Mutter hat ihn überlebt usw. Mackay hätte diese harmlosen Nachträge ruhig in die alte Auflage hineinarbeiten können. Daß das ein „Niederreißen und Wiederaufbauen ganzer Teile" bedeutet hätte, ist nicht richtig.

Im übrigen sei auf die wichtige Arbeit Mackays bei dieser Neuauflage noch einmal hingewiesen. Seiner begeisterten unermüdlichen Nachsuche ist es zu danken, daß die Spuren des vom Schicksale Herumgestoßenen, halb Verschollenen wieder zusammengesucht und durch Berichte seiner Freunde zum Teil belebt der Nachwelt überliefert werden konnten. Bei aller Dürftigkeit des Beigebrachten wirft das Buch doch ein ziemlich deutliches Licht auf Stirners Wesen und seinen Werdegang. Namentlich die quellenmäßige Beschreibung der „Freien" in Hippels Berliner Weinstube und die Beschreibung des liederlichen Kreises, in dem Stirner zur Zeit der Abfassung seines Hauptwerkes lebte, sind wertvoll für das Verständnis der kulturgeschichtlichen Bedingtheit seines Philosophierens.

An der Grenze der Lebensbeschreibung endigt das Können des Verfassers. Denn was er über „das Werk" Stirners vorbringt, wäre trotz aller Begeisterung oder vielmehr wegen dieser völlig urteilslosen blinden Begeisterung besser ungeschrieben geblieben. „Ich bin kein Philosoph", sagt Mackay selbst in dem Vorwort der zweiten Auflage. Jeder Leser wird ihm das gern bezeugen, freilich deshalb aber auch wünschen, er hätte die philosophische Aufgabe lieber ganz gelassen, statt mit Ingrimm über jeden herzufallen, der zu Stirner eine andere als schlechthin bewundernde Stellung

[1]) Zweite Auflage. Treptow bei Berlin 1910. B. Zack. M. 7,—.

nennen. — Wie dem auch sei: bei allen Mängeln bleibt dem verdienten Stirnerprediger der Dank der Gebildeten und der Forscher.

Im Aufbau der Sittenlehre ein Widerpart der Grundsätze Stirners, aber sonst wie er ein Sonderling unter den Philosophen, wie Stirner ein Liebling der deutschen Jugend im ausgehenden 19. Jahrhundert und wie jener ein Unglücklicher in der Welt ist Arthur Schopenhauer, der bei weitem Ältere, doch ein Zeitgenosse Stirners geworden. Denn der Ruhm der Schopenhauerschen Philosophie begann erst aufzusteigen zu der Zeit, als Stirners „Einziger und sein Eigentum" erschien: vielleicht kein zufälliges Zusammentreffen, es war eine Zeit innerer und äußerer Gärung im Volke wie in den einzelnen Menschen. So ist es denn nur eine merkwürdige Schicksalslaune, daß heute Stirners und Schopenhauers Lebensbeschreibung fast gleichzeitig eine neue Auflage erleben.

Zum fünfzigjährigen Gedächtnistage seines Todes hat nämlich Schopenhauers einziger noch lebender Freund, Wilhelm von Gwinner, sein wichtiges Quellenwerk „Schopenhauers Leben" in dritter „umgeordneter und verbesserter" Ausgabe erscheinen lassen[1]: bei dem hohen Alter des Verfassers eine große Überraschung. Aus dem häßlichen Erbstreite der ehemaligen Freunde Schopenhauers im ganzen siegreich hervorgegangen, ist das Buch im weitesten Kreise der Gebildeten längst wohl bekannt und im Kreise der Forscher als die wichtigste Ergänzung zu Schopenhauers Werken unentbehrlich geworden. So bedarf es hier keines besonderen Winkes mehr über seine kulturgeschichtliche Bedeutung.

Die neue Auflage ist der zweiten gegenüber von 635 Seiten auf 419 Seiten[2] zusammengeschmolzen. Das ist erreicht teils durch eine geschicktere Anordnung des Drucks, teils durch Ausscheidung weniger wichtiger Belege: der lateinischen Texte, gewisser Gesprächsberichte so wie des Briefwechsels mit J. A. Becker. Andere Belege sind verbessert, zwei bekannte Anekdoten als leider zweifelhaft oder unecht fortgelassen, das Ganze hier und da straffer zusammengezogen und geglättet. Bilder von Schopenhauer und seinen Angehörigen, eine Tafel mit den Umrissen von Schopenhauers Schädel, zwei weitere Anhänge, Namen- und Sachverzeichnisse setzen diese neue Auflage der zweiten gegenüber in Vorteil. Auch ist der Preis des Werkes wesentlich herabgesetzt.

Neben das wichtige alte Schopenhauer-Werk in seinem neuen Gewande ist jüngst eine neue, in ihrer Art nicht weniger wichtige Leistung getreten. Gustav Friedrich Wagners „Enzyklopä-

[1] Leipzig 1910. Brockhaus. M. 7,50.
[2] Ohne Anhänge und Schlußverzeichnisse.

disches Register zu Schopenhauers Werken nebst einem Anhange, der den Abdruck der Dissertation von 1813, Druckfehlerverzeichnisse u. a. m. enthält."[1])

Es wäre wünschenswert, daß alle Verehrer großer Männer ihrer Verehrung statt in den oft recht wertlosen „kritischen Darstellungen" und Beurteilungen in einer so selbstlosen gediegenen Arbeit Ausdruck gäben, wie Gustav Friedrich Wagner es in dem vorliegenden Buche getan hat. Wir besitzen bereits ein Wörterbuch zu Schopenhauer von Frauenstädt und ein anderes von Hertslet. Durch die vorliegende Arbeit werden diese beiden Wörterbücher bei weitem überflügelt. Ich habe auf Grund von eigenen Stoffsammlungen Gelegenheit gehabt, eine ganze Reihe von Stichwörtern in Wagners Werk genau durchzuprüfen und bin überall schlechthin auf Lückenlosigkeit der Angaben gestoßen. Ein besonderer Vorzug des Buches liegt in der übersichtlichen und sorgfältigen Anordnung des Stoffes innerhalb der einzelnen Stichwörter. Man darf sagen, daß infolge dieser Anordnung jeder einzelne Abschnitt eine wertvolle Abhandlung für sich bildet: namentlich weil der Verfasser die in Betracht kommenden Stellen keineswegs nur anführt, sondern in knappen, aber erschöpfenden Ausführungen den Gedankeninhalt sämtlicher Stellen wiedergibt und ihn mit großem Geschick gliedert. Wenn mich meine Prüfung des Werkes nicht sehr täuscht, so haben wir in der Arbeit Wagners eine Musterleistung allerersten Ranges vor uns, aus der jeder Schopenhauerforscher reiche Belehrung ziehen kann. In der wissenschaftlichen Arbeit wird sich das Werk bald als unentbehrlich erweisen.

Höchst wertvoll ist auch der umfangreiche Anhang des Werkes. Er enthält ein nach Stichwörtern geordnetes Verzeichnis der bei Schopenhauer vorkommenden „Anekdoten und Fabeln", sowie ein ebensolches Verzeichnis der Sprichwörter, Redensarten, Dichterstellen usw. Es schließen sich zwei Druckfehlerverzeichnisse an: das eine die Verbesserung der in den Ausgaben letzter Hand vorhandenen oder vermutlich vorhandenen Druckfehler enthaltend, das andere ein Druckfehlerverzeichnis für die Frauenstädtische Schopenhauer-Ausgabe. Dieses letztere Druckfehlerverzeichnis gilt gleichzeitig für Grisebachs Ausgabe. Höchst überraschend ist dabei der das allgemein verbreitete Vertrauen in die Reclam-Ausgabe stark erschütternde Nachweis der großen Zahl der dort auftretenden Druckfehler. Grisebach selbst behauptet, er habe seinem Texte „ausschließlich die Ausgaben letzter Hand zu Grunde gelegt und dieselben mit diplomatischer Treue — die sich selbstredend auf Orthographie und Interpunktion er-

[1]) Karlsruhe 1909. G. Braun. M. 19,—.

streckt — reproduziert." In grellem Widerspruch hierzu steht die ungeheuere Zahl der von Gustav Friedrich Wagner nachgewiesenen Druckfehler, die Grisebach aus der Frauenstädtschen Ausgabe (!!) herüber genommen hat. Wagner selbst berichtet, daß nach einer flüchtigen Zählung seiner Listen die Zahl der von Grisebach aus Frauenstädt abgedruckten „korrumpierten Stellen" gegen 1800 beträgt.

Das Wörterbuch Wagners ist für die Frauenstädtsche Schopenhauer-Ausgabe eingerichtet. Die Beigabe eines bequemen Schlüssels zur Benutzung der Reclam-Ausgabe ist daher dankbarst zu begrüßen. — Endlich enthält der Anhang einen Abdruck der ursprünglichen Fassung der in der zweiten Auflage von Schopenhauer wesentlich umgestalteten Dissertation über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde und den Abdruck einiger Stellen, die die jetzt sehr selten gewordene erste Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" von der zweiten unterscheiden. — Für seine selbstlose, umsichtige und dadurch höchst wertvoll gewordene Arbeit kann der Verfasser der rückhaltlosesten Dankbarkeit aller Schopenhauerforscher versichert sein.

Eine der segensreichen Wirkungen des Wagnerschen Wörterbuches scheint es gewesen zu sein, daß sich endlich ein Verlag dazu entschlossen hat, eine neue würdige Textausgabe Schopenhauers zu veranstalten.[1]) Herausgeber ist Paul Deussen. Leider liegen mir die bereits erschienenen Bände noch nicht vor. Ich möchte aber nicht versäumen, die Leser des Archivs auf dieses Werk aufmerksam zu machen. Denn es bedeutet die endliche Erfüllung eines Wunsches, den nicht nur ich, sondern, wie ich annehme, jeder Forscher gehegt hat, der sich wissenschaftlich mit Schopenhauer hat beschäftigen müssen. Nicht nur, daß die Grisebachsche Ausgabe, wie Wagner nachweist, voll von Druckfehlern ist: von der Frauenstädtschen ganz zu schweigen. Viel schwerer wiegt der Vorwurf gegen Grisebachs unverantwortliche Art der Herausgabe des Schopenhauerschen Nachlasses. Für die Entwicklungsgeschichte Schopenhauers höchst wertvolle Stücke sind von Grisebach gar nicht beachtet, von den wichtigen Vorlesungen Schopenhauers sind just die Anfänge der einzelnen Teile als Proben abgedruckt. Wie soll man mit einem solchen Nachlaß wissenschaftlich arbeiten! Endlich ist die jetzige Zersplitterung in den Briefen und sonstigen Denkwürdigkeiten Schopenhauers schon längst eine sehr unbequeme Last der Schopenhauerforschung.

Diese Mängel sollen nun durch die neue Ausgabe gehoben werden. Ein fehlerfreier Druck, Schopenhauers gesamter Nachlaß und alle Briefe, die sich irgendwie erreichen lassen, sind für die neue Aus-

[1]) Der Verlag von Piper & Co. in München. Bd. 1. M. 7,50.

gabe in Aussicht gestellt, der außerdem versprochenen erläuternden Beigaben, die sich, wenn ich recht sehe, fast alle auf Wagners Vorarbeit stützen, nicht zu gedenken. In einer Hinsicht hätte ich freilich gewünscht, daß der Herausgeber und der Verleger dem Vorbilde Wagners nicht gefolgt wären. Zwar daß die Abhandlung über die Wurzel vom Grunde nach Wagners Vorgang in erster Fassung gedruckt wird, ist gut. Aber es ist nicht abzusehen, weshalb uns in dieser neuen Auflage wieder die Urfassung der anderen Werke versagt wird. Namentlich für die „Welt als Wille und Vorstellung" ist das Verlangen nach einem Abdruck der für Schopenhauers Philosophie schlechthin entscheidenden ersten Auflage geradezu eine wissenschaftliche Not: um so mehr, als es schier unmöglich geworden scheint, diese erste Auflage heute in die Hände zu bekommen. Es ist eine wissenschaftliche Ehrenpflicht, diese große Seltenheit durch einen Neudruck in die Zukunft hinüber zu retten, sollte das auch mit Mühe und mit Kosten verbunden sein. Aber auch für die anderen Werke Schopenhauers ist die Ausgabe erster Hand fast noch wichtiger wie die letzter. Der Versuch, den der Herausgeber der Hendelschen Ausgabe gemacht hat, die einzelnen Auflagen durch verschiedenen Druck auszuzeichnen, macht diese Ausgabe immer noch zur brauchbarsten. Doch sind, wie es scheint, auch hier Versehen und Ungenauigkeiten mit untergelaufen. Jedenfalls aber wäre es eine dringende, wenn nicht selbstverständliche Forderung, daß die neue Ausgabe über die Güte der Hendelschen hinausgehe, statt hinter ihr zurück zu bleiben. Alle Forscher, die je mit Schopenhauer wissenschaftlich haben arbeiten müssen, sind in diesem Wunsche einig.

Indem ich den kleinen Vortrag von Erich Ludwig Schmidt, „Schopenhauer und die Mystik"[1], einen anregenden Versuch, den mystischen Einschlag in Schopenhauers Philosophie herauszuheben, nur beiläufig erwähne, gehe ich zu einem jüngeren Zeitgenossen Schopenhauers über, der wie dieser und Stirner einer der Verkannten, doch ein ungleich härteres Leben als Schopenhauer und selbst Stirner geführt hat. Ein Volksprediger, der zur Zeit der christkatholischen und freiprotestantischen Bewegung in engerem Kreise Aufsehen erregte, ist er heute so gut wie vergessen. Es ist Julius Rupp, der vom Beginne der dreißiger bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Königsberg wirkte. Anfangs Privatdozent der Philosophie und Militärpfarrer, dann um seiner kirchlichen und politischen Freiheitsregungen willen von beiden Berufen ausgeschlossen, wurde er Prediger an der unter dem Eindruck seiner Ausschließung

[1]) Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Religionspsychologie" II. Jahrgang, Heft 10. Halle 1909. Marhold. M. —,50.

damals begründeten „Königsberger freien Gemeinde", deren Rest noch heute besteht. Julius Rupp, in keiner Weise ein Heißsporn oder Hetzer, aber bei großer Mäßigung von fester männlicher Überzeugung, wird von denen, die ihn noch gekannt haben, als Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit geschildert; und auch seine sachlichen Gegner bedauern es, daß er als das Opfer einer rückschrittlichen Zeit Unbill über Unbill hinnehmen mußte. Blieb ihm doch selbst das Gefängnis nicht erspart.

Die Nachwelt sucht wieder gut zu machen, was die Mitwelt gesündigt hatte. Vor mir liegen drei dicke Bände: Julius Rupp, „Gesammelte Werke", Band 3: „Über Klassiker und Philosophen der Neuzeit";[1]) Band 4: „Christliche Predigten";[2]) Band 7: „Von der Freiheit, ein Zeugnis für das Evangelium."[3]) Die ganze Ausgabe, die im Jahre 1916 vollständig vorliegen soll, ist auf zwölf Bände berechnet. Äußerst karg gehaltene Einleitungen und Anmerkungen des Herausgebers (Paul Chr. Elsenhans) begleiten die Ausgabe.[4])

Der beherrschende Gedanke aller Schriften Rupps ist, soviel ich sehen kann, ein einziger, der Gedanke der freien Selbstbestimmung. Ein Gedanke, der bei Rupp wie einst bei Fichte durch das Studium der Kantischen Philosophie geweckt wurde, dann aber für ihn zu einem seelischen Erlebnis wurde, das seine Religion wie seine Philosophie und seine Kulturbetrachtung völlig beherrscht.

Der eine unter den mir vorliegenden Bänden (Band 3) enthält Vorträge und Aufsätze über Lessing, Kant, Hamann, Herder, Goethes Faust, Schiller, Fichte, Maine de Biran, Schleiermacher, Emerson, Feuerbach und andere Zeitgenossen Rupps. Dabei ist, wenn man von den rein geschichtlichen, in ihrer Volkstümlichkeit heute zum großen Teil veralteten Angaben absieht, der Arbeitsmaßstab immer und immer wieder der des Freiheitsgedankens. So bei Lessing, in dessen Glaubensbekenntnis Rupp das Tun der Freiheit als den Quell der Vorstellungen und Begriffe zu erkennen glaubte. So bei Kant, dessen Primat des Willens ihm im Mittelpunkte der Geschichte der Philosophie stand. An Herder ist Rupp trotz allem Verwandten die Behandlung der Freiheitsfrage das Trennende; und sie trennt ihn von Goethe, während Schiller als „im höchsten Sinne des Wortes der Hort des Freiheitsbewußtseins in der Dichtkunst" gefeiert wird.

[1]) Leipzig 1910. Eckardt. M. 7,50.
[2]) Ebenda. 1911. M. 7,50. [3]) Ebenda. 1910. M. 7,50

[4]) Im Jahre 1890 erschien Rupps literarischer Nachlaß; im Jahre 1907 kamen seine Briefe heraus. Außerdem sind im Jahre 1909 im Verlage der Werke zwei kleine Schriften über Rupp erschienen: Max Friedrichs, „Julius Rupp in seiner Bedeutung als religiöses Genie" und „Gedenkblatt über die Hundertjahrfeier für Julius Rupp vom 13. bis 15. August 1909" (à M. —,60).

Die in dem vierten Bande der Werke herausgegebenen christlichen Predigten hat Rupp in den vierziger Jahren gehalten und seinerzeit in drei Sammlungen selbst herausgegeben. Hier findet sich die am Sonntag nach Weihnachten 1844 gehaltene Predigt, die der Anlaß zu Rupps Ausschließung aus der Landeskirche wurde. Es ist eine offene, von Rupp später vor dem Konsistorium wiederholte Herausforderung der Kirche, eine unzweideutige, jede Vermittlung unmöglich machende Abweisung jenes Apostolischen Glaubensbekenntnisses, das schon so vielen Geistlichen zum Ärgernis geworden ist. — ,,Halten wir das eine fest, daß das Athanasianische Bekenntnis ein unchristliches ist, denn der christliche Glaube ist der Glaube der Mündigen und das Athanasianische Bekenntnis behauptet, wir bedürften des Vormundes, weil wir trotz unserer Liebe zum Erlöser und seiner Wahrheit nicht imstande wären, selbst für unsere Seligkeit zu sorgen. Ja das Athanasische Bekenntnis ist ein unchristliches, denn Christus hat uns erlöst von den äußerlichen Satzungen, das Athanasianische Bekenntnis aber will uns aufs neue zu Knechten machen.'' Man sieht aus diesen Worten, daß auch hier das Bewußtsein der Freiheit die treibende Kraft in dem Bruch Rupps mit der Kirche ist: ,,Die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.'' Je weiter die Predigten vorschreiten, desto mehr tritt diese eine Erkenntnis Rupps in den Vordergrund. Und sie verbindet sich im Einklang mit jenen Aufsätzen des dritten Bandes mit dem anderen Schlagwort: ,,Christentum ist Humanitätsglaube.''

Das alles führt zu dem letzten mir vorliegenden Bande, dem siebenten hinüber. Er bringt neben Gebeten, die im Gefängnis geschrieben wurden, das Hauptwerk Rupps: ,,Von der Freiheit, ein Zeugnis für das Evangelium vom Standpunkt des protestantischen Dissidententums.'' Der Inbegriff des Buches ist, wie schon seine Aufschrift besagt, wiederum der Gedanke der Freiheit. ,,Das Ziel, dem uns die Zukunft entgegenführen soll, ist die Freiheit. Unsere Vergangenheit ist das Christentum.'' Das vergangene Christentum aber ist die Durchdringung der griechisch-römischen Welt mit dem Mosaismus. Von diesem griechisch-römisch-mosaischen Christentum ist die Kirche nur eine Seite: ,,Der neue Staat, die neue Philosophie[1]), die neue Kunst gehören zur Entfaltung der Prinzipien des Christentums nicht weniger als die Kirche.'' Außer in der Naturwissenschaft und Volkswirtschaft der neuesten Zeit hat die Geschichte das Christentum erst an einer Stelle durchbrochen: in der Gewissensfreiheit, die die Reformatoren aussprachen, die aber in der protestantischen Kirche nicht hat durchdringen können. Dieser

[1]) Die Philosophie Hegels, die Rupp um ihres Schicksalsbegriffs willen verabscheute.

Lage der Dinge gegenüber führt Rupp auch hier das Evangelium als Zeugnis wider die Kirche ins Feld. Denn das Evangelium und das Lebensbild Jesu als Verwirklichung der Freiheit ist von der Kirche noch nicht verstanden worden.

Julius Rupp wurde in seiner Zeit wenig beachtet. Man brachte ihm kein inneres Verständnis entgegen. Seine Verehrer hoffen, daß ihn die Zukunft verstehen werde. Blickt man auf das religiöse Drängen unserer Zeit, die sich nach einer neuen Reformation sehnt und aus den erstarrten Formen des Gemeindeglaubens frisches Leben erwecken, die Gegenwart mit den alten Schätzen der Religion befruchten möchte: dann könnte man meinen, daß die Zeichen der Zeit den Hoffnungen der Gemeinde der „Freiheit" günstig sind. Freilich: Rupp ist keiner der Klassiker, die Ewigkeitswert beanspruchen dürfen. Er war ein Sohn des frühen 19. Jahrhunderts und wird es in unseren Augen immer bleiben. Aber das beginnende 20. Jahrhundert hat ein liebevolles Auge auch für solche verkannten und unbekannten Zeiterscheinungen, hat ein besonders liebevolles Auge für Märtyrer des Kirchentums. Daher mag es wohl sein, daß Julius Rupp auf den Wegen der Rückerinnerung diesem oder jenem in unserer Zeit zum Führer wird, und aus der Vergangenheit neue Anregungen für die Zukunft bringt.

Zweifellos wird dies einem älteren und größeren Zeitgenossen Julius Rupps beschieden sein, dem Dänen Sören Kierkegaard, dessen ins Deutsche übertragene Werke gleichzeitig mit denen Rupps erschienen sind. Auch Kierkegaard verdankt seine Bedeutung dem Widerspruch gegen die Staatskirche: aber wenn Rupp dem alltäglichen Scheinchristentum aus Gründen des Freisinns widersprach, so Kierkegaard aus Gründen der Rechtgläubigkeit. Rupp knüpfte an den großen Königsberger Rationalisten Kant an, Kierkegaard an den großen Königsberger Feind des Rationalismus, Hamann. Kierkegaard war ein Märtyrer wie Rupp. Aber wenn Rupps Märtyrertum mehr im äußeren Leiden bestand bei innerer Ruhe, so war das Märtyrertum Kierkegaards mehr ein inneres Leiden bei äußerer Ruhe.

Wie dem auch sein mag, bei allem äußeren Gegensatz der Verhältnisse war der Kern des Kampfes gegen die Kirche bei Rupp wie bei Kierkegaard doch derselbe: der Einspruch der einzelnen Seele gegen die Vergewaltigung durch die „Gesellschaft". Ich finde, daß man diese grundlegende, Philosophie erzeugende Stimmung in der Zeit zwischen 1820 und 1850 nicht genug beachtet hat. Sie ist für das Verständnis Schopenhauers, seines Widerwillens gegen Hegel, gegen die Geschichte, seines Pessimismus wichtig. Sie ist wichtig für das Verständnis Carlyles und für 'Professor Teufelsdroecks' Philosophie der Kleider, hinter denen die einzelne Seele

steckt. Sie ist für das Verständnis Stirners wichtig, des „Einzigen", der sich mit Leibeskräften dagegen wehrt, seine Sach' auf die Welt zu stellen. Nicht minder wichtig ist sie für Rupp, dessen Freiheitsbegriff und Feindschaft gegen das Hegelsche Schicksal eben auf demselben Bewußtsein der eigenen Einzigkeit an dieser Stelle der Welt beruht. Und nun endlich Kierkegaard, dessen ganzes Wesen ein einziger lauter Widerspruch ist gegen die Systemmacherei und das Zusammenbinden, wobei nichts herauskommt als eine Vernichtung der menschlichen Seele. Wie Schopenhauer und Rupp zieht Kierkegaard zu Felde gegen Hegel und die dänischen Hegelianer. Wie sein Zeitgenosse Stirner nennt er sich selbst überall den „Einzelnen".

Es ist schade, daß uns Sören Kierkegaard bisher so wenig bekannt geworden ist. Denn die Zahl derer, die ihn aus Höffdings kleiner Sonderdarstellung[1]) und aus den wenigen von Schrempf und Dorner übersetzten Schriften kennen, ist nur gering, von einer Kenntnis Kierkegaards in der Ursprache ganz zu schweigen. Wir haben hier wirklich etwas versäumt. Da ist es denn ein großes Verdienst der Diederichsschen Verlagsbuchhandlung in Jena, daß sie eine deutsche Gesamtausgabe der Werke dieses größten dänischen Denkers und Mahners gewagt hat. Bisher sind fünf Bände erschienen: der erste Teil des ersten großen Werkes „Entweder — Oder, ein Lebensfragment, herausgegeben von Viktor Eremita", die Schrift, in der Sören Kierkegaard vor sich selbst den Bruch seiner Verlobung rechtfertigte.[2]) Sodann „Furcht und Zittern, dialektische Lyrik von Johannes de Silentio" nebst „Wiederholung, ein Versuch in der experimentierenden Psychologie von Constantin Constantius": das erste den möglichen Widerstreit von Religion und Sittengebot betonend, das andere die Seelengeschichte des Bruches einer Verlobung, natürlich Kierkegaards eigener.[3]) Zwei umfangreiche Bände, die „Philosophischen Brocken, auch ein Bißchen Philosophie von Johannes Climacus" mit der großen „Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift", dem hier zum erstenmal ins Deutsche übersetzten Hauptwerk Kierkegaards, ein Kampf gegen die sachliche statt der persönlichen Behandlung des Christentums.[4]) Endlich „Der Augenblick", die Hauptschrift aus dem letzten und man darf sagen wilden Kampfe Kierkegaards gegen das scheinchristliche Gesellschaftskirchentum und seine Salonpfarrer.[5]) Die Übersetzungen sind von Chr. Schrempf und H. Gottsched angefertigt, gut lesbar und offenbar sehr sorgfältig. In Wesen und Werke Kierkegaards führt eine Einzeldarstellung von dem Dänen O. P.

[1]) In Frommanns Klassikern (III.) 2. Aufl. Stuttgart 1902. Frommann. M. 2,50. [2]) Gesamm. Werke Bd. 1. 2. Aufl. 1911. M. 6,—.
[3]) Bd. 3. 1909. M. 6,—. [4]) Bd. 6. 7. 1910. à M. 6,—
[5]) Bd. 12. 2. Aufl. 1909. M. 4,—.

Monrad ein, die in ansprechender Würdigung über den Lebensgang und die Schriftenfolge Kierkegaards berichtet.[1])

Mir kommt Kierkegaard immer wie ein Abbild Hamanns vor, von dem er sich denn auch stark angezogen fühlte. Wie Hamann verankert er sich nach kurzen Strudeljahren in einer absichtlich widersinnigen Rechtgläubigkeit. Wie Hamann, dem Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten, wird ihm von Anbeginn Sokrates und die Sokratische Ironie zum Wappenschild seiner Schriften. Von Hamann scheinen mir die wunderlich verschnörkelten Überschriften seiner Bücher und ihre verqueren Decknamen für den Verfasser zu stammen. Wie Hamann ist der ganze Mensch: ein in sich hinein lebender, überempfindlicher Sonderling, dessen nach außen abgeschlossenes Binnenleben die Verbindung mit der wirklichen Welt verliert und daher in einen unversöhnlichen Gegensatz zu ihr tritt.[2])

„Es war einmal ein Mann." So schreibt er von sich selbst. „Er war als Kind in der christlichen Religion erzogen worden. Er hatte nicht viel von dem gehört, was Kinder sonst hören, von dem kleinen Jesuskinde, von den Engeln und dergleichen. Dagegen hatte man ihm desto öfter den Gekreuzigten vor die Seele gestellt, so daß ihm dieses Bild das einzige und der einzige Eindruck vom Erlöser wurde; obwohl ein Kind, war er schon so alt wie ein Greis. Dies Bild folgte ihm dann das Leben hindurch; er wurde nie jünger und kam von diesem Bilde nie weg."

Das war die Welt, in der Kierkegaard lebte, von der aus er seine Angriffe gegen die Zeitgenossen richtete. Seine Lebensfrage: „Wie werde ich ein Christ?" hatte er für sich gelöst durch ein Credo quia absurdum est. Das war das Ergebnis seines Entweder — Oder. Entweder: Verzicht auf den Zusammenhang mit der Neuzeit, eine Rückkehr zum urchristlichen Glaubensleben — Oder: überhaupt kein Christentum. Die Vermittelei der Gegenwart ist Lüge. Kierkegaard hatte für sich selbst das Entweder, den Verzicht gewählt, und er betrachtete seinen Gegensatz zu den Zeitgenossen als das ihm als Christen und jedem Christen naturgemäß auferlegte Leiden. Für dieses echte, entsagende, duldende Christentum des Binnenlebens einzutreten gegenüber dem genießenden Scheinchristentum der Kirche, erkannte er als seine Lebensaufgabe; und es war ein eigentümliches, ihn zum Märtyrer stempelndes Schicksal, daß ihn der Tod wie den Helden eines Trauerspiels hinwegraffte, just da er, mit unerhörtem Mut als einzelner gegen alle kämpfend, die Höhe dieser seiner Kriegsführung erreicht hatte.

---

[1]) Sören Kierkegaard. Jena 1909. Diederichs. M. 3,50.

[2]) Aus Rudolf Ungers vortrefflichem neuen Hamannwerke S. 847 Anm. 1a zum 30. Kap. sehe ich soeben, daß Pfarrer W. Rodemann in Karlsruhe eine Vergleichung Kierkegaards mit Hamann vorbereitet.

Zu den wenigen, denen der große dänische „Einzelne“, Kierkegaard, der sich sonst vor anderen verschließende „Viktor Eremita“ sein menschliches Wesen öffnete, gehörte auf eine kurze Zeit sein begabter Landsmann, der um vier Jahre ältere Theologe und Philosoph Rasmus Nielsen, der Sohn eines Fünischen Eigenkäthners, zwischen 1841 und 1884 Philosophieprofessor in Kopenhagen. Keines der philosophischen Werke Nielsens ist ins Deutsche übersetzt, und so ist er, „der Philosoph des Nordens“, dessen Name in den Ländern skandinavischer Zunge mit höchster Achtung genannt wird, in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben. Da ist es denn dankbar zu begrüßen, daß Eduard Asmussen soeben eine übersichtliche kleine Schrift über „Entwicklungsgang und Grundprobleme der Philosophie Rasmus Nielsens“ veröffentlicht hat.[1])

Eine im Gegensatz zu Kierkegaard sehr geschmeidige, sich gern anlehnende Natur hat Rasmus Nielsen gar manche Umkippungen in seinem Leben durchgemacht, ist aber trotzdem den ihn bewegenden Grundfragen im Innern treuer geblieben, als es nach außen scheinen mochte. Von dem rechtshegelschen Standpunkt des bekannten Theologen Martensen zu dessen erbittertem Gegner Kierkegaard übergehend, von Kierkegaard sich wieder lossagend, in das Studium der Fachwissenschaften flüchtend und endlich gemeinsame Sache machend mit Kierkegaards Gegenfüßler Grundtvig wird Rasmus Nielsen immer wieder von dem einen großen Gedanken bewegt, der Frage nach dem Verhältnis zwischen Objektivität und Subjektivität und der Begründung der Religion in der zu verschiedenen Zeiten von ihm verschieden gefaßten Subjektivität, die er später als göttliche Geistesmacht auch in die Objektivität hinübergreifen läßt: Anregungen Fichtes, Hegels und Auguste Comtes in theosophischem Begriffsspiel weiterspinnend, ein glänzender „Eklektiker“, das dänische Gegenstück Victor Cousins.

Es geht aus dem bunten Inhalte dieses Berichtes hervor, eine wie weite Teilnahme die Gegenwart der Philosophie des Auslandes schenkt. Man muß diese Teilnahme aber nicht mißdeuten. Sie besagt mehr ein Bewußtsein der eigenen deutschen Stärke als ein Bewußtsein der Schwäche. Denn auch eine Stärke ist der offene Sinn für das Fremde manchmal im deutschen Geistesleben gewesen. Und heute vollends steht das Bewußtsein einer neuen kommenden Führerschaft deutscher Philosophie im Mittelpunkte all dieses Interesses am Auslande.

Die Zeit dieser dem Auslande freundlich zugeneigten und doch starken deutschen Selbstbesinnung ist den Werken des Grafen Gobi-

[1]) Flensburg 1911. Aug. Westphalen. M. 1,80.

neau günstig: des französischen Verfassers der Tragödie der deutschen Rasse in der Geschichte. Und so wird im heutigen Deutschland eine neue kleine Werbeschrift von dem unermüdlichen und hochverdienten Vorkämpfer Gobineaus fruchtbaren Boden finden: Ludwig Schemann, „Gobineau und die deutsche Kultur", ein neuer (3.) Band der Werdandibücherei.[1]) Man muß sich bei dem Büchlein immer gegenwärtig halten, daß es eine Werbeschrift sein will: eine Schrift, um Lust zum Lesen zu machen; keine Schrift der eigentlichen Belehrung. Dennoch enthält sie in Umrissen und Andeutungen vieles, was für die Entwicklung von Gobineaus Beziehungen zur deutschen Kultur von Belang ist: eine Betrachtung seines eigenen Ursprungs aus deutscher Blutmischung; seiner frühen Berührungen mit dem Deutschtum und der deutschen Freundschaft; in verständnisvoller Würdigung eine Umschau unter seinen Werken; eine Betrachtung über die Bedeutung Gobineaus für die deutsche Gegenwart und eine Aufforderung zum Eintritt in die Gobineau-Vereinigung, die angesichts ihrer großen Verdienste einer wissenschaftlichen oder materiellen Unterstützung wohl würdig ist.[2])

Wichtiger ist ein anderes, wenige Monate vorher erschienenes Buch Schemanns, „Gobineaus Rassenwerk, Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines".[3]) Das Buch enthält, was sein Untertitel besagt. Zunächst eine umfangreiche Sammlung von Stimmen für und gegen Gobineau nach Ländern geordnet. Ein buntes Gewirr aus der Parteien Haß und Gunst, vielfach sachlich ohne Belang für Gobineau, übertrieben höfliches Loben hier, gehässiges Tadeln dort: kennzeichnend mehr für Lober und Tadler selber. Sodann in der inhaltreichen zweiten Hälfte eine vielgliedrige Beurteilung des Hauptwerkes, wobei Schemann mit redlichem Bemühen alle Einwendungen zu Worte kommen läßt, die gegen Gobineau gemacht werden können und gemacht worden sind.

Wer Ludwig Schemanns glühende Begeisterung für Gobineau kennt, wird den Gerechtigkeitssinn, mit dem dieser Abschnitt behandelt ist, bewundern müssen, und doch empfindet der Leser in dem dauernden Wechsel von Loben, Tadeln und Entschuldigen eine gewisse Vergewaltigung oder doch unbequeme Gängelung des eigenen Urteils und eine Herabminderung der wirklichen Größe Gobineaus, die am größten ist, wenn die Tatsachen für sich selbst sprechen. Denn das wird jedem Einsichtigen trotz aller so offen

[1]) Leipzig 1910. Eckardt. M. 2,—.

[2]) Näheres durch Professor Ludwig Schemann. Freiburg (Baden), Maximilianstr.

[3]) Stuttgart 1910. Frommann. M. 12,50.

zutage gelegten Mängel Gobineaus schon aus dem Studium seiner Werke einleuchten, daß man es hier mit einem außergewöhnlichen Manne und wenn nicht mit einem großen Gelehrten, so doch mit einem großen Seher zu tun hat. Daher gilt für Gobineau in der Tat das schöne auf Anquetil du Perron gemünzte Wort eines französischen Gelehrten, das Schemann anführt: „Ses erreurs sont du genre de celles qui sont inévitables dans un premier travail sur une matière aussi difficile; et lors même qu'elles seraient plus nombreuses . . ., il resterait encore à A. D. le mérite d'avoir osé commencer une aussi grande entreprise et d'avoir donné à ses successeurs le moyen de relever quelques-unes de ses fautes. C'est d'ordinaire la seule gloire que conserve celui qui explore le premier une science nouvelle; mais cette gloire est immense."

Die Pflege Gobineaus ist in dem Bayreuther Kreise entstanden, dem auch Ludwig Schemann selbst angehört, dem Kreise, der an der gegenwärtigen Erstarkung des deutschen Selbstbewußtseins seinen redlichen Anteil hat. Zu diesem Kreise gehörte seinerzeit als eines ihrer edelsten Mitglieder, vielleicht das innerlich vornehmste, Heinrich von Stein, der früh vollendete Philosoph unter den Wagnerschwärmern. Über Heinrich von Steins Grabe auf dem Militärfriedhof der Invalidenstraße in Berlin findet man die Aufschrift: „Selig sind, die reines Herzens sind!" Reines Herzens war Heinrich von Stein, und man braucht nur wenige Seiten seiner Schriften, ganz gleich welcher, gelesen zu haben, um es sofort herauszufühlen. Dieser Eindruck umfing mich wieder mit ganzer Stärke, als ich das neue Buch des Xenien-Verlags: „Heinrich von Steins Briefwechsel mit Hans v. Wolzogen" durchlas.[1])

Für das Verständnis Heinrich von Steins ist dieser, zum Teil schon früher in den Bayreuther Blättern abgedruckte Briefwechsel wichtig. Er zeigt uns den ehemaligen Hauslehrer im Hause Wagners ganz im Dienste des „Bayreuther Gedankens". Die Arbeit für Wolzogens Zeitschrift ist ihm die „hauptsächliche und eigentliche Aufgabe" seines Lebens. „Ihr gegenüber sehe ich ja meinen Lehrberuf, soviel Zeit und Mühe er mir auch kostet, allen Ernstes nur als Nebenbeschäftigung an." Wir dürfen hinzusetzen: auch sein Lehrberuf war ihm ein Wirken für Bayreuth. Eben aus dem Briefwechsel mit Wolzogen geht diese Beziehung mit erneuter Deutlichkeit hervor. Durch die Gestalt Richard Wagners ist Heinrich von Steins geistiges Leben und Wollen völlig bestimmt. Alles andere ist teils Nebenwerk, teils Mußarbeit für ihn. Steins Mangel, das bei allem Eigensinn und bei aller idealistischen Standhaftigkeit

[1]) Ein Beitrag zur Geschichte des Bayreuther Gedankens. Hrsg. und eingeleitet durch Hans von Wolzogen. Leipzig 1910. Xenien-Verlag. M. 5,—.

frauenhaft Weiche seines Wesens, tritt auch hierin deutlich zutage. Er ist eine eigentümliche, seltsam edle Gestalt im deutschen Geistesleben während der achtziger Jahre, kein voller, ganzer Mann: aber ein Mensch reines Herzens mitten in einer keineswegs fleckenlosen Zeit.

Aus dem Bayreuther Kreise, aber freilich bald als Abtrünniger, entstammt auch der Mann, der, ein älterer Zeitgenosse Heinrich von Steins, größer war als dieser: Friedrich Nietzsche, auch ein Mensch reinen Herzens, wiewohl von ganz anderem Schlage als Stein. Es ist allbekannt, wenn auch nicht allbewußt, daß, wer die Vergangenheit der letzten Jahrzehnte und die Nachwirkung dieser Vergangenheit in der Gegenwart verstehen will, an Nietzsche nicht vorübergehen darf. In der deutschen Jugend und schon längst in weiten Schichten des Volkes wirkt Nietzsche heute wie gestern als bildende, umbildende Lebensmacht, mit der sich jeder denkende Mensch auseinandersetzen muß. Daher kommt es, daß der Nietzsche-Markt noch immer überfüllt ist mit Schriften, die für die Gegenwart viel kennzeichnender sind als für Nietzsche selbst.

„Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Vielmehr: sein „Charakterbild" ist eben noch nicht „Geschichte", sondern ist Gegenwart: eine Gegenwart, von der die heutige Jugend das deutliche Gefühl hat, daß sie aus der Vergangenheit stammt, daß man sich aber doch mit ihr müsse auseinandersetzen, da diese Vergangenheit in der Gegenwart fortlebt.

Erfreulich sind solche Auseinandersetzungen für den dritten, den unparteiischen Leser natürlich nicht; um so weniger erfreulich, als gerade bei den Nietzsche-Schriftstellern Haß und Gunst immer gleich ins Äußerste zu schlagen pflegt und der Ton höchster Gereiztheit blind stürmende Priester hier, blind stürmende Todfeinde dort verrät. Das gilt gleich von der ersten der mir vorliegenden Schriften, der durch Leidenschaftlichkeit geradezu wertlos gewordenen Arbeit von Wilhelm Carl Becker, „Der Nietzschekultus, ein Kapitel aus der Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes".[1]) Das Buch enthält nichts anderes als eine Häufung von Schmähungen gegen Friedrich Nietzsche und kann in dieser Eigenschaft keinen Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung erheben.

Nicht ganz so bedenklich, aber doch auch keineswegs erfreulich ist die mir vorliegende Schrift von Wilhelm Fischer in Graz: „Friedr. Nietzsches Bild".[2]) — „Fischers Gefühle" wäre eine weniger irreführende Aufschrift gewesen; denn Nietzsche lernt man aus diesem

[1]) Leipzig 1908. R. Lipinski. M. 3,—.
[2]) München 1910. G. Müller. M. 4,50.

„Bilde“ nicht kennen. 224 Seiten lang hören wir nichts als Klage- und Anklagegesänge von Wilhelm Fischer in Graz gegen Friedrich Nietzsche. Nietzsche war so eitel, so dünkelhaft, darum hat ihn der liebe Gott und die Natur mit Wahnsinn bestraft. Das ist der Kehrreim, der uns aus allen diesen, ein wenig katzenjämmerlichen, bei unerbetener, anspruchsvoller „Großmut“ fortwährend verkleinernden und bemängelnden Anklageliedern unermüdlich entgegenströmt. „Eine tapfere und originelle Auseinandersetzung mit dem Geiste Nietzsches!“ druckt als guter Kaufmann der Verleger auf den Umschlag. Ich sehe keine Tapferkeit darin, den toten Löwen auf die Anklagebank zu zerren. Und das schriftstellerische Wesen Wilhelm Fischers ist so wenig „originell“, daß es vielmehr alle scheinbare Schönheit von dem schriftstellerischen Wesen Friedrich Nietzsches selber erst erborgt hat.

Ernster zu nehmen ist die kleine Schrift von Karl Borromaeus Heinrich über „Nietzsches Stellung zur Geschichte“.[1]) Wenn auch etwas im Sinne von Fausts „Kehrichtfaß“ und „Rumpelkammer“, werden hier die einzelnen Äußerungen Nietzsches über geschichtliche Dinge doch sachlich zusammengestellt und mit dem Maße des durchschnittlichen Alltagsverstandes beurteilt. Aus dem Ganzen erhellt im Grunde die Unwichtigkeit der Frage nach Nietzsches „Stellung zur Geschichte“. Daher kann der weitere Kreis der Gebildeten auch mit dieser Schrift wenig anfangen. Aber der engere Kreis der Nietzsche-Schwärmer und der Nietzsche-Forscher wird sich ihrer bei Gelegenheit dankbar bedienen.

Wiederum eine Stufe höher steht die trotz aller Nietzsche-Begeisterung des Verfassers auch wissenschaftlich wertvolle Arbeit von Hans Bélart, „Friedrich Nietzsche und Richard Wagner, ihre persönlichen Beziehungen, Kunst- und Weltanschauungen“.[2]) Nur selten geschmacklos, im ganzen mit Geschick und innerem Verständnis darstellend, stets belehrend und vereinzelt fesselnd, läßt der Verfasser den Verlauf der Beziehungen zwischen Nietzsche und Wagner vor dem Leser entstehen: das Werden der Wagnerverehrung Nietzsches und das Werden seiner Wagnerfeindschaft. — Nietzsche mußte als Bejaher des Lebens Wagner und Schopenhauer in sich überwinden. Er überwand Schopenhauer im Geistesleben des deutschen Volkes, und wenn einst die Kunst Wagners ihrem Ende entgegen geht, dann wird — das ist des Verfassers Meinung — die Morgenröte ihres Niederganges Nietzsches Umwertung aller Werte sein.

Endlich ein neuestes Büchlein: S. Friedländer, „Friedrich Nietzsche. Eine intellektuale Biographie“.[3]) Mit dem Untertitel

[1]) München 1909. Verlags-Gesellschaft. M. 1,50.

[2]) Berlin 1907. F. Wunder. M. 2,—. [3]) Leipzig 1911. Göschen. M. 2,80.

will der Verfasser den eigentümlichen Standpunkt kennzeichnen, aus dem heraus er Nietzsche beurteilt. Es ist der Standpunkt der Hegelschen Philosophie, deren unveränderten Inhalt, deren Wortwitz und Sprache Friedländer sich zu eigen gemacht hat. Für den Kulturhistoriker ein sehr interessantes Schauspiel: Friedrich Nietzsche, der Abgott des vorletzten Jahrzehnts wird beurteilt und ausgedeutet durch Georg Wilhelm Hegel, den neu erweckten Abgott dieser letzten Jahre. Das verbindende Glied bildet Nietzsches Mystik. S. Friedländer betrachtet sie nach „intellektualem" Verfahren unter dem Bilde der „logischen Unendlichkeit", die sich als lebendige Sprungfeder in Nietzsches Seele vorwärts treibt, ihre „Definitionen äquilibriert", ihre „Extreme balanciert", ihre „polaren Differenzen indifferenziert". Hegel ist wieder auferstanden: nicht im neuen, sondern in seinem alten Gewande, dessen Falten er nun auch über Nietzsche schlägt. Für Friedländer ist Nietzsches Übermensch das der Seele innewohnende, treibende und an seine Eierschalen pochende Hegelsche „Absolute".

Weit über diese und die Masse der anderen Einzelerscheinungen auf dem Nietzsche-Markt im Buchhandel ragt das zuerst vor sieben Jahren veröffentlichte und neuerdings in zweiter Auflage erschienene Buch von Raoul Richter über Friedrich Nietzsche hervor.[1]) Das Werk hat sich einen so guten Ruf im Kreise der Fachwissenschaft wie in den weiteren Kreisen der Gebildeten erworben, daß wir uns hier mit einem kurzen Hinweise begnügen können. In ruhiger, sachlicher Würdigung, ungemein klar und doch mit Wärme geschrieben, führt Richter durch Nietzsches Leben und seinen philosophischen Entwicklungsgang, beschreibt ausführlich sein philosophisches Werk als Ganzes und gibt zum Schlusse eine sachliche und geschichtliche Beurteilung des Mannes, die von der gewöhnlichen Urteilsverwirrung durch Liebe und Haß in Fragen Nietzsches sehr günstig absticht. Nicht als Sammlung alles dessen, was je über Nietzsche geschrieben wurde — Richters Kenntnis der Nietzsche-Literatur zeigt einzelne Lücken —, wohl aber als ein in sich abgeschlossenes wissenschaftliches Kunstwerk von innerer Vollständigkeit ist dieses Buch gegenwärtig eines der besten, die über Nietzsche geschrieben sind, und man darf die berechtigte Hoffnung hegen, daß es diesen Ruf auch in seiner zweiten erweiterten Auflage wahren wird.

Sich heute mit Nietzsche auseinanderzusetzen, hat seinen guten Sinn, denn Nietzsche bildet noch eine wirkliche Lebensmacht. Dagegen hat es keinen guten Sinn, sich mit Männern auseinanderzu-

[1]) Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Leipzig. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1909. Dürr. M. 6,—.

setzen, die keine Lebensmacht mehr bilden. Eine solche Auseinandersetzung ist die mir vorliegende Schrift Leopold Zieglers, „Das Weltbild Hartmanns, eine Beurteilung."[1]) Ich kann mich mit diesem Buche nur im Vorübergehen beschäftigen. Es gehört zu den Schriften nach der Art der Arbeit von Mehlis über Comte und hat wie diese den Zweck, eine nicht mehr lebendige Vergangenheit wieder zum Leben zu erwecken, um sie tot zu schlagen. Dabei sind die Waffen wie im Falle Mehlis nicht des Verfassers eigene, sondern die Waffen Rickerts, mit denen nun Hartmanns „induktiver Monismus" bearbeitet wird: nicht wie er an sich, sondern wie er in dem Verfasser „lebendig gewesen ist". Ich glaube nicht, daß mit solchen Schriften der Wissenschaft genützt ist.

Sieht man auf Schriften wie die Bücher von Mehlis und Ziegler vom Standpunkte einer höheren kulturgeschichtlichen Betrachtung, so erkennt man bald, daß ihr letzter Beweggrund in dem Gegensatz unserer Zeit gegen die Vormacht der Naturwissenschaften während des 19. Jahrhunderts liegt. Aus dem Gefühle dieser Vormacht ist der Positivismus Comtes entstanden, unter dem Eindruck naturwissenschaftlicher Verfahrungsweisen die Philosophie Hartmanns. Heinrich Rickerts Grundgedanke, daß dem naturwissenschaftlichen Verfahren Grenzen gezogen werden müssen, daß die „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung" durch „Wertung" bestimmt werden und daß dem Gebiete diesseits der Wertung die Philosophie zufalle: diese wenigstens im Bereiche der Philosophie der Naturwissenschaft unfreundlichen Gedanken, die sich gegen das 19. Jahrhundert kehren, zeigen Rickert und seine Schule als Kinder des 20. Jahrhunderts.

Das 20. Jahrhundert setzt sich mit dem 19. auseinander: hier liebäugelnd mit seinen romantischen Anfängen, dort streitend gegen seinen naturwissenschaftlichen Fortgang. Dieser Streit des 20. Jahrhunderts gegen die Naturwissenschaftlichkeit des 19. spielt sich auf dem Felde der Wissenschaft selbst auch in dem Kampfe um Darwin ab. Darwin ist wie Friedrich Nietzsche, der selbst Darwinsche Gedanken in sich aufnahm, eine Lebensmacht, die aus dem 19. Jahrhundert in die Gegenwart hineinragt und an deren wissenschaftlicher Überwindung wir heute auf den verschiedensten Gebieten Darwinschen Einflusses arbeiten. Höchst interessant in dieser Hinsicht ist eine kleine, jüngst im Einzeldruck erschienene Schrift, die sich unter den vielen Reden zur Darwinfeier entschieden heraushebt und weit mehr ist als eine bloße festliche Würdigung des Darwinschen Lebenswerkes: Rudolf Goldscheid, „Darwin als

[1]) Leipzig 1910. Eckardt. M. 2,50.

Lebenselement unserer modernen Kultur."[1]) Rudolf Goldscheid, in der Anwendung der Entwicklungslehre auf die Volkswirtschaft einer der schärfsten und selbständigsten Denker der Gegenwart, hat sich in Kreisen seiner Fachwissenschaft durch eine Reihe von Schriften einen ausgezeichneten Ruf verschafft, und ich möchte in dieser Besprechung auch die Kreise der kulturgeschichtlich Interessierten auf ihn aufmerksam machen. Ist doch die Frage, mit der sich Goldscheid seit einigen Jahren anhaltend zu beschäftigen scheint, der allgemeinsten Beachtung von seiten der Kulturwissenschaft würdig. Es ist die Frage, ob und bis zu welchem Grade die Gesetze der außermenschlichen Lebensentwicklung anwendbar sind auf die menschliche Gesellschaft. Das Außerordentliche und Selbständige der Arbeit Goldscheids auf diesem Gebiete liegt nicht sowohl in einer Übertragung der allgemeinen Lebenslehre auf die Menschheit als vielmehr in der Einschränkung ihrer Anwendung. Eine ganze Reihe der hierher zielenden Gedanken spielen in der Form einer für die neue Stellungnahme des 20. Jahrhunderts höchst kennzeichnenden Auseinandersetzung Goldscheids mit Darwin in die oben genannte kleine Schrift hinein.

Ich kann hier auf alle Einzelheiten der fast in jeder Seite lehrreichen Abhandlung nicht eingehen und will nur daran erinnern, daß Darwin selbst zur Ausgestaltung seiner Lehre wesentlich durch Malthus' Buch über die Bevölkerung angeregt wurde, also just von der Stelle ausging, an der die Auseinandersetzung Rudolf Goldscheids einsetzt. Der Hauptvorwurf, den Goldscheid der Darwinschen Lehre macht, ist der, daß dieselbe neben dem Fortschritt den Rückschritt in der Natur übersah, daß sie Anpassung und Artsteigerung verwechselte. Die Lebensfähigkeit ist nicht das einzige, ist nicht einmal das maßgebendste Kennzeichen der Höherentwicklung. Wir pflegen den 200 Jahre lang lebenden Hecht und Karpfen um seiner größeren Anpassung an die Natur willen nicht höher einzuschätzen als den kürzer lebenden Menschen. Vielmehr liegt das eigentliche Kennzeichen der Höherentwicklung in der Verstandes- und Gemütssteigerung, und diese sind von größerem oder geringerem Angepaßtsein an die Lebensbedingungen unabhängig. Wollten wir, wie es die Darwinisten, Spencerianer und manche Nietzschejünger des 19. Jahrhunderts wollten, in der menschlichen Gesellschaft nur die Lebenskräftigsten erhalten, so würde das einen entschiedenen Rückschritt bedeuten.

Ein anderes kommt hinzu. In der gesamten Tierwelt kommt fast ausschließlich die Anpassung des tierischen Lebens an die Um-

[1]) Leipzig-Wien 1909. Heller & Co. M. 2,—. — Der Verlag hätte gut getan, diese wissenschaftlich bedeutende Schrift durch einen weniger marktschreierischen Umschlag zu ehren.

welt, beim Menschen dagegen kommt daneben im weitesten Ausmaße die Anpassung der Umwelt an den Menschen in Betracht. Wo wir uns an unsere Umgebung nicht anbequemen können oder wollen, bequemen wir die Umgebung vielmehr uns an. Unsere ganze sogenannte „materielle Kultur" beruht auf einer solchen anbequemenden Umgestaltung der Natur zu unseren Gunsten. Es versteht sich von selbst, daß diese merkwürdig oft übersehene Tatsache von entscheidender Bedeutung ist für jeden Versuch, die Entwicklungsgesetze des außermenschlichen Lebens auf die Menschheit zu übertragen. Die Aussonderung, die die Umwelt als Züchter an der Tierwelt vornimmt, hat für die Menschheit nicht mehr dieselbe Geltung. Durch die Steigerung der „materiellen Kultur" entwindet sich die Menschheit den Gesetzen der Naturzüchtung und begründet eine Auslese eigentümlicher, neuer Art.

Ich habe nur zwei einzelne Erörterungen als Proben aus der Goldscheidschen Schrift herausgehoben. Weitere Ausführungen verbietet der Rahmen dieses Berichtes. Ich verweise die Leser auf die lehrreiche kleine Schrift selbst. Es ist keine vergebliche Mühe, sie zu lesen.

Nur kurz gedenke ich neben dem größten Naturforscher des 19. Jahrhunderts eines Mannes, der sich unter dem Eindruck der Verfahrungsweisen seiner Zeit mit großer Mäßigung der Anwendung der Naturwissenschaft auf das Geistesleben befleißigte, des bekannten, uns heute ein wenig altväterisch und hausbacken erscheinenden Professors M. Lazarus. Seine Gattin Nahida hat ihm ein kleines Denkmal errichtet in Gestalt eines Büchleins mit der Aufschrift: „Ein deutscher Professor in der Schweiz."[1]) — Als eine rein menschliche Erinnerung an den bedeutenden Völkerpsychologen wird die liebevoll angefertigte Schrift dem engsten Freundeskreise des Dahingeschiedenen willkommen sein. Es wäre vielleicht besser gewesen, sie nur diesem Kreise zu widmen, statt sie dem Buchhandel und damit der Öffentlichkeit zu übergeben. Denn die Wahrheit zu sagen, erfährt man aus diesem Buche viel weniger über Lazarus selber als über seine Gesellschaften, die Menge seiner Freunde und kleine schweizerische Verhältnisse, die dem Fernerstehenden von geringer Wichtigkeit sind. Natürlich gebührt der Verfasserin und dem Verlage trotzdem Dank für die Mühe, die sie im Andenken an den Verstorbenen übernommen haben; aber wie gesagt, außer für die nächsten Freunde von Lazarus und etwa für einen künftigen Darsteller seines Lebens ist das Büchlein ohne Belang.

Von Lazarus, dem naturwissenschaftlichen Völkerpsychologen, gehe ich hinüber zu einem seiner bedeutendsten Zeitgenossen, dem

[1]) Berlin 1910. F. Dümmler. M. 4,70.

Völkerpsychologen aus dem Geiste der Sprache. Unter seinen Fachgenossen rühmlichst bekannt als der Verfasser des bei weitem hervorragendsten Bandes im Grimmschen Wörterbuch, der Bearbeiter des Buchstabens K, ist Rudolf Hildebrand nicht nur ein feiner Kenner und Beurteiler der Zusammenhänge zwischen Kultur und Sprache, sondern auch ein Philosoph auf eigene Faust: herzerfreuend und lebenswarm; ein „Sonntagsphilosoph", der in seinen „Tagebuchblättern" über uns Alltagsphilosophen zornig genug einherfährt; dem aber niemand gram sein kann, da aus seinen zornigen Worten doch immer nur der männliche, deutsche, kerngesunde Mensch heraus spricht, dem ein feiner Sinn gegeben ist für die Heiligtümer der Seele, die er nicht ungestraft zersetzen und auflösen lassen will.

Georg Berlit gibt nun die im Nachlaß gefundenen tagebuchartigen Aufzeichnungen Rudolf Hildebrands heraus unter der Aufschrift: „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Ein Vermächtnis."[1]) „Einfälle, Gedanken und Fragen" hatte Rudolf Hildebrand selbst bescheidener und kennzeichnender als „Ein Vermächtnis" geschrieben. Es sind dieselben Aufzeichnungen, aus denen seinerzeit die „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen" geschöpft waren. Aber was den Wert dieses neuen Bandes über den des älteren für viele Leser erhöhen wird, das ist die große Unmittelbarkeit, die aus ihm spricht, und die uns die Eindrücke und Einfälle ohne künstlerische Anordnung und Verschleierung so sehen läßt, wie sie kamen. Hier liegt auch die eigentliche Bedeutung des Buches für die Kulturgeschichte. Denn die Gedanken, die Rudolf Hildebrand ausspricht, sind nicht nur ein treuer Spiegel seiner eigenen, starken, fast möchte ich sagen: lutherischen Seele, einer Seele merkwürdig genug im 19. Jahrhundert; sondern sie sind zugleich ein Spiegel für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts selbst. Freilich viel zum eigenen Lesen philosophischer Werke ist Rudolf Hildebrand nicht gekommen; aber er las Besprechungen, die „Deutsche Literaturzeitung", und er las aufmerksam und nachdenklich. Die Gedanken, die ihm über solche Besprechungen kamen, füllen einen großen Teil des Buches. Da wird denn der Besprochene und der Besprechende gleicherweise in den Rahmen seiner Zeit gestellt und die Zeit, deren Kinder beide sind, scharf beurteilt; allerorten verurteilt, weil sie rüttelt und zerrt an den alten Gütern der deutschen Volksseele, von denen der kernfeste Meister Hildebrand nie und nimmer lassen will.

„Tagebuchbläter", „Einfälle, Gedanken und Fragen", besonders aber Gedanken über Gott, die Welt und das Ich haben in der Philosophie nicht den Wert der sachlichen Belehrung, sondern den

[1]) Jena 1910. Diederichs. M. 10,—.

Wert des Spiegelbildes einer menschlichen Seele, die sich mit ihrer Zeit auseinander zu setzen sucht. Solcher Art ist der neue Band aus Hildebrands Nachlaß, solcher Art ein anderes mir vorliegendes Werk, das Werk eines Mannes, der mit Hildebrand in der Verbindung von Kultur- und Sprachgeschichte wetteifert, aus triftigen Gründen aber weit hinter ihm zurückbleibt: Fritz Mauthners „Wörterbuch der Philosophie, neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache."[1])

Auch hier in der Tat sind Einfälle, Gedanken und Fragen. Auch hier ist ein Wörterbuch der Kultur und der Sprache. Der Unterschied ist aber der, daß sich in Hildebrands Werk eine ganz andere Seele spiegelt, die Seele des getreuen Eckart, der die heiligen Güter des Volkes wahrt, während in den Heften Mauthners etwas von dem zersetzenden Geiste lebt, gegen den Hildebrand seinen Krieg erklärte. Man möchte kühn werden zu sagen, daß Mauthner den Ehrgeiz habe, den aufklärerischen Weltmann früherer Zeiten zu spielen, ein Bayle, der Voltaire des 20. Jahrhunderts zu sein.

Wer sich der alten „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" erinnert, wird die Absicht dieser „neuen Beiträge" bald erraten. Und wenn die Ausführung der Absicht entspräche, dann könnten wir uns freilich zu dem neuen Werke beglückwünschen. Denn was das frühere Buch im allgemeinen, gar zu allgemein, hingestellt hatte: nämlich das Unzureichende der philosophischen Begriffsbildung, das Umherspuken von Worten, um deren „Begriff" man sich nicht allzu ängstlich quält: diese allgemeine Feststellung soll nun durch eine Fülle von Einzelbelegen bewährt und gefestigt werden. „Das Wörterbuch der Philosophie" hatte Mauthner die neuen „Beiträge" ursprünglich nennen wollen, um dadurch anzudeuten, daß er beabsichtige, den Wortschatz der Philosophen im ganzen der gerichtlichen Sprachbeschau zu unterziehen. Oder um die gefühlsdurchtränkte, auf den heutigen Geist der Zeit rechnende und darum auch kulturgeschichtlich bezeichnende Anzeige des Verlegers zu benutzen: „Aus den erschütternden Ergebnissen der Sprachkritik folgte für den Verfasser und für jeden guten Leser nicht eine lähmende Angst vor der erkenntnistheoretischen Unzulänglichkeit der Sprache, sondern die lebendige Forderung einer durchgreifenden Revision zunächst unserer philosophischen Terminologie. Das Wörterbuch der Philosophie mußte neu durchgesehen werden ... Dieser durchaus positiven, gesunden, notwendigen Aufgabe dient Fritz Mauthners neuestes Werk, das Wörterbuch der Philosophie ... Die Grundbegriffe der Geistes- und Naturwissenschaften werden mit dem Hammer der sprachkritischen Idee

[1]) 2 Bände. München 1910/1911. G. Müller. M. 45,—.

auf ihre Festigkeit geprüft, und es ist nicht die Schuld des Verfassers, wenn mancher Baustein dabei zerbröckelt."

Das ist die eine Absicht des Mauthnerschen „Wörterbuches". Die andere, damit zusammenhängende ist der Nachweis angeblich ungeahnt weitgreifender Wanderungen der Wörter und ihrer nicht immer glückbringenden Wanderburschenerlebnisse und Abenteuer. „Entlehnungen und Lehnübersetzungen werden in ihrem Einflusse an die (?) Begriffsgeschichte überzeugend dargetan; und wie dann oft nur die leere Worthülse übrigblieb, nachdem der geistige Inhalt verschwunden oder gar in sein Gegenteil verkehrt worden war." In der Tat, der größte Teil der Einleitung zu dem Wörterbuch widmet sich der Frage nach den Wanderungen der Kulturgüter, als deren Reisegesellschafter die wandernden Worte auftreten, bald um sogleich in die neue Sprache übersetzt zu werden, bald um äußerlich und innerlich zu verballhornen.

Das alles wäre nun recht schön und gut, wenn die Ausführung den großen Erwartungen entspräche, die die Einleitung des Verfassers und die Ankündigung des Verlegers erwecken. Wir hätten dann in der Tat in Mauthner eine ähnliche Erscheinung vor uns wie Rudolf Hildebrand. Aber das ist just der Unterschied, daß Rudolf Hildebrand trotz der verschwenderischen Fülle des „Geistreichen" in seinem Wörterbuch immer ein ungemein gründlicher Arbeiter geblieben ist, während Mauthner unbeschadet seiner großen Werke gründlich zu arbeiten niemals gelernt hat. Mauthner ist, auch auf seinem Fachgebiet, durchaus „Journalist", und wie alle Journalisten hat er eine Schwäche für das schöne Geschlecht der Geistreichheiten, dem die rechtmäßige ehrbare Sprachforschung immer wieder aufgeopfert wird und daher allerorten zu kurz kommt. So das neue Wörterbuch. Es hält nicht, was es verspricht, weil der Verfasser keine drei Schritte auf dem Wege gründlicher Nachsuche verharren kann, ohne sofort in die seitlichen Wiesen abzuschweifen und sich bunte Sträuße voll rednerischer Blüten zu pflücken, die denn freilich billiger zu haben sind als wissenschaftliche Ergebnisse.

Sieht man auf das tatsächlich Geleistete, so unterscheidet sich das neue Wörterbuch von den meisten anderen dadurch, daß es kein Nachschlagewerk noch auch ein eigentlich wissenschaftliches Buch, am wenigsten Beitrag „zu einer Kritik der Sprache" ist. Es sind in Wahrheit vermischte Gedanken von Fritz Mauthner über dieses und jenes, nach Buchstaben geordnet, mit großer, aber zufälliger Belesenheit gespickt, für Leute geschrieben, die hauptsächlich unterhalten werden wollen, und in der Tat höchst unterhaltend zu lesen. Fritz Mauthner ist kein Philosoph, ist nicht einmal ein Kenner der Entwicklung der Philosophie, aber gerade weil er es

nicht ist, kann er bisweilen als Außenstehender, zufällig Herbeieilender klar herausstellen, was der im Banne der Arbeit Stehende nicht bemerkte, kann mit gescheutem Mutterwitz als sprachlichen Unsinn abschneiden, womit weniger mutige Gründlichkeit sich immer und immer wieder zu quälen liebt. So hat denn schließlich Mauthners Wörterbuch auch der Philosophie hier und da etwas zu sagen. Aber im ganzen ist es doch nur ein Zerrbild der tatsächlichen Verhältnisse, nicht ein Abbild, und statt des Antlitzes begegnen wir der Grimasse. Von Zeit zu Zeit wirkt die Oberflächlichkeit kluger Laien als heilsame Beimischung zur Selbsterkenntnis der Gründlichen. Auf einen höheren Wert hat dieses „Wörterbuch der Philosophie" schwerlich Anspruch.

Um ein Beispiel zu geben von philosophischen Schriften der Gegenwart, vor denen Mauthners aufklärerisches „Weltmanns"-Urteil zu Recht besteht, gehe ich von dem Voltaire des 20. Jahrhunderts zu seinen gelehrten Frauen über und wende mich zu einem Buche, das für die Vergeblichkeit gewisser begrifflicher Schulerörterungen in Philosophie und Psychologie bezeichnend ist: Else Wentscher, „Der Wille, Versuch einer psychologischen Analyse".[1]) Frau Wentscher unterzieht sich in liebenswürdiger, aber aller ursprünglichen Kraft ermangelnder, frauenhafter Darstellungsweise der ebenso schwierigen wie im Grunde unfruchtbaren Aufgabe, die Erlebnisse des Willens zu „zergliedern", d. h. in diesem Falle die einzelnen Teile und Seiten der Willenshandlung, so wie sie jedermann bekannt sind, noch einmal ausführlich zu beschreiben. Ich glaube nicht, daß durch alle diese Versuche der Psychologie als Wissenschaft ein wirklicher Dienst geleistet wird, namentlich da nicht, wo zur Beschreibung der Willenshandlung die so grobe und bildhafte Sprache der volkstümlichen Seelenvorstellung und die kaum minder grobe Sprache der herkömmlichen Schulpsychologie verwandt wird. Nicht nur, daß diese Sprechweise dem tatsächlichen Willenserlebnis so völlig unangemessen ist: schlimmer ist, daß sie zu allerhand maschinenhaften Vorstellungen und zu Lehrgebilden verleitet, die das tatsächliche Geschehen vergewaltigen und die vorurteilsfreie Beobachtung aller seelischen Vorgänge nachteilig beeinflussen.

Schriftsteller schulmäßiger Zergliederung pflegen sich gar nicht klar zu machen, daß „Beschreibung" psychologischer Vorgänge ihre Erkenntnis weder bereichert noch vertieft. „Beschreiben" heißt Einordnen in gewisse Begriffszusammenhänge. Unser psychologischer Begriffsschatz, und zumal der dem Alltag entnommene Begriffsschatz unserer Verfasserin ist aber den seelischen Vorgängen selbst völlig unangemessen. Eine Vertiefung unserer psychologi-

[1]) Leipzig-Berlin 1910. B. G. Teubner. M. 2,80.

schen Erkenntnis kann daher nie durch bloße begriffliche Zergliederung vermittelt werden, sondern nur durch Übung in der unmittelbaren, außerordentlich schwierigen Selbstbeobachtung und durch Prüfung des Erfolges unserer seelischen Verrichtungen durch Versuche. Diese Erkenntnis ringt sich in der Psychologie der Gegenwart immer mehr durch und wird hoffentlich die alte Schulweise der „psychologischen Analyse" bei unzureichendem Begriffsschatz völlig verdrängen. Das kleine Buch von Else Wentscher mag in der Frauenwelt und in den äußersten Kreisen der Gebildeten Anklang finden; wissenschaftlich habe ich nichts in ihm entdecken können, was über die alleralltäglichste Vorstellungsweise hinausginge, und kulturgeschichtlich hat es nur den zweifelhaften Wert, die Nachwehen eines jetzt vergehenden Schulzweiges der Psychologie zu kennzeichnen.

Eine ganz andere „Psychologie", reich an Erfahrungen und Beobachtungen aus dem täglichen Leben und daher lehrreicher als Else Wentschers „Psychologische Analyse", ist das Buch einer anderen Bonner Hausfrau: Laura Frost, „Aus unseren vier Wänden, ein Buch für Mütter".[1]) Ich bin Junggeselle und mir daher meiner Unwürdigkeit und hoffnungslosen Unzuständigkeit einem Buche für Mütter gegenüber voll bewußt. Dennoch muß ich gestehen, daß ich mit viel Vergnügen und bisweilen mit Spannung in dieser Schrift gelesen habe. Was hier geschildert wird, ist nicht „Theorie" in hohen Gefilden noch „Tendenz" zur Durchdrückung bestimmter Tagesmeinungen, sondern unmittelbares häusliches Kinderleben, ehrlich dargestellt mit all den kleinen, dem Kinde doch so großen Zügen, an denen jede „systematische Pädagogik" scheitert, weil diese mit künstlich zurecht gedachten Kindern wirtschaftet und das Leben mit wirklichen Menschenkindern. Aber auch kulturgeschichtlich läßt sich aus dem Buche etwas gewinnen: ein Bild nämlich des täglichen Kinderlebens im guten deutschen Bürgerstande der Großstadt, so wie es wirklich ist, ohne Putz, Schnörkel und Ausschmückung, just wie wir es selbst in unserer Jugend erfuhren. Daß auch hier „Geschichte" ist und nicht jeder sie schreiben kann, weiß der Wissende.

Professor William James mit seinem fröhlichen Blick für alles Menschliche liebte es in den letzten Jahren seines Lebens, von den dünnen und den dicken Gedanken zu sprechen. Er meinte die Gedanken ohne großen Erfahrungsinhalt und die mit Erfahrungsinhalt gefüllten; jene erschienen ihm matt, diese frisch-lebendig. Unter den Büchern der beiden „Psychologinnen" möchte ich den „Willen" von Else Wentscher „dünn" und „matt" nennen und die Erfahrungen „Aus unseren vier Wänden" „dick" und „frisch-lebendig".

[1]) 2. Aufl. Leipzig-Berlin 1910. B. G. Teubner. M. 2,40.

Diese letztere Art der Frauenschriftstellerei, die ungelehrte, ist im Grunde viel lehrreicher für uns als die gelehrte. Denn es gibt eine ganze Menge von Dingen, in denen das unbefangene Auge der Frau viel richtiger sieht als das befangene Auge des Fachmanns. Zumal wenn diese Dinge sich „in unseren vier Wänden" abspielen.

Bevor ich zu den bedeutsameren Schriften in der Philosophie der Gegenwart übergehe, erwähne ich hier noch das Buch von August J. Giß, „Die menschliche Geistestätigkeit in der Weltentwicklung, eine kritisch-philosophische Betrachtung des menschlichen Geistes, mit Anwendung der Prinzipien auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft".[1]) Das Buch gehört in die Massenliteratur der Schriften von halbgebildeten Laien, die sich für berufen halten, auf Grund einer Kenntnis der Schriften Kants, ihrer Schulbildung und ihrer, wie sie glauben, neuen Weise, über das Gelesene nachzudenken, den Buchhandel mit Schriften zu bedenken, deren Inhalt weniger hält, als der hochgemute Titel verspricht. August J. Giß hat Kant fleißig gelesen und innerhalb der Grenzen der Kantischen Begriffswelt selbständig nachgedacht. Aber seine Gedanken, wiewohl vielfach anregend, sind in ihrem Hauptbestand wirklich gar zu halbreif und laienhaft, seine mit hineinspielende geschichtliche Bildung gar zu kindlich und durch die Kenntnis der Geschichtsforschung allzuwenig getrübt, um wissenschaftlich in Betracht zu kommen. Das wenige Brauchbare des Buches ist ganz in Sandmassen begraben, und so bedarf es günstigsten Falles noch jahrelanger Läuterung, bis der Verfasser die erhoffte Aufmerksamkeit der Fachkreise wird auf sich lenken können.

Ich gehe nunmehr zu einer Reihe fachphilosophischer Schriften über, die als Seitenströme der gegenwärtigen Hauptbewegung betrachtet werden können, zum Teil freilich mehr oder minder abseits geblieben sind. Das gilt sogleich von der ersten dieser Schriften.

Allerorten im Auslande und hier und da auch in Deutschland herrscht heute die gespannte Erwartung, daß es zu einem neuen Aufschwung des Philosophierens kommen werde infolge einer immer deutlicher werdenden Erkenntnis von den Schranken der wissenschaftlichen Begriffsbildung und einer immer weiter um sich greifenden Besinnung auf den Reichtum des wirklichen Lebens, das über die wissenschaftliche Begriffsbildung hinausragt. Im Leben jenseits der Wissenschaft sucht man das neue Feld der Philosophie. Darum erfüllt gerade heute ein Buch mit der Aufschrift „Wissenschaft und Philosophie, ihr Wesen und ihr Verhältnis"[2]) den Leser mit großen Erwartungen. Der erste Band eines solchen Werkes

[1]) Bd. 1. Leipzig 1910. Deichert. M. 5,—.
[2]) Basel 1910. Kober. M. 8,—.

die „Wissenschaft" behandelnd, liegt vor mir. Es ist das Buch von Paul Häberlin.

Aber ich kann nicht sagen, daß meine Erwartungen sich erfüllt haben: wenigstens vorläufig nicht. Paul Häberlin ist nicht ein Mann, der mit seiner Zeit mitarbeitet und dort Hand anlegt, wo gegenwärtig Hände gebraucht werden. Häberlin ist vielmehr ein „Selbstdenker", und zwar ein hausbackener. Das heißt: er denkt für sich selbst, was Hunderte vor ihm gedacht, geschrieben oder als selbstverständlich vorausgesetzt haben. Töricht ist darum sein Buch durchaus nicht. Ich würde es jungen „Füchsen" warm empfehlen: als eine gute und ehrliche, wenn auch nicht gerade tief dringende Klärung der Begriffe aus der Erkenntnis- und der allge meinsten Wissenschaftslehre. Ich will auch gar nicht leugnen, daß dem Buche eine gewisse Selbständigkeit anhaftet, jene Selbständigkeit, die der Verfasser mit Recht jedem eigenen Erlebnis allgemein anerkannter Wahrheiten zubilligt. Aber das alles ist doch nicht genug, um dieser Arbeit eine wirkliche Teilnahme oder gar eine dauernde wissenschaftliche Wirkung zu sichern. Wenn mich mein vorläufiges Urteil nicht täuscht, so kann der Fachmann es ohne Strafe ungelesen lassen.

Aber natürlich ist dieses Urteil nur vorläufig. Der zweite, die Philosophie behandelnde Band steht zu erwarten. Er wird uns wahrscheinlich zeigen, daß die individuelle Färbung des Erlebens, die in der Wissenschaft verpönt ist, in der Philosophie zu ihrem Rechte kommt. Vielleicht, daß Häberlin uns über die Philosophie mehr und Wichtigeres zu sagen hat als über die Wissenschaft.

Aus der Grenzabscheidung zwischen Wissenschaft und Philosophie hinüber in ein gemeinsames Gebiet beider zu Walter Frosts „Naturphilosophie".[1]) — Als ich das Buch las, erinnerte ich mich lebhaft einer Unterhaltung, die ich vor vielen Jahren während der gemeinschaftlichen Studentenzeit mit Frost führte. Wir sprachen über unsere verschiedene Weise der wissenschaftlichen Begabung, und Frost erklärte mir, daß seine Neigung ihn dazu treibe, die zu behandelnden Gegenstände an den verschiedensten Stellen und von den verschiedensten Seiten aus anzupacken, statt an derselben Stelle weiter und immer weiter in derselben Richtung zu graben. Das vorliegende Buch meines scharfsinnigen und hochbegabten Freundes ist ein auffallender Wahrheitsbeweis jenes Bekenntnisses. Ja, man darf sagen, die Eigenart des Verfassers ist zum Verhängnis des Buches geworden.

Voll von einer Menge höchst geistvoller Einzelbeobachtungen ist diese „Naturphilosophie" als Ganzes doch sehr schwer genießbar. Ja, sie durchzuarbeiten, ist geradezu eine geistige Pein. Denn

[1]) Erster Band. Leipzig 1910. Barth. M. 8,—.

der Verfasser weiß seine Leser zwar sehr geschickt in spannende Erwartung zu setzen, läßt die Erwartung dann aber unerfüllt, um sogleich wieder einen neuen Faden aufzunehmen und die gespannte Erwartung des Lesers aufs neue zu enttäuschen. Das naturphilosophische Gesamtbild, das Frost bei der Abfassung seines Werkes vorschwebte, mag noch so bedeutend gewesen sein: so viel ist gewiß, daß der größte Teil, wenn nicht die Gesamtheit seiner Leser außerstande sein wird, aus der Unzahl der Gedankenbruchstücke, ich möchte sagen, der immer wieder entzwei gerissenen kurzen Geistesfäden, die das Buch ausmachen, ein einigermaßen eindrucksvolles Ganzes herzustellen.

Den Hauptinhalt des Buches bildet eine an und für sich höchst verdienstvolle Untersuchung der gangbaren philosophischen Begriffe im Hinblick auf ihre größere oder geringere Angemessenheit den Tatsachen gegenüber, die sie zu kennzeichnen beanspruchen. So werden die Begriffe der Ursache und der Wirkung, des Anlasses, der Schuld, der Wechselwirkung, Zweckmäßigkeit, von Grund und Folge, Stoff und Form, Funktion, Urteil, Syllogismus, Kategorie, „Tun und Täter", Definition, System usw. usw. innerhalb der einzelnen Abschnitte mit Schlaglichtern, aber, wie gesagt, immer nur auf kurze Augenblicke beleuchtet.

Höchst geistvoll und lehrreich sind diese Beleuchtungen oft genug, und wenn sie auch gar zu kurz und abgerissen erscheinen, um nachhaltig auf den Leser einzuwirken, so hinterlassen sie doch wenigstens das Gefühl eines heilsamen Weich- und Geschmeidigwerdens alteingerosteter, schulphilosophischer Begriffe. Walter Frost ist zu einem Erweichen und Geschmeidigmachen alter Schulbegriffe besonders geschickt, weil er im Grunde mehr Neigung zu den Tatsachen als zu den Begriffen zeigt. Mit liebevoller Beobachtung der Eigenart des einzelnen jenseits der gemeinsamen gröberen Merkmale nachgehend, weiß er die Tatsachen namentlich in den Erscheinungen von Leben gegen die Vergewaltigungen der Begriffe äußerst geschickt und lehrreich zu verteidigen.

Freilich hat die große und an sich höchst erfreuliche Neigung Frosts zu den Tatsachen und zu unbefangenem Selbstdenken auch die Schattenseiten, die die „Unbefangenheit" in allen Wissenschaften mit sich bringt. Die Vertreter der Einzelwissenschaften pflegen den Philosophen nachzusagen, daß sie für ihre Werke keine Bücher brauchten, sondern sich für ein paar Stunden an den Schreibtisch setzten, „nachdächten" und die Gedanken unmittelbar aus ihrem Gehirn auf das vor ihnen liegende weiße Papier spännen. Auch Walter Frost hat für die Bücher eine köstliche Verachtung. Sein eigener Bücherschatz ist offenbar klein und, man darf es sagen, wunderlich zusammengesetzt. Für den Leser aber hat die Selbst-

gelehrtheit des Verfassers vielfach die Folge, daß ihm aus anderen Schriften längst befreundete Gedanken als völlig neue umwälzende Entdeckungen vorgeführt werden.

Es wäre kleinlich, dem scharfsinnigen Verfasser aus dieser allzu natürlichen Kehrseite seines Selbstdenkens einen besonderen Vorwurf zu machen. — Das aber mag an dieser Stelle gesagt werden, daß die große Umgestaltung der Logik, die er sich von seiner Behandlung des Denkens als Lebensvorgang verspricht, seit den Zeiten Herbert Spencers, ja seit der Mitte des 18. Jahrhunderts angebahnt ist und gerade gegenwärtig in der Bewegung des amerikanischen Pragmatismus einerseits und in der Philosophie Henri Bergsons wie der meisten Vertreter der französischen Erkenntnislehre andererseits lebhaft betrieben wird — wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß die von Frost erhoffte Umgestaltung der Logik viel mehr eine Ausgestaltung der Psychologie des Denkens ist, welche letztere sich von der Logik nach der Auffassung der meisten Logiker der Gegenwart grundsätzlich unterscheidet. —

Merkwürdig sticht von Walter Frosts neuem Buche die neue Naturphilosophie eines anderen Privatdozenten, des Breslauer Anatomen und Biologen Friedrich Strecker ab. Sein kürzlich erschienenes Werk trägt die vieles versprechende Aufschrift: „Der Wert der Menschheit in seiner historisch-philosophischen und seiner heutigen naturwissenschaftlichen Bedeutung Grundzüge einer neuen Weltauffassung."[1] Das heißt freilich viel ankündigen. Dem Wissenden verdächtig viel. Trotz seines wissenschaftlichen Gewandes gehört Streckers Buch in Wahrheit zu jenen Erzeugnissen der Laien in der Philosophie, die mit großem Selbstvertrauen und nicht allzu umfangreichem Wissen, mit lebhafter Einbildungskraft und wenig Sinn für die Tatsachen farbenreiche Bilder von dem „Weltall" und seiner Entwicklung zu zeichnen wagen. Dem „Weltall" — und doch ist es urlängst ein Gemeinplatz, daß der Begriff des Weltalls nur ein kümmerlicher, widerspruchsvoller Notbegriff menschlicher Beschränktheit ist. Entwicklung des Weltalls — und doch ist es ein Gemeinplatz, daß sich mit unserer geringen Kenntnis winziger Bruchstücke von Welt während einer winzigen Zeitspanne die „Weltentwicklung" nie und nimmer darstellen läßt. Von der Entwicklung des Weltalls etwas aussagen zu wollen durch sogenannte „Spekulation", und verkleide sie sich auch unter dem Namen „biologischer" Deutungen, ist weder Philosophie noch Naturwissenschaft, sondern Geheimlehre. Wir sind während der letzten Jahrzehnte an starke Zumutungen von seiten der „Biologie" gewöhnt worden. Streckers Zumutungen gehen aber doch über das Gewöhnte noch ein gutes Stück hinaus. Ich vermag seine Ver-

[1]) Leipzig 1910. Engelmann. M. 7,40.

kündigungen über Anfang und Ende der Welt und ihre Zwischenstufen einschließlich des „pythagoreisch-atomistischen Entwicklungsprinzips", einschließlich der meisten seiner blühenden Ausdeutungen von Beobachtungen an den Lebenserscheinungen wissenschaftlich nicht ernst zu nehmen.

Dennoch ist Streckers neues Buch durch seinen Inhalt für den Kulturhistoriker ungemein interessant: nicht nur, weil ein öffentlicher Vertreter der Naturwissenschaft im 20. Jahrhundert so etwas zu schreiben vermag, sondern auch um der Zeitlage willen. Denn das ganze Buch ist durchaus ein Erzeugnis der augenblicklichen Lebensstimmung in der deutschen Jugend, einer sich durch echte und Scheingründe rechtfertigenden Philosophie der Gemütsbedürfnisse. Kulturgeschichtlich am interessantesten ist es, daß zu diesen Gemütsbedürfnissen für weite Kreise der Gebildeten heute im Gegensatz zu der kirchenfeindlichen Aufklärung des 19. Jahrhunderts die „Wahrheit des Christentums" gehört, und zwar das Christentum als „Dualismus" gegenüber dem „Monismus", welcher letztere bereits in sehr breite Schichten hinabsickert und daher anfängt, unfein zu werden.

Es ist eine höchst merkwürdige Wandlung, die man eigentlich nur begreift, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Monismus und Dualismus keine Tatsachen sind, sondern Versuche, die Welt in Begriffszusammenhänge einzuordnen. Monismus oder Dualismus heißt also lediglich eine andere Stellungnahme zu denselben Tatsachen, heißt in der Philosophie als Weltanschauung eine andere Stellungnahme des Gemüts. Wenn also Strecker in der Gegenwart auf den Dualismus statt des Monismus dringt, so ist das keine sachliche Änderung, sondern eine Änderung der gemütlichen Stellungnahme zur Welt. Und zwar in Streckers Falle eine Veränderung, die mit der Gemütsveränderung der ganzen heutigen Jugend, der romantischen Spaltung zwischen zeitlichem und überzeitlichem Bewußtsein zusammenhängt.

Friedrich Strecker sieht den Wert der Menschheit in den Grundgedanken des Christentums und seinen „anthropozentrischen" Lehren. Das ist für ihn ein Ergebnis heutiger Naturwissenschaft. Es ist in Wahrheit viel mehr ein Ergebnis der Hineindeutung eigenen „dualistischen" Erlebens in die Natur, die solche Deutung allerdings ebenso zuläßt wie eine Deutung im Sinne des Monismus.

„Diejenige Richtung der Gegenwart", schreibt Strecker, „welche in die reine Grundform der christlichen Idee eingreift und dieselbe weiterzuführen berufen ist, ist keine andere als die der modernen Biologie . . . . So feindlich gesinnt und so ketzerisch heute noch die Biologie aussieht und von den meisten demgemäß betrachtet wird, so unvermeidbar ist ihre Bestimmung, in die große

geistige Bewegung einzugreifen, welche den Menschen mehr und mehr in den Mittelpunkt seiner Welt stellt und in ihm selber die Problemführung des Weltalls erkennt. Unverkennbar sind die Beweise, daß die Biologie die realen Fundamente gewonnen hat, die in der ursprünglichen christlichen Wahrheit als spekulative Grundideen schlummerten. Unverkennbar sind die Fassungen, in welche die Probleme der Biologie heute auslaufen. Sie endigen in genau der gleichen Grundform, welche die ursprüngliche christliche Fassung gewissermaßen wie in einem Gleichnis aufgestellt hatte."

Das Christentum nimmt in gleichnishafter Form die Ergebnisse der neuesten Lebenslehre vorweg. Die neue Lebenslehre selbst aber stellt sich an die Spitze der Entwicklung der Philosophie als Weltanschauung, ja sie betrachtet die Geschichte der Philosophie als eine Vorbereitung auf sich. Die Weltentwicklung aber ist das Werden Gottes, wobei der Mensch als der „inhaltliche Träger des Hauptproblems des gesamten Weltalls" erscheint und sein Gottesbegriff als eine Vorwegnahme des zu erreichenden Zieles.

Es wäre geschmacklos, der blühenden Einbildungskraft des Verfassers mit sachlichen Gründen zu Leibe zu gehen. In Glaubensfragen widerlegen zu wollen, schickt sich nicht. Viel wichtiger ist auch hier die kulturgeschichtliche Betrachtung. Denn wer sieht nicht aus dem Tiefsinn, Hochsinn und Unsinn des Erzeugnisses, daß der Verfasser, offenbar ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, in jene Gegenden der alten romantischen Philosophie eintritt, die das jüngste philosophische Geschlecht auf allen Gebieten des Wissens umfängt, gleich als wäre das 20. Jahrhundert dazu verurteilt, das 19. noch einmal zu leben. Man glaubt Schelling zu hören, wenn man die luftig gebauten Spekulationen über materiell energetische und imponderabel energetische Beträge, deren Koordinationen, Differenzen und Indifferenzen liest. Man erkennt Hegel, wenn die Geschichte der Philosophie dem Verfasser zu einer Art sich durch Gegensätze selbst bewegender Idee wird.

In Wahrheit ist die Geschichte der Philosophie eine Geschichte der Seelenstimmung. Gegenwärtig herrscht die Seelenstimmung des inneren Zwiespaltes zwischen oberem und unterem Bewußtsein: wie eine solche Stimmung vor hundert Jahren die Romantik beherrschte. Vielleicht ist diese Zeitlage geeignet, einem Manne Gehör zu schenken, der selbst freilich alles andere als romantisch gestimmt ist, dessen „dualistische" Philosophie aber doch manches enthält, was gegenwärtig dienstbar werden könnte. Johannes Rehmke hat in seinem neuen großen Werke „Philosophie als Grundwissenschaft" den Ertrag jahrzehntelangen Nachdenkens

und Ausbauens eigener Gedankenwege niedergelegt.[1]) Gern bediene ich mich in diesem Berichte der Erklärung des Verfassers selbst, die er mir in gewohnter Güte zur Verfügung stellte.

Johannes Rehmke vermißt an allen bisherigen Versuchen einer Grundwissenschaft die Vorurteilslosigkeit, ohne die jeder Versuch in dieser Hinsicht scheitern muß. Er versucht in einem „kritischen Teile" seines Werkes den Nachweis zu führen, daß weder die psychologische noch die logische noch auch eine diese beiden verknüpfende Erkenntnislehre die Forderungen der „Grundwissenschaft" erfüllen könne. Weder die Philosophen um Kant noch die um Hume, weder die „Phänomenalisten" noch die „Positivisten", welche besondere Färbung sie auch zeigen mögen, sind seiner Meinung nach auf dem richtigen Wege. Sie alle verfehlen jenen Ausgangspunkt, der nach Rehmkes Überzeugung allein ein sicheres Ergebnis gewährleistet.

Die schlechthinnige Vorurteilslosigkeit der Grundwissenschaft bietet als den Ausgangspunkt das, was der sich um die Grundwissenschaft bemühende Wissenschaftler „hat", d. h. das, was ihm „gegeben" ist. Das Gegebene sucht der Grundwissenschaftler in diesem Allgemeinsten zu verstehen, indem er über das Gegebene die allgemeinsten Fragen aufwirft. Nicht wie dieses oder jenes im Gegebenen überhaupt entstanden ist, will die Grundwissenschaft erfahren und untersuchen, sondern klarstellen, was es unter dem allgemeinsten Gesichtspunkte ist und bietet. Und da zeigt es sich, daß, was auch immer sie aus dem Gegebenen ihrer zergliedernden Betrachtung unterstellt, dieses entweder Einziges oder Allgemeines ist, und daß sich kein Allgemeines findet, das nicht zu Einzigem gehöre, und kein Einziges, das nicht Allgemeines als ihm Zugehöriges aufweise. Das Einzige und insbesondere unter diesem das Einzelwesen wird als dasjenige nachgewiesen, das für die grundwissenschaftliche Betrachtung den eigentlichen Rückhalt bildet, weil alles, was sie an Allgemeinstem herausstellt, doch nur an Einzelwesen, als ihnen Zugehöriges, klar zu begreifen ist, da es überhaupt nur an ihnen gegeben sein kann.

Ohne das Einzelwesen wäre, wie der Verfasser zu zeigen sucht, keine Veränderung zu verstehen und damit auch kein Wirkungszusammenhang im Gegebenen, da dieser immer Veränderung in sich schließt. In dem „Satze der Veränderung" und in dem sich auf diesen gründenden „Satze des Wirkens" findet Johannes Rehmke die beiden Grundpfeiler für das Verständnis der Wirklichkeit.

Zu dieser Wirklichkeit gehört all das Gegebene, das sich im Wirkungszusammenhang mit anderem Gegebenen findet. Die Wirk-

[1]) Frankfurt a. M. 1910. Kesselring. M. 9.—.

lichkeit oder die Welt machen also diejenigen Einzelwesen des Gegebenen überhaupt aus, die da wirken oder Wirkung erfahren, und dasjenige, kraft dessen sie wirken, und wiederum, was sie als Wirkung erfahren, ist natürlich, als ein zu ihnen Gehöriges, auch Wirkliches, d. h. der Welt als der Wirklichkeit zuzuschreiben. So sind denn insbesondere auch nicht nur die Bestimmtheiten des wirkenden oder Wirkung erfahrenden Dinges, also die Größe, die Gestalt, der Ort des Dinges, sondern auch dessen Eigenschaften, also die Farbe, Wärme usf. zur Welt, d. i. zum Wirklichen zu zählen und etwas dem wirklichen Dinge Zugehöriges.

Von besonderer Bedeutung für die Philosophie als Grundwissenschaft erscheint endlich die Betrachtung des Menschen nicht als eines Einzelwesens, sondern als einer steten Wirkenseinheit zwischen zwei schlechthin verschiedenen Einzelwesen: Leib und Seele. Aus dieser Betrachtung leitet Johannes Rehmke weitgehende Folgerungen ab, die ihn in der Frage nach dem Wesen der Seele und in der anderen Frage nach der Bedeutung der Erkenntnislehre für die Grundwissenschaft von den meisten Philosophen der Gegenwart unterscheiden.

Es ist in den Handbüchern der Geschichte der Philosophie herkömmlich, Johannes Rehmke unter die „Immanenz"-Philosophen zu zählen. Die Tatsache, daß Rehmke in Greifswald Jahre hindurch an der Seite Wilhelm Schuppes gelehrt hat, ist aber nicht hinreichend, um ihn zum „Immanenz"-Philosophen zu stempeln. Es steht zu hoffen, daß Rehmkes Grundwissenschaft, und zwar namentlich durch ihre Stellungnahme zur Erkenntnislehre, der 'fable convenue' von seiner Zugehörigkeit zum Kreise der Immanenz-Philosophen endlich ein Ende macht. — Erwähnen will ich noch, daß im Jahre 1911 Rehmkes Schrift „Zur Lehre vom Gemüt" in zweiter, umgearbeiteter Auflage erschienen ist.[1]) Das Gemüt als Inbegriff der Gefühle und Stimmungen der Seele wird in dieser Schrift im Einklang mit Rehmkes „Philosophie als Grundwissenschaft" behandelt. Die Seele ist das „Einzelwesen", das die Gefühle und Stimmungen als seine „Bestimmtheitsbesonderheiten" erfährt, wobei die Einzelheiten dieser Bestimmtheitsbesonderheiten dem Begriffsschatze der Rehmkeschen Psychologie und Grundwissenschaft zugeordnet werden.

Von der in der allgemeinen Psychologie wurzelnden Weltanschauung Rehmkes gehe ich über zu der Weltanschauung der beiden hervorragendsten Vertreter der deutschen Experimentalpsychologie der letzten Jahrzehnte — Carl Stumpf und Wilhelm

[1]) Leipzig 1911. Dürr. M. 3,—.

Wundt. Vielfach einander entgegengesetzt in ihrer geistigen Anlage und nicht minder entgegengesetzt in den Ergebnissen ihrer Forschung, haben beide eine Sammlung ihrer kleineren Schriften veranstaltet; beide in der Hoffnung, daß diese kleinen Schriften ein ungefähres Bild ihrer „Weltanschauung" darstellen werden.

Zunächst Carl Stumpf. Unter der Aufschrift „Philosophische Reden und Vorträge" hat der feinsinnige Berliner Psychologe seine Gelegenheitsgedanken über diejenigen Teile der Philosophie zusammengefaßt, die auch im weiteren Kreise der Gebildeten Teilnahme zu finden pflegen.[1]) Ein im Jahre 1887 verfaßter Vortrag über „die Lust am Trauerspiel" macht den Beginn. Stumpf sucht mit feiner Beobachtungsgabe und im Hinblick namentlich auf das „klassische Trauerspiel" der griechischen und deutschen Dichtung nachzuweisen, wie die häufigen Versuche, das Wesen unserer Lust am Trauerspiel auf eine einzige Wirkung zurückzuführen, stets in Einseitigkeiten und in der Vernachlässigung anderer wichtiger Wirkungen enden. Es ist nun einmal Tatsache, daß die „Lust am Trauerspiel" kein einheitlich erzeugtes Gefühl ist, sondern ihre Entstehung sehr verschiedenartigen Einflüssen verdankt. Diese verschiedenartigen Einflüsse klar heraus zu stellen und nebeneinander zu ordnen, ist die Aufgabe, die der sorgfältige und bei aller Gewissenhaftigkeit liebenswürdig geschriebene Aufsatz Stumpfs übernimmt: anregend durch seinen Inhalt, noch anregender vielleicht durch das eingeschlagene Verfahren der Untersuchung.

Es folgt die wichtige Rede Stumpfs auf dem dritten „Internationalen Psychologenkongreß" (1896) über das Verhältnis von „Leib und Seele". Stumpf ist ein entschiedener Verteidiger der Wechselwirkung von Leib und Seele im Gegensatz zu allen Versuchen, diese beiden so verschiedenartigen Erscheinungen in Eins zu setzen. Die Schwierigkeit der seit Jahrhunderten gestellten und ungelösten Frage liegt in unserer Begriffsbildung: sei es der Begriffe Leib und Seele, sei es des Begriffs der Ursache. Carl Stumpfs Aufmerksamkeit richtet sich namentlich auf diesen letzteren Begriff. Er gewinnt seine Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele aus einer eigentümlichen, freilich nicht unanfechtbaren Verwendung des philosophisch geläuterten Begriffes der Verursachung. Stumpfs Stellungnahme zu der Frage nach dem Verhältnis zwischen Leib und Seele ist weder eine endgültige Lösung der Frage noch will sie es sein. Aber sie ist höchst eigenartig und gibt Gegnern wie Anhängern reichlich zu denken.

Ich übergehe die weniger bedeutende Festrede vom Jahre 1899 über den „Entwicklungsgedanken in der gegenwärtigen Philoso-

---

[1]) Leipzig 1910. Barth. M 5,80.

phie" und den Vortrag aus dem Jahre 1900 „Zur Methodik der Kinderpsychologie", um zu der viel besprochenen Rektoratsrede vom Jahre 1907 zu gelangen: „Die Wiedergeburt der Philosophie". In einer Zeit, die dem Geiste seiner eigenen Wissenschaftserziehung verhältnismäßig fremd ist, sucht Carl Stumpf das neue Treiben und Drängen der deutschen Jugend trotz der offensichtlichen Fremdheit an den Geist der letzten Jahrzehnte anzugleichen und das Neue als Fortentwicklung des Alten zu verstehen. So liebenswürdig und erfreulich dieser Gedanke an und für sich ist, so wenig entspricht er der Überzeugung der deutschen Jugend selbst. Die „Wiedergeburt der Philosophie" ist nicht eine Fortsetzung der unmittelbar hinter uns liegenden Vergangenheit, sondern eine Gegenwirkung gegen sie. Es ist daher ein völliges Mißverständnis, wenn Stumpf als den Grundpfeiler für die Wiedergeburt der Philosophie die naturwissenschaftliche Bildung ansieht und eine zusammenfassende Kenntnis der Einzelwissenschaften als das Ziel des neuen philosophischen Strebens. Das Gegenteil ist der Fall. Jene naturwissenschaftliche Bildung und Zusammenfassung der Einzelfächer ist ein Kennzeichen der Zeit Fechners und Lotzes, der Zeit des Niederganges der Philosopie, der Zeit, in der Stumpf selbst aufgewachsen ist. Es ist die Zeit, in der Wilhelm Wundt die Zusammenstellung der Einzelwissenschaften unverblümt zum Gegenstande seiner Weltanschauung machte: einer Weltanschauung, die denn freilich mehr erlernt als erlebt und mehr ein Sammelbecken als eine Quelle war. Diese Art der „Philosophie", das unphilosophische Erzeugnis des naturwissenschaftlichen Geistes der letzten Jahrzehnte, ist an der „Wiedergeburt der Philosophie" im 20. Jahrhundert so wenig beteiligt, daß diese vielmehr erst aus der Erkenntnis der philosophischen Unzulänglichkeit naturwissenschaftlicher Begriffsbildung entstand. Philosophie als Weltanschauung ist erkannt als eine Angelegenheit der Geistes-, nicht der Naturwissenschaften. Darum sind nicht Fechner und Lotze Führer der Zeit — sie verstauben von der deutschen Jugend ungelesen in den Büchereien —, sondern Führer sind Fichte, Schelling und Hegel, die Männer, die noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Rolle der Narren in der Geschichte der Philosophie spielten. Die neue philosophische Strömung ist wie alle großen Bewegungen Umschlag und nicht bloß langsame Weiterentwicklung. Sie ist wirklich eine Wiedergeburt der Philosophie, nicht stilles Wachstum.

Die „Wiedergeburt der Philosophie" meint aber zugleich eine sittliche Neugeburt, und eben hier wurzelt die Teilnahme Stumpfs an der Bewegung. Daher bildet seine Ansprache an die Berliner Studierenden über den „ethischen Skeptizismus" eine Ergänzung der viel besprochenen Rektoratsrede. „Ethischer Skeptizismus"

bedeutet, wenn man ihn seiner Verbrämungen entkleidet, Befreiung vom Gewissen: eine Befreiung, die freilich zu Recht besteht, so lange das Gewissen als einsichtsloses Gefühl die Herrschaft verlangt. Aber mit dem einsichtslosen Gefühl das Gewissen selbst preiszugeben, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Stumpf ist der Glaubensüberzeugung, daß für das menschliche Handeln jenseits der Willkür des Einzelnen sittliche Gesetze bestehen. „Wir müssen in dem Zweifler das Bewußtsein zu wecken suchen, daß es Werte an sich gibt, deren Anerkennung er sich nicht entziehen kann, und daß sie auch für ihn selbst nur durch Aufgehen in den objektiven Zielen erreicht werden können." Mit diesen mehr dem Glaubens- als dem Wissenschaftsleben zugehörigen Anschauungen steht Stumpf selbst im Strome der Bewegung zur „Wiedergeburt der Philosophie" und nähert sich anderseits jenen von Hugo Münsterberg verkündigten Anschauungen, denen er dennoch Wissenschaftsbedeutung mit Recht abspricht.

Von der Behandlung der Fragen voll Lebensbedeutung für die Gegenwart führt endlich der letzte Vortrag des Buches an den Anfang zurück zur ruhigen Erwägung der Werke der Kunst und betrachtet, freilich nicht ohne Zufluchtnahme zu unbeweisbaren Annahmen, „die Anfänge der Musik" in meisterhafter Beherrschung des Stoffes: lehrreich auch dann, wenn die eigentlich geschichtlichen Folgerungen der Zergliederung vor den Tatsachen nicht standhalten sollten.

Das umfangreichere Seitenstück zu Carl Stumpfs Philosophischen Reden und Vorträgen bilden die beiden ersten stattlichen Bände von Wilhelm Wundts „Kleinen Schriften".[1]) Sie enthalten, wenn man den Inhalt unter einen zusammenfassenden Namen bringen will, eine Auseinandersetzung von Wundt mit den Hauptrichtungen in der Philosophie und Psychologie der letzten Jahrzehnte: in der Philosophie namentlich auf dem Gebiete der Erkenntnislehre und der Logik mit besonderer Zuspitzung auf die Frage nach dem Weltbegriff; in der Psychologie namentlich auf dem Gebiete der grundsätzlichen Entscheidungen und der Verfahrungsweisen. Nach Wundts eigener Absicht sollen diese „Kleinen Schriften" als ergänzende Ausführungen zu seinen größeren Werken dienen. Sie sind zu sehr verschiedener Zeit — zwischen 1876 und 1910 — entstanden, aber vor der Drucklegung noch einmal „gründlich durchgesehen": an vielen Stellen verkürzt, an anderen Stellen erweitert. Die letzte Abhandlung des ersten Bandes: „Psychologismus und Logizismus" ist so gut wie ganz neu geschrieben.

Wissenschaftliche Auseinandersetzung ist im Grunde niemals Wilhelm Wundts Stärke gewesen. Freunde wie Gegner unter den

[1]) Leipzig 1910/11. Engelmann. M. 15,20 und M. 13,20.

Zeitgenossen haben es von jeher beklagt, daß Wundt ihre eigenen Ansichten entstelle, anstatt sie darzustellen; und auch der unparteiische Leser kann sich dieses Eindrucks oft nicht erwehren. Trotzdem ist das vorliegende Werk in großen Teilen außerordentlich lehrreich, denn das Vorherrschende ist und bleibt Wilhelm Wundts eigener Gedanke, der sich im Anschluß oder im Gegensatz zu den Meinungen anderer Philosophen ausspinnt. Mögen diese nun mißverstanden sein oder nicht, Wundts eigene Gedankenbildung ist trotz der hier und da schulmeisterlich lehrhaften Breite überall anregend und gerade in seiner heute vielfach veralteten Stellungnahme auch kulturgeschichtlich bemerkenswert.

Den Eingang des Bandes bildet eine Abhandlung über das „kosmologische Problem": die Fortsetzung und geistige Weiterführung einer im Jahre 1866 offenbar unter dem Eindruck der neukantischen Bewegung entstandenen Schrift. Die Frage nach der Endlichkeit und Unendlichkeit des Weltbildes wird im Hinblick auf Kants Antinomienlehre und unter stetiger Berücksichtigung der neuzeitlichen Lage der Naturforschung behandelt und durch die Hinzufügung des Kraftbegriffs zu den Begriffen der Zeit, des Raumes und der Masse „gelöst". Es gibt einen weiteren und einen engeren Weltbegriff. Jener ist lediglich an Zeit und Raum gebunden. Er hat teil an der Schrankenlosigkeit dieser seiner Bedingungen; aber er bedeutet für uns in seiner Gesamtheit nur etwas Mögliches, nicht etwas Wirkliches. Dagegen bedeutet Raum und Zeit in Verbindung mit Masse und Kraft Wirkliches. Es ist das andere Weltbild. Aber es ist enger, endlich. Es hat räumlich Grenzen, hat zeitlich „irgendeinmal einen Anfang gehabt und wird irgendeinmal ein Ende nehmen".

Die zweite Abhandlung, mit der Durcharbeitung der ersten zur gleichen Zeit (1885) entstanden, ist auch sachlich nahe mit ihr verwandt. „Kants kosmologische Antinomien und das Problem der Unendlichkeit" behandelnd, führt sie die Untersuchung in sachlicher Übereinstimmung mit der ersten Abhandlung durch. Die „wahre" Unendlichkeit ist „das Infinite und Transfinite" des Raumes und der Zeit. Die „scheinbare" Unendlichkeit ist „das Indefinite und Inkommensurable" von Kraft und Masse als Raum- und Zeiterfüllung. Das einzige Gebiet der beiden ersten Begriffe ist das rein mathematische, und das ebenso ausschließliche Gebiet der beiden letzteren das physische. Der Begriff des Infiniten reicht genau so weit in das physische Gebiet hinüber, als in diesem die mathematischen Gebilde des Raumes und der Zeit zur Geltung kommen.

Soweit der Unendlichkeitsbegriff im Bereiche der Fachwissenschaften. Innerhalb der Philosophie aber — man sollte sagen:

innerhalb der philosophischen „Stimmung" — gewinnt der „Ausblick in ein Unendliches seine Grundlage in eben jenen zwei höchsten Tatsachen dieser Sinnenwelt, die wir, das Kantische Wort berichtigend und ergänzend, in den Worten ausdrücken können: «Das in Zeit und Raum unendliche Universum außer uns und das einer intensiven Unendlichkeit zustrebende geistige Wirken in uns.»" Diese beiden Unendlichkeiten schildert Wundt in ihrer Wirksamkeit auf die menschliche Lebensführung.

Die dritte Abhandlung: „Was soll Kant uns nicht sein?", ein Gegenstück zu Paulsens schöner Betrachtung: „Was uns Kant sein kann", tritt dem bekannten Worte Paulsens entgegen: man könne Kants Grundgedanken annehmen, ohne sich an sein schulphilosophisches Begriffsfachwerk zu kehren. Es ist im Grunde ein Widerspruch gegen den Versuch, Kant zum gemäßigten Positivisten zu stempeln: ein Versuch, der für die Parteistimmung der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ungemein kennzeichnend ist. Dieser Versuch ist jedoch nicht durchzuführen ohne eine Erweichung des Apriori, die Kant mit Recht als eine Rückkehr zu Hume betrachtet hätte. Von hier aus beginnt Wundt nun eine allgemeine Beurteilung der Kantischen Philosophie mit dem Ergebnis, daß die „Kategorien" einschließlich der beiden „Anschauungsformen" Raum und Zeit Denkgebilde sind, die zeitlich und erkenntniskritisch ihren Ursprung in der Erfahrung haben, während der „kategorische Imperativ" einen Ausdruck der menschlich-religiösen Gebundenheit Kants bedeutet.

Ich übergehe die Abhandlung zur Geschichte und Theorie der abstrakten Begriffe und die andere über naiven und kritischen Idealismus, nicht völlig einwandfreie Darstellungen und Auseinandersetzungen Wundts mit zeitgenössischen Richtungen in der Philosophie, um noch kurz seine Stellungnahme zur Frage nach dem „Psychologismus und Logizismus" zu berühren. Diese Frage, seit Jahren und leider noch gegenwärtig das Hauptstreitgebiet des deutschen Fachbetriebes in der Philosophie, krankt offenbar an einer großen Reihe von Selbstmißverständnissen und an einer noch größeren Reihe von gegenseitigen Mißverständnissen. Auch in Wundts Darstellung kommt die Furcht vor Übergriffen der Logik in das Gebiet der Psychologie und vor Übergriffen der Psychologie in das Gebiet der Logik noch deutlich zum Ausdruck. Wahrscheinlich würde die wissenschaftliche Grenzeifersucht auf diesem Felde sehr viel geringer sein, wenn man sich vergegenwärtigte, daß „Psychologie" und „Logik" keine dinghaften Heeresmassen sind, sondern verschiedene Verfahrungsweisen der Begriffsbildung, die ein zum Teil gemeinschaftliches Gebiet bearbeiten. Daher ist in der Tat eine logische Behandlung der seelischen Erkenntnisvorgänge und eine

psychologische Behandlung der Mathematik und der Logik selbst nicht nur möglich, sondern erforderlich.

Es wäre unter diesen Umständen zu wünschen, daß der Streit der Logizisten und Psychologisten vielmehr zu einer Selbstprüfung würde: des Logikers, daß er nicht unversehens in psychologisches, des Psychologen, daß er nicht unversehens in logisches Fahrwasser und dadurch zu Lösungen gerate, die seiner ursprünglichen Absicht entgleiten. Im übrigen pflegen sich derartige Fehler, wo sie gemacht werden, nicht durch die Erörterung der „Prinzipienfragen“ zu berichtigen, sondern durch die Unmöglichkeit, mit solchen Ergebnissen in der Arbeit fortzufahren. Wundt ist daher zweifellos im Recht, der Belanglosigkeit des Antipsychologismusstreites gegenüber auf das tatsächliche Vorschreiten der Fachwissenschaften zu verweisen.

Weniger ausführlich kann ich hier auf den zweiten Band der Wundtschen „Kleinen Schriften“ eingehen. Er enthält Abhandlungen aus dem Gebiete der Psychologie, namentlich solche, „die sich mit prinzipiellen Fragen beschäftigen“; und unter den letzteren sind wieder diejenigen bevorzugt, „über die noch heute die Meinungen zum Teil weit auseinander gehen“.

Der Band wird eröffnet durch einen Aufsatz über „Psychische Kausalität“ — es ist Wundts schwächster Punkt. Der Begriff der Ursache, außerordentlich heikel bereits im Gebiete der Bewegungen starrer Körper, eine crux interpretum im Gebiete des Lebens, verliert seine Bedeutung vollends im Bereiche des seelischen Lebens. Dessenungeachtet pflegt Wundt, wie es mir immer scheint, noch unter dem Eindrucke Herbartschen Erbes, das seelische Geschehen wie eine Chemie von Erlebnisteilchen zu behandeln: ein Verfahren, das ganz und gar im Bildhaften stecken bleibt und dem Bilde zuliebe die Tatsachen vergewaltigt. Der Erörterung dieser Verfahrungsweise ist die erste große Abhandlung gewidmet. Die zweite Abhandlung bewegt sich unter der Aufschrift: „Die Definition der Psychologie“ in ähnlichen Gleisen: wobei gleichzeitig der „Voluntarismus“ Wundts heraustritt, jene Richtung der Psychologie und Philosophie, die als eines der Wahrzeichen des ausgehenden 19. Jahrhunderts Wundt mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen teilt.

Indem ich die Abhandlung „Über psychologische Methoden“ und die andere über „Hypnotismus und Suggestion“ hier übergehe, teils weil sie zu sehr ins Fachwissenschaftliche schlagen, teils weil Wundt hier mit der gegenwärtigen Forschung nicht mehr Schritt hält, verweile ich noch einen Augenblick bei der Abhandlung „Zur Lehre von den Gemütsbewegungen“. Sie ist in ihrem eigentlichen Kern die Auseinandersetzung Wundts mit C. Langes Lehre von den Gemütsbewegungen, die ihrerzeit großes Aufsehen erregte — mit den

von Lange unabhängigen gleichzeitigen Arbeiten William James' beschäftigt sich Wundt merkwürdigerweise nicht. Jener Lehre entsprechend sind die Gemütsbewegungen ein Innewerden unvermittelt eintretender Körperzustände: wir sind traurig, weil wir weinen; nicht weinen wir, weil wir traurig sind. Wundt sucht dieser Lehre das scheinbar Widersinnige zu benehmen, indem er diesen besonderen Fall der körperlichen Bedingtheit der Gemütsbewegungen auf das allgemeine Verhältnis des seelischen Lebens zu den Nervenvorgängen zurückführt. Zweifellos das einzig wissenschaftliche Verfahren, das übrigens auch Lange selbst und namentlich William James eingeschlagen hatten. Aber während diese in erster Linie auf die Tatsachen wiesen, sucht Wundt vor allem diese Tatsachen mit seinem „System" der Psychologie zu vereinigen; und es muß gesagt werden, daß gerade an dieser Stelle Wundts Auffassung der „psychischen Kausalität", die Form seines „Parallelismus" und seine Furcht vor einer „materialistischen" Seelenauffassung die Sachlage eher verdunkelt als klärt.

In der deutschen Schulphilosophie der Gegenwart geht augenblicklich, wie schon erwähnt, die Woge der „antipsychologistischen" Erkenntnislehre hoch, gehoben durch den ersten, zwar schwächeren, aber leichter zu lesenden und von den Antipsychologisten bevorzugten Band der „Logischen Untersuchungen" Edmund Husserls. In diese das letzte Jahrzehnt kennzeichnende Strömung gehört ein mir vorliegender Schulbeitrag von Esther Gurland-Eljaschoff mit der Aufschrift: „Erkenntnistheoretische Studien auf antipsychologischer Grundlage, I. Teil: Die Voraussetzungen des modernen Psychologismus und der Ausgangspunkt Kants."[1]) — Die Arbeit bewegt sich durchaus im gewohnten Geleise und sucht Marburger und Göttinger Gedankenkreise gegen eine Reihe neuerer Vertreter der „psychologistischen" Erkenntnislehre auf dem Wege des Angriffs zu verteidigen.

Ich glaube nicht, daß der Streit der „Psychologisten" und „Antipsychologisten" dem deutschen Vaterlande viel Ehre macht; er ist, wie ich bereits im Hinblick auf Wundt ausführte, verhältnismäßig unfruchtbar. Der wahre Sachverhalt kommt im wesentlichen darauf hinaus, daß der „Antipsychologismus" den Inhalt der Erkenntnis betrachtet als etwas an sich Gültiges, davon absehend, wie wir zu ihm gelangt sind, während der „Psychologismus" Erkenntnisvorgang und Erkenntnisinhalt in steter Verbindung erhält. Beide Wege sind, wie gesagt, möglich; und es ist lediglich eine

[1]) Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Hrg. von Ludwig Stein. Bd. 71. Bern 1910. Scheitlein & Co. M. 1,—.

Frage der Bewährung im einzelnen Falle, welcher Weg dem anderen vorzuziehen sei. Grundsätzliche Erörterungen, die den „Antipsychologismus" aus der „psychologistischen" Begriffswelt oder den „Psychologismus" aus der „antipsychologistischen" Begriffswelt widerlegen wollen, ermangeln des Wissenschaftswertes. Alle mir zu Gesicht gekommenen Arbeiten dieser Art wenigstens, der viel gefeierte erste Band der logischen Untersuchungen Husserls nicht ausgenommen, stellen, wenn ich mich nicht sehr irre, einen Kampf gegen Windmühlen dar.

Der Klarste und Gewandteste unter den Schülern eines der Führer des „Antipsychologismus", Hermann Cohens, der Berliner Privatdozent Ernst Cassirer hat ein Werk veröffentlicht mit der Aufschrift: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik".[1]) Die Einzelheiten des Werkes gehören in das Gebiet der ausschließlich fachphilosophischen Wissenschaftslehre und können hier nicht zur Sprache gebracht werden. Dagegen ist die Gesamtabsicht Cassirers auch für den Kulturhistoriker wichtig, weil sie zeigt, in welcher Richtung sich gegenwärtig die naturwissenschaftliche wie die philosophische Begriffsbildung bewegt.

Es ist die Neigung, den „Substanzbegriff", wo nicht durch den „Funktionsbegriff" zu ersetzen, so doch dem „Funktionsbegriff" unterzuordnen. Oder mit einfachem Alltagswort gesagt: in der Philosophie und in den Naturwissenschaften sind nicht die Beziehungen um der Dinge willen, sondern die Dinge um der Beziehungen willen da. Auf die Beziehungen allein kommt es an. Die Dinge sind gewissermaßen nur die gedachten Hilfsstützpunkte zur Feststellung der Beziehungen.

Es ist wohl verständlich, daß dieser Gesichtspunkt sich in der Betrachtung der Mathematik und der einzelnen Gebiete der Naturwissenschaft durchführen läßt. Daß Atome, Elektronen und dergleichen „Dinge" lediglich um der Beziehungen zwischen ihnen erfunden sind, ist allgemein bekannt, und es ist bekannt, daß auch sonst die naturwissenschaftliche Begriffsbildung auf die Beziehungen zwischen den Dingen, auf Reihen und Ordnungen, nicht auf die Dinge selbst ausgeht. Es gilt das aber auch für die Philosophie. Sehr geschickt weiß hier Cassirer die einzelnen neueren Strömungen in dieser Hinsicht seinen Gesichtspunkten dienstbar zu machen. Philosophie und Psychologie kommen beide auf ihre Rechnung: Ostwald und die österreichische Schule, Stumpf und James und die Würzburger experimentellen Versuche über Denk- und Willens-

[1]) Berlin 1910. Cassirer. M. 14,—. Die ungewöhnlich prunkhafte Ausstattung des Buches steht zu seinem schlichten Inhalt in keinem Verhältnis.

handlungen, vor allem aber der „Antipsychologismus" und „Antiempirismus" Marburger Färbung. „Objektiv" und „objektive Notwendigkeit" und eine „Systematik", der noch immer etwas von dem mystischen „Apriori" der Mathematiker in der Philosophie anhängt, spuken auch bei Cassirer noch hinter der Bühne, mit dem üblichen antipsychologischen und neukantischen Zubehör einer schiefen Darstellung David Humes.

Als Logiker — und der Logik ist das neue Werk gewidmet — bewegt sich Cassirer mit einer außerordentlichen Gabe der wissenschaftlichen Einfühlung in den von Cohen gewiesenen Bahnen. Aber weniger mit Rednerblüten verhüllt, schlichter und klarer wie sein Meister, weiß er sich gleichzeitig mit den Befunden der Naturwissenschaften und der fachwissenschaftlichen Philosophie innerhalb weiter Grenzen in Einklang zu setzen. Trotz allem Apriorischimmer gewinnt selbst derjenige, der der Begriffsmystik abhold ist, aus Cassirers Buch den erfreulichen Eindruck einer Möglichkeit der Verständigung: bei der Streitbarkeit der Antipsychologisten ein seltener Fall.

Unter den Männern, mit denen Cassirer ein Einverständnis sucht und zum Teil findet, ist Wilhelm Ostwald, der einst so verdiente Begründer der physikalischen Chemie, der von der Naturwissenschaft zu einer nicht ganz einwandfreien „Naturphilosophie" und von der Naturphilosophie zu einer noch viel weniger einwandfreien „Kulturologie" übergegangen ist und sich nun leider einem Aufklärertum hingibt, dessen Tonart vielfach an die Streitweise Haeckels grenzt. Vor mir liegt ein umfangreicher neuer Band des vielgeschäftigen Mannes, in dem er unter der Aufschrift: „Die Forderung des Tages"[1]) eine große Zahl seiner kulturwissenschaftlichen Vorträge, Aufsätze und Gelegenheitsschriften zu einem umfangreichen Bande zusammengestellt hat.

Ich möchte dem Werke nicht unrecht tun und daher von vornherein hervorheben, daß wir es hier im Gegensatz zu der alles in allem recht mäßigen letzten Schrift des Verfassers: „Große Männer" mit einem wirklich eindrucksvollen Buche zu tun haben. Es ist das Werk eines Mannes, bei dem man merkt, daß er seine ganze Persönlichkeit für seine Überzeugung einsetzt: eine kraftstrotzende, furchtlose Persönlichkeit; aber es ist auch der „Naturforscher", wie er im Volksbuche steht, mit der ganzen Eitelkeit und Selbstzufriedenheit seines Standes, mit jener Vorurteilslosigkeit der Laien, die die bessere Hälfte ihres völligen Unwissens um das geschichtliche Werden ist; und mit einer krankhaften Roten-Tuch-Wut gegen Philo-

[1]) Leipzig 1910. Akadem. Verlagsgesellschaft. M. 10,20.

logie und Philologen. Das ist Wilhelm Ostwald in der Kulturwissenschaft, und man muß diese persönlichen Stärken und Schwächen schon hinnehmen, um den sachlichen Gehalt seiner Arbeit zu würdigen.

Der sachliche Gehalt dieser Arbeit besteht in der Übertragung des Energiebegriffs auf das Gebiet der Kultur. Ohne die schlechte Nebenbedeutung des Wortes darf man sagen, daß der Energiebegriff die „fixe Idee" Ostwalds geworden ist, wie sein Philologenhaß bei ihm als „fixe Idee" mit jener schlechten Nebenbedeutung erscheint. In der Tat, bei jeder Kulturerscheinung, die in seinen Gesichtskreis kommt, wickelt sich nach Ostwalds eigener Schilderung gewissermaßen „automatisch" die Energiebetrachtung ab; und so ist der Inhalt des mir vorliegenden Buches eine Betrachtung der verschiedenartigsten Kulturgebiete unter dem Gesichtswinkel des Energismus. „Energie" ist der Wertmaßstab der Kultur. Eine Kultur taugt so viel, als Nutzeffekt bei der Umgestaltung der rohen Energien für menschliche Zwecke ersichtlich ist. Das ist der Weisheit letzter Schluß. Das Märchen von dem Menschen, dessen „einziger" Vorzug vor den Tieren in seiner schrittweise erfolgenden Befreiung von der Umwelt besteht, muß den neuen Kulturmaßstab stützen.

Savoir pour prévoir. Alles läuft hinaus auf eine kluge Haushaltung mit den vorhandenen Energien. Und so geht denn Ostwald daran, die gesamte Kultur unter diesen Fabrikbesitzerbegriff zu stellen. Die Kunst hat den Zweck, für die Entspannung zu sorgen, aus der dann um so mehr Arbeitsprofit hervorgeht. Die Wissenschaft ist nicht zum Vergnügen da, sondern ein Vorspann zu dem großen Energiegüterzuge; und höchstens darf sie sich hier und da gestatten, Kohlenvorräte für spätere Lokomotivzwecke aufzustapeln. Eine „Theorie des Glücks" lernen wir kennen, ausgerechnet $E^2 - W^2$, gefunden durch Zusammenzählen und Abziehen von Willen und Widerwillen. Die religiöse Erweckung gehört in dieses Glücksgeschäft. Sie ist ein plötzliches Auffliegen der überlastet gewesenen Widerwillenswagschale. Weihnachtsgedanke von 1909 ist „die Verminderung des biologischen Trägheitswiderstandes" durch die Schule. Erfinder, wenn nicht große, so doch kleine, lassen sich nach energetischen Grundsätzen sehr einfach züchten.

Kurzum eine große Fabrik der Kultur und Wilhelm Ostwald als Fabrikdirektor. Ja, wenn der große Ingenieur der Welt die Menschen nach Art der Dampfer und Kraftfahrzeuge eingerichtet hätte, dann müßten wir uns nach einem solchen klugen und sparsamen Fabrikdirektor wohl oder übel umschauen. Nun es aber nicht so ist, bedürfen wir anderer Leiter. Die Menschheit ist keine Maschinenausstellung, sondern ein Lebensgebilde, das den Abgrund seiner

mannigfaltigen Bestimmung selbst noch nicht durchschaut, aber in dunklem Triebe sich vorwärts tastet: befruchtet von der Vergangenheit und schwanger mit der Zukunft. Darum kann die Menschheit nun auch keinen Fabrikmann brauchen, sondern allerhöchstens einen Gärtner, der da beobachtet, was kommen will, hier beschneidet und dort veredelt. Oder um aus dem Gleichnis heraus in die Wirklichkeit zu treten: Männer, die die allmähliche Entwicklung der Menschheit wirklich kennen, Geschichtsforscher und wie mich dünkt, nicht zum wenigsten Philologen, die die „exakten" Geschichtsforscher sind. Ostwald aber kennt die Lebensgesetze der Geschichtsentwicklung so wenig, daß ihm noch nicht einmal die Bedeutung der Vergangenheit für die Zukunft aufgefallen ist: eine Naturerscheinung, die zu den Anfangsgründen der Wissenschaft von der Menschheit gehört.

Trotzdem sind nun Wilhelm Ostwalds Verbesserungsvorschläge und seine „energetische" Betrachtungsweise keineswegs einfach von der Hand zu weisen. Denn er ist selbst ein Erzeugnis der gegenwärtigen Lebensentwicklung, selbst ein Kind der Vergangenheit und auch einer von denen, die da schwanger sind mit der Zukunft. Kein Zweifel, daß die „Menschenökonomie", um ein Wort Rudolf Goldscheids zu brauchen, in der Zukunft eine sehr wichtige Rolle spielen wird. Kein Zweifel, daß viele Ostwaldsche Vorschläge sich in der zukünftigen „Menschenökonomie" bewähren werden. Unsere ganze Kultur treibt nach dieser Richtung. Aber man muß schon sein Leben lang Physiker, Chemiker, Fabrikant oder Geschäftsmann gewesen sein, um zu übersehen, daß das Droschkengauldasein nicht das einzige Lebensziel der Menschheit ist. Möglichst hohe Ausnutzung der Arbeitskräfte; Arbeitskräfte und wiederum Arbeitskräfte; und die Freude auch nur als Heizkohle für neue Arbeit. Ich wenigstens bedanke mich für diese Kultur und ihre Versklavung des Menschen. Arbeit um der Arbeit willen ist blinde Knechtschaft und wahrscheinlich unwürdiger als die von Ostwald verschrieene Wissenschaft um der Wissenschaft willen oder Kunst um der Kunst willen. Mich dünkt, daß das Verlangen nach vornehmem Dasein schließlich auch noch ein Lebensziel in der Entwicklung der Menschheit ist.

Wilhelm Ostwald gehört seiner ganzen Geistesart nach zum Geschlechte der deutschen „Aufklärer". Er ist trotz aller Schwächen einer ihrer Besten. Dagegen ist der Schriftleiter der „Neuen Weltanschauung, Monatsschrift für Kulturfortschritt auf naturwissenschaftlicher Grundlage"[1]), Dr. W. Breitenbach in Brackwede, offenbar keiner der Besten. Jedenfalls ist das mir vorliegende dritte Heft des dritten Jahrganges seiner Zeitschrift voll

[1]) Leipzig. Barth. Jahrg. 1910. M. 6,—.

von einer Reihe unangenehmer Gehässigkeiten und Hetzereien. Ich behalte mir vor, die Niederungen der Kulturströmungen bei Gelegenheit im Zusammenhange zu behandeln, und so sei die „Neue Weltanschauung" hier nur gestreift. — In demselben Zusammenhange werde ich später den Vortrag von Hans Behm, „Die einheitliche Weltanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung von Lamarck, Darwin, Haeckel"[1]) berücksichtigen. Ich bemerke hier nur, daß der Vortrag zu der Gattung der klaren, maßvollen und liebenswürdigen Darstellungen aus der Massenliteratur des volkstümlichen „Monismus" gehört.

Niemand wird behaupten, daß zu der Aufklärung liebenswürdigen Schlages die deutsche Sozialdemokratie gehört. Selbst wo sie gewinnen will, stößt sie ab. Mich wenigstens. Denn ich höre von ihr immer nur ein Nörgeln und Mäkeln; ein Ton, der im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entstanden ist, der Gegenwart nicht gerecht wird und ihr Kulturleben erschwert statt es zu fördern.

Durch Nörgeln versuchen es die Sozialdemokraten neuerdings auch, die geistigen Führer der Nation auf ihre Seite zu bringen. Der Weg, den sie einschlagen, ist kulturgeschichtlich bezeichnend. In demselben Lager, in dem die gehässigen, alles in den Schmutz ziehenden Worte: „Hurrapatriotismus" und „Stehkragenproletarier" gangbar sind, ist das Wort vom „Intelligenzproletariat" entstanden. Meines Erachtens ein Widerspruch in sich. Der Verfasser der mir vorliegenden Schrift, Max Adler, „Der Sozialismus und die Intellektuellen"[2]), wird mit dieser Begriffsbildung die Kreise der akademisch gebildeten Welt schwerlich zum Beitritt zur sozialdemokratischen Partei anwerben. Seine Schrift beweist aufs neue die Unfähigkeit der deutschen Sozialdemokratie zu jeder sachlichen, aufbauenden Arbeit. Es ist natürlich außerordentlich billig, über Schwierigkeiten und Mißstände in den Kreisen der akademisch Gebildeten zu schmälen. Aber den Beweis, daß diese Schwierigkeiten in einem sozialdemokratischen Gemeinwesen gehoben sein würden, bringt Adler nicht. Er spielt die Rolle des Mephisto im Vorspiel des Faust:

„Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?"

mit der prompten Antwort:

„Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht."

Nur der schalkhafte Witz des Mephistopheles fehlt unserem Sozialdemokraten ganz und wird durch den Ton der Verärgerung und

[1]) Karlsruhe 1911, Macklot. M. 1,—.
[2]) Wien 1910. „Volksbuchhandlung" (Brand & Co.). M. 1,—.

der wortetürmenden Volksrednerei ersetzt. — Genug und übergenug.

Daß der akademisch Gebildete auch heute noch, wiewohl nicht in demselben Maße wie früher, mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, unterliegt keinem Zweifel. Namentlich verlangt der Hochschulberuf von Unvermögenden Opfer, die dem Gesichtskreis des echten Proletariers als ein Anlaß zum Schmähen erscheinen. Den jugendlichen Hochschullehrern, die ich kenne, erscheinen sie nicht so. Diese selbst empfinden es, daß ein hartes Leben Männer schmiedet, daß zur Entwicklung großer Kräfte Mängel und Schwierigkeiten dienstbar werden. Ich habe einen großen Teil meiner Hochschuljahre in sogenannten „demokratischen" Staaten verlebt, und dort ist mein von jeher schwacher Glaube an die „Volksherrschaft" doch noch ein gutes Stück herunter geschraubt. Nach meinen Erfahrungen, sowohl im Schulamte als in der Hochschule, gibt es weder in Frankreich noch in England noch hier in Amerika so viel Weitblick und wahres Verständnis für wissenschaftliche Ziele als in Preußen: trotz der Schmähungen der Sozialdemokraten. Ich werde auch nicht die Rede eines Harvard-Graduate vergessen, der hier im demokratischen Amerika unter der lebhaften Zustimmung der Professoren und der Studenten die Schäden des demokratischen Gedankens für einen wissenschaftlichen Arbeitsbetrieb und die Notwendigkeit einer natürlichen Aristokratie in der Wissenschaft hervorhob.

Und damit komme ich zu der anderen, gesellschaftlichen Frage. Träger der akademischen Bildung gehören naturgemäß zu den Führern des Volkes, nicht zu den Massen. Daher ist ihr Platz der geschichtlich gewordene, der neben den anderen Führern: dem Adel und dem Offizierkorps, der Verwaltung und der höheren Justiz, der Geistlichkeit und mit gewissen erheblichen Einschränkungen der großen Industrie. Kein vernünftiger Gebildeter hat den vorgeblichen „Haß" oder auch nur Abneigung gegen achtbare Handwerker und Arbeiter. Er erwidert nicht einmal den ihm von der Sozialdemokratie wirklich entgegen getragenen Haß. Aber es kann ihm kein Einsichtiger verargen, daß er auf gleichem Fuße nur mit denen verkehrt, die die gleiche Erziehung genossen haben. Mit diesen Männern verknüpfen ihn auch seine politischen Interessen, die die einer naturgemäßen Weiterentwicklung und nicht die der Sozialdemokratie sind.

Gegenüber der alles durchbrechen, verklagen und umwerten wollenden lauten Geistesströmung im Ausgange des 19. Jahrhunderts macht sich in der Gegenwart ein Bedürfnis der stillen Verinnerlichung und Erhebung geltend, ein Streben nach Vertie-

fung und Erweiterung des deutschen Seelenlebens; kein Verzagen und Gefühl der Erschöpfung, aber das Bewußtsein, daß es an der Zeit ist, neue Kräfte zu sammeln zu einem Vorwärtsschreiten in gesundem Wachstum statt hastigen, krankhaften Hinausbrechens über Ziel und Maß.

Zu den stillen Gärtnern am Geiste unserer Zeit gehört der Elsässer Dichter und Volksschriftsteller Friedrich Lienhard. Seit dem Herbste 1905 bis zum Herbste 1908 gab er unter der Aufschrift „Wege nach Weimar" Monatshefte heraus, die bald eine zahlreiche und treue Lesergemeinde gefunden haben und nun in zweiter Auflage in sechs Bänden als ein geschlossenes Ganzes erscheinen. Der Name des Werkes will besagen, daß hier alles Modische absichtlich einmal beiseite gelassen wird, um Raum zu gewinnen für das Bleibende, Klassische; und darunter versteht Friedrich Lienhard Einfachheit, Innerlichkeit, Wärme, Liebe. Von diesen Dingen handeln in schöner Anspruchslosigkeit die einleitenden Aufsätze, um dann einer Schilderung bedeutender Männer zu weichen: Gobineaus, Heinrichs von Stein, Emersons, Walt Whitmans, von deren Schriften kurze, besonders anziehende Ausschnitte mitgeteilt sind. Soweit der erste mir vorliegende Band.[1]) Man kann nicht sagen, daß das Werk irgend etwas Neues brächte oder inhaltlich für die Kulturgeschichte der Vergangenheit lehrreich sei. Aber wichtig ist es für die Kultur der Gegenwart als ein Buch der Erziehung am Geiste der Zeit und ein Kennzeichen der Veränderung in ihren seelischen Lebensbedürfnissen,

Zu den Büchern der Laien im Gebiete der Philosophie gehören auch die „philosophisch-religiösen Betrachtungen" eines Schauspiel- und Novellendichters, Friedrich von Hindersin: „Die Lehre vom All".[2]) Vom Standpunkte der Philosophie als Wissenschaft aus betrachtet kann dieses Buch mit seiner wilden Mischung von Aufklärung und Mystik, von Träumen und Gedanken, von Wahrheit und Dichtung nur Kopfschütteln erregen. Aber hier handelt es sich darum, daß es als eine Blüte des Volksgeistes mit zu den Anzeichen der sich fort bewegenden Kulturgeschichte gehört. Einer Kulturgeschichte freilich, deren Schöpfungen sich nur ganz gemächlich zu ändern pflegen, so daß sie dem Spießbürger als immer „schon da gewesen" erscheinen. Solcher Art ist auch die Schrift unseres Hindersin. Er führt uns, wie schon die Freimaurer im 18. Jahrhundert, durch einen Tempel der Erkenntnis: „ein wenig abseits der Heeresstraße, aber für den Suchenden ist der Zugang so

[1]) Wege nach Weimar. Beiträge zur Erneuerung des Idealismus. Erster Band: Heinrich von Stein — Emerson. Zweite neugestaltete Auflage. Stuttgart (1910). Greiner & Pfeiffer. M. 3,50.

[2]) Leipzig 1910. Otto Wigand. M. 3,—.

schwer nicht zu finden.“ Es ist der Tempel aller Religionen, die trotz der Verschiedenheit ihrer Glaubenssätze hier friedlich nebeneinander wohnen. Denn sie sind einig in der Verehrung des All, die aus der Selbsthingabe der Liebe hervorgeht und nicht aus der Richtigkeit oder dem Irrtum dieses oder jenes Lehrstückes. „Suchet nun nach der Wahrheit, suchet unablässig! Aber streitet nicht! Lasset einen jeden denken und glauben, wie er will. Siehe in meinem Reiche sind viele Wohnungen.“ So spricht in einem Traume Hindersins die unsichtbare Gottheit aus der Kuppel des Tempels; und der Träumende legt es dadurch dem Leser nahe genug, auch seinerseits nicht zu streiten. Mag die „Lehre vom All“, wie sie hier vorgetragen wird, auch noch so durchwirkt sein mit Wunderlichkeiten: die aus ihr sprechende menschliche Gesinnung ist warmherzig, vornehm und anziehend — und im Grunde wird nur um der Gesinnung willen Hindersins Lehre vom All geglaubt.

In denselben Gedankenkreis, nur daß sie zur Abwehr geradezu herausfordert, gehört die Werbeschrift der Comenius-Gesellschaft über „Die geistigen Strömungen der Gegenwart und das öffentliche Leben“ von Ludwig Keller.[1]) Demselben vielgeschäftigen Ludwig Keller, der uns schon bei Herder begegnet ist.[2]) Die fixe Idee der Schrift ist, daß alles sich verbündet habe, um die armen „Humanitäts“bestrebungen tot zu machen. Christentum und Naturalismus, Kirche und Sozialdemokratie marschieren von entgegengesetzten Enden auf die Humanitätsbestrebungen los und pressen sie zu nichte. Dagegen England und Amerika: das sind die wahren Länder des freien Auswirkens der Humanität.

Wie seltsam nehmen sich Völker und Zeiten im Kopfe Ludwig Kellers aus. Bedenkt man, daß die deutsche Kirche, zumal die evangelischen Pfarrer, und, wo es möglich ist, auch die Behörde seit Jahren im weitgehendsten Maße allen Humanitätsbestrebungen entgegenkommen, selbst da, wo diese mit dem christlichen Gemeindeglauben schwer in Einklang zu bringen sind; bedenkt man ferner, daß der deutsche sogenannte „Naturalismus“ in fast allen seinen volkstümlichen Ausprägungen auf die Humanitätsbestrebungen hinausläuft; daß Deutschland gegenwärtig das Land des allgemeinen idealistischen Drängens und Strebens ist, während in England und hier in Amerika die Kirche in fast mittelalterlicher Gewaltherrschaft das Gesellschaftsleben unterjocht und zu allgemein beklagter Heuchelei zwingt: dann müßte man die Parteiausführungen des Verfassers für bedauerlichen Undank halten, wären sie

[1]) Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Jahrg. 18, Stück 5. 3. Aufl. Jena 1910. Diederichs. M. —,50.

[2]) In dieser Zeitschrift Bd. IX, S. 497.

nicht vielmehr Unkunde über die Vorgänge im Geistesleben der Gegenwart.

Absichtlich gehe ich von Kellers Mißverständnis der Gegenwart zu einem beliebten Bändchen (41) in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" über, zu den nun in fünfter Auflage erschienenen Vorlesungen Oswald Külpes „Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland".[1]) Dieses Bändchen bedeutet nicht im eigentlichen Sinne ein Mißverständnis der Gegenwart, sondern führt überhaupt einen völlig unrechtmäßigen Namen und sollte vielmehr heißen: „Deutsche Philosophie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts". Der Grund ist sehr einfach und folgt aus der Entwicklung der letzten Jahre: Külpe schrieb sein Bändchen vor mehr als zehn Jahren, zu einer Zeit, als die ausgehende Philosophie des 19. Jahrhunderts in den letzten schwachen Zügen lag, während die neue Strömung noch nicht hereingebrochen war. So ist es gekommen, daß sein sich auch heute noch „Philosophie der Gegenwart" nennendes Buch ein wahrer „lucus a non lucendo" ist: denn es behandelt lauter Philosophen, die der Gegenwart nicht angehören. Die von Külpe behandelten vier Grundrichtungen: „Positivismus", „Materialismus", „Naturalismus" und der „Idealismus" der Naturbeseelung sind alles andere als bezeichnend für die Gegenwart. Die große Wirkung Ernst Machs liegt längst, die Wirkung Eugen Dührings noch viel länger hinter uns: aus dem „Positivismus" hat sich der Pragmatismus entwickelt, eine Philosophie ganz anderer Färbung. Ernst Haeckel wird nur noch in den Niederungen der Volksaufklärung ernst genommen; der Monismus kommt mehr und mehr in schlechten Ruf, und die Monisten selbst haben sich zum Teil von Haeckel losgesagt. Selten ist der „Materialismus" weniger kennzeichnend für ein Zeitalter gewesen als für die Gegenwart. Daß Friedrich Nietzsche noch fortwirkt, ist zweifellos: aber gerade das „Naturalistische" an ihm ist unserer überspiritualistischen Zeit unbehaglich, und so erfährt eben an dieser Seite Nietzsche heute die häufigsten Angriffe. Endlich der „Idealismus", wie Külpe ihn darstellt: Gustav Theodor Fechner und Hermann Lotze waren als Menschen wie als Philosophen schon tot, als Külpe 1901 sein Buch verfaßte. Dasselbe gilt gegenwärtig von Eduard von Hartmann, und der ehrwürdige Wilhelm Wundt, der heute mit Stolz auf sein großes Werk zurückblickt, lebt zwar noch, steht aber schon lange nicht mehr im Leben der Gegenwart. Aus diesen Gründen spreche ich dem Külpeschen Buch das Recht auf seinen Namen ab, so klar und liebenswürdig im übrigen diese „Ge-

[1]) Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen, nach Vorträgen, gehalten im Ferienkurs 1901 zu Würzburg. Leipzig 1911. B. G. Teubner. M. 1,25.

schichte der Philosophie in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts" ist.

Niemand kann in einem Lande, das nicht schläft, eine Philosophie der Gegenwart schreiben, ohne sie nach zehn Jahren völlig veraltet zu sehen. Die Schwierigkeit mit Külpe ist aber, daß er die Veränderungen der Gegenwart nicht sehen will, weil sie ihm mißfallen. Mir mißfallen sie auch: zum Teil wenigstens. Aber das kann doch nicht hindern, daß sie in Breite und Dichte da sind und daß wirkliche Anzeichen für Külpes Weissagung eines neuen, durch Kant geläuterten Rationalismus nach Descartes' und Leibniz' Vorbild nicht da sind. Der gegenwärtige Rationalismus in Deutschland geht vielmehr die Wege einer neuromantischen Weltanschauung, und wenn nicht alle Anzeichen aus den Bewegungen im Auslande trügen, so scheint nicht das Romantische des Rationalismus, sondern das Rationalistische der Romantik zum Untergang bestimmt.

Ich gehe von hier aus zu den verschiedenen Zweigen der deutschen Neuromantik in der Philosophie über und beginne mit Eucken. Denn es darf gesagt werden, daß die gegenwärtige Färbung der romantischen Bewegung in Deutschland von der plötzlichen erheblichen Steigerung des Euckenschen Einflusses im Beginne des 20. Jahrhunderts ausgegangen ist. Was Eucken mit den Berliner Vertretern der „Weltanschauung" und ihren Freunden verbindet, ist die Betonung des „zeitüberlegenen", des höheren Bewußtseins gegenüber dem „kleinmenschlichen", begrenzten. Was ihn trennt, ist die erfreuliche Richtung Euckens auf die Tat, auf die unmittelbare Einwirkung des „zeitüberlegenen" Bewußtseins auf den Zeitverlauf, während die Berliner Kreise und ihre Freunde trotz allen guten Willens doch einen Zug des feinen beschaulichen Genusses und eine bloße, oft unkräftige „Sehnsucht" verraten. Dort, im Euckenschen Kreise, gehört das höhere Bewußtsein sofort der Welt und wird zur Kulturphilosophie. Hier, im Berliner Kreise, gehört es sich selbst und wird zur Religion.

Auf der anderen Seite muß freilich zugegeben werden, daß die Unfähigkeit zu einer wissenschaftlich zureichenden Begriffsbildung die große Schwäche Euckens selbst ist und eine Schwäche seiner ganzen Schule. Das tritt in allen von dem Meister selbst wie von seinen Anhängern verfaßten Darstellungen der Euckenschen Philosophie zutage. Unter den vielen schon vorhandenen Darstellungen dieser Art ist wieder eine neue zu melden: Paul Gabriel, „Euckens Grundlinien einer neuen Lebensanschauung und sein Verhältnis zu J. G. Fichte".[1]) Euckens schönes Märchen vom neuen Leben des höheren kulturtragenden Bewußtseins wird hier dem Leser in

[1]) Bunzlau 1910. G. Kreuschmer. M. 1,20.

kurzer, einfältiger und geschmackvoller Form noch einmal vorgetragen. Diejenigen, die Euckens „neue Lebensanschauung" als Ganzes kennen lernen und sich doch nicht die Zeit nehmen wollen, seine „Grundlinien" selbst durchzulesen, finden bei Herrn Dr. Paul Gabriel, was sie suchen. Viel mehr läßt sich über den kleinen Aufsatz nicht sagen. Er teilt mit allen Schriften der Euckenschüler den Fehler des Meisters, uns des Vorhandenseins eines neuen Lebens und seiner Eigenschaften lebhaft zu versichern, statt etwas zum Beweise und zur Klärung zu tun. „Fühlen" läßt sich freilich, daß es mit Euckens neuem Leben und seiner Auswirkung durch die Tat etwas Richtiges auf sich hat. Aber mit dem Fühlen ist es nicht getan; und in der Gestalt, wie Eucken und seine Jünger uns diese Lebensauffassung darbieten, können wir sie philosophisch nicht verwenden. Es ist Wahrheit in der Gestalt der Dichtung.

Vom Schüler mit wenigen Worten zum Meister. Rudolf Euckens „Lebensanschauungen der großen Denker", die im vornehmsten Sinne volkstümliche Geschichte der Philosophie, ist in diesem Jahre in neunter „vielfach umgestalteter" Auflage erschienen.[1]) Ich erwähne das Werk an dieser Stelle, weil es, als eigentliche Geschichte der Philosophie hinter anderen Werken zurückstehend, seinen besonderen Wert als Waffe Euckens für seinen „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" beansprucht. Der Untertitel des Buches: „Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart" ist keine bloße Schönrednerei, sondern ernst gemeint. Eucken betrachtet die Geschichte als das Mittel zur Erwerbung eines „zeitüberlegenen" Gegenwartsbewußtseins, d. h. eines Bewußtseins, welches nicht aufgeht in dem kleinmenschlichen Getriebe des Augenblicks, sondern wurzelt in den Gesinnungen, die den Augenblick überwunden haben. Solcher Art sind die Gesinnungen der großen Denker. Denn die Gebäude ihrer philosophischen Gedanken sind nicht sowohl ein äußeres Gefüge als Kämpfe um ein geistiges Dasein, Aufbau inneren Lebens. Dies innere Leben aber, so mannigfaltig seine Auswirkungen in der Geschichte der Philosophie auch erscheinen mögen, ist doch im eigentlichen Wesen immer dasselbe, ist im wesentlichen auch das unsere. Und so heißt, den Lebensausbau der Philosophie verfolgen, an dem Ausbau des eigenen Lebens arbeiten.

Ich will nicht untersuchen, wie weit Euckens Buch über „die Lebensanschauungen der großen Denker" diese Aufgabe verwirklicht, wie weit es hinter ihr zurückbleibt. Jedenfalls bedeutet der Plan selbst einen großartigen Wurf, und er ist mit samt seinen Voraussetzungen dazu geeignet, das Euckensche Buch der Kulturgeschichte besonders nahe zu bringen: denn für den Kulturforscher ist die Geschichte der

[1]) Leipzig 1911. Veit & Co. M. 11,—.

Philosophie in der Tat eine „Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit“, mag dieses „Lebensproblem“ bei Rudolf Eucken auch oft unbestimmt genug zum Ausdruck kommen.

Damit komme ich zu der Berliner Ausprägung der neuromantischen Bewegung. Denn fast dasselbe Euckensche Problem hat neuerlich der Berliner Philosoph und geistreiche Schriftsteller Georg Simmel in einem kleinen Büchlein: „Hauptprobleme der Philosophie“[1]) aufgenommen und es mit noch größerer Entschiedenheit und in einem der Stimmung der gegenwärtigen Jugend vielleicht noch mehr entsprechenden Tone durchgeführt. Auch Simmels Büchlein ist eine Geschichte der Philosophie, man müßte richtiger sagen eine Philosophie der Geschichte der Philosophie. Sein äußerer Unterschied von dem Werke Euckens aber besteht darin, daß von Simmel die geschichtliche Reihenfolge verlassen wird und die Philosophien der Vergangenheit nur als Stoff und als erläuternde Beispiele zu einer „systematischen“ Untersuchung auftreten. Im übrigen ist der Gesichtspunkt Simmels dem Euckenschen Gesichtspunkte sehr ähnlich und entspricht durchaus der großen heutigen Bewegung hin zu einer Philosophie als Weltanschauung aus dem Geiste des höheren überzeitlichen Bewußtseins.

Wenn man nämlich heute so viel von einer Wiedergeburt der Philosophie als Weltanschauung hört, so ist das nicht in dem naturgemäßen Sinne zu verstehen, daß neue Weltanschauungen entstünden, sondern in dem uneigentlichen kraftloseren Sinne, daß man darüber nachdenke, daß andere Philosophien eine Weltanschauung seien; daß man diese Weltanschauungen als Ausdruck eines „tiefsten Sehnens“ betrachte, und daß man sich selber „sehne“ — als echter Neuromantiker.

Aus dieser neuromantischen Stimmung ist das Simmelsche Buch empfunden, gedacht und geschrieben.

> „Was man den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund' der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

In Georg Simmels Hauptproblemen der Philosophie ist die philosophische Vergangenheit der Ausdruck einer Kette von Lebensstimmungen voll „tiefster Sehnsucht“, voll „Lust und Qual“, voll „Tragik des Denkens“, voll „Beängstigungen“ und „Sollens“-Gefühlen, kurz voller Erlebnisse, die just heute bisweilen empfunden, bisweilen anempfunden werden und gestern so noch nicht da waren. Es ist ein wissenschaftlicher, nicht etwa ein künstlerischer Einwurf gegen das Buch, daß Heraklit oder Leibniz oder Hegel oder Schopenhauer so in ihm sprechen, wie sie sprechen würden, wenn sie

[1]) Sammlung Göschen Bdchen. 500. 2. Aufl. Leipzig 1911. Göschen. M.—,80.

Simmel im Jahre 1911 wären. Um den Gemütsursachen der Verfasserschaft gerecht zu werden, möchte man so kühn sein zu sagen: dies Buch über die Weltanschauungen gehöre selbst zu den Weltanschauungen, sei eine Geschichte der Philosophie „als Weltanschauung", viel mehr denn eine Geschichte der Philosophie als Wissenschaft. Dadurch wird dem Wesen des Buches Rechnung getragen. Denn für die Weltanschauung wird die Welt absichtlich zum Spiegel des Beschauenden, „Geschichte"treibenden.

Doch über diesem Einwurf gegen die Wissenschaftlichkeit der Durchführung soll die wissenschaftliche Bedeutung der Anlage des Buches nicht zu kurz kommen. Philosophie ist Weltanschauung, Weltanschauung ist Erlebnis. Das ist der erste Artikel im philosophischen Glaubensbekenntnis der Neuromantik. Es ist der Grundgedanke in Simmels Schrift. Gemeint aber ist mit diesem Schlagwort folgendes: alle Philosophie ist eine Kraftbetätigung des menschlichen Lebens, das mit der Außenwelt Abrechnung hält. Da haben wir also zwei Dinge, die sich gegenüberstehen: auf der einen Seite den Menschen, auf der anderen Seite die Außenwelt. Man könnte für Außenwelt auch einsetzen: den jeweiligen Erkenntnisstand, und hätte Simmel diese Einsetzung vollzogen, so wäre er wahrscheinlich zu anderen Ergebnissen gelangt. Genug, die herkömmliche Geschichte der Philosophie hat meist die Seite der Außenwelt genommen und zugesehen, was die einzelnen Philosophen mit dieser Welt (oder diesem Erkenntnisstande) anzufangen wissen. Simmel ergreift die andere Partei: er wird uns lehren, wie es im Herzen der Philosophen aussieht, die es mit der Außenwelt aufnehmen, und warum sie das eigentlich tun. Ein geistreicher und offenbar sehr lockender Plan. Nur ist die große Schwierigkeit, daß wir nicht so ohne weiteres in die Philosophen hineinschauen können. Es darf frank und frei ausgesprochen werden, daß Simmel just an dieser Schwierigkeit gescheitert ist. Zwar beruft er sich mit einem Schein des Rechtes auf eine in der Geschichte der Philosophie immer wiederkehrende und also übergeschichtliche „typische Geistigkeit" der Philosophen; aber der Wissende weiß, wie es mit unserem Unwissen über diese „typische Geistigkeit" steht, und schöpft trotz allem Verdacht, daß bei Simmels übergeschichtlicher Benutzung der Geschichte die Tatsachen dem geistreichen Einfall geopfert sind; ganz abgesehen davon, daß die vier Abschnitte des Buches, „Wesen der Philosophie", „Sein und Werden", „Subjekt und Objekt" und die „idealen Forderungen", die tatsächlichen, geschichtlich offenkundigen Beweggründe des Philosophierens auch im gröbsten Umriß nicht erschöpfen können, freilich wohl auch nicht erschöpfen sollten. — Wie dem auch sei, die von Simmel behandelte Frage liegt der Gegenwart am Herzen, und ihre Lösung,

wenn sie wissenschaftlich durchgeführt wird, verspricht eine Bereicherung der Geschichte der Philosophie.

Ich sagte vorhin, die heutige Bewegung zu einer Philosophie als Weltanschauung sei nicht in dem naturgemäßen kräftigen Sinne zu verstehen, daß neue Weltanschauungen entstünden, sondern in dem uneigentlichen kraftloseren Sinne, daß man über das Wesen der Weltanschauung nachdenke und sich sehne. Eine unzweideutige Bestätigung dieses Urteils bringt uns der von zwanzig Weltanschauern verfaßte und von dem Berliner Privatdozenten Max Frischeisen-Köhler veranstaltete große Band „Weltanschauung: Philosophie und Religion in Darstellungen von Wilhelm Dilthey, Bernhard Groethuysen, Georg Misch, Karl Joel, Eduard Spranger, Julius von Wiesner, Hans Driesch, Erich Adickes, Hermann Schwarz, Hermann Graf Keyserling, Paul Natorp, Georg Simmel, Georg Wobbermin, Paul Deussen, Carl Güttler, Arthur Bonus, Bruno Wille, Ernst Troeltsch, Julius Kaftan".[1])

Über den Geist des Ganzen unterrichtet am besten die zusammenfassende Einleitung Frischeisen-Köhlers: „Die in diesem Bande vereinigten Aufsätze", so schreibt er, „wollen dem Bemühen unserer Zeit um eine einheitliche Welt- und Lebensanschauung dienen. . . . Weder die skeptische Attitüde[2]) der französischen Aufklärer noch die agnostizistische Haltung der englischen Positivisten und der deutschen Kritizisten kann auf die Dauer befriedigen. Wir leben alle in dem Bewußtsein, daß die Bausteine, welche die wissenschaftlichen Forscher herbeischaffen, in einen einheitlichen Gesamtplan der Wirklichkeit hineingehören, in welchem auch die Wertordnung unseres Lebens, unsere letzten Ziele, unser letztes Sein verfestigt sind." Das Schwierige ist nur, daß der „Wagemut" fehlt: „sich der Besinnung über das Leben und die Welt unmittelbar hinzugeben, um in das Geheimnis des Wirklichen, in dem wir leben, dessen Teil wir sind, einzudringen . . . . Unser historisches Bewußtsein gestattet uns nicht mehr, sogleich in das Wasser zu tauchen, um zu schwimmen. Es ist das Zeichen männlicher Reife,

[1]) Berlin 1911. Reichl. M. 20,—.

[2]) Dies Wort statt des anspruchsloseren deutschen Wortes „Haltung" wird neuerdings unter den Schülern Diltheys und Simmels ein beliebter Zierat, offenbar eine Nachahmung. Leider zeigen Dilthey sowohl wie Simmel auch sonst einen Hang zur Herübernahme von anspruchsvoll klingenden französischen Wörtern. Die Nachbildung des Diltheyschen und Simmelschen Tones bei der Berliner philosophischen Jugend, so bei Köhler, Misch, Groethuysen, Spranger, ist kulturgeschichtlich bemerkenswert. Ähnliche Beobachtungen gelten für die Schriftstellerei der „südwestdeutschen Schule". (Vgl. das über Mehlis und Ziegler Gesagte.)

zuvor die Kräfte abzuschätzen, nach allen Seiten hin den Blick zu wenden, um das Mögliche von dem Unmöglichen zu trennen."

Männliche Reife oder weibliche Schwäche: jedenfalls enthält das neue Buch „Weltanschauung" keine Weltanschauung, sondern Gedanken über Weltanschauung, Sehnsucht nach philosophischer „Befriedigung", sittliche und gemütvolle Rechtfertigung dieser Sehnsucht, Unterhaltungen über den Gemütszustand von Männern, die eine Weltanschauung früher wirklich gehabt haben, und Erwägungen darüber, was diese oder jene philosophische Richtung wohl einwenden könnte, wenn man wirklich eine Weltanschauung wagte. — Ich glaube, da ist nichts zu fürchten: denn diese Männer, denen der „Wagemut" fehlt, die „nach allen Seiten hin den Blick wenden, um das Mögliche von dem Unmöglichen zu trennen", werden nie ins Wasser springen.

„Unser historisches Bewußtsein gestattet uns nicht mehr, sogleich ins Wasser zu tauchen, um zu schwimmen." — Ich möchte die hohe Stimmung der Verfasser nicht ins Alltägliche herabziehen. Aber doch erinnert mich das alles an meine Jugend und die Königsberger Militärschwimmanstalt, die uns Jungens damals geöffnet war. Jeder, der etwas auf sich hielt, mußte den Kopfsprung von einem hohen Turm machen, und das war keine Kleinigkeit. Nun war unter uns ein dicker Jude, ein liebenswürdiger Klassenkamerad, aber mehr ein Mann der Gedanken als der Tat. Der wußte genau Bescheid und sagte jedem, der herzklopfend hinaufstieg, wie er es machen müsse, um sich kein Leid zu tun. Ihn selbst aber habe ich nie auf dem Turme gesehen. Wir andern sind einfach gesprungen und freilich oft genug falsch; aber schließlich haben wir es doch gelernt. — So geht es wohl auch mit der Weltanschauung. Der allzu Vorbedachte lernt auch da nicht schwimmen; denn das Schwere ist nicht, gut Bescheid zu wissen, sondern den Entschluß zu fassen und ihn auszuführen. Das andere findet sich dann schon von selbst. Daher fürchte ich allen Ernstes, daß die meisten der von Frischeisen-Köhler zusammengeführten Weltanschauer sich immer mit der Sehnsucht und mit sehnsüchtigem Zusehen begnügen werden.

Auf den ersten, den nunmehr verstorbenen ehrwürdigen Dilthey, findet das keine Anwendung. Er hat sein langes, wirkensreiches Leben der Vergangenheit gewidmet und widmet sich einer Betrachtung der Vergangenheit auch im vorliegenden Bande: „Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen". Es ist ein Seitenstück zu Simmels „Hauptproblemen"; und in der Tat wählt Dilthey denselben heute so zeitgemäßen Standpunkt, den Simmel wählt: „Die Philosophie muß nicht in der Welt, sondern in dem Menschen den innern Zusammenhang ihrer Erkenntnisse suchen. Das von den Menschen gelebte

Leben — das zu verstehen, ist der Wille des heutigen Menschen." Und nun geht Dilthey daran, das Entstehen der Weltanschauung aus der Seele zu beschreiben. Die letzte Wurzel der Weltanschauung ist das Leben. In der Besinnung über das Leben entsteht die Lebenserfahrung. In der Lebenserfahrung kommen die Grenzen der menschlichen Erkenntnis, die Rätsel des Lebens zum Vorschein. Und wie der Mensch ist, so löst er die Rätsel: er spiegelt sein eigen Bild in die Welt hinein; er erklärt das Neue, Unbekannte durch das Alte, das Gewohnte. Die verschiedenen Weltanschauungen geraten miteinander in Wettstreit, und „survival of the fittest" wird das Ergebnis der philosophischen Zuchtwahl. Das alles sucht Dilthey klar zu machen durch einen ausgiebigen geschichtlichen Rückblick, bei dem von dem jeweiligen philosophischen Weltbild immer auf den Seelenzustand des Philosophen geschlossen und dieser einem bestimmten „Typus" zugeordnet wird.

Ein zweiter Aufsatz, von Bernhard Groethuysen, nennt sich „Das Leben und die Weltanschauung". Auch diese Arbeit ist zeitentsprechend und zeitkennzeichnend. Sie geht die Wege der neuen Lebensmystik, teils an Henri Bergson, teils an die mystischen Formen des Pragmatismus, teils an den späteren Fichte anklingend. Der Lebensquell im Menschen ist das Geheimnis, die Kraft und die Lösung der Weltanschauung. „Warum müssen wir immer wieder nach der Welt fragen? Warum können wir uns nicht genügen lassen an dem, was um uns ist? . . . Nur aus dem Leben selbst kann dieses stammen, was über das Leben hinausstrebt." Das beschreibt Groethuysen nun sinnig in der Sprache des Märchens vom Leben. Er spricht uns von der Lebensgewißheit, die sich rechtfertigt, indem sie sich durch die Welt ihren folgerichtigen Weg bahnt. Er erzählt von der „Fremdheit" dessen, was das Leben auf seiner Wanderschaft antrifft; erneuert das romantische Erlebnis, daß der Mensch Schauspieler und Zuschauer in seinem Leben zugleich ist, und endet mit dem Wunsche, Zuschauer oder Schauspieler im Sternenhimmel zu sein, untätig betrachtend oder schaffend wirkend, als Gott.

„Von den Gestaltungen der Persönlichkeit" handelt Georg Misch. Eine Betrachtung von dem Verfasser der noch im Werden begriffenen „Geschichte der Autobiographie", dem Schüler Diltheys, der kürzlich in langer Weltreise seinen Blick für die Gestaltungen menschlichen Wesens hat erweitern können. Diese persönlichen Erinnerungen werfen ein Licht auf den Gesichtspunkt und die Verfahrungsweise des Aufsatzes. Das Wesen der Persönlichkeit wird erläutert an Beispielen aus der Völkerkunde, offenbar aus eigener frischer Anschauung und darum selbst erfrischend, wird anderseits erläutert an Beispielen aus dem Mittelalter und der Renaissance, dem gegenwärtigen Arbeitsgebiet Mischs, wobei Jakob

Burckhardt und Dilthey besonders heraustreten. Aber das Ergebnis ist nicht eben befriedigend: es kommt nicht zu einer klaren oder auch nur zu einer Erkenntnis, die weniger dunkel als die gewöhnliche wäre. Der Ausklang der Arbeit: „Man muß gleichsam sehen, wie ein überindividuelles, aber immanentes Gefüge, das nicht starr, sondern zu weiterbringendem Schaffen frei ist, sich in ihr (der Individualität) zu wirkenskräftiger Einheit zusammenzieht", sagt nicht mehr als die gang und gäben Gemeinplätze von heute und ist in seiner geheimnisvoll wuchernden Bildersprache nur ein Stammeln der Tatsachen.

Es folgt ein kurzer Aufsatz von Karl Joel, „Weltanschauung und Zeitanschauung", ein Einspruch gegen das jagende Zeitauskaufen des 19. Jahrhunderts. Von der Hast des Tages wird das Bewußtsein der Ewigkeit erstickt, und doch ist das Zeitliche blind unbezogen auf ein Ewiges, wie freilich anderseits das Ewige leer ist ohne das Zeitliche. „Aus dem Ganzen" zu leben: das ist die Weisheit der klassischen Stimmung und das ist die Aufgabe der Weltanschauung. Denn Weltanschauung enthält „das herausgerungene Verhältnis eines Anschauenden zur Welt, eines zeitlichen Subjekts zum ewigen Zusammenhang der Objekte". Auch Joels Philosophie endet in dem Durste der Gegenwart nach philosophischer „Stimmung".

Eduard Spranger behandelt einen seiner Lieblingsvorwürfe: „Phantasie und Weltanschauung", und wir wissen im voraus, daß auch hier Philosophie in der Seelenstimmung besteht. Wir werden an das „Irrationale" des menschlichen Lebens erinnert und bedeutet, daß auf diesem Gebiet die „Phantasie" errät, da die Vernunft versagt. In Kunst, Religion und Philosophie als Weltanschauung spielt die Phantasie diese erratende Rolle. In der Kunst: denn das Kunstwerk, wiewohl aus dem Einzelerlebnis erzeugt, wirkt um so mächtiger, „als keine Reflexion es aussprechen kann, sondern allein der tiefe Widerhall unserer innersten Organisation uns verkündet: hier enthüllt sich eine gestaltete Wahrheit des Lebens." In der Religion: denn da sind Worte, Handlungen, Glaubensstücke nur unzureichendes Bildwerk, aus dem die Phantasie aufs neue das Erlebnis Gottes entziffern muß. Endlich in der philosophischen Weltanschauung selbst: da religiöser Trieb und künstlerisches Gestalten in die „Form der Reflexion und des Begriffs" gegossen wird. Der Begriff aber ist hier nur das zur Verfügung stehende Werkzeug, dahingegen die schöpferische „Intuition" und die gestaltende „Phantasie" als unmittelbare Lebensäußerungen treibende Kräfte sind. Eine Anbetung der „gestaltenden und schöpferischen Macht" des höheren Lebens im Geiste der Romantik.

Ich übergehe Wiesners Aufsatz über „Naturforschung und Weltanschauung": eine Betonung der Grenzen der Naturwissenschaft und vor allem ein Streit gegen den Monismus Haeckelscher Färbung. Wie Wiesners, so bringt auch Drieschs Arbeit über die Bedeutung einer Philosophie der Natur für die Ethik nichts besonders Bemerkenswertes. Denn daß das sittliche Leben „supranaturalen individualen Ganzheiten" zustrebe, ist ja ein Gemeinplatz der naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre, und ich fürchte, er wird durch Drieschs vermutungsreiche Lebenslehre nicht wahrscheinlicher.

Kulturgeschichtlich interessant aber ist Erich Adickes' Stellungnahme zu der neuen Bewegung. Denn hier tritt die Beziehung der alten Schule zur jungen deutlich heraus. Das zeigt sich schon in seiner geschichtlichen Eingliederung der neuen Schule. Adickes ist von der Bewegung „Zurück zu Kant!" ausgegangen: folglich nimmt er für diese Bewegung die Ehre in Anspruch, die Wiedergeburt der Philosophie bereitet zu haben. Wir erinnern uns, daß Stumpf, der von Lotze und Fechner ausgegangen war, dieselbe Ehre für Lotze und Fechner in Anspruch nahm. Die Wahrheit wird wohl doch die sein, daß die neue Bewegung aus einem Rückschlag gegen das Neukantianertum und gegen den Geist der Fechnerschen und Lotzeschen Gedanken entstanden ist, zur Zeit des Hochkommens der Neuromantik auf allen Zweigen der deutschen Geisteskultur, sagen wir seit 1905.

Adickes selbst ist das Kind einer anderen Zeit. Er teilt die Philosophen ein in Nihilisten, Dogmatiker und Agnostiker, zu welchen letzteren er selbst gehört. Die Nihilisten sind nach seiner Schilderung die Kraftmeier in der Philosophie. Sie wollen Tatsachen und nichts weiter. Sie sind der Weltanschauung mißgünstig; aber sie sind ungefährlich, denn sie sind nie zahlreich. Gefährlicher sind die Dogmatiker: namentlich die Materialisten, die Philosophen der Plattheit, gegen die Adickes den Krieg der Vernichtung vorschlägt. Gefährlich sind auch die Dogmatiker der guten, aber schwachen Gesinnung, die stets nach Notwendigkeiten und Gottesbeweisen rufen. Aber sie sind sittlich einwandsfrei, und Adickes sieht ihrem kommenden Siege mit liebenswürdiger Ergebung entgegen. Er selbst hat sich den Agnostizismus vorbehalten, der die Weltanschauung als „subjektive Überzeugung" wertschätzt: ein Standpunkt, der den Begabtesten der heutigen Jugend näher liegt, als Adickes und vielleicht sie selbst glauben. Es ist in Fragen der Weltanschauung wahrscheinlich nur die verschiedene Betonung, was die alte und die junge Schule unterscheidet.

In der Abhandlung über „Die Seelenfrage" verteidigt Hermann Schwarz, in ähnlicher Stellungnahme wie Rehmke, den Seelenbegriff gegen die „Psychologie ohne Seele": eine Frage, die zunächst nur

die fachwissenschaftliche Begriffsbildung betrifft, die aber natürlich nicht ohne Einfluß auf die Fassung der philosophischen Weltanschauung bleiben kann.

Den philosophischen Teil des Bandes beschließt die prachtvolle Abhandlung des Grafen Keyserling über „das Schicksalsproblem". Der Gedanke, daß das Schicksal des Menschen durch die Eigenheit seiner Lebensrichtung von vornherein bestimmt wird, weil man voraussagen kann, wie dieser einzelne Mensch unter gegebenen Umständen handeln und welche Umstände er sich geben wird: das wird von dem Verfasser meisterhaft dargestellt und an Beispielen reichlich belegt. Das alte Volkswort: „Jeder ist seines Glückes Schmied" und der Schillersche Vers: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" erhalten hier eine Vertiefung ihres Sinnes. Im einzelnen lassen sich freilich Einwendungen und Einschränkungen zu dem Keyserlingschen Schicksalsbegriff machen. Ich gedenke nur des Emportauchens verschiedener Persönlichkeiten in demselben Menschen, des Wettstreites solcher meist ererbten Persönlichkeiten und des endlichen Obsiegens der einen, wobei die Entscheidung namentlich in der Zeit der werdenden Mannbarkeit oft völligen Umschlag bedeutet; von krankhaften Erscheinungen ganz zu schweigen. —

Der zweite Teil der „Weltanschauung" ist der Religion gewidmet. Kennzeichnend und kulturgeschichtlich höchst interessant ist, wie auch hier in der Mehrzahl der Aufsätze das Bestreben hervortritt, das aus Gemütsbedürfnissen entsprungene Erlebnis dem gegebenen Tatsachenbestande unterzuordnen, die Religion mit einer gewissen Ausschließlichkeit und auf Kosten gegenständlicher Glaubensinhalte in Vorgänge des Binnenlebens zu verlegen, wie das schon bei Spranger deutlich wurde. Im übrigen sind diese Aufsätze noch mehr als die Aufsätze über die philosophische Weltanschauung der persönlichen Neigung des einzelnen preisgegeben.

Paul Natorp sucht in einem Zwiegespräch von abgeklärter Schönheit einen Ersatz für die Religion in dem sittlichen Handeln, das aus einem überzeitlichen Bewußtsein stammt und imstande ist, aus diesem überzeitlichen Bewußtsein heraus das zeitliche Dasein zu opfern. Dabei bedeutet die Hinwendung vom zeitlichen zu diesem überzeitlichen Bewußtsein eine schlechterdings neue Lebensrichtung. Man könnte auch sagen: eine Wiedergeburt. Ähnlich findet Simmel die Lösung der gegenwärtigen religiösen Seelenlage in dem romantischen Zwiespalt der beiden Bewußtseinsschichten, in der Umwendung von der Verehrung äußerer Wirklichkeiten zu einem Innewerden und der Pflege des höheren Bewußtseins, der „metaphysischen Bedeutung unserer Existenz", wobei es freilich zweifelhaft bleiben muß, wie sich die Massen verhalten würden,

wenn man ihnen die äußere Wirklichkeit ihres Gottes abschnitte.

Dagegen hebt der Theologe Georg Wobbermin die geschichtliche Gegebenheit des „ethischen Personallebens Jesu" hervor, das den Inhalt des christlichen Glaubens bildet, sich erkenntniskritisch rechtfertige und sittlich bewähre. Die erkenntniskritische Rechtfertigung Gottes, der Unsterblichkeit und der Freiheit findet Paul Deussen in Kants Trennung der „phänomenalen" von der „intelligiblen" Welt. In jener sind die Güter der Religion vernichtet, in dieser erstehen sie in neuem Glanze. Carl Güttler legt die verschiedenen Möglichkeiten einer Stellungnahme zur Religion dar, wobei die Wahl von der Anlage des einzelnen abhängt.

Aus diesem Erörterungskreise führt uns Arthur Bonus wieder zur romantischen Bewußtseinszweiheit, zu Natorp und Simmel. Bedingung der Religion ist auch ihm die Fähigkeit, zeitlos denken zu können. Der Zeitlichkeit aber gehört die Kultur an. Daher verfährt die Religion, wie Arthur Bonus scharfsichtig bemerkt, „kulturkritisch". Sie verneint die Kultur, indem sie auf einen jenseits dieser liegenden Bewußtseinszustand hinweist. Auch hier ist die Wendung von der Zeitlichkeit zur Überzeitlichkeit eine völlige Umwälzung der Lebensrichtung: eine Wiedergeburt. Mit Arthur Bonus stimmt Bruno Wille überein in der „kulturkritischen" Verwerfung des gegenwärtigen Schein- und Kompromißchristentums der Gesellschaft[1]); mit Natorp, Simmel und Bonus in der Deutung des religiösen Erlebnisses auf das überzeitliche Bewußtsein, zu dem das zeitliche erlöst werden soll. Diese Tatsache findet Wille in der Verkündigung von dem Erlösungstode des Heilandes, in der „Christusmythe" und der rein geistig zu deutenden Predigt des Paulus ausgedrückt. Die „unio mystica", das „Sichgöttlichfühlen des endlichen Geschöpfes im unendlichen Schöpfergrunde" wird durch die Lehre vom Heilande verbildlicht, und dies mystische Erlebnis, nicht der geschichtliche Jesus von Nazareth, ist der wahre Inhalt der christlichen Religion und des wahren Christentums der Gegenwart.

Der inhaltreiche Band schließt mit zwei Aufsätzen mehr praktischer Richtung, das Schicksal der Kirche betreffend. Ernst Troeltsch legt mit großer Ruhe und Sachlichkeit die gegenwärtige Lage des Kirchenglaubens im Volksleben klar und findet das Heil in einem möglichst freizügigen und duldsamen Wachsenlassen der kirchlichen und anderen religiösen Gebilde. Einer ähnlichen Freizügigkeit redet Julius Kaftan das Wort im Hinblick auf die Beziehung der Kirche zu der Wissenschaft. Je mehr sich die Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaft, auf ihre Sonderge-

[1]) Zu den Auseinandersetzungen von Bonus und Wille vgl. man Kierkegaards Lebenskampf, oben S. 167.

biete beschränken, um so freierer Raum bleibt für die von der Wissenschaft völlig verschiedene Betrachtungsweise der Religion und der Kirche. Beide werden sich in wechselseitiger Steigerung immer wieder miteinander vertragen und die Kirche sich immer von neuem an den jeweiligen Stand der Wissenschaft anpassen müssen.[1])

Neben Eucken und den Berliner Kreis mit seinen Freunden tritt als dritte neuromantische Strömung in der deutschen Philosophie die sogenannte südwestdeutsche Schule. Unter der Führung Windelbands und in letzter Zeit namentlich Heinrich Rickerts geht diese Philosophie von der Geltung „unbedingter Werte" aus, die als der eigentliche Gegenstand der philosophischen Weltanschauung betrachtet werden. Diese „Werte", deren Geltung an der Außenwelt erkannt wird, gehören nichtsdestoweniger weder zu der Außenwelt als solcher noch zu dem sie erkennenden Menschen, sondern sie schieben sich gewissermaßen zwischen beide als unabhängige und doch stets mit beiden verquickte Gebilde, denen gegenüber der erkennende, anerkennende Mensch in dem Verhältnis eines Sollens oder nach anderer Fassung in dem Verhältnis eines reinen Wollens steht.

Vielleicht wird diese Beziehung am deutlichsten an dem umfangreichen Werke Hugo Münsterbergs: „Philosophie der Werte, Grundzüge einer Weltanschauung".[2]) Dies Werk bringt eine Darstellung der von den südwestdeutschen Wertphilosophen vertretenen Grundsätze, angewandt auf die verschiedenen Gebiete, in denen jene „unabhängigen" Werte zur Geltung kommen. Münsterberg wendet sich an den weiteren Kreis der Gebildeten: diesem eine auf Schönheit Anspruch machende, der Fachsprache möglichst entsagende, breite Darstellung bietend.

Der Wertbegriff Münsterbergs kennzeichnet sich als Aussage eines wertenden Bewußtseins. Dies letztere gibt die von ihm erkannten Werte an. Frei von Werten ist das Weltbild der Naturwissenschaft als solches, wie das Seelenbild der Psychologie als solches. Denn hier handelt es sich um rein gegenständliche Befunde, die in sich keine unmittelbare Beziehung auf das denkende Bewußtsein haben. Eine solche Beziehung findet erst innerhalb der Denkhandlung selbst statt. Diese enthält als Stellungnahme zum Gegenstande die Bewertung. Stellungnehmender Bewertungen ist das tägliche Leben voll. Aber nicht alle Bewertungen nehmen

[1]) Vgl. das Urteil Boutroux' in „Science et Religion" im ersten Teil dieses Berichtes (Bd. IX, S. 487).

[2]) Leipzig 1908. Barth. M. 11,—. — Ich habe für dieses Werk eine frühere Besprechung von mir in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik verwertet.

im gleichen Sinne zum Gegenstande Stellung. Münsterberg sucht um jeden Preis nach „unbedingten“ Bewertungen, d. h. solchen, die nicht nur für das einzelne, sondern für jedes Bewußtsein überhaupt gelten. Gäbe es solche unbedingten Werte nicht, so wäre nach Münsterbergs Befürchtung alles Feststehende verloren; so gäbe es keine „Welt“; so gäbe es keine Sittlichkeit. Wissenschaft und Handeln setzen unbedingte Werte voraus. Diese treten dem Bewußtsein gegenüber nicht als ein Müssen auf noch auch als ein Sollen, wie bei Rickert, sondern als ein „reines Wollen“. Die unbedingten Werte können nicht anders als gewollt werden. Münsterberg findet das „reine Wollen“, d. h. ein völlig unselbstisches, überpersönliches und zugleich für alles Seelenleben grundlegendes Wollen in dem Willen des Bewußtseins zur Selbstbehauptung der Welt; und die ganze Münsterbergsche Philosophie könnte dementsprechend auch den anderen Titel führen: der Wille zur Selbstbehauptung der Welt.

Dies ist die Grundlage des Werkes und zugleich der Inhalt seines ersten Teiles: bisweilen ermüdend durch die sehr ausführliche Darstellung dessen, was die überpersönlichen Werte nicht sind, nicht immer befriedigend durch die der Beweiskraft oft ermangelnde Darstellung dessen, was sie sind. Auch sachlich ist die um jeden Preis gesuchte Rechtfertigung unbedingter Werte anfechtbar. Es wurde hervorgehoben, daß der Wertbegriff Münsterbergs auf der Aussage eines wertenden Bewußtseins beruht. Ein solches mag in einem ungenauen Sinne von unbedingten Werten sprechen. Außerhalb der unmittelbaren Bewußtseinsaussage selbst aber hat die Rede von unbedingten Werten schwerlich einen Sinn. „Wert“ bedeutet das Günstigsein von Einem für das Andere, bedeutet eine Beziehung. Nur infolge der Beziehung des Einen auf das Andere kann das Eine wertvoll werden. Wert des Einen ist stets durch das Andere bedingt. Unbedingte Werte gibt es nicht: wenigstens nicht außerhalb der Aussage des unmittelbar wertenden Bewußtseins selbst.

Innerhalb dieses unmittelbar wertenden Bewußtseins selbst freilich hat es mit den Werten eine besondere Bewandtnis. Hier scheinbar treten Werte auf, von denen das Bewußtsein schlechthin aussagt: sie sind wertvoll. So gibt es hier scheinbar „unbedingte Werte“. Aber näher zugesehen ist der erfüllende Sinn jener Aussage: sie sind mir wertvoll. Auch hier ist Wert, nur weil etwas Bedingendes ist. Das Bedingende ist das sprechende Bewußtsein selbst. Nur daß dieses Bewußtsein nicht notwendig mit dem engen Ich des Alltagslebens zusammenfallen muß. Es mag das Bewußtsein einer zu erfüllenden Pflicht sein, Darstellung eines Wissenschaftsgebietes, Weltbewußtsein — und die Bewertung wird sich

nach dieser wechselnden Weite des bedingenden Bewußtseins jedesmal richten.

Dies ist der Fall Münsterbergs. Er glaubt in dem Gedanken einer Selbstbehauptung der Welt unbedingten Wert zu finden. Als Wert ist dieser Gedanke nicht unbedingt. Der Gedanke der Weltbehauptung wird wertvoll erst dadurch, daß ein Menschenbewußtsein, sich selbst erweiternd zum Weltbewußtsein, die Weltbehauptung fordert. Das fordernde Menschenbewußtsein ist hier das Bedingende. Wäre kein Menschenbewußtsein da, so wäre solche Selbstbehauptung der Welt wertfrei.

Allein, wenn man näher zusieht, so ist es weniger die Unbedingtheit, was Münsterberg im Werte einer Selbstbehauptung der Welt um jeden Preis zu erlangen sucht: es ist vielmehr die Allgemeingültigkeit dieses Wertes. Münsterberg ist der Überzeugung, daß Selbstbehauptung der Welt schlechterdings wertvoll sei, weil sie von jedermann gesucht wird; daß sie von jedermann gesucht wird, weil ohne solche Selbstbehauptung unser gesamtes Weltbild in sich zusammensinken würde. Die Selbstbehauptung der Welt ist „unbedingt", weil sie die Bedingung ist für die von allen gewünschte Möglichkeit einer Weltanschauung. Dies, die Bedingungen für die Selbstbehauptung der Welt als allgemein gültige Werte im einzelnen darzulegen, ist die Aufgabe des den ersten allgemeinen Teil an Umfang fünffach übersteigenden zweiten Teiles der „Philosophie der Werte".

Die Selbstbehauptung der Welt zeigt sich für das Denken in dem tatsächlich vorhandenen Befunde der Dinge, für das Fühlen in der einstimmigen Beschaffenheit dieses Befundes, für das Handeln in seinen Tätigkeitsformen. Das Erleben dieser drei Äußerungen der Selbstbehauptung unserer Welt teilt Münsterberg ein: in „unmittelbar gesetzte" oder „Lebenswerte" und in „zielbewußt geschaffene" oder „Kulturwerte". Lebenswerte und Kulturwerte werden dann ihrerseits eingeteilt: in solche, die sich auf die außerseelische Außenwelt, in solche, die sich auf die seelische Mitwelt, und in solche, die sich auf die Innenwelt beziehen. Dadurch entsteht eine Tafel von achtzehn grundlegenden Erfahrungsbegriffen, den „reinen Werten", von denen Münsterberg zu zeigen sucht, daß sie alle mit dem Gedanken einer Selbstbehauptung der Welt stehen und fallen. Die Tafel der achtzehn Erfahrungsbegriffe wird vollendet durch eine Erweiterung mit sechs metaphysischen Begriffen, welche jenseits aller Erfahrung in einer überpersönlichen Forderung des menschlichen Geistes wurzeln. Es sind drei „Gotteswerte", die der Philosophie zur Krönung, und drei „Grundwerte", die ihr zum Unterbau dienen. — Der ganze zweite Teil des Buches dient dazu, die vierundzwanzig Werte, die diese Tafel aufgezeigt hat,

einzeln zu beschreiben, zu umgrenzen und in Zusammenhang zu bringen mit der Selbstbehauptung der Welt.

Es ließe sich gar manches an dieser „Philosophie der Werte" aussetzen. Nicht nur, daß die angeführten Werte keine unbedingten noch schlechthin allgemeingültigen sind, wie Münsterberg uns glauben machen will. Auch im einzelnen ist vieles bedenklich. Warum muß es gerade vierundzwanzig unbedingte Werte geben? Warum gerade vier gleichmäßige Gruppen? Warum in jeder Gruppe je zwei Teile mit je drei Werten? Gerade die schöne Gleichmäßigkeit der Werttafel ist verdächtig. Sie entstammt nicht der Natur des Wertens, sondern ganz anderen Beweggründen. Eine Vollständigkeit unter den Werten wird durch diese Einteilung nicht verbürgt. Und andererseits konnte es bei ihr nicht fehlen, daß manche von den aufgezählten Werten nur durch gekünstelte Beweisführungen glaubhaft gemacht werden konnten. Das gilt namentlich für die von Münsterberg so genannten „Entwicklungswerte". Hier wird die Beziehung zur Selbstbehauptung der Welt als die Erfüllung eines Wollens zur Veränderung aufgefaßt. Diese Selbstbehauptung mußte aber erst hineingedeutet sein, um herausgedeutet werden zu können.

Man mag der Münsterbergschen Ableitung und Durchführung einer Wertphilosophie zustimmen oder nicht: kulturgeschichtlich interessant bleibt der Versuch als Ausbau einer Weltanschauung, die wie einst das Ideenreich Platons freigesprochen wird von jedem Abhängigkeitsverhältnis zur Erfahrung, und woran der erfahrende Mensch wie der erfahrene Gegenstand dennoch „Teil hat".

Zur Ergänzung der Ansichten Münsterbergs berühre ich noch einen zusammenfassenden Aufsatz Heinrich Rickerts, der unter der Aufschrift: „Vom Begriff der Philosophie" die neu begründete und sogleich zu besprechende Zeitschrift „Logos" einleitet. Nach Rickerts Meinung versagen sowohl „Objektivismus" als „Subjektivismus" in der Philosophie, weil beide nur „Wirklichkeit" kennen. Wirklichkeit aber ist nur ein Teil der Welt. „Außer den Wirklichkeiten gibt es Werte, deren Geltung wir verstehen wollen." Diese Werte, welche an den „Wirklichkeiten" auftreten, gelten dennoch schlechthin unabhängig von diesen Wirklichkeiten. Ja, „ein Wert kann gelten, ohne daß ein Akt der Wertung, der zu ihm Stellung nimmt, irgendwo und irgendwann vorhanden ist." Aufgefunden aber werden diese Werte in dem geschichtlich gewordenen Kulturleben, in dem sie sich niedergeschlagen haben, und aus dem heraus sie zu immer größerer Klärung gelangen sollen.

Dasselbe bezeugt endlich der älteste Führer der südwestdeutschen Schule, Wilhelm Windelband. In seinem Logos-Aufsatz „Kulturphilosophie und transzendentaler Idealismus" schreibt er: wir wirken in der geschichtlichen Entwicklung, „sofern es sich um

echte Kulturwerte handelt, niemals als Individuen, ja nicht einmal als Exemplare unserer Gattung, sondern als Wohnstätte und Träger übergreifender und deshalb sachlich im Wesen der Dinge selbst begründeter Vernunftfunktionen. Sie allein bestimmen die Gegenstände, die notwendig und allgemein gelten. Dies Teilhaben an einer überragenden Welt von Vernunftwerten, die doch den Sinn aller der Ordnungen ausmachen, auf denen sich unsere kleinen Welten des Wissens, Wollens und Gestaltens aufbauen, diese Einfügung unseres bewußten Kulturlebens in Vernunftzusammenhänge, die über uns und unser empirisches Dasein weit hinausreichen — das ist das unbegreifliche Geheimnis aller geistigen Tätigkeit."

In der südwestdeutschen Schule ist die Kultur ein Wirksamwerden „vernünftiger", „in sich selbst gültiger", „überpersönlicher" Werte. Aus diesen Gesichtspunkten heraus ist von Freiburg aus eine neue Zeitschrift begründet: „Logos, Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur, unter Mitwirkung von Rudolf Eucken, Otto Gierke, Edmund Husserl, Friedrich Meinecke, Heinrich Rickert, Georg Simmel, Ernst Troeltsch, Max Weber, Wilhelm Windelband, Heinrich Wölfflin herausgegeben von Georg Mehlis."[1])

Die neue Zeitschrift hat die Absicht, dem Streben der Gegenwart nach Philosophie als „Weltanschauung" dadurch entgegenzukommen, daß sie „sich der philosophischen Durchdringung der verschiedensten Kulturgebiete", namentlich der geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete widmet. Unter „philosophischer Durchdringung" aber soll die Klärung der „in der Kultur vorhandenen und treibenden Motive" verstanden werden: zunächst offenbar in dem soeben angedeuteten Rickertschen Sinne von „Werten", die in der Geschichte herausgefunden und aufgestellt werden sollen. Wir haben in dieser Aufgabenstellung also bereits eine ziemlich deutliche Kennzeichnung der Weltanschauung vor uns, die den Herausgebern vorschwebt. Es wird von vornherein vorausgesetzt, daß geschichtlich treibende „Motive" innerhalb der einzelnen Kulturgebiete jene unabhängigen „Werte" zutage fördern, die dann den Untergrund für den Aufbau einer Philosophie als Weltanschauung bilden sollen. Damit ist die Weltanschauung, der die Zeitschrift dient, grundsätzlich festgelegt. Es ist die Anschauung von einer in allen menschlichen Kulturerscheinungen wirksamen „Vernunft": „die Philosophie muß überall die Vernunft in der Kultur suchen." Dieser Vernunft widmet sich der „Logos"; ja, um ihretwillen ist die Bezeichnung „Logos" gewählt worden. „Nur die Vernunft gibt dem Kulturleben, das die Einzelwissenschaften in seiner Tatsäch-

---

[1]) Bd. 1 (drei Hefte) Tübingen. 1910/11. Mohr. M. 9,—. Inzwischen sind bereits die ersten beiden Hefte des zweiten Bandes erschienen.

lichkeit erforschen, Sinn und Bedeutung. Nur unter ihrer Voraussetzung kann daher die philosophische Kleinarbeit hoffen, ein System der Philosophie vorzubereiten. Ohne den Glauben an irgendeinen Logos außerhalb oder innerhalb des Lebens ist Philosophie, die diesen Namen verdient, überhaupt nicht möglich."

Mir scheint, daß dieses „Programm" kulturgeschichtlich ungemein interessant ist; denn noch vor einem Jahrzehnt würde man gesagt haben, daß gerade umgekehrt eine Philosophie diesen Namen nicht verdiene, wenn sie die „Voraussetzung", den „Glauben" eines Logos von vornherein mit sich brächte. Unvermerkt also hat sich hier die Philosophie aus der voraussetzungslosesten aller Wissenschaften in eine Art von „Glaubenslehre" verwandelt, die sich wie die kirchliche Glaubenslehre nur innerhalb der Schranken bestimmter Lehrstücke „frei" bewegt, diese Lehrstücke selbst auf ihre Gültigkeit aber nicht untersucht, sondern sie mit „fides implicita" hinnimmt.

Auch dieser Zustand ist für die Erneuerung der Romantik in der deutschen Philosophie durchaus kennzeichnend. Wie in Euckens Predigt Fichtesche Kraftlust, wie in der Berliner „Weltanschauung" die feine mystische Beschaulichkeit des Schlegelschen Kreises wieder zutage kommt, so bei den Freunden des Logos jenes für Hegel und die Hegelianer so kennzeichnende Hängen an begrifflicher Geltung und bestimmten Voraussetzungen, das eine schlechterdings vorurteilsfreie Forschung als „Empirie" mit philosophischer Entrüstung von sich weist. Daher ist denn auch für die Mitarbeiter des Logos und ihre Freunde das Verlangen nach „Notwendigkeiten" und „absolut gültigen Normen" des Denkens, wie anderseits die Furcht vor jedem losgeankerten „Relativismus" besonders stark entwickelt. In diese Richtung weist jenes merkwürdige Verfahren Münsterbergs: es muß Werte an sich geben oder alles geht in Stücke, also gibt es sie. Sie liegen im reinen Wollen. In dieselbe Richtung weist Rickerts Feststellung unbedingter Werte, deren wir auch von Windelband immer wieder lebhaft versichert werden, ohne jede Angabe wirklich zureichender Gründe. Und selbst ein Mitarbeiter von der Fähigkeit Edmund Husserls verfällt hier und da in dieselbe Tonart.

Im übrigen aber muß zur Ehre dieser neuen Zeitschrift betont werden, daß die in ihr enthaltenen Aufsätze zum Teil kleine Glanzstücke sind, wie denn der gegenwärtige Zustand der deutschen Philosophie — und auch das hängt mit der neuromantischen Gemütslage zusammen — zu geistreicher Schriftstellerei außerordentlich geeignet ist. Es ist unmöglich, an dieser Stelle den reichen Inhalt des ersten Bandes zu erschöpfen. Ich erwähne nur die Aufsätze Heinrich Rickerts, „Vom Begriff der Philosophie", Wilhelm

Windelbands, „Kulturphilosophie und transzendentaler Idealismus“, Edmund Husserls, „Philosophie als strenge Wissenschaft“, Bernardino Variscos, „Das Subjekt und die Wirklichkeit“, Benedetto Croces, „Über die sogenannten Werturteile“. Daneben aber wird in einer großen Anzahl von Beiträgen zur volkstümlichen Philosophie ein verschwenderisches Feuerwerk geistsprühender Bemerkungen entfaltet wie in der alten Romantik vor 100 Jahren.

Von dem Rationalismus in der neuen Romantik hinüber ins entgegengesetzte Lager einer dem Rationalismus feindlichen romantischen Strömung. — Zu den geistigen Mächten, die an der Umgestaltung der gegenwärtigen Philosophie tätig sind, tritt nämlich neben die Weltanschauungsbestrebungen Euckens, des Berliner Kreises und der südwestdeutschen Schule endlich noch eine vierte Bewegung, die ihren Ausgang von der eigentümlichen gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaften genommen und zunächst freilich mehr in der Philosophie des Auslandes als in der Deutschlands Wurzel gefaßt hat. Dieser letzteren Bewegung kommt wahrscheinlich eine größere und dauerndere Bedeutung zu als den vorgenannten, denn sie allein geht über ein bloßes Stimmungmachen hinaus zu einer wissenschaftlichen Umgestaltung der philosophischen Lage.

Der Ursprung dieser Bewegung liegt zurück in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, da die allgemeine Lebenslehre wachsenden Einfluß auf die philosophische Begriffsbildung gewann. Die damals aufkommende Philosophie des „Pragmatismus“ kann als ein Versuch bezeichnet werden, die Erkenntnishandlungen als Lebensverrichtungen des Menschen zu begreifen und unser Wissen vom Wesen solcher Lebensverrichtungen auch auf das Erkennen auszudehnen. In diesem Verfahren stimmen die in Deutschland bekanntesten Vertreter des Pragmatismus Charles Peirce, William James und der englische Tutor Schiller überein; vor allem aber hat die in Deutschland weniger bekannt gewordene, sogenannte „Chicagoer Schule“ diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt. Die beiden hervorragendsten Vertreter der Chicagoer Schule: Professor John Dewey an der Columbia-Universität in New York und Professor Addison Webster Moore an der Universität von Chicago haben kürzlich zwei Schriften veröffentlicht, die die Aufmerksamkeit der wissenschaftlich Gebildeten in Deutschland umso mehr verdienen, als in den Händen der Chicagoer Schule gegenwärtig die Führung des amerikanischen Pragmatismus liegt. Die beiden Schriften sind Dewey's 'Influence of Darwin on Philosophy and other

essays in Contemporary Thought'[1]) und Moore's 'Pragmatism and its Critics'[2]).

Dewey und Moore stimmen bei ihrer Behandlung des Pragmatismus darin überein, daß sie das Aufkommen der Darwinschen Lebenslehre als entscheidend für eine neue „antirationalistische" Behandlungsweise der Philosophie der Erkenntnis betrachten: eine Stellungnahme, die unter den Philosophen deutscher Zunge namentlich von Wilhelm Jerusalem vertreten wird. Für Moore und Dewey liegt die philosophische Bedeutung des Darwinismus darin, daß er an die Stelle des Beständigen, Ewigen, „Absoluten" das sich Umgestaltende, Entwikkelnde, Werdende setzt. Solcher Art sind in der darwinistischen Lebenslehre die Naturgattungen: wachsende und im Kampfe um das Dasein sich ändernde Gebilde. In der Philosophie aber war das Vorhandensein der Naturgattungen Ursprung und Anlaß gewesen für den „Platonismus" der Gattungsbegriffe. Aus dem Vorhandensein der Gattungen in der Natur schreibt sich der Glaube her an übersinnliche, ewig feststehende, „apriorische" Begriffsgebilde, an schlechthinnige Notwendigkeiten und unbedingte Werte. Diese Philosophie platonischen Herkommens ist aber mit der Einsicht in die Art des Werdens der Gattungen unvereinbar. Genau so wenig wie das Werden der Lebewesen von ewig feststehenden Gattungswerten abhängt, genau so wenig das menschliche Leben, menschliche Sittlichkeit, menschliches Erkennen. Die hier auftretenden, scheinbar „absoluten Normen" sind künstliche Hilfsgebilde, deren ganzer Sinn in ihrer Tauglichkeit für das Leben liegt.

Nicht eine Schau göttlicher „Ideen" und „Werte" ist das Erkennen, sondern ein Sich-einlassen des Einzelnen mit dem Einzelfall. Erkenntnis ist ein Werkzeug, mit dem sich das Leben im Menschen Schritt für Schritt Bahn bricht. Frühere Erfahrungen zweifellos können und werden ihm dabei dienstbar werden, aber nicht als „ewige Geltungen": als solche sind sie müßiger und geschmackloser Zierat, sondern als Übungen, deren eigentlicher Wert in ihrer Bewährung am Einzelfall beruht. Das „Denken" als Lebensverrichtung gliedert sich dem „Handeln" ein. Gewiß, es ist nicht selbst Handeln im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Aber aus seiner Beziehung zum Handeln gewinnt es erst seinen Sinn. Es ist erst durch die Lage, in die sich der handelnde Mensch versetzt sieht, veranlaßt; durch die Eigentümlichkeit dieser Lage ist die Eigentümlichkeit der Aufgabe bedingt, die dem Denken gestellt wird; und in einer Verbes-

[1]) New York 1910. Holt. 6 s.
[2]) Chicago 1910. (Cambridge, University Press). 5 s.

serung dieser Lage endigt das erfolgreiche Denken. Man braucht bei dieser Verbesserung der Lage nicht notwendig an das Erfinden einer Maschine oder das Entwerfen eines Kriegsplans zu denken. Zum Mindesten ebenso wichtig ist das ungeheuere Feld des Handelns im sittlichen Leben. Einem Handeln dieser letzteren Art dient die gegenwärtige deutsche „Wiedergeburt der Philosophie". Ihr ganzer Sinn und das Recht ihres Daseins leiten sich daraus her, daß ihre Denkgebilde einer sittlichen Lebenshaltung entsprechen. Sehr mit Recht weist daher A. W. Moore auf die Bedeutung der Gemütsbewegungen für den Aufbau solcher Gedankengebilde hin. Denn Gemütsbewegungen und namentlich Gemütsbewegungen, die es mit dem „höheren Bewußtsein" zu tun haben, sind stets das Anzeichen einer sittlichen „Gesinnung", deren Sinn sittliche Bewährung ist.

Durch diese Betrachtungsweise deckt der Pragmatismus die Beweggründe auf, aus denen allein die deutsche „Wiedergeburt der Philosophie" recht gewürdigt werden kann. Ich möchte um dieser Beziehungen des Pragmatismus gerade zum deutschen Geistesleben der Gegenwart willen aber noch etwas weiter ausholen, damit Moore und Dewey verlassen und zu einer anderen, innerlich verwandten, aber vielleicht noch weittragenderen Abzweigung des philosophischen Pragmatismus übergehen.

In den letzten Jahrzehnten hat sich nämlich innerhalb der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Während vor noch nicht allzulanger Zeit eine möglichst vollständige und möglichst genaue „Abbildung der Natur" als das Ziel der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung angesehen wurde, beginnt man jetzt mehr und mehr solche kühnen Hoffnungen als Täuschungen und durch das Wesen der Begriffsbildung selbst ausgeschlossen zu betrachten. Auf allen Gebieten der Naturwissenschaft sind während der letzten Jahre Erscheinungen aufgefunden, die mit den bisher als selbstverständlich, ja als „apriorisch" angesehenen Grundlagen der Naturwissenschaften durchaus nicht in Einklang zu stehen scheinen und auch in keinen anderen Einklang haben gebracht werden können als in den eines faulen vorläufigen Friedens.

Aus dieser Spannung zwischen Tatsachen und Begriffen ist die Einsicht erwachsen, daß nicht an jenen, sondern an diesen der Fehler liege, und daß keine Begriffsbildung der Welt die Natur je abbilde; daß die Begriffe vielmehr zu betrachten seien als eine Art Handwerkszeug, mittelst dessen wir uns bestimmter Beziehungen bemächtigen. Nun, dieses Handwerkszeug ist zugeschnitten auf einen verhältnismäßig begrenzten Erfahrungskreis und, wie es scheint, im Dienste sehr begrenzter menschlicher Zwecke. So-

bald dieser Erfahrungskreis überschritten wird, die Zwecke andere werden, versagt unser Begriffsnetz, und wir stehen vor dem Rätsel.

Ein verhältnismäßig einfaches und der Philosophie nahestehendes Beispiel bildet die Tatsache des Lebens. Es scheint schlechterdings ausgeschlossen, diese Tatsache mit dem üblichen Ursachebegriff in Einklang zu bringen. Das mechanische Begriffsnetz zerreißt schon hier, und wir haben entweder von einem Widerspruch mit unseren selbstverständlichsten Grundsätzen oder von einer Art Schöpfung zu sprechen. Die verständigste Art des „Neovitalismus" besteht daher einfach in der Bildung eines selbständigen Begriffsnetzes für Lebenserscheinungen.

Man sollte meinen, daß das ein verhältnismäßig leichtes Verfahren sei. Es ist aber ganz außerordentlich schwer. Denn es gilt hier nicht einfach zuzulernen, sondern umzulernen, ja grundsätzlich umzudenken. Und das tut der Mensch nur, wenn die äußerste Not ihn dazu treibt; und dann auch nur so weit, als es gerade nötig ist, um allenfalls mit den neuen Tatsachen zurecht zu kommen. In diesen Fällen und just an solchen, für den vorläufigen Gebrauch zurecht gemachten Friedensschlüssen pflegt man denn auch für kurze Augenblicke zu erkennen, daß allem Anschein nach das ganze Begriffsnetz nur Handwerkszeug für den Gebrauch ist und nicht Abbildung der Wirklichkeit. Man pflegt das aber nur für Augenblicke zu erkennen. Wenn die Begriffserneuerung erst in Arbeit genommen ist, erscheint sie bald wieder als selbstverständlich, als sei alles wieder in Ordnung und das Begriffsnetz ein Abbild.

Was das mit der Philosophie als Weltanschauung zu tun habe? Sehr viel. Denn nicht nur die Naturwissenschaft, sondern auch die Philosophie leidet unter der Enge der Begriffsbildungen. Ja, die Philosophie ist wahrscheinlich auf ihrem ganzen Lebenswege nichts anderes gewesen als ein Kampf für Tatsachen, für die die herkömmliche Begriffsbildung zu eng war. Zu diesen Tatsachen gehören zunächst die Befunde der allgemeinen Psychologie. Gerade in ihrer neuesten Entwicklung stößt diese auf Vorgänge, für welche es einen angemessenen, wissenschaftlich weiter handbaren Begriff einfach nicht gibt, und die daher ein Zerbersten der alten psychologischen Begriffsbildung mit sich bringen. Zu diesen Vorgängen gehören dann aber in hervorragendem Maße jene letzten Beweggründe des menschlichen Lebens, die zu einer Weltanschauung führen.

Das Verhältnis einer Begriffsbildung der Weltanschauung zu der wissenschaftlichen Begriffsbildung ist in der Gegenwart keineswegs klar, weil fast alle deutschen Philosophen und philosophischen Schriftsteller noch im Banne jenes alten Glaubens stehen, daß die Wissenschaft eine schlechthin maßgebende Wiedergabe der Wirk-

lichkeit sei. Solange dieser Glaube, man darf nach dem gegenwärtigen Stande unserer Einsicht sagen: Aberglaube, in Kraft bleibt, wird eine von den Beweggründen des Seelenlebens getriebene Weltanschauung immer nur ein verbotenes Naschen bedeuten. Denn die wissenschaftliche Begriffsbildung hat für solche Dinge schlechterdings nicht nur nichts übrig, sondern droht beständig, sie als Irrtümer oder Schwächen und „Atavismen" zu behandeln. Es ist daher für diese Lage höchst kennzeichnend, daß fast alle deutschen Weltanschauer mit verschämtem Erröten ihr „Bedürfnis" nach einer Weltanschauung in der Tat bloß als eine menschliche Schwäche entschuldigen, als eine „rein subjektive Überzeugung", ohne die sie „nun einmal nicht auskämen", für die es aber außerhalb dieses Bedürfnisses keine Befugnis gäbe.

Liegt die Sache so, dann ist es ein merkwürdiges Schauspiel, daß hier ebendieselben Männer, die fast durchweg den „Pragmatismus" als philosophische Lehre wie einen Ausbund von Narrheit behandeln, in ihrem eigenen Verhalten einem Pragmatismus ungeschlachtetster Art huldigen. Weltanschauung besteht für diese Männer im Grunde, d. h. auf dem Grunde der „Wirklichkeit", nicht zu Recht, denn sie besteht nicht vor dem Gericht der als allein maßgebend anerkannten „Wissenschaft". Aber wir brauchen Weltanschauung, und daher glauben wir dennoch an sie. Ich könnte mir kein unverblümteres, gröberes pragmatistisches Verfahren vorstellen.

Ganz so grob ist nun jener Pragmatismus nicht, der als philosophische Lehre von diesen Pragmatisten der Tat verworfen wird. Jener philosophische Pragmatismus dringt zunächst auf eine Erkenntnis der verhältnismäßig großen Willkürlichkeit und Begrenztheit der wissenschaftlichen Begriffsbildung. Er dringt darauf, daß diese Begriffsbildung als ein nur vorläufiges Kunsterzeugnis betrachtet werde, das einer immer wieder von neuem einsetzenden Erweichung und Erweiterung bedarf, wenn nicht ein großer und vielleicht der wichtigste Teil von dem Erfahrungsschatze des Lebens verloren gehen soll. Er dringt aber vor allem darauf, daß die Tatsachen, und zwar auch die seelischen, als maßgebend anerkannt werden und die wissenschaftliche Begriffsbildung erneuern sollen, statt daß diese letztere die Tatsachen vergewaltige, wie das z. B. in dem naturwissenschaftlichen Weltbild der volkstümlichen Aufklärung vielfach geschieht. Es ist offenbar, wie von dieser Seite her die Philosophie als Weltanschauung über ein bloßes Sehnen, Entschuldigen und Naschen hinausführt zu einer Umbildung und Erweiterung des wissenschaftlichen Begriffsschatzes und wie sich von hier aus erst die Möglichkeit und Bewegungsfreiheit für eine selbständige Philosophie als Weltanschauung eröffnet, während diese

sonst nie über eine Zusammenstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse und deren gemütliche Würdigung hinauskommt.

Ich habe mit diesen einführenden Erörterungen zwei Schriften vorgegriffen. Die eine stammt von mir selbst und behandelt unter der Aufschrift: „Der Pragmatismus, neue Bahnen in der Wissenschaftslehre des Auslandes"[1]) die Werkzeugsbeschaffenheit der wissenschaftlichen Begriffsbildung, die Bedeutung dieser Erkenntnisse für die Weltanschauungsbestrebungen und die Notwendigkeit, das Leben vor die Wissenschaft statt die Wissenschaft vor das Leben zu stellen.

Die andere Schrift ist erst kürzlich erschienen und der meinen weit vorzuziehen. Sie stammt von Professor Julius Goldstein und trägt die Aufschrift: „Wandlungen in der Philosophie der Gegenwart."[2]) Dies Buch enthält, von der im Sinne der eben gegebenen Erörterungen geschriebenen Einleitung und dem gleichartigen Schluß abgesehen, eine Beurteilung des Rationalismus in der Philosophie im Hinblick auf seine von den Vertretern des Rationalismus meist nicht gesehenen Schranken und Gebrechen, während der zweite Teil in einer Darstellung der Philosophie William James', Henri Bergsons und Rudolf Euckens die neuen Versuche schildert, des Lebens erkennend inne zu werden in einer den Bereich des Rationalismus zwar mit umfassenden, zugleich aber über ihn hinausgreifenden Weise.

Der Rationalismus erscheint in der Schrift Goldsteins als ein Befangensein des Geistes durch das wissenschaftliche Begriffsnetz in des Wortes schlimmster Bedeutung. Die Vernunft, der Begriff ist alles. Mit dem Begriff hört die Wahrheit auf. Eine derartige Begriffsanbetung ist um so bedenklicher, als der rationalistische Begriffsschatz fast ausschließlich den Beziehungen zwischen starren Körpern entnommen ist, ohne Rücksicht auf das völlig andersartige Geschehen in den Lebenserscheinungen. „Der Rationalismus ist nichts weiter als eine von der Mathematik beeinflußte Auffassung vom Wesen der Wissenschaften, verbunden mit dem Versuch, die Gegebenheiten des Lebens in Einklang zu bringen mit dem Weltbilde der mathematischen Physik."

Demgegenüber weist Goldstein auf die die ganze rationalistische Begriffsenge sprengenden Richtungen in der neuen Philosophie hin, als deren führende Vertreter ihm James, Bergson und vielleicht nicht ganz mit gleichem Recht Eucken gelten. „Allen dreien erscheint unser rationaler Daseinskreis eingebettet zu sein in ein kosmisches Leben schöpferischer Art, das wir zwar in seinen letzten Zusammenhängen nicht erkennen können, das aber dennoch nicht transzendent ist im Sinne der älteren Metaphysik. Denn es greift

[1]) Leipzig 1909. Dürr. M. 1,20.

[2]) Leipzig 1911. Klinkhardt. M. 5,20.

umbildend in unser Leben ein und führt ihm erhöhende Kräfte zu." — Man sieht auch hier eine „pragmatistische" Stellungnahme zur Weltanschauung. Jenes „kosmische Leben" ist, weil es wirkt.

Unter den von Goldstein behandelten Philosophen ist Henri Bergson wahrscheinlich der interessanteste und jedenfalls derjenige, der in der deutschen philosophischen Jugend am ehesten auf verständnisvolle Aufnahme wird rechnen können. Ich hoffe, auf Bergson noch ausführlich zurück zu kommen, wenn sein Hauptwerk Evolution Créatrice in deutscher Übersetzung erschienen ist[1]), und will hier nur zur Vervollständigung dieses Berichtes andeuten, in welcher Linie sich Bergsons Philosophie bewegt.

Bergsons Philosophie geht aus von dem Versuch einer Erfassung der Wirklichkeit, abgesehen von jeder begrifflichen Voreingenommenheit. Dabei zeigt sich ihm eine fortwährende Neigung des Menschen, die Zeit zu verräumlichen[2]), und er glaubt zu erkennen, daß die menschliche Begriffsbildung überhaupt nur auf Raumverhältnisse zugeschnitten ist, den Zeitverlauf selbst aber schlechterdings nicht zu erfassen vermag. Von nun an bildet der Zeitverlauf den Angelpunkt des Bergsonschen Philosophierens. Der Zeitverlauf, die „durée réelle", in unmittelbarer Schau erfaßt, bedeutet eine fortwährende Neuschöpfung. Jeder neue Augenblick ist von dem alten verschieden. Diese Neuschöpfung aber ist das Leben selbst, dessen eigentliches Wesen so lange von der Vorherrschaft, ja Alleinherrschaft begrifflichen Denkens zugedeckt war. Was aber ist das begriffliche Denken, wenn man es vom Blickpunkte der durée réelle, des Lebens betrachtet? Wir wurden darauf hingewiesen, daß Begriffe nur auf Raumverhältnisse zugeschnitten seien, und Bergson schließt aus dieser freilich nur annähernd richtigen Beobachtung, daß das begriffliche Denken entstanden sei aus dem Vermögen des Menschen, tote starre Körper zu verarbeiten und sich ihrer als Handwerkszeuge zu bedienen. In diesem Erfahrungskreise und auf diesen Zweck zugeschnitten bewährt sich alles mechanische Denken, bewährt sich der Verstand. Jenseits dieses Kreises und dieser Zwecke bewährt er sich nicht. Er bewährt sich vor allem nicht dem Leben selbst gegenüber. Zur Erfassung des Lebens wird der Verstand ersetzt durch den Trieb, den Instinkt,

---

[1]) Im nächsten Jahre? bei Diederichs. Ebendort erschien im Jahre 1909: Albert Steenbergen, „Henri Bergsons intuitive Philosophie" (M. 3,50), eine gute Einführung in Bergsons Schriften, und der in den Geist seiner Philosophie noch besser einführende Aufsatz Bergsons selbst: „Einführung in die Metaphysik" (Deutsche Übersetzung aus der Revue Philosophique) (M. 2,—). Übersetzt ist auch, jedoch ungeschickt, Bergsons „Matière et Mémoire" (Diederichs 1908) (M. 9.50).

[2]) Vgl. Les données immédiates de la conscience cap. 1.

die „Intuition", und eben durch die Pflege der „Intuition" unterscheidet sich die Philosophie grundsätzlich von den Fachwissenschaften.

Ich glaube, daß Bergson auf ein verhältnismäßig weit gehendes Verständnis bei der neuen deutschen Jugend hoffen darf, weil er Gedanken vertritt, die im wesentlichen bereits in der deutschen Romantik vorhanden waren, und die in der neuen Romantik unter der Oberfläche wieder emporschwellen. Es fängt an ein Gemeinplatz zu werden, Bergson bedeute etwas schlechterdings Neues; ein Gemeinplatz, der besonders von denen gebraucht wird, die da glauben, alle Philosophien des 19. Jahrhunderts seien „in Kant gleichsam vorgebildet". Beides ist falsch. Die Hauptbeweggründe der Bergsonschen Philosophie findet man bereits in dem Kampfe, den die französische Mystik des 17. Jahrhunderts gegen den Rationalismus der Cartesianer führte. In Deutschland treten dieselben Gedanken in der „Gefühls"-Philosophie des 18. Jahrhunderts, namentlich bei Herder und dem jungen Goethe auf. „Gefühl" bedeutet dort dasselbe wie bei Bergson: „Intuition" und „Begriff" wird häufig mit dem Wort „Name" bezeichnet. In der Weltanschauung des jungen Goethe ist „Gefühl" alles, „Name ist Schall und Rauch". Bei ihm wie bei Herder ist „Gefühl" das Werkzeug zur Erkenntnis des Lebens, und bei Herder wird immer wieder das bloß „instrumentale" Wesen der Wissenschaft betont. Von hier aus verbreitet sich diese Philosophie in die Romantik als in eine Fortsetzung der Gefühlsphilosophie der sechziger Jahre, die man nicht einfach durch die Kantische Brille ansehen darf, und nimmt bei Schopenhauer schließlich eine Form an, die höchst auffallende, oft wörtliche Anklänge an die heutige Bergsonsche Philosophie zeigt. — Zum kulturgeschichtlichen Verständnis Bergsons und seiner Aufnahme bei der deutschen Neuromantik ist dieses geschichtliche Verhältnis der Bergsonschen Philosophie zur deutschen Philosophie gewiß nicht unwichtig.

Zu Bergsons begeisterten Freunden und Förderern gehörte William James, der Liebling der gebildeten Kreise Amerikas und der Abgott der philosophisch interessierten amerikanischen Jugend, der im Jahre 1910 seinen Verehrern und der Wissenschaft durch den Tod entrissen worden ist. William James war einer der Führer jener Bewegung, die ich vorhin als eine antirationalistische geschildert habe: nur daß bei James der Antirationalismus vor allem ein menschliches Bedürfnis war, während er bei Bergson und dem deutschen Pragmatismus eine mehr wissenschaftliche Färbung zeigt. James' menschliches Verhältnis zur Philosophie tritt vielleicht am deutlichsten hervor in dem letzten von ihm selbst veröffentlichten Werke: 'A Pluralistic Universe, Hibbert Lectures at Manchester

College on the Present Situation in Philosophy.'[1]) Es ist eine Auseinandersetzung mit zwei entgegengesetzten Mächten: auf der einen Seite eine Verneinung des rationalistischen Monismus und des anglo-amerikanischen Hegeltums; auf der anderen Seite eine entschiedene Befürwortung der Philosophie Henri Bergsons und der Philosophie Theodor Fechners.

Eine Verneinung des rationalistischen Monismus. Mehr wie alles andere findet James den Begriff des ,,Absoluten" in dem Monismus seiner anglo-amerikanischen Fachgenossen anstößig. Dieser Begriff erscheint in der anglo-amerikanischen Schulphilosophie als ein Erzeugnis nicht sowohl der Erfahrung als vielmehr rein begrifflicher Ableitungen und Beweise. Abgesehen von der Frage nach der Stichhaltigkeit dieser Ableitungen und Beweise zeigt es sich bald, daß eine Lücke klafft zwischen dem Absoluten als begrifflichem Erzeugnis und der wirklichen Welt als tatsächlich Gegebenem: eine Lücke, die keineswegs ausgefüllt wird durch die Behauptung, die gegebene Welt sei Schein und Traum, nur das Absolute sei Wahrheit. Just gegen diese Auffassung richtet James die Hauptspitze seiner Fehde. Wenn nur das Absolute Wahrheit ist, wie kommt es dann zu jenem Schein und Traum der Welt? Noch wichtiger aber: wenn uns die Welt zum Schein und Traum gemacht wird, warum kümmern wir uns um sie? Die Hegelianer-Philosophie des Absoluten ist die Weltanschauung der ewig Schwachen und Träumer im siebenten Himmel.

Dagegen tritt für James an die Stelle des Absoluten eine Gottheit, die sich als Hilfskraft erweist, die neben und mit mir steht, neben der ich aber auch selber stehe und meine Eigentümlichkeit wie meine eigene Kraft bewahre. Die reiche Fülle meiner wirklichen Erlebnisse soll nicht der Einförmigkeit des Begriffs aufgeopfert werden. Der Pluralismus rettet uns vor dem Verschlungenwerden durch den alles fordernden monistischen Leviathan. Zur Annahme eines solchen Alles-Forderers wurden wir durch begriffliche Erörterung getrieben; zur pluralistischen Gottheit gelangen wir auf anderem Wege: durch unmittelbare, fühlende und einfühlende Erkenntnis.

Eine Philosophie der letzteren Art findet William James in der Lehre Bergsons. Bergson hat uns erlöst von dem Banne der Vernunftherrschaft, indem er dem wissenschaftlichen Begriff die dienende Stelle eines bloßen Handwerkszeuges anweist gegenüber der unbegrifflichen, unmittelbaren Erfahrung, die in stetiger Neuschöpfung pluralistische Fülle entfaltet. James behauptet, daß erst Bergson ihn von den Fesseln der Begriffsphilosophie befreit habe. ,,Die Beschäftigung mit seinen Werken machte mich

[1]) New York 1909. Longmans Green. 5 s 6 d.

kühn. Hätte ich Bergson nicht gelesen, so schriebe ich wohl noch jetzt endlos viele Seiten voll Tinte in der Hoffnung, zusammen zu bringen, was nicht zusammen gehört, und in dem Versuch, das Verhalten der Wirklichkeit so zu verstehen, daß keine Kluft zwischen ihr und den herkömmlichen Gesetzen der Logik wäre."

Endlich Fechner. Der Weg zu ihm hinüber führt für James durch Bergsons Mystik des Lebens. Fechner gelangt zu der Vorstellung eines das Menschenbewußtsein überragenden Erd- und Weltbewußtseins. Aber er gelangt zu dieser Vorstellung nicht auf dem Wege eines begrifflichen Beweisverfahrens, sondern auf dem Wege einer „Analogie" zwischen der selbst erlebten und einer in die Erde und die Sternenwelt hineinverlegten seelischen Erfahrung. Er „fühlt" ein neues Seelenleben in die Erde und die übrigen Himmelskörper „hinein". Damit aber führt er nur tatsächlich aus, was Bergson in anderem Zusammenhange lehrhaft gerechtfertigt hatte. Das von Bergson gelehrte triebhafte Erleben im Gegensatz zu allem begrifflichen Erkennen ist die Verkehrsweise zwischen lebendigen Wesen. Lebende Wesen „verstehen" wir nur dann, wenn wir uns gefühlsmäßig an ihre Stelle versetzen. Erde und Sternenhimmel „verstehen" wir nur dann, wenn wir sie in ein Erd- und Sternbewußtsein verwandelt denken.

Eine Schwierigkeit aber scheint bei Fechner vorzuliegen, die James vollends zum Bruche mit der Logik führt. Wenn das Weltbewußtsein das Erdbewußtsein und das Erdbewußtsein das Menschenbewußtsein einschließt, wie kommt es dann, daß das umschlossene Bewußtsein dennoch selbständig bleibt? Ein abgeschlossener Körper, der dennoch nur Teil eines Ganzen ist, läßt sich denken; nicht aber ein abgeschlossenes Bewußtsein, das dennoch nur Teil eines ganzen Bewußtseins wäre. — Hier versagt alles begriffliche Denken. Trotzdem finden solche Dinge statt: als Vermutung im Fechnerschen Weltbild; als Tatsache innerhalb des menschlichen Bewußtseins selbst. Solchen Tatsachen gegenüber gibt es keinen anderen Ausweg, als die Unzulänglichkeit unserer Begriffsbildung einzugestehen. „Ich für mein Teil sah mich endlich gezwungen, die Logik aufzugeben: offen, ehrlich und unwiderruflich . . . . Wirklichkeit, Leben, Erfahrung, Tatsache und unmittelbar Gegebenes, man nenne es, wie man wolle, alles das geht über unsere Logik hinaus, übersteigt und umgibt sie."

Die Wirklichkeit selbst und ihren ganzen Reichtum findet James durch begriffliches Denken nicht faßbar, so wenig als sie Bergson begrifflich faßbar gefunden hatte. So muß der merkwürdige Zusammenhang der Bewußtseinserscheinungen in der unmittelbaren Erfahrung jenseits des begrifflich Faßbaren gesucht werden. Dorthin flüchtet sich James. In den zahlreichen Beobachtungen

über Bewußtseinsspaltung, unbewußtes Schreiben und Sprechen, Gedankenübertragung und seelische Beeinflussung aller Art: in diesen ungewöhnlichen und übergewöhnlichen Tatsachen des Bewußtseins findet James den stärksten Hinweis zugunsten der Möglichkeit eines höheren Bewußtseins, wie es ihm am treffendsten von Fechner beschrieben erscheint.

Zu den Erlebnissen, die ein solches höheres Bewußtsein erfordern, gehört für James auch die religiöse Erfahrung. Diese aber macht sich geltend im „pragmatistischen" Sinne als eine Forderung, die nach Verwirklichung trachtet. Kennzeichnend, mehr freilich für den Mann als für die Sache, ist die Gewißheitssteigerung, die James in dieser Hinsicht auf seine eigene Lehre anwendet. „Es könnte wahr sein — irgendwo; denn es widerspricht sich nicht. Es kann sogar hier wahr sein, und zwar jetzt. Es eignet sich dazu, wahr zu sein; es würde gut sein, wenn es wahr wäre. Es sollte wahr sein: so fühlen wir im Augenblick. Es muß wahr sein: so flüstert dann etwas in uns. Und endlich: es soll für wahr genommen werden; es soll sein, als wäre es wahr — wenigstens für dich."[1]) In Lebensfragen gestalte deine Philosophie, deine „Weltanschauung" den Forderungen deines Herzens entsprechend. Es wird dann so viel Wahres an deiner Weltanschauung sein, als sie Bewährung mit sich bringt. Hierin wurzelt der „Wille zum Glauben".

Aus solchem „Willen zum Glauben" ist James' eigene Philosophie entsprossen. — Man kann sie bezeichnen als den Versuch einer Menschenseele, sich zu befreien von der Bevormundung durch die Wissenschaft; als den verzweifelten Versuch, Herzensüberzeugungen durchzusetzen gegen Verstandeserkenntnisse; als ein Credo quia absurdum est, wie im Falle Kierkegaards: nur daß James es unternimmt, seinen Glauben gegen die Wissenschaft mit den Waffen der Wissenschaft selbst zu verfechten.

Man könnte James' berühmte Lehre vom „Willen zum Glauben" auch so aussprechen: „Handle so, als ob deine geglaubte Weltanschauung eine Tatsache wäre." In dieser Gestalt würde der Wille zum Glauben uns erscheinen als eine Art Hilfsvorstellung, als eine Arbeitsannahme oder, wie man besonders in der Rechtswissenschaft und in der Mathematik zu sagen liebt, als eine „Fiktion". Nun, es kommt neuerdings mehr und mehr zutage, eine wie ungeheure Rolle die „Fiktionen" im wissenschaftlichen Erkennen spielen, und es scheint, daß ihre Rolle kaum geringer im

[1]) James' ererbte und tief wurzelnde Hinneigung zu einem Seelenleben nach Art der amerikanischen 'Christian Science'- und 'New Thought'-Bewegung kommt in der Sprache dieser Gewißheitssteigerung besonders auffallend zum Ausdruck.

täglichen Leben ist. Solche „Fiktionen" pflegen fast immer dort vorzuliegen, wo wir uns des Wortes „Als ob" bedienen oder doch bedienen könnten. James' Lehre vom „Willen zum Glauben" z. B. konnte die Form annehmen: „Handle so als ob usw." Unter diesen Umständen berechtigt ein Buch zu großen Erwartungen, das „die Philosophie des Als ob" behandelt als „System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus." Es ist das Werk Hans Vaihingers, des bekannten Kantforschers in Halle.[1])

Ich stehe nicht an, dieses Werk als die gegenwärtig wichtigste Veröffentlichung in der deutschen Philosophie und als eine der wichtigsten in der internationalen Philosophie zu bezeichnen. Es ist unmöglich, den außergewöhnlichen Reichtum des Buches in den Rahmen dieses Berichtes zu spannen, und so will ich hier nur seine Bedeutung für die gegenwärtige 'Wiedergeburt' der deutschen Philosophie erörtern.

Die Philosophie des Als ob wirft ein neues höchst interessantes Schlaglicht auf die oben berührten Beziehungen zwischen den Tatsachen, die in unser herkömmliches Begriffsgebäude hineinpassen, und denen, die nicht hineinpassen. In einer großen Zahl von Fällen ist nämlich die „Fiktion" nichts anderes als ein Versuch; die unser Begriffsgebäude überschreitenden Tatsachen dennoch in dieses hinein zu bringen. Das geschieht, indem man sich an die „Wirkungen" jener nicht begriffenen Tatsachen hält und diese Wirkungen dann so behandelt, als ob sie aus einer anderen, begreifbaren Ursache stammten. Man weiß zwar ganz genau, daß dies letztere nicht der Fall ist; trotzdem handelt man so, „als ob" es der Fall wäre: in der Wirkung kommt es auf eins heraus, und von der Wirkung war man ja ausgegangen.

Ich will einige Beispiele geben: man denke an die alte Zwickfrage über das Verhältnis von Leib und Seele. Wir sind in Wirklichkeit schlechterdings außerstande, eine allseitig befriedigende „Erklärung" dieser Geschehnisse zu geben, d. h. wir vermögen nicht, die Tatsache auf unseren bekannten Begriffsschatz zu bringen. Die Begriffe „Leib" und „Seele" erweisen sich als unzulänglich. Dieser Schwierigkeit gegenüber helfen wir uns nun mit der Notauskunft, daß die Wirkung innerhalb gewisser Grenzen unserer Beobachtung dieselbe sei, „als ob" leibliches und seelisches Geschehen nebeneinander her liefen, zwei Parallelen vergleichbar, oder „als ob" das Gehirn den Geist erzeugte wie eine Drüse den Schweiß, oder wieder „als ob" zwei „Einzelwesen" sich gegenüber stünden: der Leib und die Seele. All diese „Fiktionen" werden innerhalb gewisser Grenzen den Wirkungen des tatsächlichen Geschehens ge-

[1]) Berlin 1911. Reuther & Reichard. M. 18,—.

recht. Aber nur innerhalb gewisser Grenzen, und sie sind weit davon entfernt, eine wirklich angemessene Beschreibung der tatsächlichen Ereignisse zu geben. Die Fiktion hat hier die Aufgabe, die Unvereinbarkeit unseres Begriffsschatzes für das räumliche Geschehen in der „Körperwelt" mit unserem anderen Begriffsschatz für das unräumliche Geschehen in der „seelischen Welt" unschädlich zu machen.

Ein anderes Beispiel bietet die Frage nach der „Freiheit". Auch hier sind wir tatsächlich nicht imstande, unsere Erfahrungen auf den bekannten Begriffsschatz zu bringen, und da zeigt es sich nun, daß wir zwei verschiedene „Fiktionen" anwenden müssen, je nachdem wir den Wirkungen des menschlichen Handelns in dem einen oder dem anderen unserer Erfahrungsgebiete gerecht werden wollen. Innerhalb der physikalischen Begriffsbildung tun wir gut, den Menschen so zu behandeln, als geschähe bei ihm alles nach dem Gesetz der Verursachung. Es geschieht nicht so: aber wir können vorläufig so tun, „als ob" es so geschähe. Andererseits im Gebiete des sittlichen Handelns tun wir gut, die Sachlage so zu betrachten, „als ob" wir tun könnten, was wir wollen, und wollen könnten, was wir wollen. Dem ist nicht so: aber wir werden mit dieser „Fiktion" den Verhältnissen immer noch am ehesten gerecht. In Wirklichkeit entspricht weder der Begriff der „Verursachung" noch der Begriff der „Freiheit" dem Sachverhalte. Unser Begriffsschatz versagt, aber wir machen dieses Versagen wieder gut durch Anwendung von „Fiktionen".

Ein weiteres Beispiel bildet der Gottesbegriff, der innerhalb verschiedener Gebrauchsgebiete in ganz verschiedenen Gestalten erscheint: so für den Bedürfniskreis der christlichen Gemütslage als persönlicher Vater, für einen anderen Bedürfniskreis als Weltall; für einen dritten als das Leben, für einen vierten als die Menschheit. In der Naturwissenschaft wird der Gottesbegriff ganz ausgeschaltet. Warum? Weil im Seelenleben, aber auch nur dort, Regungen und Strebungen auftreten, denen wir am ehesten gerecht werden, wenn wir uns so verhalten, „als ob" dieses oder jenes höhere Wesen waltete, während in der Naturwissenschaft diese Strebungen ganz fortfallen.

Nicht anders ist es mit den Erfahrungen unseres sittlichen Lebens. Man denke z. B. an die Begriffsbestimmung, die Misch von der „Persönlichkeit" gab: in der Persönlichkeit zieht sich „ein überindividuelles, aber immanentes Gefüge, das nicht starr, sondern zu weiterbringendem Schaffen frei ist, zu wirkenskräftiger Einheit zusammen".[1]) Eine solche Sprache wäre geradezu unerhört, wenn sie beanspruchte, eine angemessene Erklärung der Tatsachen zu

[1] Vgl. S. 213 dieses Berichtes.

sein. In Wirklichkeit bringt sie eine Fiktion und besagt so viel, daß die Wirkungen einer Persönlichkeit so seien, „als ob" usw.

Man wird die volkstümliche Vorstellung des Gewissens und den größten Teil unserer seelischen Erlebnisse auf eine ähnliche Bedeutung zurückführen können, namentlich der feineren und tieferen Erlebnisse, für die unser Sprach- und Begriffsschatz seine Zulänglichkeit in steigendem Maße verliert.

Ich breche ab, um mit wenigen Worten auf die Bedeutung der Philosophie des Als ob für den Aufbau einer Weltanschauung hinzuweisen. Wir sahen, daß das philosophische Drängen der Zeit immer wieder zurück kam auf ein höheres Bewußtsein, dem das gewöhnliche Weltbild nicht mehr genügt, welches sich nach einem vornehmeren Weltbilde sehnt und sich womöglich ein solches zu schaffen sucht. Es versteht sich nach den vorstehenden Erörterungen fast von selbst, daß diese neu zu schaffenden Weltanschauungen immer nur die Bedeutung einer „Fiktion" haben werden: mögen sie nun von der zeitüberlegenen „Einheit eines selbständigen Geisteslebens" oder von „unbedingten Werten" oder anderen Gebilden sprechen. Es ist immer nur, „als ob" diese Weltanschauungen wahr wären — und „in Wirklichkeit" sind sie nicht wahr.

„In Wirklichkeit." — Wie aber, wenn jene „Wirklichkeit" auch nur eine „Fiktion" wäre? Wenn das Weltbild des gemeinen Mannes, und in geradliniger Fortentwicklung seines Weltbildes das der Naturwissenschaften, auch nur den Wert hätte von Annahmen, die das Weltgeschehen so beschreiben, „als ob" es selbständige „Dinge", „Stoff" und „Kraft" wirklich „gäbe". Nun, wir haben allen Anlaß, „Dinge", „Stoff" und „Kraft" mit samt den „Atomen", „Elektronen" und „Ionen", kurz unser ganzes „wirkliches" Weltbild in der Tat als eine bloße „Fiktion" zu betrachten. Unter diesen Umständen steht dann aber nicht mehr „Philosophie als Weltanschauung" verschämt errötend der „Wirklichkeit" gegenüber; sondern zwei Weltanschauungen stehen miteinander in Wettbewerb, und alle beide haben keinen höheren, man könnte ebenso gut sagen: keinen geringeren Wert als den von „Fiktionen".

Der Wert einer „Fiktion" besteht darin, daß sie den Tatsachen möglichst gerecht wird, mag alles andere an ihr auch noch so „falsch" sein. Eine „Fiktion" ist gut, so lange ich mit ihr arbeiten kann; an ihren Früchten werde ich sie erkennen. — Das wirft ein eigentümliches Licht auf das Weltbild des gemeinen Mannes und der Naturwissenschaften. Auch ihr Weltbild ist nur „Fiktion"; aber es bewährt sich einem großen Tatsachenkreis gegenüber: im täglichen Leben und, um auf Bergson anzuspielen, in der Verarbeitung der starren Körper zu Werkzeugzwecken. Auf diese Forderung und diesen Wirkenskreis ist die Fiktion des alltäglichen und

naturwissenschaftlichen Weltbildes zugeschnitten. Darüber hinaus versagt es. Und nun kommt das menschliche Bewußtsein mit seinen aus dem naturwissenschaftlichen Weltbilde ausgeschlossenen sittlichen und religiösen Forderungen und baut sich eine andere „Fiktion", ein neues Weltbild auf, das jenen „höheren" Forderungen gerecht wird, wahrscheinlich aber seinerseits mit der naturwissenschaftlichen „Fiktion" aneinandergeraten wird. Zwei Möglichkeiten eröffnen sich unter diesen Umständen: entweder werden beide Fiktionen, die um die Herrschaft über den Stoff besorgte naturwissenschaftliche und die um die Höherentwicklung des Menschen besorgte philosophisch-religiöse, in wachsender Ausschließlichkeit nebeneinander hergehen, oder es wird zu einer Erweiterung unseres wissenschaftlichen Begriffsschatzes kommen müssen, die für beide Fiktionen Raum gibt. Das letztere dürfte das sachlich Wünschenswertere und bei der weiten Anpassungsfähigkeit sowohl der Begriffsbildung als andererseits der seelischen Bedürfnisse auch das Wahrscheinlichere sein.

Ich bin mit diesen Erörterungen teils über Vaihinger hinausgegangen, zu einem größeren Teile hinter ihm zurück geblieben. Meine Besprechung ist nur ein ärmlicher Ausschnitt und weist über sich hinaus auf das reichhaltige Werk selbst — wie dieses über sich hinaus weist auf ein neues, vorläufig noch unübersehbares Feld philosophischer Arbeit.

Mit Vaihinger beschließe ich diesen Bericht und fasse sein Ergebnis in kurzen Worten zusammen, anknüpfend an das in der Einleitung Gesagte. — Die Neuerscheinungen über die Philosophie und das Geistesleben des vergangenen Jahrhunderts bringen in erster Linie ein Spiegelbild der Gegenwart, erst in zweiter Linie eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnis der Vergangenheit. Die heute vor sich gehende Veränderung des Gesamtbildes vom 19. Jahrhundert besteht darin, daß Züge, die früher zurücktraten, jetzt hervortreten; umgekehrt früher betonte Züge jetzt an Betonung verlieren und ihre „Beurteilung" sich ändert.

Aller Hochachtung unbeschadet erscheint Kant mehr und mehr als ein Zeitgenosse des 18. Jahrhunderts statt als „zeitüberlegene" Größe. Die Romantik hört auf, als eine Entartung des „Kritizismus" betrachtet zu werden; der Kritizismus wird zur Vorbereitung der Romantik. Hier und da wendet man sich zu dem Positivismus Comtescher Färbung, fühlt sich ihm aber im ganzen fremd. Aus der Mitte des Jahrhunderts tritt das Seelenleben der der Gesellschaft gegenübertretenden „Freien" und „Einzelnen" in den Vordergrund: Rupp, Stirner, Kierkegaard, Nielsen. Mit Darwin und Nietzsche setzt man sich auseinander, um über sie hinaus zu kom-

men. Lotze und Fechner sind in Deutschland vergessen, während in Amerika Fechners Gedächtnis von William James kürzlich aufgefrischt worden ist: freilich ohne Widerhall bei den amerikanischen Philosophen zu finden. Das noch nicht zur Geschichte gewordene Ende des 19. Jahrhunderts vertritt sich selbst in den Schriften seiner noch lebenden Vertreter. Im ganzen aber geht durch die Geschichtschreibung der für die Gegenwart kennzeichnende Zug: das philosophische „Erlebnis" vor den sachlichen Gehalt der Philosophien zu stellen.

Dieser Zug ist für die Gegenwart kennzeichnend. Unsere Zeit ist mit „Stimmung" durchtränkt, der romantischen Stimmung des höheren „zeitüberlegenen" Bewußtseins, das seine Selbständigkeit dem engeren Alltagsbewußtsein gegenüber geltend macht. In dieser veränderten Stimmung und in ihr allein liegt die viel berufene „Wiedergeburt der deutschen Philosophie", die vielmehr eine Wiedergeburt des romantischen Gemütslebens ist. Vergleicht man den vor etwa zehn Jahren erschienenen Band der „Kultur der Gegenwart": „Systematische Philosophie" mit dem Berliner Buche über die „Weltanschauung" oder mit dem „Logos", so wird man einen gewaltigen Umschwung gewahr, erkennt aber, daß sich am sachlichen Gehalt der Philosophie tatsächlich wenig, in der menschlichen Stellungnahme zu ihr dagegen fast alles geändert hat. Ja, man könnte so weit gehen zu behaupten, daß sich die Philosophie von ihrem sachlichen Gehalt auf ein absichtlich unsachliches romantisches „Erlebnis" zurückgezogen habe.

Dem entspricht es, daß eine wissenschaftliche Philosophie in der Gegenwart Gefahr läuft, nach sittlichem statt nach sachlichem Maßstabe beurteilt zu werden. Die philosophische „Gesinnung" ist im Vordergrunde, mag diese Gesinnung auch noch so unphilosophisch sein. Sehr wahrscheinlich steht diese Lage in Zusammenhang mit dem sittlichen Erstarken der Jugend. Man darf sagen, daß die Philosophie des ausgehenden 19. Jahrhunderts nahe daran war, das Gemüt und das sittliche Leben den Verstandesbedürfnissen und einer wissenschaftlichen Zersetzung aufzuopfern. Gegen diese Zersetzung ist die Neuromantik ein entschiedener Rückschlag. Sie beginnt, den Verstand der Gesinnung zu opfern.

Ich sagte, daß sich die Philosophie von ihrem sachlichen Gehalt auf ein bloßes romantisches Erlebnis zurückgezogen habe, und möchte mit dieser Warnung schließen. Man hört so oft ein gewisses Prahlen mit der neuen deutschen Philosophie als Weltanschauung. Demgegenüber betone ich, daß dies Prahlen den Tatsachen nicht entspricht. Zwar ein Sehnen ist da, reichlich und überreichlich, und die Gesinnung ist vortrefflich. Aber damit ist es nicht gemacht. Denn Weltanschauung besteht nicht nur darin, die Welt anzu-

schauen; noch weniger ist das romantische Sehnen Philosophie. Philosophische Weltanschauung heißt philosophische Weltänderung, wie denn alle Philosophien von Heraklit bis Lotze eine Änderung des Weltbildes vollbracht haben. Davon aber ist bei uns nichts zu spüren. Denn man wird uns nicht im Ernste zumuten, die unbestimmte Rede vom „höheren Bewußtsein", von der „Selbständigkeit des Geisteslebens" und von „überpersönlichen Werten" für Philosophie zu nehmen. Unter den achtzig mir vorliegenden Schriften ist eine einzige, die den Namen einer neuen Philosophie als Weltanschauung verdiente, wenn es ihr nicht an jeder wissenschaftlichen Zucht gebräche: Streckers „Wert der Menschheit". Soviel können wir aber schon aus diesem Zeugnis ersehen, daß sich eine zeitentsprechende Philosophie als Weltanschauung nicht mehr in den Bahnen des „Monismus" bewegen wird. —

Im übrigen bietet für den wirklichen Aufbau und das Zustandebringen einer Philosophie als Weltanschauung die gegenwärtig wachsende Einsicht in die Willkürlichkeit wissenschaftlicher Begriffsbildungen freieren Raum denn je. Es steht zu hoffen, daß sich die deutsche Jugend diesen im Auslande viel verbreiteteren Einsichten mehr und mehr erschließen wird. Sie wird dann auch imstande sein, über die bloße romantische Stimmung hinauszugelangen zu dem wirklichen Aufbau eines ihren Gemütsbedürfnissen entsprechenden neuen Weltbildes.

Günther Jacoby.

KLEINE MITTEILUNGEN UND NOTIZEN.

Das neueste Heft der Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft bringt einen vorläufigen Bericht des Ausgrabungsleiters Prof. Borchardt über die neu begonnene Arbeit in Tell ell-Amarna in Ägypten. Die Ausgrabungen in dieser ersten Kampagne haben ergeben, daß die Hauptstadt des Königs Amenophis IV. als breit hingelagerte offene Landstadt angelegt war. Das Grundschema der wohlhabenderen Gehöfte zeigt ein zwischen Garten und Wirtschaftshof gelegenes Wohnhaus, im Garten einen Kiosk am Teich, im Hofe Dienerinnenhaus, Speicher, Vorratsräume, Ställe. Die Grundrißtypen und die Architektur der Häuser, die man bisher nur aus Abbildungen an den Wänden der Felsengräber rekonstruieren konnte, werden nun greifbarer: man unterscheidet das Empfangszimmer, Wohnzimmer, das Zimmer des Hausherrn, die Schlafräume, Bad und andere hygienische Einrichtungen. Der Schmuck der Wände bestand aus bemaltem Gipsputz, wovon naturgemäß nur wenig auf uns gekommen ist; immerhin erhält man aus einer beigegebenen Abbildung eine gute Vorstellung von der farbenfreudigen Wirkung dieser Dekorationsart. Die Haustüren pflegten lange Inschriften zu tragen, aus denen sich in einigen Fällen Name und Rang des Besitzers — Oberpriester, Oberarchitekt usf. — feststellen ließen. Unter den Einzelfunden dürften das größte Interesse wohlerhaltene Lederteile beanspruchen, die meist von der Bespannung und sonstigen Ausrüstung der Wagen stammen; doch findet sich auch anderer Hausrat darunter, wie ein Kopfkissen. Man erhält ein bis in einzelne Züge lebendiges Bild von dem ägyptischen Leben um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.

(Deutsche Litteraturzeitung 1911, Nr. 50.)

Aus dem Jahresbericht des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz für 1911/12 erwähnen wir, daß für die kulturgeschichtliche Abteilung durch Dr. Behn eine Übersicht über die Musikinstrumente der antiken, besonders der römischen Welt eingerichtet wurde, teils durch Photographien, teils durch Nachbildungen in Gips und Modelle in Originalgröße und Originalmaterial. Sobald Raum und Mittel zur Verfügung stehen, soll zunächst die Geschichte des Haus- und Ackerbaues im ganzen Zusammenhang vorgeführt werden, wofür bereits zahlreiches Material gesammelt ist.

Nachdrücklich sei auf die von Georg Leidinger veranstaltete und bei Riehn & Tietze in München erscheinende Wiedergabe von „Miniaturen aus Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek

in München" aufmerksam gemacht. Soeben ist das 1. Heft, enthaltend das sogenannte Evangeliarium Kaiser Ottos III., eine der berühmtesten Handschriften der Bibliothek, erschienen (Einzelpreis 30 M., für Abonnenten der ganzen Sammlung 24 M.). „Dem gesteigerten Interesse, welches in neuerer Zeit in allen Kulturländern den Erzeugnissen der Miniaturmalerei geschenkt wird, verdankt diese Veröffentlichung ihre Entstehung." Gerade die Schätze der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mußten einem Gelehrten, der schon durch sein Amt mit ihnen besonders vertraut ist, die Aufgabe lohnend erscheinen lassen, die beachtenswertesten Miniaturen durch Reproduktion weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Vorangegangen in der Aufschließung der Schätze der Münchener Bibliothek durch photographische Reproduktion war auf Anregung Laubmanns der Münchener Photograph Teuffel, der später auch Aufnahmen aus Drucken machte. Die von der Bibliothek selbst gelegentlich des 1909 in München tagenden IX. Internationalen kunsthistorischen Kongresses veranstaltete, von Leidinger eingerichtete Ausstellung zur Geschichte der Miniaturmalerei ließ dann den Wunsch einer systematischen Veröffentlichung von Reproduktionen der Miniaturen rege werden. Ihm wollen Leidinger und die Verleger Riehn & Tietze, die Nachfolger Teuffels, Rechnung tragen. Als Reproduktionsverfahren ist die Autotypie gewählt. Die Miniaturen werden, soweit sie die Ausdehnung von ca. 21 cm Höhe und 18 cm Breite nicht übersteigen, in natürlicher Größe wiedergegeben, soweit sie größer sind, auf die angegebene Größe zurückgeführt. Die Abonnenten der ganzen Sammlung erhalten auf den Ladenpreis der einzelnen Hefte einen Rabatt von 20 Prozent. — Den einzelnen Heften wird Leidinger eine Einleitung über die Bedeutung der Handschrift und der einzelnen Bilder vorausschicken, wobei besonderer Wert auf bibliographische Angaben gelegt wird. Eine neue kunsthistorische Untersuchung der betreffenden Handschrift ist nicht das Ziel, nur Feststellung des gegenwärtigen Standes der Forschung und Anregung zu weiteren Studien. Indessen könnte auch so nähere kunstgeschichtliche Aufklärung geboten werden, als sie die Einleitung zum 1. Hefte bietet. Es ist z. B. schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß, da nur die Schwarz-Weiß-Wiedergabe vorgesehen ist, Angaben im Text über die farbige Gestaltung sehr erwünscht wären. — Wert legt L. auf die Anführung früherer Abbildungen. Hier ist bei Taf. 14 des 1. Heftes die Reproduktion in Steinhausens Geschichte der deutschen Kultur S. 159 übersehen. Dieses Werk hat überhaupt (auf Grund der Teuffelschen Photographien) die Miniaturen der Münchener Bibliothek in besonders ausgedehntem Maße herangezogen und zum Teil zum erstenmal als Buchillustrationen veröffentlicht, so namentlich auch diejenigen des Flämischen Kalenders, der das 2. Heft der Leidingerschen Publikation bilden soll. — Die Handschrift, deren Miniaturen im vorliegenden 1. Heft reproduziert sind, bietet eine bekannte Schwierigkeit in der Frage, welchen

Herrscher das Huldigungsbild darstellt. L. stellt sich auf den überwiegend angenommenen Standpunkt, daß es sich um eine Darstellung Ottos III. handelt, zieht aber vor, die Handschrift als das sogenannte Evangeliarium Ottos III. zu bezeichnen.

Ergänzend sei auf das Verzeichnis der wichtigsten Miniaturen-Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München von Georg Leidinger hingewiesen (München 1912, Riehn & Tietze, 70 Pf.). Es ist aus dem Katalog zu der erwähnten Ausstellung hervorgegangen, bietet aber mehr, insbesondere durch die Aufnahme wichtiger orientalischer Handschriften. Das zugleich die einzelnen Handschriften nach den neuesten Forschungsergebnissen kennzeichnende Verzeichnis wird vielen ein sehr erwünschtes Hilfsmittel bieten.

Die Königl. Sächsische Kommission für Geschichte hielt am 21. Dezember 1911 ihre 16. Jahresversammlung ab. Über den Stand der wissenschaftlichen Unternehmungen der Kommission ist das Folgende zu berichten. Im Druck befinden sich zurzeit die von Studienrat Professor Sachse-Leipzig bearbeiteten Aufzeichnungen des Rektors Jakob Thomasius über die Nicolaischule und die Thomasschule in Leipzig, die nicht nur zur Schulgeschichte, sondern auch zur Geschichte der Universität und überhaupt der Kultur Leipzigs wichtiges Material bieten. Ferner soll im Jahre 1912 eine 3. Lieferung der von Ed. Flechsig in Braunschweig herausgegebenen „Sächsischen Bildnerei und Malerei vom 14. Jahrhundert bis zur Reformationszeit", welche insbesondere Werke aus Annaberg und Ehrenfriedersdorf enthalten wird, erscheinen. Druckfertig liegt der I. Band der Akten zur Geschichte des Bauernkrieges von Archivrat Dr. Merx in Münster i. W. vor, ebenso Band II der Akten und Briefe Herzogs Georg, bearbeitet von Professor Geß-Dresden, sowie die Ausgabe der Schriften Melchiors von Ossa, die Privatdozent Dr. Hecker-Dresden vorbereitet hat. Im Laufe dieses Jahres ist der Abschluß bei einem Band der Kirchenvisitationsakten, bearbeitet von Oberschulrat Professor Müller-Leipzig, zu erwarten, ebenso bei den eigenhändigen Briefen Augusts des Starken, deren Veröffentlichung Herrn Privatdozenten Dr. Haake-Berlin übertragen ist. Ferner soll 1912 ein 2. Heft der kleineren, für weitere Kreise bestimmten Schriften der Kommission „Aus Sachsens Vergangenheit" herausgegeben werden. Weit gefördert sind die jetzt von Dr. Bemmann in Dresden übernommene Bibliographie der sächsischen Geschichte sowie die folgenden Publikationen: die von Professor von Amira-München abzufassenden Erläuterungen zur Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, das Register der Einkünfte und Gerechtigkeiten der Markgrafen von Meißen vom Jahre 1378 (Archivrat Dr. Beschorner-Dresden), Band I der Ständeakten (Dr. Görlitz-Niesky), Politische Korrespondenz des Kurfürsten Moritz Bd. III (Professor Brandenburg-Leipzig und Privatdozent Dr. Hecker-Dresden), Akten zur Geschichte des Heilbronner Bundes (Archivrat Kretzschmar-Lübeck), Briefwechsel des Grafen Brühl und von Heinecken (Rektor Professor Schmidt-Freiberg), Briefe an den Humanisten Stephan Roth (Professor Clemen-

Zwickau), Beschreibung des Bistums Meißen (Professor Becker-Dresden), das Urkundenbuch der Universität Leipzig (Geheimrat Professor Erler-Münster i. W.) sowie die Geschichte des geistigen Lebens Leipzigs (Musik, II. Bd.: Dr. Wustmann-Dresden, Kirchliches Leben: Pfarrer Privatdozent Hermelink-Thekla, und bildende Kunst: Direktor d. hist. Museums Professor Kurzwelly-Leipzig). Erheblich fortgeschritten sind auch die Arbeiten zur historischen Landeskunde Sachsens, insbesondere das von Professor Meiche-Dresden bearbeitete historische Ortsverzeichnis unseres Landes sowie der von Professor Kötzschke-Leipzig vorbereitete Flurkartenatlas. Eine weitere Ausdehnung hat die von Archivrat Beschorner-Dresden geleitete Flur- und Forstortsnamensammlung erfahren, die schon bei manchen Nachfragen die Möglichkeit rascher und sicherer Auskunft geboten hat. Die Kommission hat beschlossen, grundsätzlich zwei neuen Veröffentlichungen Aufnahme in ihre Schriften zu gewähren, einer Arbeit des Landgerichtsrat Dr. Stübel-Dresden über den Maler Thiele und sächsische Kunstgenossen seiner Zeit sowie einer Ausgabe der in politischer und geistesgeschichtlicher Hinsicht bedeutsamen Briefe und Denkschriften des Grafen Manteuffel (1676 bis 1749), deren Herausgabe Realgymnasiallehrer Dr. Philipp-Borna übernehmen wird.

Am 18. Dezember 1911 wurde in Wien das Niederösterreichische Landesmuseum eröffnet, dessen Begründung vor allem dem Verein für Landeskunde zu danken ist. Der um das Museum verdiente Landesarchivar Dr. M. Vancsa hat einen „Führer durch die Schausammlungen" verfaßt, der über die Art gewöhnlicher Kataloge weit hinausgeht.

Einen Tag früher eröffnete man in Leipzig ein Museum für die Geschichte der Stadt Leipzig. Es enthält folgende Räume: den großen Ratssaal, die sog. Kapelle, zwei Kirchensäle, das Oeserzimmer, die Rüstkammer, die Ratsstube, das Bürgermeisterzimmer, Räume für den Wohnbau und öffentliche Bauten, für Stadtpläne und Stadtansichten.

Der Königl. Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin ist eine sehr wertvolle Bereicherung durch die Schenkung der Sammlung der Frau Prof. Marie Andree-Eysn zuteil geworden. Die Sammlung ist bereits durch Rich. Andrees Votive und Weihegaben des katholischen Volks in Süddeutschland (Braunschweig 1904) wissenschaftlich verwertet worden.

Mannigfaches Interesse bietet der Jahresbericht des Museums für hamburgische Geschichte für das Jahr 1910 von dessen Direktor O. Lauffer (Hamburg 1911). Erwähnt sei daraus, daß es dem Museum durch das Entgegenkommen des Königl. Sächs. Altertumsvereins möglich war, das auf Veranlassung des Senators Schott erbaute Modell des Templum Salomonis für Hamburg zurückzugewinnen. Es hat um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts als eine der besonderen Sehenswürdigkeiten der Stadt gegolten. L. verbreitet sich des näheren über das Modell und seine Geschichte. — Gleichzeitig ist als Nr. 2 der Mitteilungen aus dem Museum für hamburgische Geschichte eine lesenswerte Abhandlung von Hubert Stierling: „Leben und Bildnis Friedrichs von Hagedorn" ausgegeben worden.

In Danzig ist ein Alt-Danziger Museum, das sogenannte „Uphagenhaus", der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Zur Sammlung der Flur- und Ortsnamen im Königreich Sachsen durch den Verein für sächsische Volkskunde wurden bisher 928 Flurnamen- und 56 Forstortsnamenverzeichnisse abgeliefert. 644 bezw. 49 sind noch in Arbeit. Das alphabetische Register sämtlicher vorhandenen Flurnamen umfaßt gegenwärtig weit über 15 000 Namen. Als Anweisung zum Sammeln der Flurnamen und Ausfüllen der Vordruckbogen wird seit kurzem ein neues gedrucktes Muster durch Archivrat Dr. Beschorner (Dresden) ausgegeben.

Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt ihre sechste (Eduard von Hartmann-) Preisaufgabe aus, deren Dotierung die Witwe des Philosophen ermöglicht hat. Der 1. Preis beträgt 1500 Mark und der 2. Preis 1000 Mark. Das von Prof. Dr. Vaihinger-Halle formulierte Thema lautet: „Eduard von Hartmanns Kategorienlehre und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart." Preisrichter sind Geheimer Rat Prof. Dr. Windelband-Heidelberg, Prof. Dr. Bruno Bauch-Jena, Prof. Dr. Jonas Cohn-Freiburg i. Br. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

GRAF BALDASSARE CASTIGLIONE UND DIE RENAISSANCE.

VON WILLY ANDREAS.

Vorbemerkung. Der folgende Aufsatz ist meine nur wenig erweiterte Marburger Antrittsvorlesung, die ich mit einigen Anmerkungen versehen habe. Die unentbehrlichsten Nachweise über die Castiglioneliteratur finden sich bei A. Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur Bd. II, Straßburg 1888, S. 683ff. Ich hebe aus ihr nur hervor die hübsche, allerdings mehr in die Breite als in die Tiefe gehende Abhandlung von A. Tobler, Castiglione und sein Hofmann, Neues Schweiz. Museum IV, 1864, S. 38 u. 128ff. — An einer umfassenden Darstellung, die Castiglione nach der politischen und kulturellen Seite hin erschöpfend behandelt, fehlt es bisher. Die meisten Autoren, die über ihn geschrieben haben, sind in den Fehler verfallen, den fesselnden Inhalt des Cortegiano einfach wiederzuerzählen und den Verfasser blindlings zu bewundern. — Meine Aufgabe war daher, eine Analyse seines Werkes zu versuchen, die Licht und Schatten gleichmäßig verteilt. Es galt zugleich, das literarische Wirken Castigliones, seine politische Tätigkeit und das Biographische im engeren Sinne als eine organische Einheit historisch zu erfassen und aus seinem geschichtlichen Milieu heraus zu deuten. Ich habe es absichtlich vermieden, das äußerlich Pragmatische überflüssigerweise nochmals zu wiederholen. Wenn Castiglione in dieser kritischen Beleuchtung weniger originell erscheint, als seine Bewunderer annehmen, so glaube ich, hat er doch an historischem Reiz nichts dabei eingebüßt, weil durch den Nachweis der Grenzen seines Wesens und seiner Bedingtheit durch die Gesamtkultur der Renaissance ein gewisser tragischer Zug stärker zum Ausdruck kommt. Die vergleichende Basis meiner Ausführungen habe ich im Titel angedeutet. Es sei betont, daß die Lösung der geistesgeschichtlichen Fragen, die ich stelle, in befriedigendem Umfange erst ermöglicht wurde durch die philologisch musterhafte Ausgabe seines Cortegiano durch V. Cian, Florenz 1894. Sie hat unter dem italienischen Text jeweils die Parallelstellen aus den antiken Schriftstellern angeführt. Dieses Material galt es kulturgeschichtlich zu verwerten. Die gute deutsche Übersetzung des Cortegiano von A. Wesselski, Der Hofmann des Grafen Baldassare Castiglione (München 1907) beruht auf V. Cians Edition. — Unmittelbar vor dem Druck meiner Arbeit erschien der Artikel C. von Chledowskys über B. Castiglione in seinem Werk: Rom; die Menschen der Renaissance (München 1912). Chledowsky hat die wissenschaftliche Forschung über Castiglione darin nicht erweitert und eigentlich nur den äußeren Abriß seines Lebens wiedererzählt. Die Analyse des Cortegiano ist oberflächlich und unvollständig, wie überhaupt das „Kulturgeschichtliche" mehr dekorativ als nach dem geistigen Gehalt von ihm erfaßt wird.

Raffael hat uns das Brustbild eines Mannes geschenkt, der die Mitte der dreißiger Jahre hinter sich haben mag. Der Kopf ist ein wenig zur Seite geneigt. Mit ruhiger Aufmerksamkeit, beseelt, fast gütig wendet sich der Blick dem Beschauer zu. Das Gesicht wird von einem dichten Vollbart umrahmt. Etwas Leidenschaftsloses liegt darin. Aber es wirkt nicht unmännlich. Der Mund ist ernst, ohne herb zu sein. Man könnte zweifeln, ob man einen Patrizier oder einen Gelehrten vor sich hat. Die Haltung dieses Herrn ist anspruchslos, ohne eine Spur von Pose. Die Hände sind leicht, wie zufällig, ineinandergelegt. Die Kleidung hat der Maler in prächtig großem Wurf angeordnet, grau und schwarz. Der weiße Einsatz des Hemdes und das Fleisch leuchten tiefer darin auf. Eine ausdrucksvolle Einfachheit spricht aus der ganzen Erscheinung, die sich von einem gedämpften Hintergrund kräftig abhebt, eine Vornehmheit, die keines Nachdruckes bedarf, um zu überzeugen. Der Mann ist Graf Baldassare Castiglione, ein Freund und Gönner des Künstlers, in dessen Werkstatt er ein- und ausging.[1]) Im Verkehr mit diesem feinen Kenner, der allerdings nur beschränkte Mittel besaß, um seine edlen Liebhabereien zu pflegen, hat Raffael mancherlei Anregung empfangen. Durch ihn hat er wertvolle Beziehungen angeknüpft und unterhalten, mit ihm zusammen hat er sich in die Betrachtung der römischen Altertümer versenkt.

Castiglione gehört nicht zu den Großen seines Zeitalters. Persönlichkeit und Schicksal haben ihn auf keinen überragenden Platz

[1]) Über das Porträt Castigliones vgl. am besten H. Wölfflin, Klassische Kunst, München 1904, S. 115. Über Castigliones Beziehungen zu Raffael vgl. Eugène Müntz, Raffael, Paris 1886, S. 141, 300 usw. Müntz erkennt gegenüber H. Grimm und anderen Autoren Raffael die Verfasserschaft für den vielumstrittenen Brief an Leo X. über die Altertümer Roms zu und nimmt für Castiglione die Mitarbeiterschaft hinsichtlich der stilistischen Form an, was nach allen hier und sonst in der Literatur angeführten Gründen wahrscheinlich ist. Die Literatur über diese Kontroverse vgl. jetzt bei L. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. IV 1, Freiburg i. Br. 1906, S. 466 ff. Der poetische Nachruf Castigliones auf Raffael erinnert an diese Seite der Tätigkeit Raffaels, was zum mindesten einen Schluß auf die enge gemeinsame Berührung in dieser Frage zuläßt. Vgl. de morte Raphaelis pictoris in Poesie volgari e latine del conte B. C., Roma 1760, S. 152.

emporgetragen. Um so sicherer kann man an ihm Höhe und Weite ermessen, die in seinem Gesellschaftskreis die Renaissanceentwicklung erreicht hat. Er war keine Kämpfernatur, die mit den Kräften ihrer Epoche rang, sie innerlich überwand oder ins Ungewöhnliche steigerte; er nahm sie liebevoll in sich auf, um sie zu stillem Gleichmaß zu entfalten. Sein Leben war kaum von Stürmen durchbraust, obwohl es in wechselvolle Ereignisse verflochten war. Er hat Enttäuschungen erlitten; aber sie griffen nicht an die Wurzel seines Daseins, es sei denn jener eine große Schmerz, der seine letzten Jahre verbitterte. Gunst und Liebe haben ihm gelächelt, ohne ihn seinen ruhigen Bahnen und der Schlichtheit seines Wesens zu entfremden. Vergeblich würde man bei ihm nach außerordentlichen Erlebnissen forschen.

Castiglione, ein Sohn mantuanischer Edelleute, ist in der oberitalischen Welt heimisch geblieben.[1]) Er war fast noch ein Knabe, als Karl VIII. seinen Eroberungszug antrat. Italien ward zum Tummelplatz der Fremden. Hier und zumal in der lombardischen Ebene trugen sie den Kampf um ihre europäische Stellung aus. Diese großen Gegensätze und ihre Abwandlung haben Castiglione von Kindheit an bis zu seinem Tode begleitet. Sein persönlicher

[1]) Der folgende Abschnitt arbeitet lediglich die Merkmale heraus, die Castiglione als Typus des Renaissancediplomaten erscheinen lassen; in einigen Zügen weicht er freilich davon ab. Breitere biographische Ausführungen, die überdies nur das Bekannte und oft Wiederholte nochmals erzählen könnten, verbietet mir die verhältnismäßige Begrenztheit seiner Persönlichkeit, die erst in Wechsel- oder Gegenwirkung mit ihrer allgemeinen Umgebung wahre historische Bedeutung gewinnt. Immerhin seien des Überblickes halber die Hauptdaten seines Lebens kurz angegeben: Geburt 6. Dez. 1478 in Casatico. Mit 18 Jahren kommt C. an Lodovico Sforzas Hof, verläßt ihn vor dessen Sturz. Castiglione 1499 im Gefolge Herzog Francescos von Mantua beim Einzug Ludwigs XII. in Mailand. In mantuanischem Dienst Teilnahme an der Schlacht von Garigliano im Mai 1503, begibt sich mit dem Marchese nach Rom. 1504 Übergang in urbinatische Dienste. Hofleben in Urbino. 1506 Gesandtschaft zu Heinrich VII. von England, 1507 zu Ludwig XII. nach Mailand. 1509 Teilnahme am Feldzug Julius II. gegen Venedig. Nach Stuhlbesteigung Leos X. als Gesandter Urbinos in Rom. 1515 Rückkehr in mantuanische Dienste. 1516 Vermählung mit Gräfin Ippolita Torelli. Diese stirbt nach vierjähriger Ehe. Castiglione wird von Federigo Gonzaga zum außerordentlichen, dann stehenden Gesandten bei der Kurie ernannt. Im Juli 1524 trägt ihm Clemens VII. die Nuntiatur an. 11. März 1525 Ankunft in Madrid. 6. Mai 1527 Sacco di Roma. 1528 Herausgabe des Cortegiano. 8. Februar 1529 Tod Castigliones.

Weg führte ihn dahin, daß er am Ende seines Lebens bei den Feinden des Reiches stand, in dessen Machtsphäre ein Teil seiner Jugend verlaufen war. Am Mailänder Hof Lodovico Moros, der die Franzosen gegen Neapel gerufen hatte, um schließlich als Opfer seiner eigenen Ränke zu fallen, begann Castiglione. Indessen vor dem Zusammenbruch der Herrschaft Lodovicos befand sich Baldassare bereits im Gefolge der Gonzagas, denen er durch seine Mutter verwandt war. In ihren Dienst ist er nach einer jahrelangen Spannung wieder zurückgekehrt. In der Zwischenzeit hat er den Herzögen von Urbino gedient und an den bewegten Geschicken ihres Hauses teilgenommen.

In den begrenzten Verhältnissen dieser kleinen Herren hätte sich Castiglione nie zum Staatsmann größeren Stils entwickeln können[1]), selbst wenn ihn ein stärkerer Ehrgeiz getrieben hätte. In ihrer Schule konnte man sich zwar scharfsinnige Berechnung und alle Handgriffe des diplomatischen Fachs aneignen: Verstellung, Geschmeidigkeit und zähe Ausdauer. Aber in dem Getriebe kleinlicher Leidenschaften mangelten doch die bedeutenden Ziele, die wahre männliche Tatkraft hätten wecken können. So fiel auch Castiglione keine Aufgabe zu, die kühne Entschlußfähigkeit oder Einsatz der vollen Persönlichkeit forderte. Aber einen klugen Beobachter verlangte in jedem Fall die tastende Politik dieser Höfe, die einander eifersüchtig belauerten und doch insgemein vor denselben Lebensfragen standen: sich mit dem heiligen Stuhl, dessen

[1]) Die Quellen über Castigliones diplomatische Tätigkeit sind vornehmlich seine Lettere di negozi, gedruckt von P. Serassi, Lettere del conte B. C., Padova 1769. Dazu kam weiteres ungedrucktes Material, so die Lettere diplomatiche del conte B. C. cavate dagli autografi dell' archivio storico dei Gonzaga in Mantova, als seltene Nozzeschrift per nozze Bembo-Dionisi herausgeg. Padova 1875 von Graf Fr. Contin, ferner C. Martinati, Notizie storico-biografiche intorno al conte B. C. con documenti inediti, Firenze 1890. H. Schulz, Der Sacco di Roma, Halle 1894, S. 146 ff., 175 ff. veröffentlichte zum erstenmal aus dem päpstl. Geheimarchiv den Bericht Castigliones vom 12. August 1527 an Klemens VII. Neuerdings hat L. Pastor im vierten Band seiner Papstgeschichte verschiedene unbekannte Berichte Castigliones aus dem Mantuaner Archiv teils verwertet, teils veröffentlicht. Sie beziehen sich auf seine Beobachtungen, die er als Gesandter bei der Kurie machte. — Für die internationalen politischen Zusammenhänge, die Haltung des Kaisers und die kuriale Politik während der spanischen Mission Castigliones ist namentlich auf H. Baumgarten, Geschichte Karls V. Bd. II 2, Stuttgart 1888, zu verweisen.

Begehrlichkeit der ihren gleichkam, nicht zu überwerfen und sich im Ringen der großen Mächte zu behaupten. Takt und sicheren Geschmack durfte ein Geschäftsmann nicht vermissen lassen, wenn er den Ansprüchen einer überfeinerten Gesellschaft genügen wollte, die auch an Staatsschriften und amtliche Ansprachen den Maßstab des Kunstwerkes anlegte. Graf Baldassare war imstande, solche Erwartungen zu befriedigen. Er verkörpert einen Typus, der unter den Politikern jener Tage häufig begegnet. Er war Kriegsmann, Höfling, Diplomat und Gelehrter in einer Person. Die Zersplitterung Italiens in zahlreiche kleinere Staatengebilde, in denen die verschiedensten Bedürfnisse und Möglichkeiten zusammentrafen, hat ja die vielseitige Ausbildung des Einzelnen begünstigt. So hat auch Castiglione immer wieder den Degen mit der Feder vertauscht, die Arbeit in Kanzlei und Lager mit den Zerstreuungen höfischer Muße. Die Gegensätze, die das Leben seiner Nation zerrissen und doch so reich machten, die Ruhelosigkeit politischer Wirrsale neben einer Überfülle geistiger und künstlerischer Genüsse zeichnen sich auch in den äußeren Linien seines Daseins ab, wie sie es innerlich bestimmt haben. Er hat mit Herzog Francesco von Mantua nach dem Sturz des Mohren im französischen Heer gekämpft. Als Guidobaldo von Urbino mit Cesare Borgia in Fehde lag, führte Castiglione einen Trupp Reiter an. Für Guidobaldo, seinen Herrn, hat er den Hosenbandorden in England in Empfang genommen. Mehrere Jahre lang vertrat er den Herzog, später die Gonzagas bei der Kurie, wo er seinen schmiegsamen Geist mit dem Reichtum des Medicäischen Rom erfüllte. Aber selbst diese Eindrücke verdrängten nicht die Erinnerung an die glücklichen Tage von Urbino. Dort in der köstlich ausgestatteten Bibliothek konnte er sich in das Studium der Alten vertiefen, dem er sich einst als Jüngling unter der Leitung Calcondilas, Merulas und des älteren Beroaldo gewidmet hatte. Da bewegte er sich als einer der liebenswürdigsten Gesellschafter im erlesenen Kreis der fürstlichen Familie. So floß sein Leben in reizvollem Wechsel dahin, nicht ganz frei von den Unbequemlichkeiten seines Berufes und häuslichen Sorgen, aber doch überwiegend freundlich gestimmt.

Castiglione war ein durchgereifter Mensch von fünfundvierzig Jahren, als er von Papst Clemens VII. zum Protonotar und aposto-

lischen Nuntius am kaiserlichen Hof ernannt wurde. Zwei Tage nach seiner Ankunft in Madrid traf die Meldung von der Schlacht bei Pavia und der Gefangennahme des französischen Königs ein. Karl V. stand auf dem Gipfel der Macht. Es war ein inneres Verhängnis, daß gerade ein Mann von der lauteren Gesinnung Castigliones in die verwickelten und trüben Zusammenhänge der neugeschaffenen Lage hineingestellt wurde. Denn zu keiner anderen Zeit hat sich die Verschlagenheit der Renaissancepolitik, das unfruchtbare Verhandeln mit hundert Ausflüchten und Vorbehalten, das gleißende Versprechen mit dem Meineid im Hintergrund in grellerem Licht gezeigt als in den Jahren, die dem offenen Ausbruch des Kampfes zwischen Kaiser und Papst vorausgingen. Kaum je sind sich auch zwei Gegner innerlich widerspruchsvoller gegenübergetreten als die beiden Häupter der Christenheit, die so eng aufeinander angewiesen waren: der doppelzüngige Papst, ein echter Sproß seines Hauses, nach dessen Erhöhung er trachtete, schwankend, seine Fäden immer nach den verschiedensten Seiten hin spinnend, und doch kurzsichtig bis zur Verblendung; der Kaiser, ein getreuer Sohn der Kirche, unwandelbar im Glauben, aber als weltlicher Herrscher empört über die Unzuverlässigkeit des heiligen Vaters, vor dem er sich demütig auf die Kniee warf. Dem Grafen konnte die wachsende Gereiztheit beider Teile nicht entgehen. Er selber wünschte ihr Einvernehmen nicht nur als ein Gebot der Vernunft, sein Herz hing daran. Clemens war umworben von den auswärtigen Staaten. Um den ewig Zaudernden rangen in seiner nächsten Umgebung zwei Parteien, in seinem Datar Giberti die Anhänger Frankreichs, in Nikolaus von Schönberg die Kaiserfreundlichen. Castiglione hielt sich zu dem deutschen Erzbischof, ihm klagte er seine Besorgnisse, seine Zweifel. Er wurde nicht müde, inständig zur Eintracht, zum allgemeinen Frieden zu mahnen. Er warnte vor der Herrschsucht des französischen Königs, der Italien ausnützen und dann als Beute einstecken werde. Man schlug seinen Rat in den Wind. Der sonst so mißtrauische Papst ließ sich nach der anderen Seite hin fortreißen. In seiner Angst vor dem spanischen Übergewicht verstrickte er sich immer tiefer in die Netze von Karls Gegnern. Castiglione mußte einer Politik dienen, die er verurteilte. Er war schmerzlich betroffen, als sich die amtliche

Sprache feindselig verschärfte, und doch vernahm er auch jetzt aus dem Munde des Kaisers immer noch Beteuerungen der Ehrfurcht und kindlichen Ergebenheit. Er unterdrückte den Argwohn, der in ihm aufkeimen wollte, und glaubte nach wie vor an den guten Willen Karls. Wäre Castiglione innerlich weniger vornehm gewesen, so hätte ihm jener vielleicht dieselben Bedenken eingeflößt wie seine Minister. Aber selbst dann hätte es einer bohrenden Menschenkenntnis bedurft, als Mitlebender das Doppelwesen dieses schwerflüssigen, spröden Monarchen zu durchschauen, in dem sich inbrünstige Frömmigkeit so seltsam mit staatlichem Ehrgeiz durchdrang. Den ganzen Umfang des drohenden Unwetters konnte Castiglione nach seinem entfernten Standort, nach der gesamten Lage und dem zwiespältigen Benehmen des Kaisers keinesfalls ahnen. Um so tiefer beugte ihn die Nachricht von der Erstürmung und Zerstörung Roms durch die wilden Horden der Landsknechte nieder. Und als nun gar der gefangene Papst ihn der Pflichtversäumnis beschuldigte, weil er Karls Absichten verheimlicht habe, verwundete ihn diese Anklage aufs schwerste. Es gelang ihm zwar, sich zu rechtfertigen und den Grollenden zu versöhnen. Er wandte all seine Kraft auf, die zerrissenen Bande wieder anzuknüpfen, und fand Erkenntlichkeit. Aber er gewann die Lebensfreude und seine Gesundheit nicht völlig wieder. Die Gunstbeweise des Kaisers gaben ihm den Frieden nicht zurück. Er verschmähte das angebotene kastilianische Bistum. Keine vollen zwei Jahre nach dem Fall Roms verschied er zu Toledo.[1]) In seinem Ausgang erfüllte sich wie im Gleichnis das Los seines Vaterlandes, das der Fremdherrschaft, der nationalen Vernichtung anheimfiel. Der sanfte Sproß aus Condottiereblut zerbrach letzten Grundes an dem Weltgegensatz Frankreichs und Spaniens, der ein Jahrhundert von Kämpfen entfesselte.

[1]) Am 22. Januar 1529 schrieb Castiglione an G. Calandra: „Io sto, Dio gratia, sano, cosa che non sono stato sempre in Hispagna che molte volte sono stato valetudinario." Vgl. Pastor, IV, 2, S. 355. Am 7. Februar 1529 erlag er jedoch einem bösartigen Fieber. Es bleibt somit, wie in mancherlei verwandten Fällen, dahingestellt, ob man für seinen Tod unmittelbar den Kummer über die jüngsten politischen Vorgänge verantwortlich machen kann, wie es meist geschehen ist. Gewiß aber wird man soviel sagen dürfen, daß seine Widerstandskraft dadurch geschwächt war, und sein Ausgang ist und bleibt in jedem Falle tragisch, da er die völlige Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst, für die er gekämpft und gelitten hat, nicht mehr erlebte.

„Meine Herren“, sagte Karl V. beim Tode Castigliones, „einer der besten Kavaliere der Welt ist gestorben.“ Er war es. Kein Wort konnte ihn treffender schildern, faßt man es in jenem weitgespannten Sinn, den er selber ihm aufgeprägt hat.

Baldassare Castiglione hat als Dichter wenig hervorgebracht.[1]) Von Anfang an floß die Quelle spärlich; die sich häufenden Geschäfte haben sie ganz versiegen lassen. Daß er aber voll lebhaften Anteils inmitten der literarischen Bewegung stand, bekundete sein Eifer in der Sprachenfrage. Er vertrat Ansichten, die denen seines Freundes Bembo genau entgegengesetzt waren. Dieser nahm die großen Florentiner des Trecento zur Richtschnur. Castiglione schätzte sie, ohne sie als ewiggültiges Orakel zu verehren. Er mied die veralteten, abgestorbenen Formen. Als Maßstab erklärte er den lebendigen Gebrauch. Er wünschte die toskanische Schriftsprache durch die Redeweise der anderen Städte, soweit sie vom wirtschaftlichen und geistigen Verkehr durchströmt waren, aufzufrischen und zu bereichern; auch den mundartlichen Ausdruck und eingebürgerte Fremdworte wollte er in gewissem Umfange mitheranziehen. Er selber bevorzugte die latinisierenden Formen. Wenn er sich bemühte, einfach italienisch zu schreiben oder, wie er meinte, in der Umgangssprache der Gebildeten aller Gegenden, so regte sich in ihm wohl ebenso stark nationales Empfinden wie ein gesundes provinziales Selbstgefühl, das sich gegen die Bevormundung durch Toskana sträubte.

Ihm selber standen zwei Sprachen zu Gebote. Als er noch in Urbino weilte, verfaßte er mit seinem Freund Cesare Gonzaga die Ekloge Tirsi zum Ruhme der Herzogin. Langatmige Ergüsse, die heute nicht mehr erwärmen, wohlgedrechselte Schmeicheleien, in denen sich seufzende Schäfer überbieten. Diese höfische Gespreiztheit, die im ländlichen Kleide einherstolziert, übt nicht einmal einen Reiz aus, wenn man sich die Liebhaberbühne dazudenkt und überlegt, daß sich bestimmte Personen der Gesellschaft dahinter

---

[1]) Vgl. dazu seine Poesie volgari e latine, Rom 1760. Über die Sprachenfrage, eigentlich das Steckenpferd des Autors im Cortegiano, vgl. dessen Widmungsbrief an Don Michele de Silva, sowie bei Wesselski S. 20 und die Erörterungen S. 71 ff. Dazu A. Gaspary II, 450, dessen literarhistorische Würdigung Castigliones im übrigen etwas knapp geraten ist.

versteckten. Nicht minder frostig wirken die meisten italienischen Sonette mit ihrem faden Schmachten, ihrem erkünstelten Feuer. Man nimmt die Ansätze wahr, die in der nächsten Generation zum hohlen Pathos, zum Barock entarten. Castigliones Lyrik schwang sich nicht über den Durchschnitt der Zeitgenossen empor. Wie sie alle strebte er nach Petrarkas schmelzender Eleganz. Aber auch bei ihm dieselben blutlosen Gefühle, die gleiche Dürre des Ausdruckes, die aus mangelnder Erlebnistiefe herrührte. Gewiß sind auch die lateinischen Dichtungen des Grafen, der zu den gewandtesten Stilisten dieser Sprache zählte, aus keinem ursprünglich starken Drang erwachsen. Aber sie zeigen doch einen glücklicheren Wurf. Sanfte, zarte Töne herrschen darin vor, sinnende Betrachtung mit einem leisen Hauch von Melancholie. Durch andere weht eine kühle Anmut, wenn er etwa das lustwandelnde Mädchen am Ufer vor den Ungeheuern der Tiefe warnt, und wärmeres Empfinden atmen die Elegie und die schöne Grabschrift, die er seiner Frau gewidmet hat. Allerdings, hätte Castiglione nichts anderes hinterlassen als seine Verse, Spielereien eines großen Herrn, so wäre sein Name bald verschollen, obwohl Giovio ihm überschwengliches Lob zollte. Der Nachwelt hat ihn sein Buch vom Cortegiano überliefert.

Der Urbinatische Hof[1]) hat in diesen Gesprächen eine unwillkürliche Verklärung empfangen. Castiglione schrieb sie nieder in dankbarer Erinnerung an die Tage, die er dort verbringen durfte. Er lobte gern, wo er sich verpflichtet fühlte. Die Gönner der Humanisten waren es ja gewohnt, daß man ihnen Weihrauch streute. Und doch war es mehr als Liebedienerei, wenn in dieser literarischen Verherrlichung die Lichtseiten stärker zur Geltung kamen als die Schatten, die kaum einem dieser Höfe fehlten. Die Wirklichkeit erfuhr eben in dem Kunstwerk ihre natürliche Steigerung, ihre Stilisierung, ohne unwahr zu werden. Schwerlich hat die Unterhaltung immer jene Höhe erreicht, auf der sie Castiglione, mitunter sogar etwas gesucht und anspruchsvoll, festhält. Aber die Gegenstände, die im Cortegiano berührt werden, sind gewiß oft von den

[1]) Über den Hof von Urbino vgl. jetzt am besten A. Luzio und R. Renier, Mantova e Urbino; Isabella d'Este ed Elisabetta Gonzaga nelle relazioni famigliari e nelle vicende politiche, Torino-Roma 1893.

Kavalieren und Damen in Urbino erörtert worden, nur jedenfalls nicht in dem geschlossenen Zusammenhang und der schönen Ordnung, in die sie Castiglione später gebracht hat.

Das Leben der fürstlichen Familie und ihrer Umgebung war in der Periode, als Messer Baldassar dort weilte, von einer Stimmung behaglichen Genusses erfüllt. Im ganzen spielten damals die literarischen Künste eine größere Rolle als die bildenden Künste. Da Herzog Guidobaldo leidend war, stand seine Gemahlin Elisabeth, die entsagungsvoll an der Seite ihres Mannes dahinlebte, im Mittelpunkt des höfischen Kreises, eine feine Frau von unantastbarem Ruf, etwas farbloser als ihre lebendurchglühte Schwägerin Isabella von Este-Gonzaga.[1] Ihr durch Bande der Freundschaft und des Blutes teuer war Madonna Emilia Pia, eine junge Witwe von heiterer Überlegenheit und weltklugem Sinn. Sie wurde von der Herzogin gewissermaßen als ihre Stellvertreterin angesehen. Um diese beiden Frauen scharte sich in bunter Reihe eine Anzahl Männer, die nach Herkunft und Verdienst der ersten italienischen Gesellschaft angehörten: der angenommene Sohn und Nachfolger des Herzogs, jener ungestüme Francesco Maria della Rovere, der einen Kardinal auf offener Straße niederstach, die Brüder Fregoso, von denen der eine später Doge von Genua, der andere Erzbischof von Salerno wurde, beide von einer feindlichen Partei aus ihrer Heimat vertrieben, Cesare Gonzaga, der Castigliones Herzen am nächsten stand, Giuliano de Medici, der Bruder von Papst Leo, auch er ein Verbannter, Graf Lodovico Canossa aus einer angesehenen Veronesischen Familie; er tat sich später als einer der eifrigsten Anhänger Frankreichs hervor. Zu ihnen gesellte sich Bembo zu mehrjährigem Aufenthalt. Andere kamen als Freunde des Hauses, ohne sich förmlich niederzulassen, unter ihnen Bernardo Dovizi aus Bibbiena, wohlbekannt durch seinen Hang zum schönen Geschlecht und seine schlüpfrigen Witze. Den roten Hut hat er trotzdem errungen. Seine Calandria, diese zügellose Komödie, wurde in prunkender Ausstattung mit einem erdrückenden Beiwerk von Musik und Tänzen in Urbino aufgeführt. Die plastische Kunst war durch den Bildhauer Gian Cristoforo vertreten. Auch Bernardo Accolti, ein verhätschelter Stegreifdichter, dessen Erscheinung ans Possen-

[1]) Vgl. über diese auch Fr. v. Bezold in diesem Archiv Bd. VIII, S. 385 ff.

reißerhafte streifte, tauchte hier auf, um der Herzogin seine wunderlichen Huldigungen darzubringen, und natürlich fehlte auch, wie an den meisten dieser Höfe, der eigentliche Spaßmacher, Fra Serafino, nicht. Fast allabendlich versammelte man sich in dem weitberühmten herrlichen Palast, den Federigo von Montefeltro hatte erbauen lassen, in den Gemächern der Herzogin zum Plaudern, Musizieren und Spielen.

Diese Personen, die alle im Cortegiano auftreten, sind durchweg von ihrer liebenswürdigen Seite aufgefaßt. Man empfindet keine als störend. Wird irgendwo auf eine Eigenheit oder kleine Schwäche angespielt, so geschieht's mit schalkhaftem Verständnis. Castiglione verrät unzweifelhaft Gefühl für die Individualitäten seiner Umgebung, und wenn er sie nicht in ihrem vollen Reichtum ausdrückt, so liegt das vielleicht weniger in einem Versagen des Autors als im Stil seines Werkes begründet. Im Cortegiano kommt jeder nur als Glied der Gesellschaft zu Wort, als Vertreter gewisser allgemeingültiger Ansichten oder solcher, die darauf Anspruch erheben es zu sein. Sie vertragen nur eine leise persönliche Tönung, gerade soviel, um nicht unliebsam hervorzustechen. In geschlossen oder überwiegend aristokratischen Zirkeln, deren Verkehr sich auf der Ebenbürtigkeit aller Beteiligten, der selbstverständlichen Anerkennung gewisser meist unausgesprochener Voraussetzungen aufbaut, werden sich ohnehin die Kontraste stets einigermaßen verwischen, die Einzelnen im Rahmen des gesellschaftlichen Gesamtbildes gebundenere Linien aufweisen. Gewiß hätte Castiglione die Menschen seines Kreises noch schärfer beleuchten und gegeneinander abstimmen können, wenn er darin seine Aufgabe erblickt hätte. Aber ihm lag ja daran, sie mehr in ihrer Gemeinsamkeit zu erfassen als in ihren Gegensätzen, die ihm bloß dazu dienten, die Unterhaltung anregender zu machen. Solche halb unbewußten ästhetischen Maßstäbe haben Castiglione wohl eher noch dazu bestimmt, das Allzupersönliche abzudämpfen, als die wohlerzogene Verbindlichkeit seines eigenen Wesens, die Rücksicht auf Lebende und Tote und die Neigung zum Schönreden, der er in seiner Umgebung nicht völlig entgehen konnte.

Der Dialog gehört zu den beliebtesten Ausdrucksformen der Renaissance, die den alten Meistern nachgeahmt sind. Castiglione

hat ihn sogar mit einer gewissen Vollendung behandelt und ihm viel von seiner Sprödigkeit abgestreift. Die Sprechenden äußern sich leicht und zwanglos, sie wirken nicht nur als steife Träger einer Theorie, die ihnen der Verfasser zufällig in den Mund legt. Das Individuelle leuchtet durch, ohne sich aufdringlich breit zu machen. Der Ton der Plauderei bleibt im ganzen, soweit es überhaupt möglich ist, gewahrt. Castiglione besaß dialektische Schulung. Sie war die Frucht seiner humanistischen Bildung und einer intellektuellen Reizbarkeit, die sich mitunter in glattes Akademisieren, in klügelndes Hin- und Herreden verlor.

Als Mann des Salons hatte der Graf das lebhafteste Vergnügen an der Konversation und teilte mit den großen Florentinern Machiavell und Guicciardini die Freude an These und Antithese. Freilich, er konnte der Schwäche nicht ganz widerstehen, mit seinem Wissen, das er auf weiten Steifzügen durch die griechischen und römischen Schriftsteller zusammengetragen, aber nicht immer verarbeitet hatte, ein wenig zu prunken, und so geht der Dialog an einigen Stellen aus dem tändelnden Spiel in lehrhafte Breite über, die sich auch entfernter Gegenstände bemächtigte.[1]) Wie trocken muten uns seine Ausführungen über die verschiedenen Gattungen des Witzes an, die er überdies zumeist dem Cicero, aber auch Pontan entlehnt. Dies Thema bot ihm zugleich willkommenen Anlaß, allerlei kleine Geschichten, auch derbere Possen nach dem Geschmack seiner sonst so wählerischen Leser einzustreuen und zwar in so ermüdend langer Folge, daß sie zum Schönheitsfehler des Buches wurden. Castiglione hätte kein Renaissancemensch, ein schlechter Kenner der höfischen Gesellschaft sein müssen, hätte er nicht auch den erotischen Dingen einigen Raum gelassen. Er durfte sicher sein, auch bei den tugendhaftesten Frauen seines Kreises keinen Anstoß zu erregen, wenn er gelegentlich von gewagten Situa-

---

[1]) Für die Abhängigkeit Castigliones von den antiken Autoren ist auf die von Vittorio Cian und A. Wesselski angeführten Belege zu verweisen. Die Aufzählung der betreffenden Werke würde wohl etwa eine Seite füllen. Am meisten plündert Castiglione Plutarch, Cicero, Aristoteles, mitunter auch Plato, Ovid, Quintilian, Horaz, Catull, Aulus Gellius, Plinius usw. — Über seine besonders starke Abhängigkeit von Cicero, de oratore, und ihre geistesgeschichtliche Bedeutung spreche ich noch im folgenden.

tionen erzählte. Mit der tollen Ausgelassenheit des Boccaccio zu wetteifern, lag ihm fern. Er spielte ein wenig mit dem Pikanten, durchtränkte es doch die ganze Atmosphäre, in der er lebte. Im übrigen fand er für die Ehrbarkeit stets Worte des Lobes.

So klingen in diesem Buch die mannigfachsten Stimmungen der Zeit an. Castiglione hat es verstanden, fast alle Probleme, die von den Schöngeistern Italiens damals erörtert wurden, irgendwie mit jener Hauptfrage zu verweben, die von den Kavalieren und Damen Urbinos beantwortet wird: Wie muß der Hofmann beschaffen sein, wenn er diesen Namen verdienen will? Die Eigenschaften sind oftmals aufgezählt worden, die Castiglione von dem vollkommenen Hofmann fordert. Er soll aristokratischer Herkunft sein, in den Waffen vorzüglich seinen Beruf sehen und mit der selbstverständlichen Beherrschung aller körperlichen Fertigkeiten die umfassendste geistige Bildung vereinen. Er darf nichts versäumen, was in der Gesellschaft Beachtung findet. Er muß sich Kunstkennerschaft auf Grund eigener Übung erwerben, Musik treiben, Verse machen und von der Malerei wenigstens so viel verstehen, daß er für die Aufnahme des Schönen empfänglich sei. Aber erst die kühle Lässigkeit, das Zwanglos-Selbstverständliche verleihen einem so vielseitigen Können den rechten Adel. Der Hofmann darf sich nicht als Virtuose brüsten wollen. Diese Forderung bekundete einen verfeinerten Geschmack, sie zeigte aber auch an, welchen Grad von Sicherheit das Selbstgefühl des Renaissancemenschen erreicht hatte, dessen Lebensäußerungen alles Mühsame, alles Erarbeitete abstreifen sollten, um in ein anmutiges Spiel überzugleiten. Überhaupt deutet die ganze Fragestellung Castigliones die Reife, ja die Überreife einer Kultur an, die sich im vollen Lichte der Bewußtheit spiegelte, sich selber anfing interessant zu werden und mit Stolz ihre Eigenart gegen die der anderen Nationen abgrenzte.[1])

[1]) Es ist charakteristisch, daß sich Castiglione von dem gemessenen, ernsten Wesen des Spaniers sympathisch und verwandt berührt fühlt, während ihm die französische Lebhaftigkeit nicht zusagt. Überhaupt lehnt er auch die französische Bildung als zu einseitig nur auf die körperlichen Fertigkeiten gerichtet ab. Vgl. darüber seine Ausführungen, Wesselski I, S. 93, 151, 167. — Castiglione spricht die Überzeugung, einer Kultur von hoch-

Dieser Cortegiano ist selber das Ergebnis einer langen reichen Entwicklung, ein Abschluß, kein Beginn. In seinem Auftreten, von der Kleidung angefangen, ist alles vornehm gehaltener Ernst, bescheidene und selbstsichere Ruhe. Welch ein Unterschied, vergleicht man ihn mit den eigenwilligen, so viel urwüchsigeren Erscheinungen des uomo singolare, der im fünfzehnten Jahrhundert noch vorherrscht. Der Kavalier nach dem Sinne Castigliones gehört in die weiten, aber farbloseren Räume der Hochrenaissance mit ihren großen Verhältnissen. Man spürt an ihm den Umschlag der gesamten Lebensstimmung, man merkt, daß man eine gesättigtere Generation vor sich hat, und erinnert sich ähnlicher Wandlungen, die sich auf dem Gebiete der Künste vom Quattrocento zum Cinquecento vollzogen haben. Auch hier eine Abkehr von der munteren Beweglichkeit zu Haltung und Würde, von der lauten Erregung zum gedämpften Wesen, eine Steigerung vom Individuellen zum Typus, überall eine Entwicklung zum Einfach-Bedeutungsvollen, kurz zum Klassischen, die sich in dem neuen Schönheitsbegriff wie in der neuen Bildform offenbart.[1])

---

gesteigertem Lebensgefühl anzugehören, mit lebhaftem Stolz aus, vgl. Wesselski I, S. 117ff. Im italienischen Text lautet die Hauptstelle: „Però producendo adesso la natura molto miglior ingegni che non facea allora, sí come quelli che si voltano al bene fanno molto meglio che non faceano quelli suoi, cosí ancor quelli che si voltano al male fanno molto peggio.“ Er hält die Renaissancekultur den früheren Zeiten gegenuber für überlegen: „E che gli ingegni di que' tempi fossero generalmente molto inferiori a que' che son ora, assai si pò conoscere da tutto quello che d'essi si vede, cosí nelle lettere, come nelle pitture, statue, edificii, ed ogni altra cosa.“ Im ersten Kapitel des dritten Buches bemerkt Castiglione über den Hof von Urbino: „Io mi tengo obligato, per quanto posso, di sforzarmi con ogni studio vendicar dalla mortal oblivione questa chiara memoria, e scrivendo farla vivere negli animi dei posteri. Onde forse per l'avenire non mancherà chi per questo ancor porti invidia al secol nostro usw.“ — Über Machiavellis wesentlich pessimistischere Beurteilung seiner Zeit vgl. dagegen E. W. Mayer, Machiavellis Geschichtsauffassung und sein Begriff virtù, München 1912, S. 81. Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Verfassers war mir die Einsicht in die Druckbogen dieses Buches gestattet.

[1]) Eine Untersuchung, ob ähnliche Stilunterschiede, wie sie H. Wölfflin für die bildende Kunst des Quattrocento und Cinquecento festgestellt hat, auch in der literarischen Entwicklung dieser beiden Epochen nachzuweisen sind, wäre zweifellos eine lohnende Aufgabe, die bisher noch nicht gelöst worden ist.

Es war kein Zufall, daß von allen Werken Ciceros Castiglione am meisten seine Schrift über den Orator ausgebeutet hat.[1]) Aus ihr hat er nicht nur, wie er sonst zu tun pflegte, einzelne Wendungen herausgepflückt und naiv übernommen. Ihre gesamte geistige Essenz strömte vielmehr auf ihn über, um sich eigentümlich in ihm umzuformen, ohne das gemeinsame zu verleugnen. Eine innere Wahlverwandtschaft gesellte den Eklektiker zum Eklektiker. Cicero hatte die vorbildliche Gestalt des antiken Redners entworfen, der in ungebrochener Einheit Wort und Gedanke, Weisheit und Handeln, Theorie und Praxis in sich vereint, eine schillernde Erscheinung, abgekehrt der rein abstrakten Spekulation, dem vielgestaltigen Leben zugewandt, das die Rednerbühne umflutete. Aber dieser Orator schaute in Wahrheit über die Schranken seines Berufs hinaus, er war die Ausprägung eines Menschheitsideals, dessen Losung Universalität der Bildung hieß. Castiglione hat sich ebensowenig wie die deutschen Humanisten seinem bestechenden Reiz entzogen. Aber während Melanchthon dem ciceronianischen Orator die entscheidende Wendung zum Religiösen gab, die sein glattes Wesen mit sittlicher Strenge erfüllte, während Johann Sturm ihm die Aufgabe stellte, durch die Kraft des christlichen Predigtamtes zu wirken, übersetzte Graf Castiglione jenes weltmännisch angehauchte Bildungsideal in die Sprache seines Milieus. Aus dem Orator wurde der Cortegiano. So schieden sich hier zwei Strömungen, die einer Quelle entsprangen. Von der antiken Rostra war man beiderseits ausgegangen, aber die Vertreter der bürgerlichen deutschen Renaissance führte der Weg zur Kanzel, den aristokratischen Italiener in den fürstlichen Palast.

---

[1]) Vgl. den Widmungsbrief des Cortegiano mit der Berufung auf Cicero und die zahlreichen Entlehnungen im Cortegiano selbst. — Über die Nachwirkung des ciceronianischen Orators in der Gedankenwelt Melanchthons und Johann Sturms vgl. W. Sohm, Die Schule Johann Sturms und die Kirche Straßburgs in ihrem gegenseitigen Verhältnis, 1530—1581, München 1912, namentlich S. 11 ff., 37 ff., 46 ff., 61 ff., 116 ff. — Aber auch manche Ausführungen Ciceros über den Rhetor im engeren, d. h. im technischen Sinn, hat Castiglione sich zu eigen gemacht, wie seine Bemerkungen über die wünschenswerte Ausdrucksweise des Cortegiano bezeugen. Von Cicero aus war es für Castiglione natürlich auch zu Quintilian nicht weit. Ich muß es mir in diesem Rahmen versagen, jede einzelne Parallelstelle anzuführen.

Castigliones Hofmann und Ciceros Redner wuchsen empor aus dem gleichen Lebensgefühl, das Wesen und Anschauungen dieser beiden Männer trägt. Sie waren ohne starken schöpferischen Trieb, ohne herbe Eigenart, sie schmiegten sich an, sie waren reich im Empfangen und Zusammenstimmen fremder Gedanken. Aus der Umwelt strömten ihnen die Inhalte ihres Daseins zu, nicht aus letzten Tiefen des eigenen Gemütes. Sie wußten das Mannigfaltige und Gegensätzliche in sich harmonisch auszurunden. So ward ihnen der Mensch zum Kunstwerk. In ihm wiederholte sich im kleinen, was diese Welt im großen erzählte, auch sie ein vollkommenes Ganzes, ein Kunstwerk, in dessen erhabener Gesetzmäßigkeit man schwelgte. Durch Mikrokosmos und Makrokosmos flicht sich ein und dasselbe leuchtende Band.[1])

Es wäre ein Irrtum, wollte man in der Universalität des Cortegiano die Merkmale eines faustischen Lebensdranges erblicken, den Ausdruck einer nach schrankenloser Wahrheit ringenden Seele, die alle Arten menschlichen Seins erschöpfen möchte. Leonardo da Vinci nimmt sich neben dem Grafen Castiglione wie ein dämonisches Wesen aus. Das Ideal des mantuanischen Edelmannes wird überwiegend von ästhetisch-formalen Richtlinien bestimmt. Das allseitige Können und Wissen ist ihm ein Erfordernis mehr der Lebenskunst als der sittlichen Lebensdurchdringung. Es gehört eben zum vollendeten Weltmann, sich in der Fülle der Erscheinungen zurechtzufinden, mit ihnen fertig zu werden, indem man sich in allem versucht. Dadurch erzieht man sich zu jener tadellosen Haltung, der in jedem Augenblick das richtige Handeln, der rechte Ton zu Gebote steht. Takt, Harmonie mit sich selber und den umgebenden Verhältnissen, das sind die führenden Begriffe,

[1]) Diese Gedankengänge im Cortegiano Buch IV, Kap. LVIII. In dem später von ihm aufgegebenen Proëmium zum Cortegiano preist er ebenfalls die Gesetzmäßigkeit und Herrlichkeit des Weltalls und fährt fort: „Queste medesime varietà veggiamo nel picciol mondo che è l'uomo", vgl. Serassi, Lettere vol. I, S. 192. Sohm, S. 76, weist nach, daß „der Gedanke an die Kette des Jupiter, an jenes unsichtbare Band, das die Welt ordnend zu einem Ganzen umschlingt", auch Sturm maßgebend bestimmt, und dementsprechend räumt Sturm auch dem homo litteratus seinen besonderen Platz im Universum ein.

die Castiglione vorschweben.[1]) Unleugbar barg dies Ideal eine Gefahr zum Oberflächlichen, zum Tändelnden hin. Man wird seiner Gebundenheit, seiner äußerlichen Glätte inne, wenn man sich erinnert, daß auch die englische Renaissance den Typus des feingebildeten vornehmen Herrn, wenn auch in dichterischer Gestalt, hervorgebracht hat. Er verbindet mit höfischer Beweglichkeit und vielfältigen Gaben den Grübelsinn seiner nordischen Rasse, ein Weltgefühl höchster Art, Shakespeares Hamlet.

Das Gegenstück zum Cortegiano ist die vollendete Dame. Ihr Bild trägt im Grunde die nämlichen Züge wie der vollkommene Kavalier, dem sie gleichgeachtet wird. Nur ist jede männliche Härte vermieden, alles ins weibliche, ins zarte, ins graziöse übersetzt. Sie muß jeder Lebenslage gewachsen sein. Auch von ihr werden unbedingte Sicherheit im Umgang, feiner Takt, vielseitigste Kenntnisse namentlich in Literatur und Kunst gefordert. Denn sie hat im Salon den Ton anzugeben, nach ihr bestimmt sich unwillkürlich die Form der Unterhaltung, das Maß des gesellschaftlichen Anstandes. Aus den prickelnden Wechselreden der urbinatischen Hofleute das eigentliche Urteil Castigliones herauszuhören, ist nicht ganz leicht. Die Virago der Renaissance hat ihn mit der üblichen Bewunderung erfüllt. Persönlich schätzte er wohl mehr die Frauen in der Art Isabellens und Elisabeths, die selber nicht schöpferisch tätig waren, aber Geist und Empfänglichkeit genug besaßen, um die Leistungen der Männer zu würdigen und sie zu neuen anzuspornen.

Die verwirrende Vielfältigkeit der zeitgenössischen Anschauungen über Frauen und Liebe ahnt man in diesen Gesprächen. Sie enthalten ein spitzfindiges Wortgeplänkel über den größeren oder

[1]) Darin berührt sich Castiglione mit Guicciardini, der es verwirft, „von den Dingen der Welt unterschiedslos zu reden und sozusagen Regeln aufzustellen; denn fast alle Dinge haben eine Besonderheit und Ausnahme wegen der Verschiedenheit der Umstände, weshalb sie nicht mit demselben Maß gemessen werden können, und diese Besonderheiten und Ausnahmen findet man nicht in den Büchern geschrieben, sondern die muß einen das eigene Unterscheidungsvermögen lehren.“ Vgl. seine Ricordi politici e civili, No. 6 und 35, in Guicciardinis opere inedite Bd. I, herausg. von Canestrini 1857. Guicciardini prägt den Begriff der „harmonia temperata“ des Individuums, die in jeder Lage das richtige seelische Verhalten findet.

geringeren Wert von Mann und Weib, über ihr gegenseitiges Verhältnis als Stoff und Form: Überreste der scholastisch-aristotelischen Schule. Und wie in dem Cortegiano das ältere Ritterideal noch durchschimmert, so klingt auch etwas von den Troubadourstimmungen nach. Sie berühren sich ohnehin nahe mit jener platonischen Verehrung, in der sich nun einmal die Mehrzahl der modischen Dichter gefiel, selbst wenn sie sich in leidenschaftlichen Gefühlen verzehrten. Da und dort naives Vergnügen am sinnlichen Abenteuer. Die Lockeren mochten sich freuen an der Apologie des Ehebruchs, die Messer Baldassar unter der Hand einflocht, die Verteidiger der Sittenreinheit am reichlichen Lob der Keuschheit.[1]) Der so verschiedene Saiten aufziehen konnte, war kein engherziger Eiferer, sondern ein erfahrener Mann, der sich bewußt blieb, daß auf gewissen Gebieten die Überraschungen nicht aufhören. Er war ein milder Richter, der gerade in diesen Dingen eine erstaunliche Feinheit der Beobachtung an den Tag legte. Er konnte sich nicht genug tun, all die Möglichkeiten, die sich in den Beziehungen der Geschlechter bergen, als genießender Psycholog nachzuleben.

Der Cortegiano ist das absolute Individuum in dem Sinne, wie es auch Guicciardini gepriesen hat, der Mensch, der in sich die entgegengesetzten Eigenschaften verbindet und zur harmonischen Vollkommenheit ausgleicht. Denn die Renaissance sucht nicht wie die Romantik in der unvergleichlichen, sich nie wiederholenden

[1]) Es scheint, daß Castiglione persönlich eher ihren moralischen Forderungen als der frivoleren Auffassung zustimmt. Wenn C. v. Chledowsky, Rom S. 465, eine Untreue Castigliones gegen seine Gemahlin annimmt, so scheinen mir denn doch die von ihm beigebrachten Belege nicht hinreichend stichhaltig. Namentlich die beiden in dem Spiegel aufgefundenen Liebessonette beweisen gar nichts, wenn man an die üblichen höfischen Huldigungen der Dichter und Humanisten denkt, denen oft gar keine Erlebnisse zugrunde lagen. Ebenso gewagt scheint es mir, aus seinen Gedichten an Herzogin Elisabeth, wie andere Autoren möchten, auf eine wirkliche Liebesneigung zu schließen. Man muß diese zarten Fragen, wenn man sie überhaupt aufwirft, zum mindesten nach den Begriffen jener Zeit, nicht nach den unsrigen beurteilen. Daß Castiglione vielleicht trotz seiner glücklichen Ehe gelegentlich Verhältnisse gehabt hat, halte ich an sich nicht für ausgeschlossen aus Gründen, die im Wesen der Zeit und seiner Persönlichkeit liegen. Die Lektüre der beiden wundervollen Kapitel von J. Burckhardt, Kultur der Renaissance II über „die Stellung der Frau" und „die Moralität" wird jeden Historiker zur äußersten Vorsicht im Urteil stimmen.

Eigentümlichkeit des Einzelnen ihr Ideal, sondern in jenem allgemeineren Begriff der Vollkommenheit, die beinahe schon etwas von abstrakter Blässe annimmt.

Der Hof ist weit mehr für den Gesellschaftsmenschen Castigliones bestimmt als er für den Hof, der ihm schließlich bloß Gelegenheit und Mittel bietet, seine Persönlichkeit auszubilden und voll zu entfalten.[1]) Wenn Castiglione seinem Cortegiano als vornehmstes Ziel die Aufgabe stellt, ein ausgezeichneter Prinzenerzieher zu werden, so enthält diese Huldigung gewiß einen Beisatz utilitarischer Gesinnung, die ins Gewand der Dienstwilligkeit gekleidet ist. Er hat damit dem höfischen Milieu gleichsam Dank abgestattet für die Kräfte, die sein äußeres wie sein inneres Dasein bereichert haben. Ohne antike Reminiszenzen ging es natürlich auch da nicht ab. Es schwebte ihm als edelstes Muster das Verhältnis zwischen Alexander dem Großen und Aristoteles vor. In diesem Zusammenhang hat er sich auch über Staat und Fürst geäußert.

Wenn irgendwo die unschöpferischen Züge der späten Renaissance hervortreten, so ist es in den staatstheoretischen Anschauungen Castigliones. Er leidet an einer geradezu sklavischen Abhängigkeit vom Altertum.[2]) Die unentbehrlichen schulmäßigen Begriffe hat er, soweit sie nicht Gemeingut waren, ausnahmslos von Aristoteles erborgt, ohne sie in irgendwie neue geistige Verbindungen zu bringen. Er hat überhaupt diese Dinge recht oberflächlich nachgesprochen, und doch ist es nicht reizlos und gleichgültig, was er aus den antiken Schriften ausgewählt hat. Man

---

[1]) Vgl. darüber die feinsinnigen Sätze von J. Burckhardt, Kultur der Renaissance, 8. Auflage, Bd. II, S. 106, 107. Dazu die Bemerkungen von E. W. Mayer a. a. O. S. 29 u. 36.

[2]) Diese Anschauungen Castigliones, die natürlich kein geschlossenes System bilden, sind bisher unbeachtet geblieben. Ich betrachte es als meine Aufgabe, sie zu analysieren und mit den Ergebnissen, die Fr. von Bezold in seiner tiefschürfenden Abhandlung über „Republik und Monarchie in der italienischen Literatur des 15. Jahrhunderts", Histor. Ztschrft. Bd. 81, 1898, S. 433 ff. gewonnen hat, zu vergleichen. Die hauptsächlichen Zitate aus des Aristoteles Eth. Nicom. und Politica, Plutarchs ad principem ineruditum, de Alexandri Magni fortuna aut virtute findet man in V. Cians und Wesselskis Ausgaben. Auch des Philippo Beroaldo Libellus de optimo statu et principe (Bologna 1497) hat Castiglione beeinflußt. Ich verweise im folgenden stets auf die Parallelen mit den von Bezold untersuchten quattrocentistischen Schriftstellern.

wird von ihm keinen kühnen Gedankenflug erwarten, man wird sich auch nicht wundern, wenn er für Platons Staat nicht mehr als ein zweifelndes Lächeln übrig hat. Denn die meisten Italiener seiner Zeit versagten an dieser Stelle trotz aller luftigen Konstruktionen, in denen sich dies rationalistische Geschlecht gefiel.[1] Wenn Castigliones Betrachtungen besonders matt und bisweilen nichtssagend erscheinen, so stößt man eben wiederum auf gewisse Grenzen seiner Persönlichkeit. Er war kein handelnder Politiker, den die fruchtbare Einseitigkeit einer Leidenschaft beherrschte, er war aber auch rein als Denker nicht scharf genug, sein Sinn der Macht und den Wirklichkeiten staatlichen Lebens zu wenig zugewandt, um eigene fördernde Einsichten zu gewinnen. Er hat ebensowenig wie der Durchschnitt seiner literarischen Genossen[2] ernsthaft mit dem Vermächtnis des Altertums gewuchert, er bewegt sich in den ausgetretenen humanistischen Geleisen. Man trifft bei ihm jene Erörterungen über den Vorzug des beschaulichen oder des tätigen Daseins, die in diesen Kreisen beliebt waren.[3] Auch er spielt mit dem fast zu Tode gehetzten Gedanken, daß man in einer Vereinigung der bekannten drei Regierungsarten die beste Staatsform zu erblicken habe.[4] Aber schon sein Standort bringt es mit sich, daß er sich persönlich zur Monarchie bekennt. Es besagt wenig, wenn er den Venezianer Bembo das Lob des Freistaates verkünden läßt, hat sich doch auch Petrarka solch harmlose republikanische Schwärmereien an einem Tyrannenhof gestatten können.[5] Eine gewisse innere Wahlverwandtschaft hat ja schon früh die aufblühende Geistesaristokratie des Trecento und Quattrocento mit dem auf der Bedeutung der Persönlichkeit ruhenden Gewaltfürstentum zusammengekettet. Die politischen Verschiebungen

[1]) Vgl. darüber v. Bezold a. a. O. S. 448; die entsprechende Stelle im Cortegiano (nach Wesselski zitiert) Bd. II, S. 147.

[2]) v. Bezold S. 449.

[3]) Ebenda S. 441 mit dem Hinweis auf Coluccio Salutati und L. B. Alberti.

[4]) Vgl. über das governo misto bei Guicciardini, der diesen Begriff in der venezianischen Verfassung verwirklicht sieht, M. Barkhausen, F. Guicciardinis politische Theorien in seinen opere inedite, Heidelberg 1908, S. 83, 85, 96, 100ff. Vgl ferner Gasp. Contarini, De magistratibus et republica Venetorum lib. I, Paris 1543.

[5]) Für Petrarka, Alberti und die Annäherung überhaupt an den monarchischen Gedanken vgl. v. Bezold S. 441ff. 445, 452.

des fünfzehnten Jahrhunderts haben vollends den Glauben an die Zukunft der Republiken erschüttert und die Geister der Monarchie in die Arme getrieben. Man kann bei Castiglione ähnliche Stimmungen wie bei dem Florentiner Alberti beobachten, das Bedürfnis des feingebildeten, empfindsamen Mannes, Ruhe und Seelenfrieden zu genießen unter dem Schutz eines kraftvollen Herrschers, abseits vom zerrüttenden Treiben der Parteien, wie sie sich in den italienischen Städten zerfleischten. In die gleiche Richtung deutet seine Vorliebe für den Mittelstand, den er vor allen anderen Schichten der Fürsorge des Staates empfiehlt.[1])

Castiglione ist somit als Glied einer allgemeineren Entwicklung zu betrachten, die überwiegend die Geschicke seines Vaterlandes, nicht zuletzt seiner engeren Heimat bestimmte. Sinnfällig gibt sich das kund in der Zeichnung, die er von dem Fürsten entwirft, wie er sein soll.[2]) Er ließ darin die harten Züge, die seiner politischen Umgebung keineswegs mangelten, so gut wie gar nicht zur Geltung kommen. Man wird ihn darob keiner gewöhnlichen Schmeichelei bezichtigen, man braucht nicht einmal anzunehmen, daß er den Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit besonders habe betonen wollen. Es handelt sich bei diesem Versagen augenscheinlich um einen Mangel an politischer Anschauung, zum mindesten an geistiger Energie, den gegebenen Stoff nüchtern zu verarbeiten, ihm seine erreichbaren Möglichkeiten abzuringen. Gleich den meisten unpolitischen Köpfen, die keine selbständigen Gedanken haben, begnügte sich der Graf damit, abstrakte moralische Forderungen zu erheben. Es ging ihm wie so vielen Humanisten. Sie standen den Machthabern oft amtlich nahe und hatten genug Einblicke in das lügnerische, gewissenlose Treiben der Kanzleien gewonnen; in dem Augenblick aber, wo sie die Feder ansetzten, um sich theoretisch auszusprechen, schienen sie all diese Eindrücke

[1]) Diese besondere Wertschätzung des Mittelstandes als der sozialen Schicht, die eine besondere Stütze der monarchischen Gesinnung ist, findet sich, wie v. Bezold S. 463 nachweist, schon bei Filarete. — Übrigens geht auch diese Bevorzugung des Mittelstandes auf Aristoteles zurück, und zwar auf Politica IV, IX, 3.

[2]) Der Einfluß Plutarchs macht sich hier bei Castiglione besonders bemerkbar. Über die phrasenhaften, bei den Humanisten üblichen Anleihen aus der antiken Moralphilosophie vgl. das Urteil v. Bezolds S. 449, das auch auf Castiglione zutreffen würde.

vergessen zu haben. So auch Baldassare Castiglione. Er hat sich in wortreichen Ergüssen, wozu ihm wiederum Aristoteles und Plutarch den Stoff leihen mußten, für den Typus eines Fürsten erwärmt, der von christlichen Tugenden förmlich strotzt. Wohl hat er ihn auch mit Kunstliebe, Freigebigkeit und jener Baufreude ausgestattet, die nun einmal zu den schmückenden Merkzeichen der Signorie gehörten.[1]) Sieht man schärfer zu, so kann man in ihm sogar Keime entdecken, die sich erst in der Epoche des wohlwollenden Absolutismus[2]) voll entfaltet haben, die Unterordnung unter das Gesetz, die Verpflichtung des Monarchen zum Dienste für das Gemeinwesen. Vergeblich aber wird man in diesem lammfrommen, zahmen Herrscher die Welterfahrung, den ausgreifenden Ehrgeiz, die kalte Staatsraison suchen, die von den venezianischen Diplomaten der Renaissance als Triebkräfte der regierenden Herren Europas erkannt worden sind.[3]) Besinnt man sich vollends auf den Principe Machiavellis, in dem sich nicht nur ein erbarmungsloser Wirklichkeitssinn und eisige Denkergröße, sondern auch die Wildheit der politischen Praxis spiegelt, so löst sich der Fürst Castigliones zum blutlosen Schatten auf.[4])

Castiglione hat, wenn er über staatstheoretische Dinge sprach, die antike Toga nur so obenhin umgeworfen. Viel tiefer hat ihn der Platonismus ergriffen.[5]) Die prachtvolle Schlußrede seines Cortegiano

---

[1]) Über den Zusammenhang zwischen Staat und Architektur bei Filarete und anderen vgl. J. Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien, 3. Aufl., Stuttgart 1891, S. 2ff., 6.

[2]) Auch bei Filarete finden sich Ansätze zur Denkweise des aufgeklärten Absolutismus; vgl. v. Bezold S. 466. Aber die realistischen Züge sind darin doch stärker ausgeprägt als bei Castiglione.

[3]) Vgl. darüber W. Andreas, Die venezianischen Relationen und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance, Leipzig 1908, S. 60ff.

[4]) Ich bleibe mir natürlich dessen wohl bewußt, daß auch Machiavelli von doktrinären Zügen nicht ganz frei ist.

[5]) Über den Platonismus in Italien vgl. neuerdings Fr. v. Bezold, Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters in Hinnebergs Kultur der Gegenwart T. 2, Abt. V, 1, Berlin-Leipzig 1908, S. 125ff. Für Castiglione ist im besonderen zu vergleichen Platons Phaedros und Symposion, das Commentarium M. Ficini in Convivium Platonis de Amore, Bembos Asolani, Venedig 1505, auch Dante, Paradies XVII, 123; XI, 107. Aus der Wärme des Tons darf man schließen, daß im Gegensatz zu den lyrischen Spielereien Castigliones

über die Liebe betrachtet er selbst als Krone seines Werkes, man darf wohl sagen, seiner Lebensanschauung. Er hat sie dem Bembo in den Mund gelegt, der die gleichen Gedanken des Symposions vor Castiglione in seinen Asolani ausgesprochen hatte. Unstreitig, daß er den Venezianer an Schwung und Wärme des Empfindens überflügelt. An der Hand Platons schreitet er empor aus den Qualen der Leidenschaft zur Betrachtung der ewigen Schönheit, die zugleich ewige Güte ist. Als ein wahrhaft übersinnlicher Freier stirbt er den irdischen Dingen ab, um in der Versenkung der Seele in Gott höheres Leben zu gewinnen. Mit einem Hymnus auf die allerheiligste Liebe endet Castiglione. Ästhetische Schwärmerei, mystische Verzückung, katholische Glaubensglut verschmelzen sich hier in fortreißendem Rhythmus.

Ein Grundakkord, der seit den Tagen Dantes bis zu Lorenzo dem Erlauchten, Pico della Mirandola, Michelangelo und seiner Freundin Vittoria immer wieder ertönt, ist hier angeschlagen. Denn Renaissance bedeutet ja nicht allein das Wiedererwachen des Altertums, sondern eine sittliche Wiedergeburt, eine innere Erneuerung des Individuums durch die läuternde Macht der Liebe.[1]) In den Tiefen des italienischen Geistes schlummerten religiöse Bedürfnisse, die sich an den Gedanken Platons zu reinem Feuer entzündeten. Die Sehnsucht nach einer Vertiefung des überkommenen Christentums beherrschte gerade die besten Italiener. Auch der mantuanische Edelmann stand im Banne der florentinischen Akademie und ihres Meisters Marsiglio Ficino, in dessen Gemach vor der Büste Platons eine ewige Lampe gebrannt haben soll. Er und seine Schüler predigten die Harmonie des platonischen Eros mit dem Evangelium. Castiglione bringt hier wie in so vielen Stücken nur zum gesammelten Ausdruck, was allgemeiner Besitz der Renaissancebewegung war.

---

sein Platonismus, wie er am Ende des Cortegiano sich enthüllt, mehr war als eine Konzession an die Mode, und persönlich möchte ich annehmen, auch wohl mehr als eine Feiertagsstimmung, die sich rasch verflüchtigt.

[1]) Vgl. darüber neuerdings K. Burdach, Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation, Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1910.

Eben darum erschütterte ihn der Zusammenbruch ihrer Herrlichkeit in der Ewigen Stadt aufs tiefste. Persönlich voll schlichten Gottvertrauens, war er ein gläubiger Sohn der Kirche. In seiner geistigen Behausung vertrugen sich heidnische Weisheit und Ehrfurcht vor der katholischen Überlieferung sehr wohl miteinander. Die religiöse Gleichgültigkeit Machiavellis und Guicciardinis oder gar dessen leidenschaftlicher Haß gegen die Priester blieben ihm fremd. Castiglione hat sich in einer Epoche, die anfing, den Staatsgedanken von mittelalterlich-transcendentalen Hüllen zu befreien, inmitten erbitterter Machtkämpfe, die den politischen Egoismus der emporsteigenden Nationalstaaten kraß enthüllten, aufs innigste für einen gemeinsamen Kreuzzug der europäischen Fürsten gegen die Ungläubigen begeistert[1]). Das heilige Unternehmen bedeutete ihm mehr als so vielen Praktikern der Zunft, die mit dieser Idee nur diplomatisch spielten und sie ausnutzten, um unter ihrem Deckmantel minder selbstlose Ziele zu verfolgen. Eine historische Ironie war es in jedem Fall, daß eben jener Allerchristlichste König Franz, dem Castiglione die Führerschaft zugedacht hatte, ohne Gewissensbisse ein Bündnis mit den Türken schloß, um seinen Todfeind, den Katholischen König, niederzuwerfen. Graf Baldassare hatte lange in Rom gelebt. Die Schäden der Hierarchie konnte er ebensowenig übersehen wie irgend ein anderer der Gebildeten. Er hat als Unterhändler manchen Blick in das von Haß und Parteiungen zerklüftete Kardinalskollegium getan. Aber die Anklage des florentinischen Staatssekretärs, daß die weltliche Herrschaft des Papstes alles politische Elend Italiens verschuldet habe, hätte er gewiß nie unterschrieben. Und wenn er in seinem Cortegiano von zuchtlosen Mönchen erzählte, so geschah's mit dem nachsichtigen Lächeln des Weltkindes. Von Reformeifer spürt man bei ihm nichts.

Die Zerstörung Roms stellte ihn vor die Notwendigkeit umzulernen, das verhängnisvolle Ereignis brachte in seinem Kreis einen

[1]) Vgl. darüber Cortegiano, Wesselski II, S. 142, dazu die Stelle aus dem wieder zurückgezogenen Proëmium über Franz I. bei Serassi, Lettere vol. I, S. 181 ff. Übrigens hat sich auch in Machiavelli angesichts der sich verstärkenden Türkengefahr christliches Gemeingefühl geregt. In seinem wahrscheinlich 1522 entstandenen canto degli spiriti beati, Opere V, 456, ermahnt er die Christen zur Eintracht und zum gemeinsamen Kampf gegen die Türken.

wahren Umschwung hervor[1]). Giberti, sein politischer Widerpart, besann sich in diesen Schreckenstagen gleichsam auf sein besseres Selbst. Ihn hatte es ja von jeher gedrängt, an der Besserung der kirchlichen Zustände zu arbeiten. Aber die unruhvolle Geschäftigkeit der letzten Jahre hatte solche Stimmen übertönt. Um so glühender erwachte jetzt das alte Verlangen. Er streifte den kurialen Politiker ab, um fortan als Bischof in Verona der Reform zu leben. So bitter auch Sadolet den Untergang all der Dinge empfand, denen er ein zärtliches Andenken bewahrte, so erhoffte er doch von der Läuterung der Seelen, zu der die Katastrophe aufforderte, den Anbruch einer neuen Morgenröte für die Kirche. Castiglione aber hat damals in einem Brief an Vittoria Colonna geklagt[2]), dies Unglück habe wie eine allgemeine Sintflut das Leid jedes Einzelnen eingeebnet; jetzt sei es geboten, alles Vergangene zu vergessen und dem einzigen Ziele zuzusteuern, das der menschlichen Einfalt noch erreichbar sei, nämlich zu wissen, daß man nichts wisse, zu erkennen, daß zumeist alles, was uns wahr scheine, falsch sei und im Gegenteil, was uns falsch dünke, wahr sei. Ein ergreifendes Bekenntnis! Man sieht, er hatte das Gefühl, daß ihm der Boden unter den Füßen entweiche, und man fragt sich: konnte er denn noch umlernen, hatte er einen schöpferischen Gedanken in die neuanbrechende Entwicklung hineinzugeben?

Man möchte es verneinen, wenn man seine Haltung in dem literarischen Streit mit Alfonso Valdes, dem Sekretär Karls V., be-

---

[1]) Über die allgemeinen geistigen Beziehungen zwischen italienischer Renaissance und Gegenreformation vgl. das glänzende erste Buch von E. Gotheins Ignatius von Loyola und die Gegenreformation, Halle 1895. Über die Wirkung des Sacco di Roma auf Giberti und Sadolet ist auch L. Pastor IV, 2, S. 611, 621 ff. heranzuziehen.

[2]) Die Stelle dieses Briefes vom 25. August 1527, gedruckt bei Serassi I S. 171. lautet: „Io non ho osato questi tempi passati scrivere a Vostra Signoria, per non essere sforzato a commemorare quello che nè io poteva dire, nè Vostra Signoria ascoltare senza estremo dolore. Ora che le calamità intervenute sono tanti grandi, che come universal diluvio, hanno fatte le miserie d'ognuno eguali; pare, che a tutti sia licito, e forse debito, scordarsi ogni cosa passata, e aprire gli occhi, o almen uscir della ignoranza umana, insino a quel termine che la nostra imbecillità ci concede, che è il conoscere, che niuna cosa sapemo, e che il più delle volte quel che a noi par vero, è falso: e per contrario quello che ci par falso, è vero."

obachtet, der den Sacco als ein Strafgericht Gottes für die Verwilderung der Kurie hinstellte.[1] Es war nicht eigentlich das Staatskirchentum des Spaniers, das Castiglione zu so heftigen Ausfällen hinriß. Der Gegensatz reichte in tiefere Wurzeln hinab. Daß er als Nuntius die Politik des Papstes um jeden Preis verteidigte, war seines Amtes. Die Unverblümtheit des Angriffs, seine eigene öffentliche Stellung und die des Valdes mochten dem Grafen immerhin schärfere Worte aufdrängen, als ursprünglich in seiner Natur lag. Aber war es wirklich nur der Groll des gekränkten Staatsmannes, der die abgeklärten Züge Castigliones zu maßlosem Haß verzerrte, war es nicht mehr die Ohnmacht eines Menschen, der sich gegen die Antastung seines innersten, seines selbstverständlichen geistigen Besitzes wehrt und um so blinder dreinschlägt? In den Beschimpfungen, mit denen er Valdes überhäuft, glaubt man den Aufschrei eines verwundeten Gemütes zu vernehmen. Er verdächtigt die reine Gesinnung des Gegners, der in seinem Eifer, zum Urquell religiösen Empfindens zurückzueilen, die edelsten Seiten des damaligen Spaniers verkörpert. Seine Kritik ging an Schroffheit allerdings weit über Erasmus hinaus, aber sie bemühte sich, die Lehre Christi in ihrer lauteren Form, frei von den Auswüchsen Roms, wiederherzustellen. Dem hielt Castiglione die Autorität des Papstes und der Konzilien entgegen. Sah Valdes in der Verheerung Roms das göttliche Gericht, so brandmarkte ihn sein Widersacher als förmlichen Anwalt und Lobredner jener Greuel und verhieß dem heiligen Vater samt den Kardinälen als ihren unschuldigen Opfern um so schöneren Lohn im Himmel für demütig ertragene Leiden. Valdes geißelte die Mißstände im Gottesdienst, die Verirrungen der Priester. Castiglione betrachtete sie als Ausnahmen, aus denen er keinen Schluß über den Zustand der Kirche oder ihre Verbesserung zog, und man möchte fast glauben, daß er es auch innerlich, vor sich selber, nicht wagte. Wie ein großes Kind

[1]) Naturgemäß wurde bisher das Hauptinteresse Alfonso Valdes zugewendet, dessen „Diálogo en que particularmente se tratan las cosas acaezidas en Roma el año de 1527“ im vierten Bande der Reformistas antiguos españoles p. 325 ff. gedruckt ist. Sein Brief an Castiglione gedruckt bei Serassi II, S. 171 ff. Castigliones Gegenschrift ebenda S. 175 ff. Über den äußeren Hergang dieses Streites unterrichtet H. Baumgarten, Karl V. II, 2, S. 632 ff.

klammerte er sich daran, daß die Sinnenfreudigkeit des Kultus eine gottgewollte Einrichtung sei, während der Spanier gegen die Geldgier des Klerus und das überladene kirchliche Gepränge zu Felde zog. Dieser gab bei alledem den Anspruch, ein katholischer Christ zu sein, nicht auf. Castiglione behandelte ihn als einen Abtrünnigen, und in Wahrheit war dies ja auch seine Auseinandersetzung mit dem Mönch von Wittenberg, den er in Valdes bekämpfte. Er verkannte die weltüberwindende Kraft des religiösen Erlebnisses. Er glaubte den ketzerischen Geist durch um so hartnäckigere Verteidigung des Alten zu besiegen und drohte gar dem Diener des Teufels, dem Jünger Luthers, mit dem Scheiterhaufen.

So schließt das Leben dieses Renaissancemenschen mit einem schrillen Klang. Er stand am Ende einer Entwickelung, auf der Höhe einer Kultur, die sich zum Niedergang neigte. Er hat es nicht mehr erfahren, daß die Formen der Bildung, die er gefeiert hat, der kommenden Generation die Waffen lieferten in ihrem Kampf um die Erhöhung der Kirche. Das Vergangene ward ihr Mittel zum Zweck. Wie weit er diesen Weg hätte mitbeschreiten können, bleibt unentschieden. So viel ist sicher: die Stimmungen, die der folgenden Epoche das Gepräge verleihen, deuten sich bei ihm an. Ihre düstere Leidenschaft hat ihn ahnungsvoll gestreift in jenem seelischen Aufruhr, den der Fall Roms in ihm hervorrief. Aber kein Zweifel: der Schmerz um das Verlorene überwog. Eines war unwiderbringlich dahin, die heitere Selbstherrlichkeit der Renaissance. Herauf zog die Gegenreformation.

ZUR AUSBILDUNG DES MITTELALTERLICHEN FESTKALENDERS.

VON EUGEN ROSENSTOCK.

Die Römische Kirche, die mit dem Anspruche, die Allgemeine, Katholische zu sein, in den Ländern der germanischen Stämme das Kreuz zu predigen unternahm, hatte schon in einem langen erbitterten Kampfe auf dem Boden des imperium Romanum eine tiefgehende Umformung ertragen müssen. Uralte Überlieferung und frommer Brauch hatten erbittert mit der Strenge der neuen weltflüchtigen Lehre gerungen, bis die Kirche halb widerwillig, halb unbewußt Stück für Stück des alten Festkalenders, des alten Aberglaubens, der alten Kulte in ihren eigenen Kalender aufnahm.

Für unseren Zweck mag es genügen, die Ausgestaltung des Himmelfahrtsfestes anzuführen.[1]) Schon im Jerusalem der späten Kaiserzeit wurde dieser Tag durch einen Auszug aus der Stadt gefeiert; weit draußen verweilte die Gemeinde vom Vorabend an, draußen ward der Gottesdienst gehalten. Erst des Abends kehrte der Zug in die Stadt zurück. Wir wissen, daß Byzanz, Antiochia und andere Großstädte[2]) schon früh diesem Brauche folgten. Aber diese Anerkennung des Festes als einer Frühlingsfeier, der eine engere Berührung mit der Natur wohl ansteht, genügte nicht, die alten Maifeste zu verdrängen. Wenigstens berichtet die allgemein angenommene, wenn auch durch einige Quellenzeugnisse in Frage gestellte Tradition[3]), schon im 5. Jahrhundert habe der heilige Mamertus von Vienne die drei Tage vor Himmelfahrt zu feierlichen Umzügen und Bittgängen bestimmt. Und an diesen Tagen der „litaniae" oder „rogationes", die ja noch heute beibehalten sind, ward das Gedeihen der Saaten und Schutz vor Feldschäden und Dämonen erfleht.

Als ländliche Feste sind diese Tage nunmehr deutlich bezeichnet, die rein evangelische Gedächtnisfeier ist jetzt auch Trägerin menschlicher, irdischer Nöte und Hoffnungen geworden, freilich der

---

[1]) K. A. H. Kellner, Heortologie, 2. Aufl., Freiburg 1906, S. 81.
[2]) Wetzer-Welte, Kirchenlexikon VI², S. 3.
[3]) M. G. Scriptores 24, 130 u 143.

Ernst gottesdienstlicher Handlung noch nirgends freigegeben. Noch ist es die Gesamtheit der Kirche, die derlei Wandlungen durchmacht, und dieser sozusagen universale Prozeß ist seit kurzem der bevorzugte Gegenstand wissenschaftlichen Forschungseifers.[1])

Indessen neben ihn tritt ein partikularer Vorgang in dem Augenblick, als der christliche Glaube die riesigen Gebiete des nördlichen Europa gewinnt. Da erscheint alles bisherige Gut, ob ursprünglich oder spät und aufgezwungen, als Einheit, als ein einziger Schatz, den es den Heiden zu übermitteln gilt. Und wenn dagegen jede einzelne Landschaft nach ihrer Sonderart Widerstand leistet, ändert dieser kaum jemals mehr das Gefüge der großen Kirche. Aber der einheitlich bleibende römische Ritus und Kultus empfängt statt dessen in den verschiedenen Sprengeln und Gegenden Zusätze und Beimischungen aus heimatlicher Überlieferung heraus. Im Anfang gehen zwar alter heidnischer Brauch und der neue christliche Gottesdienst unvermischt und unversöhnt nebeneinander her. Manches Mal wird der erst jüngst ins Land gekommene Kleriker bei seinen Handlungen nur wenig Volk um sich gesehen haben. Jedoch die Kirche hat in den Zeiten der Kraft und Blüte stets das All des geistigen Lebens umfassen zu können gemeint, hat stets durch ihre Eroberungslust ihre Lebenskraft erhärtet. So bemächtigt sie sich entschlossen der alten heidnischen Ortsgebräuche.

Wie ihr eigenes Wesen dadurch verändert wird, drückt das Wort Verweltlichung, mit dem sich die Masse der Darstellungen zu begnügen pflegt, allzu leer und allgemein aus, als daß wir nicht versuchen sollten, einzelnen Abwandlungen und Formen der Verbindung nachzugehen. Dazu sollen uns eine Reihe von abseits stehenden, bisher fast unbeachteten Zeugnissen dienen, die scheinbar weit auseinanderstehende kirchliche und weltliche Sitten in einen Zusammenhang einleuchtend verknüpfen.

Zwei Feste begingen die Deutschen im Frühjahr[2]) von jeher, längst vor der Bekehrung, einmal Winters Vertreibung und Früh-

[1]) Vgl. Albert Dieterich, Aufsätze u. Vorträge, Leipzig 1911.

[2]) Literatur bei Heldmann, Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen, Neujahrsblätter, herausg. v. d. histor. Komm. für die Provinz Sachsen 32 (1908), S. 9ff., 14.

lings Einzug, wie denn noch heute die Winterpuppe alljährlich in Zürich beim „Sechseläuten" auf der Limmatbrücke hingerichtet wird, und zweitens einen Ritt um die Grenzen der Feldflur, bei dem den Saaten zum Segen die Bilder der Gottheit mitgeführt wurden[1]), und das ein gemeinsames Mahl der Dorfgenossen beschloß. Die Austreibung des Winters wird zwar überwiegend Anfang Mai begangen, doch kommen als Daten auch Ende April, ja Ende Februar vor. Noch weniger pflegen in späterer Zeit die Tage der Grenzbegehung übereinzustimmen. Hier aber möchte für die ältere Zeit eine größere Einheitlichkeit aus den Quellen zu entnehmen sein. Denn da dem urwüchsigen Charakter des Festes gemäß die nützliche Abschreitung und Feststellung der Flurgrenzen und die Segnung der jungen Saat, d. h. rechtlicher und sakraler Akt, zu einer Feier zusammengefaßt war, so banden das Datum schon dadurch enge Grenzen, und es wird regelmäßig auf Anfang oder Mitte Mai gefallen sein.

Am Bodensee betet das Volk am Himmelfahrtstage selbst zu Freya, goldene Ernte zu spenden. Vielerorts indessen verkümmern die Bemühungen des Klerus den Brauch, und nur ein kahler, rein weltlicher Grenzzug der Gemeinde bleibt übrig[2]), während etwa Brot und Früchte zu Himmelfahrt in der Kirche vom Priester eingesegnet wurden.[3]) Ihrer Heiligkeit beraubt, ward die Flurbegehung mit der Zeit als ein kostspieliger, mit allerlei Gebühren und Sporteln belasteter Akt nur alle fünf oder zehn Jahre, oder, in Mülhausen i. E. z. B., nur beim Amtsantritt eines neuen Stadtschreibers abgehalten.[4])

Wir finden aber auch z. B. die Tage des heiligen Markus, Georg, Bartholomäus auf dem flachen Lande, wie wir aufs Geratewohl den Weistümern entnehmen.[5]) In Wernigerode[6]) „beschloß in der Bitt-

[1]) Vgl. Indiculus superstitionum et paganiarum M. G. Capitularia I, 223 nr. 108 cap. 28 De simulacro quod per campos portant. Vgl. Menzel in Pfeiffers Germania I (1856), S. 78.

[2]) Jacobs in Zeitschr. des Harzvereins III, S. 21; Kaltenbaeck, Österr. Pantaidingbücher XXVIII, 86.

[3]) Pfülf in Wetzer-Welte, Kirchenlexikon VI[2], S. 4.

[4]) Mieg, Mülhauser Chronik, 1816, S. 271, 311f. Vgl. Zeitschr. des Harzvereins XII, S. 368.

[5]) Zeitschr. d. Harzvereins III, S. 267; Grimm, Weist. I, S. 589, 847; III, S. 49.

[6]) Zeitschr. d. Harzvereins XII, S. 366ff.

woche nach Michaelis der Umzug um die Stadtflur den Kreis der Feiern im Freien". Der äußere Anlaß für eine Verlegung in Würzburg ist vielleicht, dank der Aufmerksamkeit eines Chronisten, noch zu erkennen. Die Stadt siegte am Cyriakustage (dem 26. September) 1266 in der Schlacht von Kitzingen über ihre einstigen Vögte, die Grafen von Henneberg. Des zum Gedächtnis „gen di von Wirzebůrg alle jar an sente Ciriacus tage mit deme heiligtume umme die stat gemeinecliche unde hengen die selbe vane, die sie in dem strite hatten, an deme selbin tage mittene in sente Kilianus munster zůe eine zeichen ires sigis".[1] Denn es wird sich hier verhalten wie in Erfurt, wo der uralte Walper- (Walpurgis-)Umzug des 1. Mai von dem abkürzenden Gedächtnis des Volks auf Rudolf von Habsburgs Sieg über die thüringischen Raubritter zurückgeführt wurde.[2] Nicht anders sind ja die „Schwedensteine" und „Schwedengräber" nach der französischen Okkupation zu Franzosendenkmalen geworden.

Indessen solche Abschwächung ursprünglich heiliger Sitte vermag die Teilnahme nicht so lebhaft zu fesseln wie ein Kampf, der dem Sieger selbst, d. i. der Kirche, Wunden schlägt. Deren Male bewahrt vornehmlich der Himmelfahrtstag. Ein artiger Zufall gestattet uns, zwei Berichte aus Norddeutschland, einen beim Kriegsbeginn, den andern nach Friedensschluß abgefaßt, gegenüberzustellen.

Um die Mitte des 9. Jahrhunderts preist der gelehrte Hrabanus Maurus in seinen Homilien die großen Prozessionen der drei Tage vor Himmelfahrt.[3] Freilich gesteht er selbst, was die Masse des Volkes gleichzeitig neben diesem Gottesdienst zu treiben pflegt: Wenn diese Tage herankommen, treffen sie Vorbereitungen für einen großen Schmaus, ergehen sich wohlgekleidet und geputzt im Freien. Wenn aber die heiligen Kreuze und die Reliquien mit Bittgesängen von der Geistlichkeit in Prozession umhergetragen werden, nehmen sie keinen Teil am Gebet und folgen nicht lobsingend der heiligen

---

[1]) Selbständiger Zusatz der Thüringischen Fortsetzung von Eikes Weltchronik zum Chron. Samp. M. G. Deutsche Chronik. II, S. 298.

[2]) Rud. Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch, Jena 1908, S. 139. Ich bemerke, daß mir Sohnreys Buch über das gleiche Thema nicht zugänglich war.

[3]) Migne, Patrologia latina 110, S. 38.

Kreuzesfahne — nein, auf gepanzerte Rosse schwingen sie sich, sprengen über die Feldflur, wollen schier bersten vor Lachen, mit lautem Lärm füllen sie die Luft.... So wird, wer etwa noch zu beten Verlangen trägt, von ihnen gehindert. Kehren sie nach Haus zurück, rufen sie nicht die Armen zum Mahl, wie es die Schrift befiehlt, sondern ihre Gemeindegenossen und Gesellen, die zu ihrer Gilde und zu ihrem Gelichter[1]) gehören. Da fröhnen sie dem Schmause und leeren Becher um Becher; alles, was sie von Musikinstrumenten auftreiben können, schleppen sie herbei, von der Pauke bis zur Flöte. Bei ihrer unmäßigen Kneiperei singen sie dann Lieder, die das teuflische Heer ersonnen hat, und bringen so einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hin. — Verständnislos entstellen die Scheltworte des Predigers das Fest, dessen eigentümliche Formen freilich trotzdem erkennbar bleiben. Wie fest die einzelnen Züge wurzeln, mag man daraus entnehmen, daß z. B. das Wettreiten am Auffahrtstag sich heute noch bei den Hirten in Österreichisch-Schlesien findet.[2])

Aber einige Jahrhunderte verstreichen, aus denen die Berichte nur spärlich fließen[3]), und die geschmähten Volksfeste sind dem kirchlichen Ritus eingeschmolzen. Um 850 schrieb Hraban. Etwa 1250 ist der Liber de consuetudinibus in Magdeburg verfaßt, das offizielle Festbuch des Erzstifts.[4])

Darin lesen wir — wir verbinden mit der Übersetzung die notwendigen erklärenden Zusätze —: Schon am Vorabend von Christi Himmelfahrt wird das Banner des Magdeburgischen Schutzpatrons, des heiligen Mauritius, bereitgestellt, weil es am nächsten Tage die Bürger um die Stadtflur zu tragen pflegen. Den Morgen darauf nimmt sich der Domkustos einige Domherren und überreicht zusammen mit ihnen an dem der Stadt zugekehrten Nordportal des Münsters die Fahne und die Reliquien den Bürgern. Diese führen

---

[1]) Lateinisch: votum et studium.

[2]) Reichhardt S. 145.

[3]) Pfannenschmid, Allg. Kirchl. Ztschr. XIII (1872), S. 522, bringt eine wichtige Stelle von etwa 940, laut welcher damals im Paderbornschen der heidnische Flurgang noch bestand.

[4]) Die frühe Abfassung ergibt sich schon aus der Bezeichnung Sanct Adolf für Sanct Jacob. Weiteres gibt Sello an, Magdeb. Geschichtsbll. 1891, S. 122f. Abdruck der Partie ebda. S. 144f.

sie getreu ihrem Herkommen um die Grenzen der Stadt Magdeburg und im Anschluß daran in die anstoßende Dorfmark Ottersleben. Hier werden sie dem Kustos wieder übergeben, worauf er die Bürger ebenda bewirtet. Nach beendetem Mahle werden die heiligen Gegenstände den Bürgern zurückgereicht und von diesen heimwärts getragen in die alte Mutterkirche der Gemarkung Magdeburg zu St. Jakob und Adolf. Im Rathaus nebenan wird nunmehr von den Bürgern ein großes Frühstück den Domherren dargeboten. Dann steigen die Geistlichen ihrerseits zu Pferd, sprengen hinüber nach St. Adolf und empfangen dort die Reliquien und die Fahne. Hoch zu Roß, durch die Hauptstraßen der Stadt, den Breiten Weg, führen sie jetzt die Schätze zum Dome zurück.

Aus einem kirchlichen und einem ländlichen Feste ist hier auf Stadtboden eine Feier geworden, die in wunderlicher Verschränkung die alten Bestandteile mit einem politischen, rechtssymbolischen verbindet. Es ist die gleiche Einheit schließlich wie bei dem germanischen Maifest, Diesseits und Jenseits sind in einem Akt zusammengefügt. Am Tage des Herrn, der ascensio Christi, geben die Geistlichen die Heiltümer des Domes, aber auch das Hoheitszeichen des Stifts zur Prozession her, dasselbe Banner, auf das anderwärts der Vogt den Eid leistet[1]), das von den Magdeburgern selbst gelegentlich später als Symbol erkämpfter Stadtfreiheit im Rathaus aufgestellt wird.[2]) Doch aus dem großartigen Umzug der Kirchengemeinde, dem angeblichen Vorbilde aller katholischen Prozessionen überhaupt, hat sich eine Grenzabschreitung — es bleibt offen, ob es ein Ritt war, — der städtischen Mannschaft entwickelt, und die Bürger tauschen zum Zeichen ihrer gefestigten rechtlichen Stellung mit der Landesobrigkeit die Ehren gegenseitiger Bewirtung aus. Darum dürfen auch die Vertreter des Erzstifts nicht an dem internen Akt der Marktgemeinde teilnehmen. Draußen im Stiftsgebiet nur treffen Bürger und Domherren zusammen, doch die Oberherrlichkeit des Erzbischofs wird wiederum im kriegerischen, am Feiertag gewiß unangemessenen Ritt der Geistlichkeit quer durch die Stadt angedeutet.

---

1) Böhmer, Acta imperii 204.
2) Index locupletissimus (Stadtbibliothek).

Es waren eben nun nicht mehr fremde Missionare oder eifrige Neophyten, sondern Landeskinder, die als Vertreter der Geistlichkeit mit Landeskindern zusammensaßen. Und während hier in Magdeburg eine behäbige rein weltliche Feier das Hauptstück des Auffahrtstages bildet, ist um so übler der ehrwürdige Dompropst im benachbarten Halberstadt daran, wo die große Kirchenprozession mit allem Pomp beibehalten ist.[1]) Wenn es auch, wie gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, ein allem Aberglauben feindlicher Gelehrter, wie Johannes Zemecke, genannt Teutonicus, der berühmte Glossator des kanonischen Dekrets, war — gleichviel, er hatte am Himmelfahrtstage die nicht unbedenkliche Pflicht, das heilige Tier des Donar, das Symbol des einziehenden Sommers, einen — Bären im Zuge einherzuführen![2])

Aus allen Landschaften des Deutschen Reiches, aus dem Elsaß wie aus Steiermark, aus dem schweizerischen Städtchen Liestal so gut wie aus dem hessischen Treysa haben wir Beispiele, daß eine bald schlicht, bald mit großem Gepränge vollführte Grenzbegehung auf Christi Himmelfahrt fiel.[3]) Doch merkwürdig genug ist es nicht das flache Land, sondern die meist erst in der christlichen Zeit entstandenen Städte, in denen die an sich hier großartigere Kirchenfeier und der Volksbrauch die Ehe eingingen. So ist der Stadtboden der getreuere Hüter alten Gutes, ohne Bruch wächst auf ihm altes und neues zu einem Baume zusammen. Im kleinen spiegelt sich wider, was gegen heftigen Widerstreit erst seit kurzem der Wissenschaft zurückgewonnen ist, daß die deutschen Städte nicht fremdartig wie Schröpfköpfe dem flachen Lande aufgesetzt worden sind, daß vielmehr die Stadtgemeinde nur als die jüngere, aber täuschend ähnliche Schwester der Dorfgemeinde anzusehen ist.

Nirgends scheinen, wie es doch in England[4]) geschah, die Feldprozessionen an den drei Tagen der rogationes dem Empfinden genügt zu haben. Aber nirgends auch steigerte sich die symbolische

---

[1]) Urkb. Bist. Halberst. II, Nr. 1324, S. 413. „In die ascensionis ante processionem, ut moris fuerit, ibunt vestibus denudati“ (sc. Verurteilte).

[2]) Zeitschr. d. Harzvereins XXV, S. 274.

[3]) Gengler, Stadtrechtsaltertümer, 1882, S. 264f. J. J. Brodbeck, Gesch. d. Stadt Liestal, Liestal 1865, S. 15. Pettau, Steiermarks älteste Stadt, geschildert von Ferdinand Raisp, Graz 1858. Kulenkamp, Gesch. der Stadt Treysa, Marburg 1806.

[4]) Reichhardt S. 146.

Besitzergreifung der heimatlichen Erde, für die nach deutschem Rechte zu allen Zeiten der Jahresfrist besondere Bedeutung zukam, nirgends steigerte sich diese derart, daß selbst die Herrlichkeit der religiösen Offenbarung darüber verdunkelt schien. Doch dem auch sonst zu sinnlichem Festglanz geschickteren Süden[1]) ist dies gelungen: für Venedig war Himmelfahrt der Tag, an dem der Doge auf das Meer hinausfuhr, das Meer, das den Flüchtlingen Aquilejas die Landmark ersetzen mußte, und an dem er der Königin der Städte alljährlich aus der Vermählung mit der Flut die Herrschaft über das unendliche Gebiet der See neu zurückzugewinnen schien. Weder diejenigen, die hier um des Datums willen an einen religiös-christlichen Ritus glaubten, noch die Theologen, die mit ignorierender Gebärde von einem rein weltlichen Hergang sprechen[2]), haben bemerkt, daß sie einseitig nur Diesseits oder Jenseits wiederfinden wollen: wie jede „natürliche", jede „Volks"-religion ihre Erntefeste kennt, so ist auch die mittelalterliche Religion, trotzdem sie „Welt"religion sein wollte und sein konnte, zugleich die Patronin der Vorgänge des Diesseits und seines Naturgeschehens geworden. Unsere Auffassung der venezianischen Sitte rechtfertigt sich auch dann, wenn die Ringspende ursprünglich einer Beschwichtigung der bösen Seegeister galt. Darauf könnte eine deutsche Nachricht führen, auch der Abt von Benediktbeuren vermähle sich jährlich dem gefährlichen Walchensee, „das äußerste Unheil abzuwenden".[3]) Aber dieser Brauch, dessen Datum unser Gewährsmann Sepp leider verschweigt, braucht einmal nicht unabhängig von der berühmten Gepflogenheit der Lagunenstadt entstanden zu sein. Und vor allen Dingen: die Besitzergreifung und der Dämonenzauber, die religiöse Beschwörung, gehören freilich zusammen; und es ist wohl nur das Überwiegen städtischer Zeugnisse aus Deutschland daran schuld, daß die Berichte vom Feldsegen schweigen.

Schließlich bleibt zu fragen, ob über das zufällige zeitliche Übereintreffen hinaus auch inhaltliche Verwandtschaft gerade den Him-

[1]) Vgl. die Übertragung des florentinischen Johannesfestes nach Deutschland bei Ulrich Richental Kap. 156.

[2]) Rietschel in Herzogs Realenzyklopädie³ Bd. 8 (1900), S. 85.

[3]) Sepp, Altbayerischer Sagenschatz (1876), S. 44.

melfahrtstag zum Tag des Grenzzugs bestimmt hat. Hier aber dringen wir über die Frage nicht hinaus. Eine peinlich genaue Forschung, ob der germanische Mythus eine Auffahrt des Gottes gen Himmel ebenso wie vielleicht seine im bayerischen St. Leonhard noch erratbare[1]) Erdfahrt gekannt hat, könnte allein weiterführen. In der bayerischen Pfalz wird der Feldsegen schon am Ostersonntag gesprochen. „Jetzt", sagt der Bauer[2]), „segnet der Papst die ganze Welt, und so will ich den heiligen Segen auch auf meine Äcker und Wiesen herabziehen."

Die Kirche mochte die Aufnahme fremden Gutes zunächst für unschädlich halten. Und wirklich, wenn in Basel[3]) des Dompropstes Meier zusammen mit dem Leutpriester von St. Ulrich, der das heilige Sakrament trug, „seinen Banner um die Gränzen des alten Tering am Auffahrtstage hielt" und die Grenzfrevel büßte, so entsprach das nur der allgemeinen Entwicklung, kraft deren die Kirche aus einer rein geistlichen Anstalt zu einer mächtigen, weltlichen Herrin geworden war, die ihre religiösen Gnadenmittel beliebig zu Zwecken obrigkeitlicher Verwaltung benutzte.

Ein Bewußtsein dieses Vorgangs kann sich höchstens in einigen erleuchteten Geistern damals entzündet haben. Denn die Hierarchie selbst ward ja, wie schon betont, von Kindern des Landes gebildet. Aus ihrer Jugendzeit brachten sie Anschauungen mit, die den Ausgleich mit den in der heiligen lateinischen Sprache fremdartig niedergelegten Dogmen heischten. Rationalismus liebt es, in dergleichen Fällen von einem „klugen Nachgeben" der Kirche, also einem bewußten Handeln, zu sprechen. Aber erleben wir es nicht in unseren Tagen, daß nicht nur höchst unkirchliche, sondern auch unchristliche Menschen, selbst mit ausgebildeter Reflexionskraft, die Gebräuche der christlichen Feste, d. h. die fleischgewordene Kirchenlehre, aber darüber hinaus auch die streng christlichen Festlieder in voller Gutgläubigkeit in ihre neue „Weltanschauung" hinübernehmen? Nein, geistiges Leben ist nur in der Einheit mög-

[1]) Vgl. z. B. Sepp S. 107, 103f. Vor allem bemerkenswert bleibt, daß auch gerade am Leonhardstag ein Umzug mit rechtlicher Wirkung in Bayern Brauch war. Ebda. S. 38. Dafür fehlt ein Umgang zu Himmelfahrt anscheinend gänzlich auf bayerischem Boden.

[2]) Sepp S. 78.

[3]) Heusler, Verfassungsgesch. Basels, 1860, S. 222.

lich, und zwei so scharf geschiedene geistige Welten wie das Ahnen eines Zeitalters, in dem die mündliche Überlieferung herrscht, und der durchgearbeitete, aber von keinem Volkstum, von keiner ausgebildeten Volkssprache getragene Schatz der alten Religionsweisheit konnten in den einzelnen Menschenköpfen nicht ungemischt nebeneinander bleiben. Ebensowenig aber konnte eine allein das Feld behaupten, da beide die unversiegliche Lebenskraft der Wahrheit, wenn auch nur zum Teil, in sich trugen.

Bei einem solchen Verhältnis ist es kein Wunder, wenn bald auch das rein theologische Gut, der Gehalt der Evangelien selbst, angegriffen und überwältigt ward von dem eingeschränkteren und sinnlicheren Wesen dieser Menschen. Daher tritt neben das friedliche Anerkenntnis der fremden Anschauung wie in Magdeburg, neben das willige Hineinnehmen des Fremden in das Kirchenfest selbst wie zu Halberstadt als Drittes die Umgestaltung und Verunstaltung christlichen Stoffes durch das volksmäßige Empfinden. Das Beispiel, das wir hierfür zum Schlusse unserer Betrachtung mitteilen wollen, hat freilich mit dem Fest, von dem wir vornehmlich handelten, mit Himmelfahrt nichts zu schaffen, jedoch statt dessen kann es andeutend in ein neues, nicht minder fruchtbares Gebiet hinüberweisen, das der Entstehung des mittelalterlichen Schauspieles aus der sakralen Nachahmung eines Mythus.

Am 28. Dezember wird von der Kirche das Gedächtnis der Unschuldigen Kindlein gefeiert, die Herodes einst in Bethlehem abschlachten ließ. Die Feier begab sich zu Prag in recht anschaulicher Weise, wie eine Papstbulle aus dem Jahre 1234 lehren kann.[1])

Die Kanoniker der Stiftskirche, die Scholaren[2]) und wer sonst Lust an dem lärmenden Unternehmen fand, vermummten sich und malten ihre Gesichter zu Masken verschiedener Art. So zogen sie vor ein Kloster nahe bei der Stadt. Wenn der närrische Zug hereinbrach, mußten die Mönche sehr gegen ihren Willen die Rolle der Kindlein von Bethlehem agieren. Zwar wurden sie nicht gerade totgeschlagen, aber man riß ihnen die Kleider vom Leibe, beschimpfte sie gröblich und prügelte sie ohne Barmherzigkeit, auch ward alles Geschirr im Hause zerschmettert und die Baulichkeiten demoliert.

[1]) Posse, Cod. dipl. Saxoniae reg. II, 1, Nr. 115, S. 104.
[2]) Nach damaligem Sprachgebrauch sind clerici = scholares.

Hatte der Abt unvorsichtigerweise Pferde im Stalle, so galten sie als legitime Beute. Auch bestimmte andere Gegenstände scheinen von den Spielern beansprucht worden zu sein.

Dies Schauspiel oder richtiger dieser Spektakel ward nicht etwa ein einziges Mal von übermütiger Jugend ausgeheckt, sondern also geschah es mit ausdrücklicher Billigung von Bischof und Kapitel regelmäßig Jahr für Jahr.[1])

[1]) Leider erst während der Drucklegung fand ich im 13. Band von Schenkels Allgem. Kirchl. Zeitschr. (1872) einen Aufsatz von H. Pfannenschmid, Flurprozession und Hagelfeier (S. 517—531), auf den ich hiermit ausdrücklich als auf eine Ergänzung meiner Ausführungen hinweise.

DIE ÖFFENTLICHEN GÄRTEN UND DIE GESELLIGKEIT DER DEUTSCHEN IN ÄLTERER ZEIT.

VON GEORG LIEBE.

In seiner allmählichen Verengerung gewährt der Begriff Garten einen Blick auf das Fortschreiten der Kultur. Anfänglich die eingehegte Stätte bezeichnend, den ersten Einbruch in die Wildnis, lebt er in dichterischer Verklärung in Namen wie Asgard und Midgard, während die urwüchsigste Nutzung durch den Wolfs-, Bienen-, Stutgarten gekennzeichnet wird. Fortschreitende Urbarmachung schränkte den Namen auf mit dem Spaten, nicht mit dem Pfluge bearbeitetes Land ein, das nur außerhalb der gemeinsam betriebenen Dreifelderwirtschaft in Angriff genommen werden konnte. Eine Erinnerung daran ist die im östlichen Deutschland seit dem Mittelalter übliche Benennung Gärtner für die unterste Klasse der Dorfbewohner, die keinen Anteil am Ackerland haben. Das Gartenland konnte neben der Hausstätte oder fern davon liegen. Im ersteren Falle diente es dem Gemüsebau mit bescheidenem Blumenschmuck, und Kaiser Karls Capitulare de villis zählt schon den wesentlichen Bestand des heutigen Bauerngartens auf. Einen besonderen Charakter trug der Klostergarten durch die Pflege der Heilkräuter. Das abgelegene Gartenland diente den Spezialkulturen des Obst- und Weinbaus; so unterscheidet der Sachsenspiegel garden, wîngarden, bômgarden[1]), und den rheinischen Quellen sind die Ausdrücke Wingert, Bungert geläufig. In Schwaben finden sich 716—720 zuerst Obstgärten und Weinberge erwähnt; nach den bayerischen Volksgesetzen rechtfertigen zwölf Obstbäume die Bezeichnung.[2]) Ihre spätere Ausbreitung in Deutschland danken diese Kulturen vornehmlich der Geistlichkeit. Die Versuche Adalberts von Bremen, Gärten und Weinberge anzulegen, hatten freilich geringen Erfolg, desto größeren die der Zisterzienser zu Pforta. Die edlen Apfelsorten, die sie vermöge der weitgespannten Verbindungen des Ordens einzuführen in der Lage waren, trugen den

[1]) II, 58, 3. [2]) v. Inama-Sternegg, Wirtschaftsgeschichte I, S. 171.

Namen des Klosters bis nach Polen, und der geschätzte Borsdorfer hat wahrscheinlich seinen Namen von dem Klostergut Porstendorf.[1])

Beide Arten des Gartens erfuhren eine Veredlung, als dem vorwaltenden Element der Nützlichkeit ein ästhetisches sich gesellte. Die Steigerung des Gefühlslebens, die im 12. Jahrhundert von den höheren Ständen aus sich verbreitete, weckte die Freude an bisher nicht beachteten Feinheiten des Naturlebens. Die Rose, die zu keinem der alten Ortsnamen beigetragen hat, tritt jetzt in den Vordergrund; in ungezählte anmutige Wendungen weiß das Volkslied ihre Blüte zu verschlingen, und die Lieder vom Rosengarten, denen der alte Kampf zwischen Frühling und Winter zugrunde liegt, verknüpfen germanische Kampfeslust mit der ästhetischen Schwärmerei der Minnepoesie. Auf gleicher Linie entwickelte sich das Gefühl für die Schönheit der Bäume. War ihre dichte Masse einst dem Menschen als feindselige Macht entgegengetreten, so begann man jetzt in der lichter gewordenen Landschaft ihre Gruppen als angenehme Unterbrechung zu empfinden. Dafür fand eine deutsche Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte die Worte:

Got dô phlanzen began
ein boumgarten wolgetân
in wunnechlîcher wîse,
den hiez er daz paradîse.

Wie die Ortsbezeichnung Rosengarten in Aufnahme kommt[2]), so beginnt für solche Lusthaine der Name Vogelsang sich einzubürgern Die Bewohner der Burgen, die innerhalb ihrer Mauern meist nur für wenige Blumenbeete Platz hatten, mußten früh an dieser Art von Naturschönheit Geschmack finden, davon zeugen Schilderungen der höfischen Epen. Der Baumgarten bei der Burg Brandigan, in den Erec zum Kampfe mit dem roten Ritter reitet, enthält Bäume, die teils blühen, teils Früchte tragen, von süßem Vogelsang belebt, und einen reichgeschmückten Pavillon.[3]) Bei den dörflichen und späterhin den städtischen Siedlungen diente häufig ein baumbestandener Plan als Dingstätte oder Versammlungsort für die Er-

---

[1]) Adam. Brem. III, 36; Böhme, Pforte in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung, 1888.

[2]) Vgl. Jacobs, Rosengarten im deutschen Land, Lied und Brauch, 1897.

[3]) Hartmann von Aue, Erec v. 8697 ff.

ledigung der Gemeindeangelegenheiten, die sog. Bauersprache. Im Magdeburgischen, Harzgebiet, Hannover und Westfalen war dafür die Benennung Thie üblich. Mit dem Absterben des volkstümlichen Gerichtsverfahrens wurden die Stätten des Gerichts zu solchen der Unterhaltung. Hatte zu Ilsenburg am Harz bis zum Ausgang des Mittelalters das Gericht des Abtes infra tiliam secundum antiquum ius stattgefunden, so klagte 1591 der dortige Pfarrer, daß ein Fiedler „unter der Linde sonderliche Gesöffe und Tänze anrichte"[1]. Als Bezeichnung für eine Stätte traulicher Zusammenkunft lebt noch das süddeutsche Heimgarten, thüringisch Kosegarten. Wie die Spinnstuben, auf die der Name überging, gaben sie den Rahmen für Liebesszenen ab, und schon Bertold von Regensburg sah sich Ende des 13. Jahrhunderts zu der anschaulichen Warnung veranlaßt: Wilt dû zuo dem tanze unde zuo dem heimgarten unde wilt dâ vil gerüemen unde gelachen unde geweterblitzen und gezwieren mit den ougen, sô mahtû wol bestruochen in den stric des tiuvels.[2] Das Volkslied hat das Motiv vielfach verwendet, und noch im 18. Jahrhundert singt ein niederländisches:

De zon is onder gegangen
de sterren blinken zo klaar,
wou dat ik met mijn liefste
in een boomgaardje waar.[3]

Einen Umschwung der wirtschaftlichen, sozialen, ästhetischen Anschauungen brachte auch die städtische Kultur nur allmählich. Sie bedeutete freilich wegen des leichteren Betriebes gegenüber dem Körnerbau eine Erweiterung der Gartenkultur, in der einzelne Städte wie Erfurt und Straßburg früh Ruf genossen, aber die Gartenflächen, für die zunächst auch innerhalb des Mauerrings Raum blieb, waren fast nur dem Gemüsebau gewidmet, und die Blumenzucht fand wie auf dem Lande nur nebenbei ihren Platz. Der wachsende Ausbau der Städte ohne Änderung des Umfangs ließ dem Bürger bald nur Raum für die bescheidenen Gartenfleckchen, wie sie heute noch die Häuserzeilen alter Städte freundlich unterbrechen; eine wirkliche Ausgestaltung seines Gartens war nur dem Patrizier möglich, und diese erfolgte unter fremdem Einfluß.

---

[1] v. Maurer, Geschichte der Städteverfassung II, S. 92f.; Jacobs in Zeitschrift des Harzvereins 1885, S. 193; 1894, S. 399.

[2] Bertold ed. Pfeiffer I, S. 481. [3] Uhland, Volkslieder S. 949.

Wie das Bürgertum des Mittelalters der mangelnden Behaglichkeit der Eigenwohnungen in der Pracht der öffentlichen Bauten ein Gegengewicht gab, so hat es sich früh Stätten der Lustbarkeit im Freien geschaffen. Das Vorbild war der Baumgarten des Dorfes, die baumbepflanzte Wiese außerhalb des Ortes. Darauf deutet der Name des Magdeburger Bürgers Spilewisch 1391 — wahrscheinlich die Wiese auf der Elbinsel, dem Marsch, die um 1282 das bürgerliche Turnier in Form eines Gralspiels und 1387 ein Schützenfest sah. Vielfach finden sich die alten liebgewordenen Namen Rosengarten und Vogelsang bei städtischen Örtlichkeiten. 1343 gestattet der Rat zu Wismar den Spielleuten, an Sonn- und Festtagen im Rosengarten (rosetum) den Bürgern aufzuwarten. 1495 wird den Leipziger Studenten untersagt, im Rosental und Tiergarten das Wild zu beunruhigen und sonst Unfug zu treiben. Vogelsang ist durch ganz Deutschland als Name für kleine Gehölze und darin gelegene Siedlungen, besonders Wassermühlen verbreitet. Zu Magdeburg hatten die Vorsteher des Klosters St. Marien-Magdalenen ein vor der angrenzenden Neustadt erworbenes Gehölz des Namens seit dem 15. Jahrhundert als Erholungsort eingerichtet.[1])

Für die künstliche Anlage einer solchen Erholungsstätte bietet die Nürnberger Hallerwiese ein Beispiel, die der Rat 1434 von der Familie erkaufte. An der Pegnitz gelegen, seit 1441 mit Linden besetzt, mit Schranken und Brunnen versehen, bot sie dem Volke, zumal an Feiertagen, Kurzweil mit Ringen, Springen und mancherlei Spiel. Wie sie dem Auge eines vielgereisten Fremden erschien, das gibt die anmutige Schilderung in der Reisebeschreibung des Begleiters eines Kardinallegaten, de Beatis, von 1517 wieder: „Hundert Schritte außerhalb der Stadt stehen fünf Reihen von Bäumen, welche die Deutschen Linden nennen. Dieselben sind sehr groß, ihr Laub gleicht dem der Maulbeerbäume, sie duften stark, tragen aber keine Früchte. Unter den Linden befindet sich eine Wiese mit einigen kleinen Beeten von dem angenehmsten Grün sowie vier Brunnen, alles wohl eingeteilt, so daß der Anblick

[1]) Urkundenbuch d. Stadt Magdeburg ed. Hertel I; Mecklenburgisches Urkundenbuch Nr. 6276; Zarncke, Deutsche Universitäten (Libellus formularis); Jacobs, Vogelsang (Beiträge zur deutschen Philologie, J. Zacher dargebracht, 1880); Magdeburger Geschichtsblätter 1873.

so angenehm und genußreich ist, wie man sich nur erdenken kann. Die genannten Bäume, welche in Deutschland und Flandern überall besonders an öffentlichen Plätzen stehen, damit man unter denselben Schatten genieße, sind in Italien gänzlich unbekannt."[1]) Später kam die auch sonst von Reisenden erwähnte Örtlichkeit in üblen Ruf. Schumanns Nachtbüchlein aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erzählt, wie ein Bauer seinen vom Wagen gestohlenen Kittel dort sucht, weil sich viel loses Gesinde dort aufhält: „wiewol man ir viel mit Gerten aushaut und die Stadt vorbeut, so findet man ir dannoch stets darauf".[2])

Eine ästhetische Auffassung des Privatgartens wurde in Deutschland erst durch die Renaissance angebahnt. Gleich anderen antiken Traditionen war auch die der künstlerischen Gartenausgestaltung in Italien lebendig geblieben und entfaltete sich mit anderen zu dem blendenden Glanze, den Boccaccios Schilderung in der Einleitung zum dritten Tage des Dekamerone widerspiegelt. Es ist der architektonische Charakter, der von vornehmer Einfachheit schließlich zu den Künsteleien entartete, die in der Form des französischen Gartens ihren Siegeszug antreten sollten. Die großzügige Anlage und die künstlerische Ausstattung erforderten freilich reiche Mittel, und so sehen wir in Deutschland vorzugsweise die Patrizier der süddeutschen Städte wie in ihren Bauten, auch in den daran stoßenden Gärten dem fremden Geschmack huldigen. Eine wichtige Hilfe bot die Bereicherung des Blumenflors, die wir teils, wie die Tulpe, dem Orient, teils den überseeischen Entdeckungen verdanken. Der Abweichung von der alten Gewohnheit, die sich in diesen aus der Fremde gekommenen Anlagen ausspricht, war die Zeit sich wohl bewußt. Als Wilhelm Truchseß, bekannt durch seine Baulust, 1558 bei seinem Schlosse einen Garten „of die welsch manier mit bronnen und ander" einrichten ließ, nannte das der Landkomtur Siegmund von Hornstein eine hupsche geucherei.[3])

---

[1]) Baader, Nürnberger Polizeiordnungen S. 89; Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes IV, 4: Reise des Kardinals Luigi d'Aragona, beschrieben von de Beatis, ed. Pastor.

[2]) Goedeke, Schwänke d. 16. Jahrhunderts.

[3]) Chronik der Zimmern ed. Barack, 2. Aufl., IV, S. 301. Vgl. Steinhausen, Gesch. d. dt. Kultur S. 583.

Wie die alten Baumgärten einer harmlosen derben Geselligkeit gedient hatten, so gab der neue Ziergarten die Bühne ab für die repräsentativen Bedürfnisse einer besonderen bürgerlichen Gesellschaft, die ein wesentliches Ergebnis der spätmittelalterlichen Kultur darstellt. So konnte S. Beham den verlorenen Sohn sein Gelage im Garten feiern lassen.[1]) Als früher Renaissancebau ist der 1534 errichtete Gartensaal im Hirschvogelhaus zu Nürnberg bekannt. Nach den Aufzeichnungen einiger Frankfurter Patrizier aus dem 15. und 16. Jahrhundert über die Sitten der vornehmsten Geschlechterstube Alt-Limpurg pflegte man am dritten Tage einer Hochzeit eine Gartenfahrt zu halten, indem sich die ganze Gesellschaft in Prozession nach einem Garten begab. Wegen übermäßigen Prunkes wurde 1576 die Sitte abgeschafft.[2]) Bei der fortdauernden räumlichen Beschränktheit des bürgerlichen Hauses bot sich für die beliebte gesellige Form der Familienschmäuse als natürlichste Stätte der Garten dar. Magdalena Paumgartner aus der Nürnberger Familie Behaim, in deren Briefen dieser Verkehr verwandter Familien eine große Rolle spielt, schreibt ihrem Gatten am 4. Juli 1594 von „des Paulus Pehems Gastung im Garten, eine Tafel von 28 Personen in der neien Laube im hintern Garten".[3]) Für die Verbreitung der Sitte spricht ihre literarische Verwertung. Frey, der Stadtschreiber zu Maursmünster, nennt 1556 seine Schwanksammlung Gartengesellschaft mit der Begründung, da er nicht reisen könne, solle seine Lust sein, in schönen Gärten bei der edlen Musik oder kurzweiligen ehrlichen Gesellschaften zu bleiben. Solche Gartengesellschaften würden allenthalben in deutschen und welschen Landen in großen und kleinen Städten mit herrlichem Triumph als Fechten, Ringen, Singen, Geigen, Kegeln, Tanzen u. a. das ganze Jahr gehalten.[4])

Getreüer erhielt sich der nationale Charakter bei den Anlagen, die wir als Volksgärten bezeichnen können, deren Grundlage der baumbepflanzte Anger blieb. Das Bürgertum als führenden Stand

[1]) Siehe Bergner, Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer S. 599.
[2]) Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte 1856, S. 69.
[3]) Briefwechsel ed. Steinhausen (Bibl. des Litt. Vereins zu Stuttgart Bd. 204), 1895.
[4]) Goedeke, Schwänke des 16. Jahrhunderts, Vorrede.

sehen wir immer bemüht, allen Angehörigen ein auskömmliches Maß wie an wirtschaftlicher Betätigung, so an Lebensfreude zu gewähren, allerdings unter der Voraussetzung gemeinsamer Teilnahme. Den Mittelpunkt der Erholung im Freien bildeten sportliche Übungen wie Ringen, der Tanz und dem Zeitcharakter entsprechend leibliche Genüsse, doch ersehen wir aus den Berichten der Zeitgenossen, daß man auch die ästhetische Seite zu würdigen begann, besonders wenn solche Stätten sich weiter entfernt in der freien Natur fanden. Hans Burgkmair und gleichzeitige Künstler haben solche Vergnügungsstätten öfters geschildert.[1]) Die schon erwähnte Spielwiese auf der Elbinsel bei Magdeburg hat sich der Zeitstimmung angepaßt. Michael Franck erzählt in der Beschreibung seiner Reise, die er 1590 als Student zu Frankfurt a. O. durch Norddeutschland zu Fuß unternahm, von den dortigen Einwohnern: „Haben ihre Gewohnheiten, daß sie zu Sommerszeiten für die Stadt heraus auf den Marß spazieren fahren und gehen und auf einem grünen lustigen Platz, allda sie tanzen und sonsten allerlei kurzweilige Spiel treiben. Es sind uns am Sonntage, als wir hineinkommen, die Frauen und Jungfrauen, Männer und Junggesellen haufenweis begegnet hinauszuspazieren, daß einer nur seine Lust siehet."[2]) Gleichzeitig berichtet der weitgereiste Ulmer Samuel Kiechel, den man als den ersten Touristen bezeichnen kann, 1585 von Stralsund: „Nahe an der Stadt hat es einen schönen Wald von Eichen und anderen großen Bäumen; in demselben sind sehr viel Tisch, dahin Sommerszeit das Volk von Frauen und Mann, junge Gesellen und Jungfrauen täglich spaziert, draußen essen und allerlei Kurzweil haben mit Tanzen und anderm Wollust, haben auch inmitten des Holz ein schön groß Haus, in demselben verkauft man Bier."[3])

Die bekannteste Stätte dieser Art war die Buchenklinge bei Nürnberg, ein Tal, eine Stunde östlich von der Stadt in den letzten Ausläufern des Fichtelgebirges gelegen. Eine dort sprudelnde Quelle wurde nach den Stadtrechnungen 1372, 1470, 1567, 1588,

[1]) S. die Bilder bei Steinhausen, Gesch. der deutschen Kultur S. 400, 401, 403.

[2]) Magdeburger Geschichtsblätter 1878.

[3]) Publikationen des Litt. Vereins zu Stuttgart Bd. 86.

1615 neu gefaßt. Durch Aufstellung von Tischen und Bänken und Anlegung eines Kegelplatzes wurde hier ein von den Bürgern gern besuchter Erholungsort geschaffen, den kein Geringerer als der fröhliche Humanist Eobanus Hessus 1534 in einer lateinischen Dichtung gefeiert hat, wofür ihm der Rat 70 Gulden verehrte. Da heißt es:

Verum etiam urbanae saepe oblectamina plebi,
Matronis, senibus, pueris, nuribusque puellis
Exhibet, huc etenim, dum formosissimus annus
Permittit, veniunt et vina liquentia secum
Vina cibosque ferunt et grati fontis ad undam
Silvestri celebrant convivia laeta sub umbra.
— Et locus est Musis certe sic commodus ipsis,
Ut si forte velint nostras habitare per oras
Non alium legisse locum nec quaerere vellent,
Non alios fontes. Sed enim quia fonte sub isto
Saepe Venus latuit levis et sua tela Cupido
Torsit ab his latebris per inertia pectora amantum,
Diffugere deae non tam loca pulchra perosae
Quam non esse loco sua commoda, qualia vellent
Qualia vel deceant Heliconia templa colentes.

Von der schalkhaften Anmut des humanistischen Lebemannes frei ist die umständlich treuherzige Schilderung eines fliegenden Blattes, von der nur der Schluß angeführt sei:

Da waren noch zwen steinre tisch,
der erst der saß auch vol,
darunter war ein brünnlein frisch,
die flaschen sah ich wol
vor dem brunnen herauß,
der ist gemauret auß
von steinen und reinen
waßer das erfrischt wol,
auch drei steinerne stiegen ab
die staffel saßen vol.

Die leut die waren freuden vol
mit tanzen und springen,
ich sagt: der nam ist geben wol
zu der Buchenklingen,
weil die burger gemein
nauß kommen, groß und klein,
mit weiben, vertreiben
darmit vil traurigkeit;
wann in dem brunnen quel der wein,
so käm ich allezeit.

Die Erneuerung von 1588 gab Anlaß zu der zeitgenössischen Schilderung: „Es ist zu solcher Buchenklinge den ganzen Sommer alle Tag, sonderlich aber die Sonn- und Feiertag vom Morgen bis zum Abend von den Burgern, reichen und armen, ein groß Wallfahrten, Fahren, Reiten und Gehen gewesen, da die Aeltern ihre Kinder mit geführet und getragen, Essen und Trinken mit hinausgenommen oder von Mögeldorf und Lauf am Holz zutragen lassen, darnach eine Compagnia hie, die andre da sich zusammengesetzt, mit einander gessen, getrunken, auch getanzt und gesprungen; denn sich täglich Spielleute allda aufgehalten, welche herumgangen, den Leuten aufgemacht und um ein Trinkgeld gepfiffen haben, auch wurd gespielt und gekugelt und mit gutem Gespräch Kurzweil getrieben. Da ist es zugangen alle Tage vom Morgen an bis gegen Abend wie auf einer Kirmeß, also daß es nicht zu schreiben noch zu glauben, denn jedermann den schönen Lust bei der Buchenklingen sehen wollen.“ Ein Kupferstich von 1615 vergegenwärtigt sehr lebendig das fröhliche Treiben, dem die Unruhen des großen Krieges bald ein Ende bereiten sollten.[1])

Ihnen dürften überall die Stätten bürgerlicher und bäuerlicher Lebensfreude zum Opfer gefallen sein, ebenso wie die alten Schützenfeste. Nur an Stätten, die der Kriegssturm verschonte, vermochten sie zu dauern. So zeigt ein Kupferstich um 1650 nach alter Weise in einem Hain Spaziergänger und gymnastische Spiele; über der Tür eines nahen Hauses ist das Basler Wappen erkennbar.[2]) Die nächsten Menschenalter, in denen es galt, aus dem Schutt einer alten Kultur eine neue aufzubauen, konnten volkstümlichen Vergnügungen nicht günstig sein. Das schon Ende des 16. Jahrhunderts einsetzende wirtschaftliche und politische Sinken der Städte ließ an ihrer Stelle die fürstlichen Höfe für die Kultur bestimmend werden. Statt der Dome und Rathäuser wurden die Schlösser das bewegende Motiv für die Phantasie der Architekten, und der Garten nahm an dieser Entwicklung teil. Nur als Vorbereitung auf das Haus, das Schloß im besonderen sollte er noch

---

[1]) M. M. Mayer, Der Schmaußenbuck, seine Höhen und Klingen, Felsen und Brünnlein, 1833 (Nürnberger Stadtbibliothek); Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 239.

[2]) Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit, Nr. 1035.

gelten, darum wurde er architektonisch gestaltet und die Symmetrie das maßgebende Prinzip. Architekt von Haus aus war Le Nôtre, der Gartenkünstler Ludwigs XIV., dessen Anlagen voll steifer Pracht von 1650 ab ein Jahrhundert beherrschten. Der repräsentative Charakter dieses Stils gestattete seine Entfaltung nur sehr vermögenden Besitzern, denn auch das Bürgertum suchte wie in allem das bewunderte Vorbild der Vornehmen nachzuahmen. Wie früher die Augsburger genossen jetzt die Leipziger Gärten, z. B. der Apelsche, der Bosische, besonderen Ruf.

Wie allmählich mit dem Erstarken des Bürgertums der Sinn für die alten Freuden wieder auflebte, läßt das Beispiel Magdeburgs erkennen. Das oben erwähnte Hölzchen Vogelsang, das im Kriege zugrunde gegangen war, wurde neu angepflanzt und wie vordem von den Vorstehern des Magdalenenklosters benutzt, seit 1722 aber als öffentliches Etablissement an einen Wirt verpachtet — wohl eine der ersten Anlagen dieser Art. Von entscheidendem Einfluß war es, daß das Bürgertum der Träger eines gesteigerten Empfindungslebens wurde, welches dem inneren Auge die seelischen Vorgänge, dem äußeren die Reize der unverkünstelten Natur erschloß. Wie in der Literatur wurde für die Gartenanlagen das Land maßgebend, wo das Bürgertum zuerst zu politischer Freiheit fortgeschritten war. Den St. James-Park bei London rühmt schon Haller, der das Naturgefühl in Deutschland so stark beeinflußt hat, in seinem Reisetagebuch 1728[1]: „Dieser Ort läßt wild und natürlich und ist wegen seiner ungezwungenen Anmut sehr beliebt.“ Wie auf literarischem fand auf gärtnerischem Gebiete das englische Vorbild in Deutschland begeisterte Aufnahme samt seinen Auswüchsen, die durch plastische und architektonische Beigaben eine sentimentale Stimmung zu erwecken strebten. Wo man der Natur ihr Recht ließ, entstanden auch auf deutschem Boden glückliche Nachbildungen, die sich naturgemäß vorzugsweise im Norden finden.

Fürsten und Edelleute gingen voran, indem sie dem humanen Geist der Zeit gemäß ihre neuen Schöpfungen der Allgemeinheit zugänglich machten. Der Zeit wie dem Geschmack nach ist vor allem zu rühmen, was Friedrich der Große aus dem Tiergarten bei

---

[1]) Hrsg. von Hirzel, 1883.

Berlin, dem alten kurfürstlichen Jagdgehege, geschaffen hat.[1]) Nachdem er gleich nach seinem Regierungsantritt diesen Charakter durch Beseitigung des Plankenzauns aufgehoben hatte, ließ er nach dem ersten Schlesischen Kriege das Gelände nach v. Knobelsdorffs Plänen in einen Lustwald umwandeln, dessen Promenaden bald die beliebte Erholungsstätte der Bewohner der Residenz, dessen Alleen die Bühne für glänzende Korsofahrten wurden. Aus eigener Erfahrung konnte der Berliner Konrektor Moriz 1782 schreiben: „St. James-Park ist weiter nichts als ein halber Cirkel von einer Allee von Bäumen, die einen großen grünen Rasenplatz einschließt, in dessen Mitte ein sumpfiger Teich befindlich ist. Wie wenig dieser so berühmte Park mit unserm Berliner Tiergarten zu vergleichen sei, darf ich nicht erst sagen. Und doch macht man sich eine so hohe Idee von dem St. James - Park und andern öffentlichen Plätzen in London: das macht, weil sie mehr als die unsern in Romanen und Büchern figuriert haben."[2]) Nicht so berühmt, aber nicht weniger einflußreich war der Park von Schloß Harbke bei Helmstedt, dem alten Stammsitz der Grafen von Veltheim, den Goethe seiner Anerkennung gewürdigt hat, als er 1805 den gelehrten Sonderling Beireis in Helmstedt besuchte.

Von besonderer Bedeutung war die Einführung des natürlichen Gartenstils für die Städte. Denn jetzt sah man im Garten nicht mehr wie früher eine Vorbereitung auf das Haus, das Schloß im besonderen: es war somit eine unabhängigere Gestaltung und damit eine Rückkehr zu alten deutschen Anschauungen möglich. Eine günstige Gelegenheit dazu bot die seit dem Siebenjährigen Kriege an vielen Orten vorgenommene Schleifung früherer Befestigungen. Eines der frühesten und erfolgreichsten Beispiele bietet Leipzig, wo man bereits im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zwischen Barfüßer- und Thomaspforte eine Lindenallee angelegt hatte, die nach und nach um die ganze Stadt weitergeführt wurde; doch galt die erste Strecke immer als vornehm. Hier fand der Bürger Gelegenheit zu würdevoller Darstellung seiner Persönlichkeit, wie sie bisher nur der Hofgesellschaft geboten war, und ergötzlich schildern das gezierte Treiben der bekannte Stich Rosmäslers 1777 und

[1]) F. Meyer, Der Berliner Tiergarten, 1892.
[2]) Moritz, Reisen eines Deutschen in England, 1783.

Goethes Brief an den Herzog von Weimar anläßlich eines Besuchs 1776 mit seiner Abneigung gegen die „perückengeklebte Magisters, vieldünkliche Studentenbuben, schnäbelnde Mägdlein und schwänzliche Jungemägde, welcher Greuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste begegnet sind." Aber freilich genügte dieser bedingte Naturgenuß der erwachenden Schwärmerei nicht, und das Rosental, dessen Name an alte deutsche Bürgerlust erinnerte, kam zu neuen Ehren. 1663 vom Rat als bloßer Nutzwald angekauft, wurde es 1708 durch eine Anzahl Alleen den Spaziergängern erschlossen, erst im letzten Drittel des Jahrhunderts aber auch vom höheren Bürgertum aufgesucht.[1]) Ähnliches läßt sich allerwärts beobachten. Die alten Anlagen, wie die Hallerwiese und der Schmaußengarten zu Nürnberg (s. oben), erwachen zu neuem Leben.[2]) Was Goethe, der in seiner Jugend noch die steifen Leipziger Privatgärten bewundert hatte, in den Parkanlagen Weimars feinsinnig geschaffen hat, ist vorbildlich geworden, und wir werden noch heute gern des originellen Vergleichs seiner Mutter gedenken: „Die lateinischen Lettern sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse und Leute mit Stern und Bändern hinein dürfen. Unsere deutschen Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Joseph darüber schreiben ließe: vor alle Menschen." Es war der Grundsatz, der fortan maßgebend wurde.

---

[1]) Wustmann, Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig.

[2]) Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit, Nr. 1533, 1534.

LUDWIG I. VON BAYERN UND MARTIN VON WAGNER.

VON K. TH. HEIGEL.

Die Freunde der Kunst waren von jeher geneigt, in den führenden zeitgenössischen Meistern Sterne, Titanen, Unsterbliche zu sehen. Doch in der Regel scheinen diese irdischen Sterne schon dem folgenden Geschlecht nicht mehr, und die Himmelstürmer haben mit den Titanen der Göttergeschichte nur noch den Sturz gemeinsam. Die Künstler, die uns Altersgenossen in jungen Tagen begeisterten, sind für unsre Enkel nur noch Namen, und ihr Werk ist vergessen oder verachtet.

Ein Beispiel für diesen Wandel der Werte und Ideale ist das Zeitalter Ludwigs I. von Bayern. Wie spricht der jüngst verstorbene Richard Muther, ein Führer der neuen Wirklichkeitskunst, von König Ludwig und seinen Künstlern! „Daß auf dem Münchner Boden unter Ludwig I. eine ‚Blüte deutscher Kunst' bestanden, kann die Nachwelt ebensowenig wie bei der Hadrianischen Epoche anerkennen. Nach zwei Menschenaltern schon will es scheinen, als ob in diesem ‚Teutschen Fresco' der zwanziger und dreißiger Jahre weniger Originalleistungen der deutschen Kunst des neunzehnten als schwache Reflexe der italienischen des 16. Jahrhunderts zu sehen wären."

Gewiß, wir haben uns weit entfernt von den Kunstanschauungen jener Tage, da Ingres den „Brand von Troja" in der Münchner Glyptothek als ein den Stanzen Raphaels ebenbürtiges Bild rühmte, da Kaulbachs Reformationsbild auf der Pariser Ausstellung den höchsten Preis im Wettstreit der Nationen errang und von dem Franzosen Maxime Ducamp als „die Schule von Athen des Protestantismus" gerühmt wurde.

Es hat sich bitter gerächt, daß Cornelius ein Verächter der Farbe war, daß er der Mutter alles künstlerischen Schaffens, dem Studium der Natur, zu wenig Liebe und Vertrauen widmete. Die Jugend wandte sich von seinem Wort und seinem Werk ab und schlug andere Bahnen ein. Wir wissen heute die kosmische Schönheit auch im künstlerischen Abbild eines rauchigen Hafenquartiers,

eines von Feuerbränden durchglühten Fabrikraumes, einer einfachen Waldwiese zu finden und zu schätzen. Sollen wir jedoch deshalb jene Altmeister der idealisierenden Gedankenkunst gering achten? Das Schicksal jener Kunstrichtung, welche in Cornelius den allein maßgebenden Meister für alle Zukunft erblickten, möge auch unsere Hellseher im Zeitalter des Impressionismus warnen. Freilich ist es schön, mit der glühenden Jugend in Reih und Glied zu kämpfen, aber es ist eine Pflicht der Billigkeit, auch an jene Vergessenen zu erinnern, dem lebenden Geschlecht nachzuweisen, daß auch ihr Tagewerk, das die in ihrem Sturm und Drang grausame Jugend belächelt, ein wertvolles Vermächtnis an die Nachwelt war. Denn in dem ewigen Werden und Wandeln der Kunst geht kein Keim verloren, ist kein Leben mit dem Tode abgeschlossen, kein Urteil unwiderruflich gesprochen! Wenn heute ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Cornelius in München von der Sezession erlassen würde, so wäre das nur folgerichtig und gerecht. —

Zu den verdienstvollsten Vertretern jener Kunstperiode zählt der Maler und Bildhauer Johann Martin von Wagner. Doch nicht das künstlerische Schaffen dieses so recht von Winckelmanns Geist genährten Mannes soll uns hier beschäftigen, sondern in erster Reihe das merkwürdige Verhältnis, in welchem er zu seinem königlichen Gönner gestanden hat. Ich habe diese Beziehungen schon vor drei Jahrzehnten in einem Aufsatz erörtert, doch ist seither viel neuer Quellenstoff veröffentlicht worden, Künstlermemoiren und Briefe, die Schriften von Urlichs, Noack und A., so daß es sich doch vielleicht verlohnt, nochmals darauf zurückzukommen. Ich verfolge damit noch eine besondere Absicht. Der Briefwechsel zwischen König Ludwig und Martin Wagner zählt zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte nicht bloß des Königs und des Künstlers, sondern auch der Münchner Sammlungen, der deutschen Künstlerkolonie in Rom, ja der Kunstbestrebungen des ganzen Zeitalters. Diese eigenartigen Nachrichten der wissenschaftlichen Forschung zugänglicher machen, hieße meines Erachtens eine Ehrenpflicht Bayerns erfüllen.

Johann Martin Wagner ist geboren am 24. Juni 1777 zu Würzburg als der Sohn des Hofbildhauers Johann Peter Wagner, von

dessen geschickter Hand u. a. die anmutigen Kindergestalten im Hofgarten herrühren. Die Erkenntnis, daß der Knabe künstlerische Begabung habe, bewog den Vater, ihn die Wiener Akademie besuchen zu lassen. Dort trat er in die Malklasse Fügers ein, doch wurde er stärker von Wächter beeinflußt. Lehrer wie Schüler huldigten selbstverständlich dem Grundsatz Goethes, daß die Kunst nicht bloß zu den Sinnen, sondern auch zum Geist zu sprechen habe, daß es ihre Aufgabe sei, zu belehren, zu erheben, zu erschüttern. Deshalb die ausgesprochene Vorliebe für biblische und geschichtliche Stoffe. 1802 erhielt der junge Wagner für eine Begegnung des Aeneas und der Venus den ersten Preis. 1803 kündigte ihm Goethe selbst an, daß die Gesellschaft der Weimarschen Kunstfreunde dem hoffnungsvollen Würzburger für ein Bild „Odysseus und Polyphem" einen Preis zuerkannt habe. Dieser Sieg verhalf dem Sechsundzwanzigjährigen auch zu einer Professur für Zeichnungskunst an der Universität Würzburg, und für ihn das erfreulichste war die Bedingung, daß er vor Antritt des Lehramts zu seiner Ausbildung noch auf zwei Jahre Rom zu besuchen habe.

Am 31. Mai 1804 betrat Wagner zum erstenmal die ewige Stadt, die ihm eine zweite Heimat wurde und ihn festhielt bis ans Ende seiner Tage.

Die unvergleichlichen Kunstwerke aus alter und neuer Zeit, die sich in der Alma Urbs in unermeßlicher Fülle darboten, wirkten auf den jungen Mann nach seinem eigenen Worte „wie das brandende Meer". Raphael und Michelangelo dünkten ihm die einzig nachzuahmenden, wenn auch unerreichbaren Meister, während er Rubens „gar nicht ausstehen mag". Zum Kopieren konnte er sich nicht entschließen, dagegen entwarf er unermüdlich Zeichnungen und Skizzen, wozu ihm Homer und die Bibel die Stoffe boten. „Er malte", so charakterisiert Urlichs die Kunstübung des Malers — ich selbst möchte in so hohes Lob nicht einstimmen —, „wie die großen Künstler des Altertums, die Körper in der Farbe, nicht die Farben an den Körpern .... Wäre damals die Freskomalerei im Schwange gewesen, Wagner würde ihr größter Meister geworden sein."

Eine entscheidende Wendung für das Lebensgeschick des Künstlers war seine Bekanntschaft mit dem um zehn Jahre jüngeren

Kronprinzen Ludwig von Bayern, der 1805 zum erstenmal Rom besuchte und ein glühender Bewunderer der Tiberstadt wurde. Im Auftrag des Kronprinzen malte Wagner das Ölgemälde „Die griechischen Heerführer vor Troja", dem früher in der alten Pinakothek ein Platz eingeräumt war. Auch andere Kunstfreunde setzten große Hoffnungen auf den Künstler aus dem Frankenland. „Sie konnten und können noch jetzt, wenn Sie wollten," schrieb Schelling 1817 an Wagner, „der Kunst eine andere und bessere Richtung geben. Es ist Sünde und Schade, daß Sie nicht mehrere und größere Werke schneller ausführen!" Leider erhielt jedoch Wagner keinen Auftrag zu einem größeren Freskowerk, und die Intimität des Tafelbildes lag ihm ferne. Der größte Teil seiner künstlerischen Arbeit blieb überhaupt im Entwurf stecken. Die Ursache lag teilweise in einer Zaghaftigkeit, die an dem tatkräftigen Mann auffallen könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie gerade bei echten Künstlernaturen nicht selten ist. Vor allem aber wurde für sein eigenes Schaffen das eigentümliche Verhältnis, in welches er zu Kronprinz Ludwig trat, verhängnisvoll. Es entbehrt nicht eines tragischen Zuges, daß gerade durch das unbegrenzte Vertrauen, das sein Gönner ihm entgegenbrachte, das Künstlertum des Hochgeschätzten geschädigt wurde. Er war ja genötigt, unablässig zu suchen, zu sammeln, zu reisen, Geschäfte abzuschließen, undankbare Ausbesserungs- und Ergänzungsarbeiten vorzunehmen. Aus manchen Äußerungen läßt sich entnehmen, daß er die Hemmung seiner eigenen Produktion schmerzlich empfand. Der Künstler und der Sammler lagen miteinander im Streit. Der Schaffensdrang war doch nicht so mächtig in ihm, daß er, um ihn zu befriedigen, auf die Gunst des Prinzen verzichtet hätte. So fehlte es ihm denn in der Folge nicht an Titeln, Orden und Geld, aber den Künstlerruhm mußte er dem geliebten Herrn opfern.

Doch wenigstens die Nachwelt wird dem hohen Auftraggeber nicht gram sein. Haben wir doch ihm und dem Kunstsinn und der Geschäftsgewandtheit des pflichttreuen Dieners zu danken, daß die Aegineten und der Barberinische Faun und hundert andere köstliche Kunstwerke der Antike in den Kreis genußvoller Betrachtung der gebildeten Welt gezogen wurden. Die Münchner

Glyptothek ist ein Denkmal, wie ein Kunstfreund und ein Künstler sich ein edleres nicht wünschen können.

Im Jahre 1810 richtete Kronprinz Ludwig an Wagner die Anfrage, ob es ihm rätlich scheine, den ihm angebotenen gesamten künstlerischen Nachlaß der Angelika Kauffmann anzukaufen. Wagner mißriet die Erwerbung, was ihm in römischen Kreisen übel vermerkt wurde. Bald darauf traf aber ein Schreiben des Kronprinzen ein, datiert: Nymphenburg, 16. Juni 1810. „Als Künstler nicht nur, als rechtschaffenen Mann auch kenne ich Sie, Wagner. Ihr Parere wegen Angelika Kauffmanns Kunstverlassensch .ft hievon eine Probe. Ein wichtiges Geschäft trage ich Ihnen auf und Ihnen allein.“ Es folgt die Weisung, zur Erwerbung des berühmten Barberinischen Fauns Einleitung zu treffen. Damit wird eine Korrespondenz eröffnet, die nicht weniger als 909 Briefe Wagners und 554 des Fürsten umfaßt. Die Originalbriefe Ludwigs und die Konzepte und Abschriften Wagners sind heute im Besitz des Wagnerschen Instituts, das mit der Universität Würzburg verbunden ist. Durch die Liberalität des akademischen Senats wurde mir seinerzeit die Möglichkeit gegeben, von dem kostbaren Schatz Einsicht zu nehmen.

Vor allem gewähren die Briefe genauesten Aufschluß über Auffindung und Erwerbung von Kunstwerken aller Art, insbesondere der heute in der Glyptothek verwahrten Antiken. Nicht ein Stück befindet sich darunter, dessen Beschaffenheit, ästhetischer und historischer Wert und Kaufpreis nicht eingehend besprochen und geprüft worden wären. „Nur wenn unbezweifelt antik“, „nur wenn ausgezeichnet schön“, soll gekauft werden. „In der Kunst wer nicht das Beste hat“, schreibt Goethe an Reichardt, „hat Nichts!“ In der Regel wurde auch Thorwaldsens Zustimmung eingeholt, bisweilen noch Canova, Eberhard oder ein anderer Künstler zu Rate gezogen; den Ausschlag gab gewöhnlich Wagners Meinung. Wie in einem kunstvollen Gewebe die einzelnen Fäden scheinbar wirr durcheinander laufen, in Wirklichkeit aber wohlgeordnet ein harmonisches Ganze bilden, so verhält es sich mit den Kunstunternehmungen und der Sammeltätigkeit Ludwigs I.; wenn man ihre Entwicklung verfolgt, fürchtet man hie und da den Faden zu verlieren, aber immer wieder erscheint er, alles Nötige wird von wei-

tem her eingeleitet und vorbereitet, bis endlich der rechte Zeitpunkt gekommen ist, das Werk durchzuführen. Die Sicherheit, die Ordnung, die Beharrlichkeit, die dabei zutage treten, sind geradezu staunenerregend.

Jeder Brief des Fürsten enthält 10 bis 40 numerierte Punkte, auch die Briefe selbst sind nach Nummern geordnet. Auf alle einzelnen Fragen und Befehle und Bedenken geht Wagner mit kürzerem oder längerem Vortrag ein, und so sehen wir ein Unternehmen nach dem andern zu glücklichem Abschluß gelangen. König und Künstler geben sich so freimütig wie denkbar. Wagner nimmt sich, wenn er Grund zu Beschwerden zu haben glaubt, sozusagen kein Blatt vor den Mund. „Im Verhältnis zu Andern", schreibt er am 31. Dezember 1811, „denen ich in Hinsicht auf Kunst nicht nachzustehen Ursache zu haben glaube, sehe ich mich sehr stiefmütterlich behandelt. Ich bin nie ein Freund von Begehren gewesen, allein auf diese Weise kann ich nicht bestehen." Ein andermal beklagt er, daß König Max Joseph sein Namensfest im Oktober feiere, da die im Oktober fälligen Gehalte niemals richtig einträfen, die bayerische Künstlerkolonie also kein Geld habe, um Feste zu feiern. Die Anspielung fällt unter den Tisch; nun wird er deutlicher. „Da hier die Luft nicht so nahrhaft, daß man davon leben könnte", bittet er um endliche Betreibung der Geldsendung. Der Prinz tröstet und vertröstet. „Wenn ich Geld hätte, wie ich es haben möchte, würde mein Wagner nicht Not leiden." „Die Dienste, welche Sie dem Kronprinzen erweisen, wird derselbe als König nicht vergessen." „Ich erkenne, wie viel kostbare Zeit Sie Ihrer Kunst verlieren, um mir zu nützen, Wagner, ich erkenne es und weiß es zu schätzen. Es ist Selbstverleugnung von Ihnen, zur Herstellung fremder Kunstwerke wirken und hiedurch wegen Zeitmangels eigene unterlassen." Wenn der Prinz einmal ungeduldig vorwärts drängt, ruft ihm Wagner ohne Scheu ein „Ci vuole patienza!" entgegen. „Gut Ding braucht lang Weil! Mit Hasten und Hetzen ist nichts zu erreichen." „Ich wünschte sehr", schreibt er offenbar in hellem Zorn (6. Juni 1812), „daß Ew. Königliche Hoheit dem Rauch einmal den Auftrag geben möchten, irgendeinen Kauf zu schließen, um zu sehen, ob er denn wirklich so glücklich ist, es um einen so geringen Preiß zu erhalten. Was

anderes ist, zu sagen, und was anderes ist, es auszuführen. Rauch hat hierin nie Erfahrungen gemacht, und ich glaube behaupten zu können, daß kein Anderer die Sachen, die ich für Ew. Hoheit gekauft habe, um einen geringeren Preis würde erhalten haben. Lieb würde es mir indessen seyn, wenn er sich diesem Geschäft unterziehen würde, da man nichts als Zeitverlust und Unannehmlichkeiten zum Gewinnst hat."

Nicht bloß über Kunstwerke, auch über Künstler, mochten sie noch so hoch in Ludwigs Gunst stehen, sprach Wagner offen, wie er sichs dachte. Eine Frage des Prinzen, wen er für den größeren Bildhauer ansehe, Thorwaldsen oder Rauch, beantwortet er zugunsten des dänischen Künstlers. „Thorwaldsen hat unstreitig den Vorzug vor allen Bildnern, die ich kenne, in Hinsicht des Stils und vorzüglich in Bezug auf halberhabene Arbeiten. Rauch hat ja auch vielen Sinn in diesem Fache der bildenden Kunst und übertrifft vielleicht Thorwaldsen in Hinsicht der Behandlung des Marmors oder in Ausführung überhaupt, allein in Hinsicht des Geistes, der Anlage, des Stils bleibt er um ein Gutes hinter Thorwaldsen zurück. Thorwaldsens halb erhabene Arbeiten sind theils flach, theils mittelmäßig, theils stark erhaben, und ich finde ihn in allen Arten gleich gut. Das mehr oder weniger Erhabene bei halberhabenen Arbeiten muß sich nach dem Lokale richten und nach dem Abstand des Anscheins berechnet sein. Inwiefern Thorwaldsen sich in seinen halberhabenen Arbeiten dem Stil der Baßorelievi des Parthenons nähere, auf diese Frage kann ich nur antworten, daß Thorwaldsen sich unter allen jetzt lebenden Künstlern diesem alten ernsten Stil noch am meisten nähert, deßwegen aber doch noch ein guter Abstand von seinen halberhabenen Arbeiten und jenen des Parthenons bleibt. Wenn vielleicht im Taumel der Freude von einem Gelehrten oder Halbkenner dieses gesagt ist worden, so ist es jedoch nicht so wirklich zu verstehen. Ich bin der Meinung, daß man einem Künstler keinen größeren Schaden beifügen kann, als wenn man ihn über sein Verdienst lobt. Alle Welt fällt dann über ihn her, um sich an dem Künstler oft unverdienter Weise für das zu übermäßig beigelegte Lob zu rächen, und gewöhnlich nimmt man ihm bey dieser Gelegenheit auch noch das Verdienst, was er wirklich besitzt!" Das freundschaftliche Ver-

hältnis zwischen Thorwaldsen und Wagner verwandelte sich in bittere Feindschaft, als der Däne die Zusage, seinen gesamten künstlerischen Nachlaß nach München stiften zu wollen, zugunsten seiner Vaterstadt zurücknahm.

Klenze war dem biderben Wagner nicht bloß persönlich unsympathisch, sondern wurde auch als „Kunstpapst in Bayern" heftig von ihm bekämpft. Cornelius wird zwar als Künstler aufs höchste von ihm verehrt, doch wird ihm vorgeworfen, daß er nie wisse, ob er nach München oder nach Berlin die Augen wenden sollte. „Eberhard ist der beste, moralischste Mensch, allein zu Geschäften daugt er gar nicht, besonders bei Italienern, welche den Teufel im Leibe haben und ihn wohl zehnmal in einer Minute über den Löffel balbieren!" (12. Juni 1812). Baron Ramdohr ist ihm „so recht im eigentlichen Sinn ein altes Weib". Die „Kunstschreiber" sind ihm überhaupt im allgemeinen ein Greuel; sie sind ihm teils „Neidhämmel", teils „Schmierjuden", teils „gedungene Lobtrompeter". Die Sekretäre des bayerischen Gesandten Häffelin möchte er als „ein paar Schafsköpfe zu Mauerbrechern empfehlen". Besonders sind ihm auch Geschäftskatholiken und Proselytenmacher widerwärtig. Den Dichter Zacharias Werner, der jeden Tag in Rom die heilige Stiege auf den Knien hinaufrutschte, nennt er „die Karikatur eines Katholiken". Von Clemens Brentano, der in den Osterien fromme Predigten zu halten pflegte, meint er, es sei ihm „schon lange im Hirn nicht mehr richtig".

Wenn uns manche derartige Äußerungen allzu menschlich anmuten, versöhnen wieder rührende Zeugnisse von Gutmütigkeit, Treue und Opferwillen. „Fast hätte ich allen Mut verloren", schreibt er einmal während seiner Hellasfahrt, „aber der Gedanke: Jetzt erst recht! und, wie ich ohne Wohldienerei sagen darf, der Gedanke an meinen königlichen Herrn ließen mich immer wieder den Kopf hoch halten!"

Hunderte von Briefstellen liefern den Beweis, mit welch wachsamer Energie, diplomatischer Vorsicht und unerschütterlicher Selbstlosigkeit der Getreue seine Aufträge erledigte. An manche Erwerbungen knüpft sich eine fesselnde Geschichte. Ich will nur an die Aegineten erinnern.

Eine glückliche Fügung ließ den Prinzen 1811 in der Allgemeinen Zeitung die Notiz lesen, daß von dem Engländer Cockwell und dem Deutschen Haller von Hallerstein auf der Insel Aegina, an einer Stelle, wo nach dem Bericht des Pausanias ein dem Zeus Panhellenios geweihter Tempel gestanden haben soll — durch Furtwängler ist jetzt festgestellt, daß es sich um ein Heiligtum der Lokalgöttin Aphaia handelte —, merkwürdige Skulpturen der beiden Giebelgruppen aufgefunden worden seien. Unverzüglich beauftragte er seinen Wagner, alles nötige einzuleiten, um diesen Fund in seinen Besitz zu bringen. „Frisch auf nach Zante, nach Hellas heiliger Erde! Sie sind ein Mann von Herz und Kopf, ausübender Künstler und Kenner, Ihnen vertraue ich ganz!" Und Wagner verläßt nach kurzem Widerstreben sein soeben begonnenes großes Gemälde und begibt sich nach Griechenland, um den rätselhaften Schatz zu heben. Weder Strapazen noch Gefahren sind imstande, ihn von seinem Ziel abwendig zu machen. „Ich kann Euer Königlichen Hoheit nicht genugsam bezeigen, wie satt ich diese beschwerliche und langwierige Reise bin, und sehne mich herzlich nach Italien zurück. Griechenland ist schön, hat viele Reize für Geschichte und Kunst, allein .... und ein wahres Hundeleben, welches man in Griechenland führt, macht alle Reize verschwinden. Es ist mit Einem Wort ein wahres Zigeunerland, in welchem man auch nicht anders als ein Zigeuner leben kann. Man ist genötigt, Matraze, Decke, Lebensmittel, einiges Küchengeschirr stets mit sich zu schleppen, wenn man nicht elendig verderben will, mit Einem Wort: man findet nichts als Läuse und Flöhe in Menge, welche immer bereit sind, einem lebendig aufzufreßen. Die Griechen sind das verworfenste Volk auf Gottes Erde, verabscheuungswürdiger als die Juden. Die Türken sind Heiden, aber doch besser, als die Griechen. Man ist in diesen Ländern immer geprellt, man stelle sich, wie man wolle!" Der „Geschäftsreisende in Marmorwaaren" trotzt der stürmischen See, der Flöhe- und Läusenot der klassischen Eilande, ja, sogar der „schlimmsten Feindin glücklichen Gelingens", einer grimmigen Geldnot, er entkommt den englischen Kriegsschiffen, die — es ist ja Kriegszeit! — dem französischen Fahrzeug Wagners ihre Kugeln entgegensenden, und der Verfolgung durch türkische Korsaren; er muß wiederholt in Städten über-

nachten, deren Häuser das Pestkreuz tragen, und als endlich das ersehnte Hellas erreicht ist, hat er noch einen letzten Kampf mit „hinterlistigen Griechen" und „englischen Kunsttyrannen" durchzuführen! Volle zwei Jahre währte es, bis er die nach heutigen Begriffen um lächerlich billigen Preis — 70000 Gulden — gekauften Statuen nach Rom bringen konnte. „Wie Odysseus," schrieb Ludwig an den glücklichen Sieger, „viel geduldet haben Sie und das wegen meiner, dessen ich mein ganzes Leben eingedenk sein werde . . . . Redlichkeit, Geist, Kenntnis, Gewandtheit, Alles vereinigt Wagner." Der äußere Lohn war bescheiden. Eine einfache goldene Uhr schenkte der Prinz seinem „Geschäftsreisenden", doch erhöhte ein tröstliches Begleitwort den Wert der Gabe: „Der Zeit rastloses Vergehen zeigt die Uhr, die Zukunft aber wird Ihnen zeigen, daß jene nicht fähig ist, mich die Dienste vergessen zu machen, welche Sie mir erwiesen!"

Die aeginetischen Statuen riefen in Rom das größte Aufsehen hervor; der russische Minister Nitroff bot sofort den zehnfachen Preis dafür. „So viel ist gewiß," schreibt Wagner, „daß ein Kleinod der Sammlung Eurer Königlichen Hoheit es sein wird und viele Antiquare sich die Feder darüber stumpf schreiben werden!" „Je mehr darüber geschrieben," erwidert Ludwig, „je berühmter sie werden, desto lieber wird mir's sein, wenn auch hierin Teutsche sich am meisten auszeichnen."

Wagner selbst schrieb einen Bericht über die aeginetischen Bildwerke, den Schelling mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen versah (1817). Wagner war ja kein Fachgelehrter, aber der größte Lehrmeister der Deutschen, Winckelmann, hatte ihm die Augen für die Schönheit der Antike geöffnet, und als ausübender Künstler von Talent und Geschmack hatte er auch vor den gelehrtesten Interpreten einen natürlichen Vorsprung. Nicht bloß Schelling rühmt am Verfasser des Berichts reifes Urteil, gesunden Verstand und taktfeste Dialektik, sondern auch Furtwängler lobt die sorgfältige Abfassung, während er die Zutaten Schellings als recht überflüssig bezeichnet.

Über Anordnung und Bedeutung der Giebelgruppen sind seit Wagners erster Erklärung, wie er richtig vermutet hatte, viele Federn stumpf geschrieben worden. Ich vermag und brauche

selbstverständlich hier nicht Stellung zu nehmen zu diesen Kämpfen, die sich noch steigerten, seit 1901 unter Furtwänglers Leitung die Grabungen an der geweihten Stätte wieder aufgenommen wurden und zur Auffindung neuer Bruchstücke führten. Noch in jüngster Zeit wurde nicht bloß die von Furtwängler auf Grund dieser Funde versuchte Neuordnung, sondern auch die Schöpfung der aeginetischen Künstler selbst als „jammervolles Machwerk" nach „abgedroschenen Schematen" mit Hohn und Spott überschüttet. Über so leichtfertige Urteile wird die Kunstgeschichte einfach hinweggehen. Im allgemeinen wird, was Furtwängler selbst zugibt, die alte Deutung Wagners, daß die Gruppe des Ostgiebels sich auf den Zug des Herakles und des Aegineten Telamon gegen Troja, die des Westgiebels auf den späteren, von Homer besungenen trojanischen Krieg beziehen, wohl bestehen bleiben.

Eine an Kunstwert den Aegineten ebenbürtige Erwerbung war der Barberinische Faun. „Ich setze ihn unter die Kunstwerke von allererstem Rang," schrieb Wagner am 20. Februar 1811, „und ich glaube, daß man sich glücklich schätzen dürfte, ihn zu erhalten." Um dies zu erreichen und die Statue bis München durchzubringen, mußte er wieder zu Odysseischen Listen seine Zuflucht nehmen; trotzdem war das glückliche Gelingen wie ein Wunder anzusehen. „Noch heute," sagt Urlichs, „ist uns der Gedanke peinlich, daß wenig fehlte, daß der Faun auf der Fahrt nach München bei Kufstein an einer zerbrochenen Brücke fast zerschellt wäre."

Ich will ein Charakterbild Wagners, nicht eine Apologie bieten. Wenn sein durch unablässige Übung gekräftigtes Urteil wohl in den meisten Fällen das Richtige traf, darf doch, worauf schon Urlichs hinwies, nicht verhehlt werden, daß er sich auch mancher Fehlgriffe, mancher Unterlassungssünden schuldig machte. Er ließ sich z. B. den nach Miron gebildeten Diskobolos Massimi entgehen, weil er den Preis von 7000 Skudi für zu hoch hielt; desgleichen ging die berühmte Sophoklesstatue, die er nicht als ausgezeichnetes Kunstwerk gelten lassen wollte, für München verloren, ebenso ein Jugendwerk Raphaels, weil Wagner nicht einen Raphael bezahlen und in Wahrheit nur einen Perugino erwerben wollte.

Ich habe in den einleitenden Worten die Einseitigkeit unserer Modernen beklagt, doch ungerechte Beurteilung älterer Kunst-

richtungen ließen sich auch vor hundert Jahren die Besten zuschulden kommen. Als edelste Kunstwerke in ihrer Art gelten heute allgemein die Überreste der eisernen Gitter des Würzburger Schlosses. Dagegen schrieb Ludwig am 20. September 1820 triumphierend seinem Wagner: „Das häßliche der hiesigen Residenz Mitte sperrende Gitter, mit welcher es gar nicht im Einklang, im Gegentheil, dem Styl der in Allem verderbenden Zeit Ludwigs XV. gemäß ist, wird abgebrochen!" — —

Häufig hatten Wagners Vorschläge auch kein Glück, teils weil andere Kenner dem Prinzen einen Ankauf widerrieten, teils weil nicht die erforderlichen Mittel zur Verfügung standen.

Untröstlich war Wagner, daß das herrlichste Bildwerk des Altertums, die Venus von Milo, nach dem lüderlichen Paris kam, obwohl es von Rechts wegen dem Prinzen hätte zufallen müssen und in München zu stehen hätte. Ludwig hatte durch den Architekten Haller das alte Theater zu Milo ankaufen lassen. Nach der Auffindung des Aphroditebildes wurde zwar behauptet, der Schatz sei neben dem Theater gehoben worden, doch der dänische Archäologe Brönstedt, der zur fraglichen Zeit auf der Insel verweilte, erklärte sich bereit, eidlich zu bekräftigen, daß die Fundstätte noch zum Eigentum des Kronprinzen gehörte. Wagner war außer sich vor Zorn und Verdruß, daß die Franzosen so schnöden Raubes sich vermaßen, doch alle Rettungsversuche schlugen fehl, und die diplomatischen Vorstellungen Bayerns blieben einfach unbeachtet. —

Als der Plan, für die gesammelten Meisterwerke der Skulptur eine würdige, griechische Halle zu bauen, festere Gestalt annahm, wünschte der Prinz auch Ausgezeichnetes aus der Zeit des Übergangs von der Antike zur neuen Kunstblüte zu erwerben. Wagner suchte also eifrig nach Werken der Vorgänger und Nachfolger Michel Angelos. Doch waren durch die „verwünschten Kunstprotzen mit gefüllterem Beutel" die Preise schon so verteuert worden, daß ihm „überall die Türe vor der Nase zugeschlagen" wurde. Dagegen sind die besten Stücke des Römersaales der Glypothek von ihm erworben. Mit Klenzes Bau, den die Münchner schlechtweg „das narrete Kronprinzenhaus" nannten, war auch Wagner gar nicht einverstanden. Er tadelte daran vor allem, daß der Tempel zu tief im Boden stecke, und hatte dami gewiß auch recht.

Trotz seiner Verstimmung war er aber unermüdlich in Ratschlägen für würdige Ausstattung nach innen und außen, denn „das wäre ein schlechter Mann, der, wenn nicht alles gleich nach seinem Kopfe geht, die Flinte ins Korn wirft!“

Die Würzburger Professur trat Wagner niemals an; er blieb in Rom bis an sein Lebensende. Die ewige Stadt, wo damals noch wie zu Piranesis Zeiten vornehmster Prunk und plebejische Kümmerlichkeit dicht nebeneinander lagen, bot ja gerade für ein helles Künstlerauge unvergleichlichen Reiz. Eine Kette von kirchlichen und weltlichen Festen und Schaustellungen zog auch Massen von Fremden an, so daß sich ein eigenartiges internationales Leben und Treiben entwickelte, wie es Noack in seiner Geschichte der Deutschen in Rom farbig geschildert hat. Eine originelle Gruppe bildeten die deutschen Künstler, welche die Bewunderung für die unausschöpfbare Fundgrube von Kunst und Schönheit an den Tiberstrand gezogen hatte. Freilich war diese Gemeinde keineswegs immer ein Herz und eine Seele. Der Parteigeist, „die chronische Krankheit der deutschen Künstlerkolonie Roms“ (Noack), rief mancherlei Spaltung hervor. Da gab es die frommen Schwärmer, die im Kloster San Isidoro ein asketisches Leben führten und Overbeck als geistiges Oberhaupt verehrten; ein anderer Kreis sammelte sich um Cornelius, der sich weder mit dem eng umgrenzten Konfessionalismus noch mit der dürftigen Technik der Nazarener befreunden konnte. Vollends die um Martin Wagner und Reinhart sich scharenden Kunstgenossen galten den frommen Präraphaeliten als „Vertreter der heidnischen Richtung in Kunst und Leben“. Doch alle diese deutschen Künstler, mochten ihre Kunstideale noch so stark voneinander abweichen, wurden geeinigt durch den seit den Befreiungskriegen mächtig sich regenden nationalen Zug und durch den begeisterten Drang, eine neue deutsche Kunst im Gegensatz zum französischen Klassizismus und zur Leichtfertigkeit des Rokoko ins Leben zu rufen. In dem engen, ärmlichen Café Greco, unweit vom Korso, pflegten die Tedeschi täglich ihren zweifelhaften Mokka zu schlürfen und die Augsburger Allgemeine Zeitung zu lesen, daneben aber auch grimmig über Gott und die Kunst zu disputieren. Der junge Schopenhauer mußte eines Tages schleunig das Feld räumen, weil er dem Bildhauer Eberhard den

unfreundlichen Rat gegeben hatte, er möge sich mit seinen langweiligen Aposteln nach Galiläa scheren.

In diesen eigenartigen Kreis trat nun ein Königssohn, der mit schwärmerischer Verehrung für die Kunst herzliche Zuneigung zu ihren Jüngern verband, Kronprinz Ludwig von Bayern. Auch er war ein Feind aller Förmlichkeit; er war, wie jene, allem französischem Wesen abhold, dagegen ein freimütiger Anhänger der deutschnationalen und freiheitlichen Zeitströmung. Tolerant auch in der Kunst, brachte er ebenso unbefangenes Verständnis den Romantikern Overbeck und Veit entgegen wie den Hellenisten Wagner und Klenze. Kein Wunder, daß sich die Künstler dem Prinzen, der nach Maßgabe seiner bescheidenen Mittel auch mit Ankäufen und Aufträgen nicht kargte, mit freudigem Vertrauen anschlossen. Friedrich Rückert, der während seines Aufenthalts in Rom mit den Künstlern gute Kameradschaft pflegte, rühmt begeistert den seltenen Freundschaftsbund:

„In der ewgen Weltstadt Mauern,
Wo der Künste Heimath ist,
War in diesen schönen Tagen
Ein gemeinschaftliches Ziel
Deutscher Lieb' und Kunstbestrebung,
Mittelpunkt, um welchen sich
Eifer und Begeistrung drehten,
Baierns kronenwürd'ger Prinz" . . . .

Allgemeines Aufsehen erregte das Fest, das dem Kronprinzen bei seinem Abschied am 29. April 1818 in der Villa Schultheiß gegeben wurde, ein Fest, wie

„Die am Tiberufer blühende
Deutsche Künstlerrepublick
Nie ein gleiches hat gefeiert,
Nie ein gleiches feiern wird."

Es galt ebenso dem verehrten Mäcen, wie der Verherrlichung der neuen, d. h. der neudeutschen Kunst. Unermeßlicher Jubel erbrauste, als der Prinz auf Eintracht und Einigung aller Deutschen sein Glas leerte. Bei Zusammenkünften andrer Art ging es weniger festlich, aber nicht weniger fröhlich her. Das bekannte Bild von Catel in der Neuen Pinakothek zeigt ein Zechgelage in der Weinschenke des Don Raffaele d'Anglada in der Via Ripetta. Kronprinz Ludwig, Graf Karl Seinsheim, Ringseis, Thorwaldsen, Koch und

andere Künstler lassen sich die Frutti di Mare und den Chianti offenbar trefflich munden. Der derbkomisch wirkende Zecher mit dem unförmlichen Zylinder auf dem Satyrkopf ist unser Wagner.

Die Fahrt nach Hellas zur Eroberung der Aegineten wurde für den Künstler ein wichtiger Wendepunkt. Eine von Wagner vorgelegte Frieszeichnung brachte den Kronprinzen auf den Gedanken, daß der Zeichner mehr Begabung zum Bildhauer als zum Maler habe. Nachdem Wagner gewissermaßen zur Probe ein paar kämpfende Kentauren und Lapithen für den Neubau der Reitschule in München modelliert hatte, erteilte ihm Ludwig 1822 den gewagten Auftrag, für das Innere der projektierten Walhalla einen Fries zu fertigen, der die älteste Geschichte Deutschlands bis auf Karl den Großen darstellen sollte, und zwar in der bis dahin unerhörten Ausdehnung von 219 Fuß. Der Künstler machte sich unerschrocken ans Werk, wobei ihm Niebuhr, der ihm „in der Tat viele Kenntnisse in der römischen Geschichte zu haben" schien, als wissenschaftlicher Berater zur Seite stand. Die Erinnerung an griechischen Stil sollte nach Möglichkeit vermieden werden. „Hier handelt es sich um unsre eigenen vaterländischen Taten und Geschichte, nicht um die der Griechen, so gerne ich denselben zu einer anderen Zeit das Wort reden möchte." Offenbar schwebten aber dem Künstler, während er sich bemühte, einen „deutsch-nationalen" Stil zu finden, die Skulpturen der Trajanssäule als Vorbild vor; es gelang ihm nicht, einen einheitlichen, selbständigen Charakter festzuhalten, wenn auch das Urteil Hollands: „Ein etwas rauhes, in vielen Figuren hartes, unbeholfenes Zwitterding" allzu hart erscheint. Die frische Unmittelbarkeit der Meister der Renaissance geht unsrem Bildner ab; er steht seiner Aufgabe immer als gebildeter Kenner der alten Kunst gegenüber und sucht vor allem dem tiefen Sinn des Stoffes gerecht zu werden; immerhin ist er Künstler genug, die Mannigfaltigkeit der Gestalten und Gruppen in fesselnder Weise zur Darstellung zu bringen. —

Am 12. Oktober 1825 bestieg Ludwig I. den bayerischen Königsthron.

Henriette Herz hatte in Rom einmal den Kronprinzen gefragt, ob er denn auch wohl als König so bleiben werde, wie er

sich jetzt gebe. Der Prinz hatte mit dem klassischen Zitat geantwortet:

„Was der Jüngling verspricht,
Leistet der Mann auch gewiß.“

Was Kunst und Künstler betrifft, löste Ludwig diese Zusage glänzend ein.

In der Hauptstadt Bayerns begann sich ein Kunstleben zu entwickeln, das dankbare Zeitgenossen mit den Tagen Julius II. und Leos X. verglichen, von dem aber auch der strengste Kritiker, Richard Muther, sagt, es sei „in jener Zeit trüben politischen Stillstandes und Rückschrittes wahrlich nicht der schlechteste Teil der deutschen Geschichte“ gewesen. König Ludwig war, wie Schiller, überzeugt, daß durch die Kunst veredelnd auf das Volk eingewirkt werden müsse. Deshalb waren alle seine Unternehmungen für die Öffentlichkeit bestimmt und sollten der Gesamtheit des Volkes zugute kommen. Daß das genußfrohe München sich nicht über Nacht in ein Athen verwandeln konnte, war etwas Selbstverständliches, dagegen erwies sich die damals nicht selten geäußerte Besorgnis, es möchte sich bei der Kunstpflege Ludwigs I. nur um eine nicht lebensfähige Treibhauspflanze handeln, als völlig unbegründet. Nach mehr als zwei Menschenaltern genießt die Stadt, deren Kunst 1834 von Saphir als Produkt einer „norddeutsch-fränkisch-englischen Kolonie“, 1844 von Vischer als „exotische Pflanze für einige lorgnettierende Kenner“ bezeichnet wurde, noch immer den unbestrittenen Ruf der ersten Kunststadt Deutschlands und scheint noch nicht so bald zu einem Ferrara oder Mantua herabsinken zu wollen. —

„Bey uns bleibt es beim Alten,“ schreibt Ludwig nach seiner Thronbesteigung an Wagner, „sei Wagner gegen den König, wie er’s gegen den Kronprinzen war, der gerade, aufrichtige, freimüthige. Weder im Staatsgeschäfte, noch in Kunst habe ich einen Günstling. Sollte ich Ihnen einmal nicht eigenhändig schreiben, sondern durch Andere, so sehen Sie dieses nicht als Sinnesveränderung an von mir, der ich von Morgens bis Nachts mit Arbeiten dermalen wenigstens überladen bin.“ Eine Zeitlang trug sich der König mit dem Gedanken, Wagner nach München zu berufen. Schon 1824 war ins Auge gefaßt worden, ihn zum Vorstand der

Akademie der bildenden Künste zu machen. Manche Künstler hätten lieber ihn als Cornelius auf diesem Posten gesehen. „Wagner ist ein durchaus rechtschaffener Mann," hatte Schnorr an Rehbenig geschrieben, „auch sehr klug und durchaus nicht so einseitig, als viele glauben!" Wagner selbst aber war nichts weniger als entzückt von dem Gedanken, sein geliebtes Rom verlassen zu müssen. „Es wird mir ganz schwindlicht, wenn ich nur daran denke!" schreibt er an den König. „Ich kann nur sagen: Herr, laß diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst, soll es geschehen!" König Ludwig sah damals von der Berufung ab, doch 1841 tauchte nochmals die Idee auf, Wagner an Stelle des nach Berlin übergesiedelten Cornelius an die Spitze der Münchner Kunstinstitute zu setzen. Wagner wurde nach München beschieden. Wie vom schwersten Ungemach getroffen, völlig gebrochen, kam er nach der Audienz zu Staatsrat v. Maurer, der mir die Episode selbst erzählte. „Ich kann nicht," rief er, „ich kann nicht!" Maurer berichtete nun dem König, welch schweres Opfer der Künstler in der geplanten Belohnung erblicke. Es gereicht dem König zur Ehre, daß er sich durch die Ablehnung nicht verletzt fühlte. Er berief Wagner nochmals zu sich und rief ihm schon von weitem zu: „Wollen nicht nach München ziehen, wollen in Rom bleiben! Begreif's! Begreif's! Würd' es ebenso machen, wenn ich Wagner wäre!" —

Welch bedeutsamen Einfluß die Ratschläge Wagners auf die Entwicklung des Münchner Kunstlebens hatten, beweist die durch ihn veranlaßte Berufung Gärtners. Die „Kunstdiktatur" Klenzes zu brechen, sah ja Wagner als seine wichtigste Aufgabe an. „Die Kunst will geleitet, aber nicht dominiert sein!" schrieb er am 1. Juni 1826 an den König. Darauf folgt ein langes Register von Sünden, deren sich Klenze teils bei den eigenen Bauten, teils durch unkünstlerische Anordnungen schuldig gemacht haben sollte. Die Anklage machte auf den König starken Eindruck. „Sie haben recht: Monopol taugt nichts," antwortete er, „darum wünsche ich von Ihnen einen tüchtigen Architekten zu erfahren, der mit Klenze in die Schranken treten kann; mit einem, welcher dieß nicht könnte, wäre nicht gedient." Darauf empfahl Wagner den von ihm besonders hochgeschätzten Gärtner, und ohne daß man jenen Über-

treibungen Wagners zuzustimmen braucht, wird man sich mit dem Schlußergebnis seiner Bemühungen, der Übertragung eines Teiles der Bauten in der Ludwigstraße an Gärtner, gern einverstanden erklären.

Politische Fragen werden in der Korrespondenz nur selten berührt. Nach der endgültigen Niederwerfung Napoleons gibt Wagner einmal dem Wunsche Ausdruck, es möge jetzt durch Verleihung von Konstitutionen das Glück der Völker für immer gegründet werden. Als aber später König Ludwigs Kunstpflege in der bayerischen Kammer heftige Angriffe erfuhr, schalt Wagner: „So geht es, wenn Krethi und Plethi, die vom Regieren nichts verstehen, die Schicksale des Volkes zu lenken haben!" Nach den Unruhen in der Christnacht 1830 schrieb König Ludwig: „Studenten, von Andren geleitet, wollten ein Revolutiönchen ausbrechen lassen, nicht Würzburg nur, auch die Umgebungen wurden bearbeitet, aber vergeblich, Bürger und Bauern blieben ruhig, so sehr man sie auch angereizt hatte!" Wagner macht darauf die vernünftige Bemerkung: „Das ist das Unglück, daß die wohlgesinnten und aufrichtig auf's Wohl des Volkes bedachten Fürsten für die Sünden übelberatener Regierungen mitzubüssen haben!" Im Frühjahr 1848 teilte Wagner dem Könige mit, der Haß gegen die Österreicher sei in Rom so mächtig aufgewachsen, daß man auf Straßen und Plätzen den Ruf: Morte ai Tedeschi! hören könne. Darauf erwidert der König: „Wie anders ist Rom geworden seit 1846! Und München!" Seine Thronentsagung gibt der Monarch dem treuen Diener mit den Worten kund: „Habe immer gesagt, wirklich König sein oder die Krone niederlegen, und so habe ich nun gethan. Die Empörung hat gesiegt, mein Thron war verschwunden. Regieren konnte ich nicht mehr und einen Unterschreiber abgeben wollte ich nicht. Nicht Sklave zu werden, wurde ich Freyherr .... Was mich am meisten schmerzte, gewaltigen Kampf in mir verursachte, war, daß ich sehr beschränkt dadurch, für die Kunst zu thun, was ich vorhatte. ... Dieses schmerzt mich sehr, nicht daß ich zu herrschen aufgehört, bin vielleicht jetzt der Heiterste in München!"

Von Interesse sind ein paar Äußerungen des Königs über die Eisenbahnen. „Binnen vierzehn Stunden," schreibt er am 8. Juni

1854 an Wagner, „in München und Mannheim sich zu befinden, scheint wunderbar, was mir vorgestern widerfuhr, der ich in einem Tage von Bayerns Hauptstadt hierher fuhr, bis Neustadt an der Hardt auf der Eisenbahn! Nur keine nach Rom! Ein schnelles Beförderungsmittel, von einem Ort an einen andern versetzt zu werden, ist sie, aber das Innere der Städte, als wenn sie nicht beständen (so!), und vom Genuß der schönen Natur, nicht mehr die Rede kann davon seyn, denn nicht durch die Städte führt die Bahn, sondern an denselben vorbey; einer eingepackten, willenlosen Waare gleich schießt durch die schönsten Naturschönheiten der Mensch. Länder lernt er keine mehr kennen.“ Und am 19. Juni 1856 schreibt er: „Der Duft der Pflaume ist weg! äusserte mir bereits 1827 Goethe, und doch gab es damalen in Teutschland keine Dampfeisenbahnen!“ Glücklicherweise hatte sich der regierende König durch solche Lyrismen nicht abhalten lassen, zum Bau der ersten Eisenbahn auf deutschem Boden trotz des Widerstrebens weiter Volkskreise seine Einwilligung zu geben. —

In gewaltige Aufregung versetzte den emeritierten Monarchen die Belagerung der Stadt Rom im Jahre 1849.

„Rom, die Stätte der Ruhe, der Zufluchtsort, in dessen Stille man aus dem Geräusche der Welt, aus den Kämpfen in den Frieden sich rettete, — Rom belagert! Doch es gehört zu dem, daß Alles jezo anders ist, als wie es war!“

Wagner mußte genauesten Bericht über die Schicksale der belagerten Stadt erstatten, so daß seine Briefe als schätzbare Quelle zur Geschichte dieses Sacco di Roma gelten können. Immer wieder fragt der König nach dem und jenem, was ihm in Rom lieb und teuer geworden war, nach Sammlungen, Gebäuden, Gärten, Bäumen. „Was Sie mir von Rom erzählen, interessiert mich in höchstem Maße!“

Nannte er sich doch selbst seit zwanzig Jahren mit Stolz „Bürger von Rom“. Schon als Kronprinz hatte er ein Landhaus auf der Höhe des Pincio bewohnt, ein einfaches und unansehnliches Gebäude, doch von reizvoller malerischer Wirkung. 1827 ließ er es durch Wagners Vermittlung dem letzten Eigentümer, dem schwedischen Bildhauer Byström, um 110000 Franken abkaufen. Nicht ein prunkvoller Fürstensitz sollte dort erstehen, nur eine

ruhige, behagliche Wohnung wollte der König haben; die Wahl des Platzes war hauptsächlich dadurch beeinflußt, daß der Garten eine von Goethe gepflanzte Palme beherbergte und daß man von der Galerie des Hauses fast das ganze Rom überschauen konnte. Der „Giardino di Malta“ wurde aber nicht bloß ein Königs-, sondern auch ein Künstlerheim im schönsten Sinne des Wortes. Wagner, dem der König scherzhaft das Amt eines Haushofmeisters übertrug, hatte darin ein Studio und ein bescheidenes Losament. Wenn der König selbst anwesend war, verlebten „seine“ Künstler im Giardino di Malta viel frohe Stunden, und auch in Krankheits- und Unglücksfällen fanden sie hier, wie Noack bezeugt, Trost und Hilfe.

48 Jahre lang hauste Wagner im Hause des Re Bavarese, wie die Kunstkollegen spotteten, als „Cerberus“. „Grimmig genug sah er aus,“ so schildert ihn Urlichs, der sich in die Höhle des Löwen gewagt hatte, „einfach bis zum Cynismus, grob trotz Michel Angelo, ein Silen wie Sokrates und mehr Satyr als dieser, aber ein überlegener Geist, der Kunst enthusiastisch ergeben, alles Mittelmäßige kaustisch vernichtend, alles Vortreffliche, auch das Verschiedenste, verehrend, ein Patriot, ein freier und freimütiger Denker, redlich, wahrhaft und neidlos, — nehmt Alles in Allem: ein Mann und ein Charakter!“ Mit dieser Schilderung stimmt der Eindruck, den man aus der Korrespondenz mit dem König gewinnt, überein. Von seiner hahnebüchenen Derbheit sind viele drastische Anekdoten überliefert. Ein Mammut nannte ihn der Bildhauer Hänel, und Clemens Zimmermann meinte, zu den so grimmig dreinschauenden Löwen, die Wagner für das Münchner Siegestor modellierte, habe er sein eigenes Spiegelbild benützt. August Riedel erzählte mir selbst folgende lustige Geschichte. Riedel hatte sich mit seinem Freunde Wagner, der es in seiner bärbeißigen Art gar zu arg getrieben hatte, entzweit. Als er ihm nun auf einem Spaziergang außerhalb der Stadt begegnete, flüchtete er sich rasch in eines der Gehege, die als Ausweichstellen zum Schutz gegen die Büffelherden angebracht sind. Diese Schutzmaßnahme reizte Wagner zu gewaltigem Lachen, er streckte Riedel die Hand entgegen, und die alten Freunde waren wieder versöhnt.

Auch Paul Heyse bietet in seinen Lebenserinnerungen ein nicht gerade anmutiges Bild von Wagner, den er im Winter 1852 in der

Trattoria del Lepre häufig sah und auch in der mit Trödelkram gefüllten Wohnung auf Villa Malta aufsuchte. Der alte Sonderling, meint Heyse, habe sich offenbar in den Wechsel der Zeiten nicht zu finden vermocht, habe nur für die alte Kunst noch Interesse gezeigt, dagegen die Zeitgenossen abgünstig und mißtrauisch beurteilt. Eine Herzenssorge seien ihm nur noch seine Katzen gewesen; für sie habe er sich täglich mit Speiseresten aller Art bepackt, was von seinen Kleidern einen wenig säuberlichen Duft ausgehen ließ.

Aus den Briefen an den König ersehen wir aber, daß der Alte vom Monte Pincio nicht aus Mangel an Verständnis oder aus Neid die Jüngeren ankläffte. Freilich war er ebenso wie der König ein abgesagter Feind des „anglisierten, geschniegelten" neuen Rom, und an den „Farbenkünstlern" fand er in seinen alten Tagen ebensowenig Gefallen wie in jüngeren. Doch gar nicht selten verwandte er sich bei dem König gerade für solche junge Talente, deren Kunstrichtung seiner Auffassung widerstrebte.

„Selten hat ein Grobian Galle!" sagt Just in Minna von Barnhelm; das Wort läßt sich auch auf Wagner anwenden. Und wie lieb und treu steht er immer zu seinem Herrn und König! Als dieser, eben erst von schwerer Krankheit genesen, 1855 nach Rom kam, sahen die Künstler zu ihrem Erstaunen, daß dem grimmen Hagen Tränen der Freude und der Rührung über die Wangen flossen. Auch die eigene Arbeit hatte er keineswegs, wie Heyse meint, aufgegeben. Gerade aus den letzten Lebensjahren stammen die im Wagnerinstitut verwahrten Zeichnungen zu Vasenbildern, die Urlichs zu den feinsinnigsten Schöpfungen des Künstlers zählt.

Eines Tages überraschte der schon hochbetagte Wagner den König durch die Mitteilung, daß er sich zu verheiraten gedenke; bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Würzburg hatte es ihm die Tochter eines dortigen Hofgärtners angetan. Der König brachte ihm erschrocken den Spruch Larochefoucaulds in Erinnerung, daß das Alter ein Tyrann sei, der die Vergnügungen der Jugend verbiete. Bald darauf erklärte aber Wagner selbst, er habe gelegentlich des Besuchs einer Dame auf Villa Malta Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie viele Bedürfnisse ein weibliches Wesen habe, und er sei dabei zur Überzeugung gekommen, daß es ihm für eine Frau an Zeit fehle. Als er zu klagen begann, daß sich die

Schwäche des Alters einstelle, riet ihm der König, er möge sich um einen Beichtvater umsehen, der aber ein ausgezeichneter lebenserfahrener Mann sein müsse. „Deshalb ist man noch nicht ein Betbruder.“ „Nicht auslassen, mein lieber Wagner!“ schreibt der König, „das ist für uns alte Leute die Hauptsache!“ „Nicht traurig, nicht niedergeschlagen, mein Wagner!“ „Der Mensch muß sich selbst spannen, das thue ich!“ Um den Freund aufzumuntern, erzählt er ihm, er sei vor kurzem „zweymal, einmal Isar aufwärts gehend, ein andermal auf dem Feldweg zwischen Neuhausen und Nymphenburg, Stunden lang in Hemdärmeln gegangen, und das im Oktober in München!“ Auch Wagner, mochte er auf die ihn plagenden Gichtanfälle noch so gottslästerlich schelten, hielt bis ans Ende mit ungebrochener Kraft die Herrschaft des Willens aufrecht; das bezeugt seine ebenso verständige wie großmütige Stiftung für die Würzburger Universität, die er 1857 zur Erbin seines nicht unbeträchtlichen Vermögens und seiner Kunstschätze einsetzte. Am 8. August 1858 entschlief er, wie die Lieblinge seiner Götter sanft der Erde entrückt, ohne daß eine ernstere Krankheit vorausgegangen war.

Der Ruhestätte des Getreuen auf dem Friedhof der Deutschen hinter St. Peter galt König Ludwigs erster Gang, als er im nächsten Frühjahr wieder nach Rom kam. Auch fortan gingen in Villa Malta, obwohl der hochbetagte Padrone stiller und zurückgezogener lebte, die deutschen Künstler, denen er in Freud und Leid seine Huld bewahrte, wie Kinder des Hauses ein und aus.

Im März 1867 wohnte Ludwig dem Totenamt für Cornelius in der Anima bei. Als er sich bald darauf zur Heimkehr anschickte, fuhr er — sein Begleiter Graf Pocci hat mir die Episode selbst erzählt — in der Nacht vor der Abreise zum Kolosseum, um noch einmal den Zauber des vom Mondlicht verklärten Riesenbaues auf sich wirken zu lassen. Auf dem Rückweg kam er an der Fontana Trevi vorüber. Sonst hatte er, dem bekannten Volksglauben fröhlich Rechnung tragend, die Stadt niemals verlassen, ohne vom Wasser des herrlichen Brunnens zu trinken. Auch diesmal schöpften ihm seine Begleiter den Trank, dessen Zauberkraft, wie sie sagten, ihn bald wieder nach Rom zurückführen werde, doch der König brach in Weinen aus, und mit einem oft wiederholten: „Nimmer wieder!“ schied er von der teuren Stätte.

MISZELLEN.

VERTRAG DES KÖLNER PROFESSORS ADOLF EICHHOLTZ MIT SEINER DIENSTMAGD HILLA VON HATTINGEN VOM JAHRE 1545.

MITGETEILT VON HERM. KEUSSEN.

Bei der Wiedergabe des nachstehenden interessanten Dienstvertrages wird es genügen, über die Person des Arbeitgebers einige Lebensdaten zu geben. Derselbe, Adolf Eichholz, ursprünglich Professor der Institutionen, später des kanonischen Rechts an der Universität Köln, war ein geborener Kölner und mochte zur Zeit des Dienstvertrages etwa 55 Jahre alt sein. Im Jahre 1503 war er an der Universität Köln immatrikuliert worden, war als Schüler des Laurentianer-Gymnasiums im Jahre 1504 zum Baccalaureus, 1506 zum Magister in artibus promoviert worden, ging dann zur juristischen Fakultät über und wurde 1509 Baccalaureus in decretis. Im Jahre 1515 ist er an der Universität Orléans nachzuweisen, wo er vielleicht das Doktorat im Kaiserrecht erwarb. Als er im Jahre 1521 nach Köln zurückgekehrt war, wurde er noch im gleichen Jahre Doktor im kanonischen Recht. Seit dieser Zeit ist er an der Universität seiner Vaterstadt ein eifriges und angesehenes Mitglied der juristischen Fakultät gewesen. Seit 1523 ist er Stiftsherr an der Mariengnadenkirche. Im Jahre 1542 war er Rektor, 1553 Subrektor der Hochschule. Im Jahre 1563 ist er gestorben.[1])

Für die pedantische Art dieses angesehenen Gelehrten, der auf großen Reisen Deutschland, Italien und Frankreich kennen gelernt hatte, ist der Vertrag, den er unter sorgfältiger Überlegung aller Einzelheiten mit seiner Haushälterin schloß, recht bezeichnend, zugleich wirft er aber auch ein erwünschtes Licht auf die Dienstbotenverhältnisse im damaligen Köln.

Ein interessantes Seitenstück bildet die Aufzeichnung der Bedingungen, unter welchen der Professor einen jungen Mann zur gleichen Zeit in seinen Haushalt aufnahm.

1545 Maerz 26.

Zo wissen, das ich Adolff Eichholtz etc. gemeet han Hille van Hattyngen vur myne dienstmaght in bywesen der erbaren Tryngen Peters huyssfrau van der Werden, wilche Tryngen mit hanttast vur Hillen burghe geworden worden(!) yss na maneer und formen der rechten, nemlich also dat myr Hille vurs. als eyn getrou fromme deenstmaghet deenen sall und will (we sey myr ouch mit hanttast troulich zogesacht und gelofft hat) eerlichen, troulich und frydlich, myn beste proven und archste ader schaden keren und wen-

[1]) Nachrichten bei Bianco, Alte Universität Köln I, S. 684/5 und aus den Universitätsakten.

den nae yren besten synnen und vermoegen so bynnen so ouch buyssen mynem huiss mit spynnen, mit dem martgaen und derglichen puncten, vort sich neet usswendich zo verkleiden mit flowelen, dammest und derglychen, myn huiss yn mynen afwesen troulich in sonderheit verwaren und ober all geyn nagegengh ader overlouff in mynem huiss ader ouch der buyssen gestaden und zoelaessen. Ouch ys verdragen, offt sache were, dat Hille vurs. overmitz den willen Gotz krank wurde an eyniger geferlichen und fangenden krenkden (dat doch Got der here wille gnediclichen verhueden), soe sall und will Hille van stond an uss mynem huiss gaen und wichen by ire frunde, beheltniss ir yren verdeenden loen na verdeender zit des jairs[1]) zo bezalen. Ouch sall ich Hillen bestellen lynen schutzeldoecher, in der kuchen zo gebruichen zo der noit, mir dye verslyssen stucker daevan zo lyfferen. Zom lesten, off sache were, dat villicht Hille, myn maghet vurs., mit der zit etwan anders dede offte vor sich neem, dat widder alle disse puncten vurs. were (dat doch, wil Got, sey ungern doen will), so sal ich macht han, yr dissen iren deenst upzosaghen, sich anderswae zo verseen, bynnen 14 dagen etc. Item wat Hill zobricht, dat der reden wert ys, sal (sy) weder bezalen.[2]) Wan aver Hille vurs. helt und doyt, wes wir guetlich verdragen synt und alhe vurs. steit, so han ich yr zogesacht und gelofft zo bezalen des jairs veer current gulden und eynen current gulden[3]) van dem offergelt zo Chyrstmissen vallende nae unser kirchen und herren herkomener goed gewonheit. Noch dar eyn hempt van nuyn off 10 albus, des sall sey myr des dye flissiger spynnen van mynen flass. Zour lesten eyn par schoin vor 10 albus etc.

Herup so han ich Hyllen vurs. vor eynen meetpennynk zom zeichen der wairheit in bysyn Tryngen vurs. gegeven und geschenk in eer der hiliger drifeldicheit dry colsche wisspennink up dach uns verdrachs, des sal ir jair usgaen den irsten dach mertz. Gegeven anno 1545 donnersdach den 26. im mertz. Got der her moest es walden eyn goet begynn.[4])

Auf dem Rücken des Schriftstückes stehen noch die folgenden Aufzeichnungen:

Sciendum, quod computavi cum famula mea Hilla de primo anno servicii sui, sic quod soluto 1 dalerö et pro foro 1 ½ g. et 4 g. pro servicio (quia calceos de primo anno recepit), et recipiet adhuc de lineo panno iuxta conventionem nostram annotatam. Sic teneor famule mee predictis salvis 5 ½ g. currentes. Actum sabatto 8. mensis maii anno 46.

Solvi eidem famule mee ad bonum computum deserviti salarii sui simul 15. iunii 4 f. col., item noch in affslach irs loen geholt halfen worsten in der Schildergassen up mich acht mark, macht 2 g.

Item zo paischen hat Hil up dat 2. jair laessen machen 1 par trypen toffel schoin, we wol secundum tempus solde nu syn ½ par etc.

---

1) Von beheltniss — jairs in der Vorlage unterstrichen.
2) In der Vorlage am Rande.
3) Von des jairs — gulden unterstrichen
4) Am Rande ein undeutliches Wort.

Item zo gedenken mynen schaden an schuttelen, duppen gefallen . . . . et aliis extra domum . . . . . schortz etc., que nescio.

[Item anno 45 den 19. dach aprilis han ich Bernardum puerum angenomen 1 jair, vur dye kost acht daler und etlich fruntschap, eyn nye hempt, etwan 1 schynke aff 2, etwan 1 gode botter und dergliche off keess].[1])

[Item recepi anno 46 mercurii quinta maii pro ultima solutione primi anni semiduos daleros, et sic restat mihi solvendus $1/2$ dalerus solvendus de eodem primo anno, qui incipit et finit 19. aprilis].[1])

Historisches Archiv der Stadt Köln. Abteil. Universität.

Aufzeichnung auf Papier von der Hand des Professors Adolph Eichholtz mit der Aufschrift: Mei Adolphi cum Hillen famula mea contractus anno 45 prima marcii. Die Tinte hat das Papier an mehreren Stellen, besonders am unteren Rande durchfressen, so daß an letzterem Orte einige Stellen undeutlich blieben.

JOURNAL DER REISE DES FÜRSTEN CHRISTIAN EBERHARD VON OSTFRIESLAND NACH DEM HOLLÄNDISCHEN SCHLOSSE LOO IM JAHRE 1704.

MITGETEILT VON ERNST KAEBER.

Wenn die Begründer der ostfriesischen Grafenmacht als Diplomaten und Heerführer sich ihre Stelle in der deutschen Staatenwelt errungen haben, wenn ihre nächsten Nachkommen durch mancherlei ungünstige Umstände, aber auch durch schwere persönliche Fehler, Verschwendungssucht, Untüchtigkeit, falschen Starrsinn, ihr Haus von der einstigen Höhe fast in den Abgrund haben sinken sehen, so haben die letzten Cirksenas versucht, durch sorgfältigere Pflege der inneren Verwaltung, durch Sparsamkeit und Verständigkeit einen Teil des verlorenen Ansehens wieder zurück zu gewinnen.

Der erste dieser Fürsten war Christian Eberhard, der erst nach einer langen vormundschaftlichen Regierung seiner verschwendungssüchtigen, im Lande herzlich unbeliebten Mutter im Jahre 1690 die Regierung antrat. Für seinen auf Ordnung gestimmten Geist sind die Tagebücher äußerst charakteristisch, die er während verschiedener Reisen teils selbst geführt, teils durch seinen Sekretär hat führen lassen. Das Staatsarchiv zu Aurich bewahrt noch das Tagebuch auf, das er als Erbprinz im Anfang des Jahres 1683 während einer Reise durch Ober- und Mittelitalien angelegt hat, freilich nicht die Originalniederschrift, sondern eine von dem Prinzen durchgesehene Copie, deren Titel aber von der ungeschickten Hand Christian Eberhards selbst geschrieben ist. An derselben Stelle befindet sich die tagebuchartige Schilderung einer Badereise des Fürsten nach Aachen im Jahre 1694, die wenigstens zum Teil auf eigene Auf-

[1]) Diese Absätze [ ] durchstrichen.

zeichnungen des fürstlichen Reisenden zurückgeht, und schließlich auch das hier folgende Reisejournal.

Dieses liegt in zwei Ausfertigungen vor, einer deutschen und einer französischen, beide von verschiedenen Händen, keine vom Fürsten selbst geschrieben. Wohl aber zeigt die französische Fassung zahlreiche eigenhändige Korrekturen und Zusätze Christian Eberhards, die den Gedanken nahe legen, in ihr das Original zu sehen, von dem dann eine deutsche Übersetzung angefertigt worden ist. Dem ist indessen nicht so, eine eingehendere Textvergleichung ergibt mit Sicherheit, daß die deutsche Fassung die ursprünglichere ist. Sie ist daher hier abgedruckt worden. Doch hat daneben die französische Übersetzung ihren Wert, einmal, weil sie verschiedene zweifelhafte Stellen des deutschen Textes erklärt, und besonders deshalb, weil bei ihr der Überschrift „Journal du voyage de S. A. Monseigneur le Prince d'Ostfrise . . .“ die eigenhändigen Worte „ennotez par luy mesme“ zugefügt worden sind. Sie zeigen uns, daß die „Ich-Form“ des Berichts ihre volle Berechtigung hat.

Die deutsche Fassung ist, wie schon erwähnt, nicht vom Fürsten selbst, aber auch nicht von einem gewöhnlichen Sekretär geschrieben worden. Die unregelmäßige Orthographie ebenso wie der Charakter der Schrift weisen auf eine Entstehung außerhalb der Kanzlei. Eine bestimmte Vermutung über die Person des Schreibers kann ich zwar nicht äußern, soviel ergibt sich aber, daß es keiner der höheren Beamten gewesen ist, da verschiedene bekanntere Fremdwörter zunächst ganz falsch geschrieben und erst nachträglich verbessert worden sind. Mehrfach ist vom Schreiber auch der Raum für ein Fremdwort erst freigelassen und später mit anderer Tinte das betreffende Wort nachgetragen worden. Das führt auf die Annahme, daß der Fürst auf Grund von eigenen Notizen — ennotez par luy mesme! — einem Vertrauten, wahrscheinlich seinem Kammerdiener, das Tagebuch in die Feder diktiert hat, der es dann, fast ohne andere Interpunktionen als Kommata zu setzen, in zwei durch die verschiedene Tinte deutlich zu unterscheidenden Absätzen nachgeschrieben hat. Der geistige Urheber auch der literarischen Form ist zweifellos der Fürst selbst; schon durch diesen Umstand dürfen diese kurzen, sachlichen Aufzeichnungen Interesse beanspruchen.

Über die Äußerlichkeiten des Abdrucks bemerke ich, daß ich die Orthographie nur von den gröbsten Auswüchsen, also dem sinnlosen tt und ff gereinigt, die s und ß am Silbenschluß nach heutigem Gebrauch geschrieben und ebenso große und kleine Anfangsbuchstaben nach unseren Regeln gesetzt habe. Daß die Interpunktion, wenn auch in konservativem Sinne, reformiert worden ist, bedarf kaum der Erwähnung.

Diarium, so Ihre hochfürstl. Durchl. auf der Reyse nach dem königlichen Lusthause Loo, in der Drente belegen, und anderen Örtern in Vorder-Hollandt und Frieslandt gehalten.

Den 14t. September 1704 bin ich mit meiner Gemahlinne und einigen Leuten von Aurich gereiset, da mihr dan meine beyde älteste Söhne mit

denen Cavaliers zu Pferde begleitet, des Morgens ümb 7 Uhr. Des Mittags habe wier zu Lier [1]) bey dem Drosten Imhoff gespeiset, der dan nach geendiegter Mahlzeit nebst seiner Eheliebsten mit uns gereiset, und wie wier uns zu Lierohrt [2]) übersetzen liesen, seindt auf der Festung 7 Canonen abgelöset; und nachdeme wier Wenern und Bonde [3]) passieret, seindt wier die Nacht bey dem Heurman Jan Groen auf Neu Bonder Charlotten Grode [4]) geblieben, welches 5 grose Meile von Aurich ist.

Den 15t. des Morgens ümb 8 Uhr seindt wier weiter gereiset und auf dem Teich [5]) langs die Neue Schantze passieret, woselbst damahls nach Verordnung des Generall Cuhorns stark an der Fortification gearbeitet wurde — ein kleiner Canonen-Schuß von dieser Schantze ist die Scheidung von meinem Lande und der Provins Gröningen —. Von dar kahme wier auf Winschötten und Schemett [6]) und speiseten des Mittags zu Südbroc, des Nachmittages reisete wier durch Sappemehr und Martenshuk bis an den kleinen Fluß genannt de Grove, da wier durchgefahren, und war nur 4 bis 5 Fuß tief — alhier scheidet sich die provins Gröningen und fänget an die Drente —. Die Nacht blieben wir zu Südlaren, nachdeme wier den Tag 9 Stunden einen recht lustigen Weg passieret.

Den 16t. des Morgens ümb 7 Uhr reiseten wier weiter, passierten das Dorf Vollen, speiseten dem Mittag zu Beylen und kahmen des Abents zu Wieck.[7]) Den Tag habe wier einen unangenehmen Weg durch lauter Heyde bey starkem Regen und Wint passieret.

Den 17t. reisete wir durch das Stappersummer und Rohder Vehn, passierten den Fluß die Ferte genannt[8]) und speiseten dem Mittag zu Schwolle.[9]) Hernach reisete wier weiter und passierten die Issel mit einer Pünte.[10]) Am Uffer dieses Fluses wurde stark gearbeitet und einige Schantzen aufgeworfen und mit Steinen aufgemeuert. Von dar kahme wier durch das Stättgen Hatten und passierten einen kleinen Fluß, die Griht genandt[11]), blieben die Nacht in das Dorf Herde im Wirtshause bey Bonenborch. Diesen Tag habe wier 9 Stunde Weges gereiset durch einen sehr lustigen Weg, meisten Theiles mit Beumen besetzet. Das Wetter favorisierte uns gleichfals, indem der forigte Regen den Weg — so sehr sandieg — feste gemacht.

Den 18t., weilen ich einiege Incommoditaet vom Podagra im Knie verspürete, reisete wier was spät erst ümb 9 Uhr aus Herde, und ob es zwar den Tag etwas regnete, war der Weg doch angenehm zu passieren,

---

[1]) Jetzt Leer genannt.
[2]) Leerort, damals noch Festung, durch eine Garnison der Generalstaaten besetzt.
[3]) = Bunde. [4]) Jetzt der Charlottenpolder.
[5]) In Ostfriesland ist für Deich die Form „Teich" gebräuchlich.
[6]) = Scheemda. [7]) = De Wijk.
[8]) = Dedems Vaart. [9]) = Zwolle.
[10]) = Punte: kleines einmastiges Fahrzeug. [11]) = Grift.

weilen man viele Alleen sahe, und kahmen den Mittag zu Loo Den Nachmittag besahe wier die schöne Garten, und fingen an von der seeligen Königin Garten, welcher sehr schön mit Berseau[1]) zu sehen, in der Mitten eine Fontaine und runt ümb mit Orannien-Beumen besetzet. Darauf kahmen wier auf eine schöne Terrasse, von welcher wier sahen des Köniegs Garten, auch sehr lustig, und auf englisch mit einer Bullengrin[2]) gezieret, welches ist ein Platz von kurtzem Grase, worauf man spielet auf englische Ahrt, mit Kugeln und Schlegeln.[3]) Weiter sahen wier zur Linken eine Ahrt von Irregarten, worinnen einige Plätze mit fruchtbahren Beumen besetzet wahren. Zur Rechten war ein groses Partere, worzu man hinnunter durch Steigen gehet, in der Mitten war eine grose Fontaine, zur Seiten die Weltkugel und zur andern der Himmelslauf, woraus aller Ohrten Waser springet. Zur Rechten und Linken ist eine Kascade mitt schönen Bildern[4]) und Bassinen gezieret. Gerade über den Hause ist eine Colenate von Steinen, worauf eine Gallerie wie ein halber Mont, doch in der Mitten durch eine Allee separiret. Unter der Gallerie und in der Colenate stehen sehr schöne Orannien-Beume, das gantze Mittel-Partere ist gezieret mit schönen marmern Bildern und Vassen, wie auch von Quadersteinen, Vassen und Piedestallen; zur Rechten und Linken hinter denen Colenaten seint die Potagers-[5])Garten. Ferner ginge wier in die Plantagen, worinnen wir funden viele schöne und angenehme Alléen, in der Mitten mit Gras beleget und auf beide Seyten rein gemachet, deren Anzahl und Figuren aber alle zu beschreiben viel zu weitleuftig fallen würde. Unter anderen ist auch eine schöne Allee darin, in der Mitten eine Fontaine und gantz runt ümb mit Termes [!] gezieret; zur Linken daselbst sahe man eine lange Allee, worin in der Mitten ein klarer Lauf von Waser ist, welches mit kleinen Fontainen hin und wieder kreutzweis bespringet, und dann wieder zu einer anderen Cascade und Springkunst, welches dan eines mit von denen angenehmsten Örtern ist. Negst der Cascade, wen man von der einen Seiten siehet, findet man des seeligen Köniegs Nahmen und von der anderen Seiten der Seeligen Königinne aus einerlei Buchstaben durch den Lauf des Wasers gezeichnet. Darnach stiegen wier auf die Cascade und funden aldar in der Höhe einen schönen Weier, welcher diese Fontainen treibet.

Von dar gingen wier nach die Faisanerie, so schön von Plantagen und lustieg zu sehen. Weitter gingen wier in die Menagerie, welche mit schönen Espalieren wie im Garten gezieret ist. In der Mitten ist ein groser Teich, worauf allerley Waservögel aus Europa; zur rechten

[1]) berceaux. [2]) Bowlinggreen.
[3]) Man wird an Hockey zu denken haben.
[4]) Bildwerke, Statuen. So gibt es auch die französische Übersetzung wieder.
[5]) Am Rande ist zur Erklärung „Küchen" zugefügt.

ünd linken Seiten seindt 2 kleine Lustheuser in doume gebauet[1]), da in jeden in der Mitten ein klein Türmechen mit Fensters, inwendig auf Giebs gemahlet, und auf beyden Seyten Volieren. Auf der rechten Seyten von den Lustheusern sahe man in den Vogelheusern eine Quantitaet Cardinals oder ostyndische Nachtiegallen pahrweise. Im Lustheusgen hingen in Käffigen allerhandt rahre Vögel, als einige Caper-Mosjen, grau mit einem ponso[2]) Schnabel und Kring ümb die Augen; drey ostindische Muncken[3]) und etliche kleine ostindiesche rohte Vögel. Diese 3 Sorten Vögel seindt von Gröse wie ein Canarien-Vogel, aber gahr schön. Auf der linken Seyten seindt allerhandt einheimische kleine Vögel. Gegenüber ist ebenso ein Lustheusgen, und auf beyden Seyten kleine Vögel, in den einen Canarien, in den andern allerhandt ordinaerie Vögel. Weiter sahen wier einen sehr schönen Crohn-Vogell, auch Pfauisens, einen mit einem blauen Stein[4]) und rohten Schnabel, die anderen roht, orange und hellgelbe. Hernach 3 Serinamische[5]) Fasanen. Hierauf folgete eine braun und weise Heckster[6]), so bey Deventer gefangen; dann eine japansche Taube, die sehr rahr ist, gans blau; weiters Flamingen aus Indien. Noch wurde gezeiget ein türkischer Geyer, in gleichen Cornualsche Kragen aus Irlandt, gantz schwartz mitt rohten Schnabel und Füsen, von der Gröse als eine kleine Krähe. Sodan einige weise Leffelgänse, so man bey Rotterdam fänget, wie auch 2 Berglings Seepfauen und 2 braune Eulen, so in einer Falle zu Loo nach ein ander gefangen. Weiter 5 Kraniche, in gleichen 5 Könige der Vauvauen, ist ein sehr schöner und rahrer Vogel aus Ostindien. Hernach eine Amme-Wanne oder Unterthan des Könieges der Vauvauen, welcher den Könieg muß die Nahrung anweisen. Auch wahren dar allerhandt Tauben als Cordebeck, Pausterten und Meffges, ingleichen weise und gelbe Turteltauben. Noch allerhandt schöne Hüner mitt Zöpfe[7]), und einige gantz schwartz mit oranje Zöpfe gesprenkelt. Zuletzt wurde auch gezeiget ein gahr artieges Rehe aus Batavia.

Als wier nun dieses besehen, kehreten wier wieder ümb nach den Garten zur rechten Seyten, dar in wier noch nicht gewesen wahren, und funden aldar unterschiedene schöne Alleen mit hohen Spalieren, in der Mitten ein schönes Bassein mitt Fontainen und Cascaden negst der Königin Garten. Hier stehen auch ümb herümb recht herliche Orannien-Beume, und in dem Bassein seindt allerhandt Fische zu sehen, womit wier für das Mahl unsere Promenade endiegten. Und nachdeme wier alles so accuratt

---

[1]) = bâtie en dôme. [2]) = ponceau, hochrot. [3]) = Mönche.

[4]) Der Schreiber hatte „Schein“ verstanden, dann aber in „Stein“ verbessert. In der französischen Fassung hat Christian Eberhard hinter „pierre bleu“ eigenhändig „sur la teste“ zugefügt.

[5]) Aus Surinam.

[6]) = Hester, Heister: Name für die Elster.

[7]) Schöpfe. Der französische Text hat „houppes“.

nicht zu besehen dennoch 5 Stunden zugebracht, kehrete wier wieder in unser Quartier.

Den 19. ümb 9 Uhr fuhren wier hinauf, das schöne Haus zu besehen, solches aber alles zu beschreiben, wie ich's gefunden, würde unmüchlich seyn, den es ist alles so, wie es ein Köniег haben muß. Das gantze Haus ist wohl versehen mit köstlichen Tapeten, Betten und allen anderen benötiegten Möbelen, in jeder Cammer auf eine aparte Manier aufgeputzet und sonderlich mit schönen Schnitz- und Taffel-Werk auf engliesche Weise. Die Camine seindt alle sehr schön auf differente Ahrt, die von denen berühmsten Mahlern gemachte Stücke sowohl in Gemählten als Blafonds seindt hier sehr curioes und kostbahr zu sehen als von Paris, von Amsterdam, ter Brügge, von Antwerpen und vieler anderer mehr, doch alles nach Ordinirung des Köniegs gemacht. Es wahren auch befindtlich gahr künstliche und schöne ostindische Cabinette, sonderlich ein gros Schreib-Cantor und viele Tische, Geridons und Spiegel von jappaniеschen Lackwerk. In der Gallerie standen 6 grose feine ostindische porcelainen Potten, umb Oranjen-Beume darein zu setzen, davon jeder Pott wohl ein halbes Okshöft halten solte. Die grose Stiege ist auch recht könieglich, wie auch ingleichen noch 2 andere neue sehr proper. Es ist auch eine Stiege bey der Königin Apartement, die gehet aus dem Keller bis oben auf das Dach, und kan man von unten bis oben hinauf sehen; sie ist sehr helle und in einen kleinen Begriff, doch gahr gemächlig, ist ungefehr ein Raum von 12 à 14 Fuß in's 4eckt. Der Eßsaal ist auch gahr hübsch, wie auch die Capelle, gantz mit Tafel- und Schnitzwerk gezieret. Es ist dar auch eine artige kleine Grotte und auch eine kleine Küche für die Königin. Die Keller seindt alle sehr schön, wie auch die Kammers, da die Cavallier speisen; seindt alle im Keller, und muß solches des Sommers überaus kühl und angenehm seyn. Der Saal für die Officier und Cammeren für die übrigen Domestiquen seindt alle gahr proper.

Es ist auch noch das alte Schloß da, worinnen wier aber nicht gewesen, und wurde gesaget, daß noch mehr als 30 gutte Gemächer darinnen seyn solten. Nachdeme wier nun dieses alles besehen hatten, hielte wier Mittagsmahl im Wirtshause, und ümb 2 Uhr fuhre wier wieder weg von Loo, passierten das Dorf Elsewe und kahmen umb 6 Uhr zu Hardewick.

Den 20ten ümb 9 Uhr setzeten wier uns in ein klein Boht und fuhren bis an eine Schmacke[1]), welche auf der Rehde lag für uns fertig, umb [uns] nach Enkhüsen über zu bringen. Wier hatten aber einen sehr schlechten Wint, welcher sich aber in einem ziemlichen starken Sturm verwechselte, doch noch alle Zeit glücklich. Es wahren aber wenieg unter uns, so nicht krank wurden. Wier kamen aber in 5 Stunden, Gott sey gedankt, glücklich über, ohngefehr ümb 2 Uhr des Nachmittages, da wier dan die Zeit bis zu Abent mitt Besichtiegung einiger Porcellain-Winkels[2]) zubrachten.

[1]) Einmastiges Fischerschiff.

[2]) Die französische Übersetzung hat „boutiques de Porcelaine".

Den 21t., als wier gefrühstücket, fuhren wier mit 3 Cariollen, jedes mit eim Pferdt bespannet, nach Hohren,[1]) welches ein sehr lustiger Weg 2 Stunden lang zu fahren ist, mit Lindenbeumen besetzet, und der Weg mit holländieschen Klinkers gefloret, und sonsten meisten Theils zwischen Heuser, lustiegen Gärten und schönen Wiesenwachs durch zu fahren, alwo man auch sehr köstliches groses Vieh sehen kunte, und zwar gahr grose Schaffe wie auch hübsche Pferde. Man fähret so durch 9 Kirchspiele, worinnen man auch 9 grose Kirchen siehet. Die Heuser liegen an beiden Seiten des Weges, eins bey das andere. Hohren ist gewis eine gahr ahrtige und propere Statt, lieget auch an der Süder-See. Nachdem wier nun aldar an porcelainen und indianischen Sachen gesehen und nach Verlangen gekaufet, fuhren wier denselben schönen Weg wieder zurücke und kahmen des Abents ümb 9 Uhr erst in's Quartier.

Den 22t. wahren wier resolvieret, unsere Rückreyse nach Ostfrieslandt wieder anzutreten, ich befiel aber in der Nacht an Händen und Füsen stark mit dem Podagra, daß ich auch wieder meinen Willen bis den 30t. darzubleiben resolviren muste. Wier logierten in den Tuhrm, welches ein schlechtes Wirtshaus, da wier sehr wenig Gutes zu essen bekommen kunten, aber doch theur gnug bezahlen musten. Die Kammer wahr auch schlecht und klein, daß man kaum sich darin rühren kunte, und wahr unten an der Erde, dahero sehr feucht, den die See spülte unten an die Maure vom Hause. In der Kammer wahr es sehr windieg, alwo mein Bette stant, hatte ich zum Haubt und Füsen Fenster. Die eine[n] gingen nach der Strase, die anderen nach dem Haffen und Waser. Mein eintzieges Zeitvertreib, so ich haben kunte, wahr, daß ich durch die Fenster das Aus- und Einfahren der Schiffe, doch nicht weiter als den Mastbaum und Seegel davon sahe. Zu selbieger Zeit kahm dar an die Heringsflotte mit ihren Convojer, an der Zahl über 100 Büsen[2]), voll beladen Wahren auch recht delicate Hering, und täglich eins mit von unseren besten Speisen.

Ich kahm, Gott sey gedankt, auch bald wieder in den Standt, daß ich mich den 30t. resolvierte, mir ein Bette in ein Backer-Matt[3]) legen und so des Morgens ümb 7 Uhr in's Schiff tragen zu lasen, mit welches wier zurück über die Süder-See auf Workum fuhren mit starken, doch guten Wint in 5 Stunden gantz glücklich über. Und nachdeme wier gespeiset, fuhren wier mit die Treckschütt[4]) auf Bolsewert[5]) in 2 Stunde, woselbst wier die Nacht blieben.

Den 1ten October, da es sich mit mihr in etwas gebesert, daß ich mir in's Schiff tragen zu lasen beser leiden konte, reysete wier des

[1]) = Hoorn, südlich von Enkhuizen.
[2]) Zweimastiges Heringsfahrzeug.
[3]) Die Übersetzung hat „matte d'osier".
[4]) = Treckschuite, Kahn zum Ziehen, auf den holländischen und ostfriesischen Kanälen das gebräuchliche Beförderungsmittel.
[5]) = Bolsward.

Morgens ümb 9 Uhr mit die Treckschütt in drey gute Stunden auf Lewarden. Des Nachmittages fuhren wier von dar auf Dockum, blieben die Nacht dar, und indeme es mit meiner Beserung continuierte, reisete wier des Morgens ümb 9 Uhr auf Strobusch und von da nach Gröningen, daselbsten ein Rahtsherr nahmeńs Schulenburch seine Kutsche und Pferde offerierte, mihr durch die Statt auf die andere Seite an die Treckschütte zu bringen. Und weillen ich mich wohl befande, so fuhren wier die gantze Nacht mitt die Treckschütt bis Winschoten, da wier mitt anbrechenden Tage ankahmen.

Den 3ten fuhren wier auf Neuschantze, speiseten dar des Mittages, woselbsten unsere Kutscher auf uns warteten, und also des Abents nach Lier, da wier die Nacht wieder bey dem Drosten blieben.

Den 4ten, nachdeme wier gefrüstücket, fuhren wier nach Aurich und kahm[en] des Abents glücklich wieder zu Hause.

LITERATURBERICHTE.

GESCHICHTE DER NORDISCHEN KULTUR.

ERÖFFNUNGSBERICHT.

Die nordische Kultur hat für die gelehrte Welt außerhalb der skandinavischen Länder vielfaches Interesse. Wer die Eddalieder oder die Sagas studiert, muß die altnorwegische und die altisländische Kultur kennen zu lernen suchen. Hervorragende dänische und schwedische archäologische Werke haben auch im Auslande das Interesse für die vorgeschichtliche Kultur Schwedens und Dänemarks geweckt. Überhaupt ist ja die Vorgeschichte der nordischen Länder vielleicht besser als die anderer europäischer Nationen bekannt. Auch die späteren Zeiten lohnen das Studium des ausländischen Historikers. Ich brauche nur die altnorwegischen Holzkirchen und den Dom zu Drontheim, die mittelalterlichen Gilden Dänemarks und die schwedische Renaissance zu nennen.

Den Ausdruck *nordische Kultur* kann man eigentlich nur für die ältesten Zeiten anwenden. Schon im Mittelalter differenzierten sich die Kulturverhältnisse in Norwegen, Island, Dänemark und Schweden, und in der neueren Zeit hat sich dieser Unterschied immer mehr erweitert. Für die Mehrheit der nordischen Historiker ist leider das Studium der Kulturgeschichte stets etwas in den Hintergrund getreten. Größere zusammenfassende Darstellungen sind, von den bekannten älteren Arbeiten H. Hildebrands[1]) und Troels Lunds[2]) abgesehen, im Laufe des letzten Menschenalters eigentlich nicht erschienen.

Die meisten sogenannten Kulturhistoriker interessieren sich nur für die Privataltertümer, Wohnungen, Kircheninventarien, Geräte usw., überhaupt nur für die äußere Kultur. Die Folkloristen sodann haben sicherlich ausgeprägte kulturgeschichtliche Interessen. Die Geschichte der geistigen, überhaupt der inneren Kultur und der verschiedenen Schichten der Gesellschaft wird aber nur von wenigen erforscht.

Es wird auch nicht von den kulturhistorischen Forschern planmäßig und im Zusammenhang gearbeitet. Die schwedischen Kul-

---

[1]) Sveriges medeltid. T. I—V. Stockholm 1879 ff.

[2]) Dagligt Liv i Norden i det sekstende Aarhundrede. Eine neue illustrierte Ausgabe ist in 14 Teilen, Kopenhagen 1908—1909, erschienen. (Gyldendalske Boghandel.) Die Illustrationen stehen jedoch nicht auf derselben Höhe wie das geistvolle Werk selbst und sind nicht alle glücklich gewählt. Einige davon gehören dem Mittelalter, andere dem 17., ja sogar dem 18. Jahrhundert.

turhistoriker und Archäologen haben in „Fornvännen“[1]) und „Fataburen“[2]) und die Schweden in Finnland in „Hembygden“[3]) ihre Organe. In Dänemark sind die „Danske Studier“[4]) eigentlich nur ein Organ für Folkloristen; die Zeitschrift enthält aber auch viele Abhandlungen, die für die Kulturgeschichte Bedeutung haben. Dasselbe gilt für die „Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie“[5]), die hauptsächlich Abhandlungen über Archäologie und ältere Geschichte und Literatur enthalten. Daneben muß auch die Zeitschrift „Fra Arkiv og Museum“ genannt werden, die über dänische Archive und historische Museen Mitteilungen bringt. In Norwegen ist „Kunst og Kultur“[6]) eigentlich eine kunsthistorische Zeitschrift; dieselbe enthält aber auch einige, obwohl nicht zahlreiche kulturgeschichtliche Abhandlungen. — Im ganzen ist es nicht leicht, einen Gesamtüberblick über die Geschichte der nordischen Kultur zu bringen.

Die Kultur der *vorgeschichtlichen* Zeiten (d. h. der Steinzeit, der Bronzezeit und der älteren Eisenzeit, bis ca. 800 n. Chr.) ist natürlich fast ausschließlich von Archäologen untersucht und geschildert worden. Einige von diesen Werken besitzen aber für die allgemeine Kulturgeschichte einen so großen Wert, daß sie nicht unerwähnt bleiben dürfen. Dies gilt vor allem von den Arbeiten von Oscar Montelius[7]) und Sophus Müller[8]) über die schwedische und die dänische Vorgeschichte. Die chronologischen Einteilungen, die Montelius gegeben hat, sind jetzt von den meisten Forschern angenommen. Seine „Kulturgeschichte Schwedens“ enthält einen großen Reichtum kulturgeschichtlichen Materials und zeichnet sich durch ihre klassische Klarheit wie

---

[1]) Fornvännen. Meddelanden från K. Vitterhets, historie- och antikvitetsakademien, Stockholm, Jahrgang I (1906) ff. Die meisten Abhandlungen in dieser Zeitschrift behandeln Vorgeschichte und Mittelalter.

[2]) Nordiska Museet. Fataburen. Kulturhistorisk tidskrift, utgiven af Bernhard Salin. Stockholm. P. A. Norstedt & söner.

[3]) Hembygden, Tidskrift för svensk folkkunskaps och hembygdsforskning i Finland. Jahrg. I. Helsingfors 1910.

[4]) Danske Studier, udgivne af Marius Kristensen og Axel Olrik for Universitetsjubilæets danske Samfund. Kopenhagen. Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag.

[5]) Herausgegeben von det kongelig nordiske Oldskriftselskab, Kopenhagen.

[6]) Herausgegeben von H. Schetelig und H. Fett. Bergen. John Grieg. Jahrg. I—II sind erschienen.

[7]) Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum 11. Jahrhundert nach Christus. Leipzig 1906. A. Seemann.

[8]) Nordische Altertumskunde 1—2. Deutsche Ausgabe besorgt von O. L. Jiriczek. Straßburg 1897/8. Karl J. Trübner.

durch ihre Illustrationen aus. Diese sind für das Studium der Vorgeschichte überhaupt fast ebenso wichtig wie der Text. Vor allem gibt uns Montelius von der jüngeren (germanischen) Steinzeit und der Bronzezeit ein anschauliches Bild. Die Bronzezeit war, wie die Wikingerzeit, ein Heldenalter der nordischen Völker. Leider wird man die Schrift dieser Zeit, die Felsenzeichnungen („Helleristninger"), wahrscheinlich nie lesen können.[1]) Die Altertumskunde Sophus Müllers enthält vielleicht eine noch größere Fülle von kulturgeschichtlichen Einzelheiten; die Einteilung ist aber nicht ganz so übersichtlich wie in der Kulturgeschichte von Montelius. An diese altberühmten Darstellungen reiht sich neuerdings eine fesselnde Schilderung der Vorgeschichte Norwegens von Gabriel Gustafson.[2]) Daneben darf eine vorzügliche kleine Arbeit über die älteste Kulturgeschichte des westlichen Norwegens von Haakon Schetelig nicht unerwähnt werden.[3]) Der noch jetzt bestehende Unterschied zwischen dem westlichen und dem östlichen Norwegen geht bis in die älteste Vorzeit zurück. Aus den beiden letztgenannten Arbeiten, die leider nicht ins Deutsche übersetzt sind, ersieht man, daß sich in Norwegen schon früh dieselbe Kultur wie im südlichen Skandinavien entwickelte. Um 600 n. Chr. waren die Mittelpunkte des Handels und der Kultur nicht das südliche Skandinavien, sondern das westliche und nördliche Norwegen und Upland in Schweden.

In einer Abhandlung im „Mannus" faßt Schetelig[4]) die Ergebnisse der letzten zehn Jahre für die Vorgeschichte Norwegens zusammen. Da die Vorgeschichte außerhalb des Rahmens des Archivs für Kulturgeschichte liegt, kann ich nicht auf Einzelheiten hineingehen. Hier darf ich nur erwähnen, daß die letzten Jahre besonders für die Steinzeit viel Neues gebracht haben. A. W. Brögger hat den Wohnplatz von Viste in der Nähe von Stavanger (im südwestlichen Norwegen), einen typischen Muschelhaufen-Wohnplatz, unterhalb eines überragenden Obdachs, ausgegraben.[5])

---

[1]) Andreas M. Hansen hat die nordischen Felsenzeichnungen mit den bildlichen Darstellungen der Dipylonzeit in Griechenland verglichen. Seine Beweisführung ist aber nicht überzeugend. Nach der Ansicht aller Archäologen sind die »Helleristninger« älter als die Dipylonzeit. Vgl. Om helleristningerne, Foreningen til norske fortidsmindesmærkers bevaring, Aarsberetning for 1908, Kristiania 1909, S. 1 ff.

[2]) Norges Oldtid, Mindesmærker og Oldsager (Gammel norsk Kultur i Tekst og Billeder udg. av Norsk Folkemuseum). Kristiania 1906. Alb. Cammermeyer.

[3]) Vestlandets ældste kulturhistorie, en förer til Bergens Museums Oldsamling. Bergen 1909. John Grieg.

[4]) Vorgeschichte Norwegens. Mannus III, S. 29—74.

[5]) Vistefundet n. Naturen, Bergen 1908, S. 97 u. ebd. 1910, S. 332.

Derselbe Forscher hat ebenfalls neues Licht in die sogenannte „arktische Steinzeit" gebracht und eine Einwanderung nach der nördlichen Hälfte der skandinavischen Halbinsel von den baltischen Ländern während der jüngeren Steinzeit wahrscheinlich gemacht.[1]) In Schweden hat man in der Nähe von Alvastra in Ostergötland einen steinzeitlichen Pfahlbau ausgegraben[2]), den ersten, der in Nordeuropa gefunden ist.

Dänische Funde haben neues Licht auf „die römische Periode" der älteren Eisenzeit geworfen. In Weibergräbern auf der Insel Lolland (aus dem 2. Jahrh. n. Chr.) hat man römische Bronzeeimer gefunden, die nicht, wie man glauben sollte, mit Wein gefüllt gewesen sind. Durch eine mikroskopische Untersuchung des Bodensatzes der Eimer hat es sich erwiesen, daß dieselben einen aus Kranichbeeren (vaccinium oxycoccus), Gerste und Porsch (ledum palustre) gegorenen Trank enthalten haben.[3])

Über die Völkerwanderungszeit (archäologisch 400—800 n. Chr.) ist mancherlei zu erwähnen. Der verstorbene Knut Stjerna hat die Ergebnisse der Archäologie mit den Schilderungen des „Beowulf" verglichen und nachgewiesen, daß die nordische Kultur, die uns der „Beowulf" zeigt, dieselbe ist, die wir aus schwedischen Funden, vor allem aus dem bekannten Funde von Wendel in Upland (ca. 600 n. Chr.), kennen lernen.[4]) Henrik Schück hat die Entstehung des „Beowulf" durch alte Handelsverbindungen zwischen Friesland, dem Norden und England erklärt.[5]) Bernhard Salin hat über die altgermanische Tierornamentik geschrieben und es im Gegensatz zu Sophus Müller wahrscheinlich gemacht, daß die merkwürdige Ornamentik der Völkerwanderungszeit germanischen Ursprungs ist.[6])

Als ein Hauptergebnis der Forschungen der letzten Jahre darf man hervorheben, daß man jetzt die Übergangszeit zwischen den beiden letzten vorgeschichtlichen Perioden des skandinavischen

---

[1]) Om arktiske Stenalder i Norge. Videnskabs-Selskabets Skrifter, Kristiania, 1909, II, no. 1.

[2]) Frödin in »Mannus«, B. II (1910), S. 142.

[3]) Nordiske Fortidsminder, udgivet af det kongelig nordiske Oldskriftselskab, avec des résumés en français. II Bind, 1. Hefte: Juellinge-Fundet og den romerske Periode af Sophus Müller. Mikroskopiske Undersögelser af Bille Gram.

[4]) Hjälmar och svärd i Beowulf, in Studier, tillägnade O. Montelius, S. 99. — Derselbe, Svear och Götar under folkwandringstiden: Svenska Fornminnes-föreningens tidskrift, B. 12 (1905), S. 335. — Derselbe, Skölds hädanförd, in Studier, tillägnade H. Schück (1905), S. 110.

[5]) Studier i Beowulfsagan. Akademisk program. Upsala 1909.

[6]) Die altgermanische Tierornamentik, übersetzt von J. Mestorf, Stockholm 1904. Norstedt & söner. (Berlin, Behrend & Co.)

Nordens, der Völkerwanderungszeit und der Wikingerzeit besser kennt. Die Wikingerzüge waren schon lange durch Handel und Seefahrten vorbereitet.[1]) Man sieht deutlicher als früher, daß die nordische Kultur schon um 800 ihr festes Gepräge hatte und daß der Einfluß des römischen Reiches während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung für die Entwicklung derselben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gehabt hat. Mehrere römische Lehnwörter, wie *eyrir* (von lat. *aureus*), *tafl*, *spi(n)dul*, *sekkr* und *krúna* sind schon in dieser Zeit in die nordischen Sprachen aufgenommen. Vor allem ist vielleicht die Verbindung mit den Goten, die seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. am Schwarzen Meere wohnten, von Bedeutung gewesen.[2]) Dadurch sind u. a. die Runen nach dem Norden gekommen.[3])

Der Grabfund von Oseberg am Kristianiafjord hat ein ganz neues Licht auf den Anfang der Wikingerzeit geworfen. Von noch größerem Interesse als das dort ausgegrabene Wikingerschiff sind die in dem Grabhügel gefundenen ausgeschnittenen Wagen, Schlitten usw. und die vielen Gegenstände, die einer vornehmen Frau gehört haben und die von einem nicht geringen Luxus Zeugnis ablegen. G. Gustafson, der diesen Fund mit hervorragender Tüchtigkeit ausgegraben hat, hat darüber nur vorläufig geschrieben.[4]) Wir ersehen aber, daß die Kultur schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. viel höher stand, als man früher ahnen konnte. Der Referent hat deshalb seine Ansichten ändern müssen. Er hat früher den westeuropäischen Einfluß auf die nordischen Völker während der Wikingerzeit etwas zu hoch angeschlagen.[5]) Von der großen Bedeutung dieses Einflusses ist er jedoch dauernd überzeugt.

---

[1]) Vgl. H. Schetelig in »Mannus« III, S. 68 ff.; A. W. Brögger, Angelsaksiske Mynter fra VIII og IX Aarhundrede, (Norsk) Historisk Tidskrift 1911, S. 1 ff.

[2]) B. Salin, Die altgermanische Tierornamentik Buch I, Kap. IV.

[3]) O. v. Friesen, Om runskriftens härkomst. Upsala 1904. — Sophus Bugge, Norges Indskrifter med de ældre Runer, udg. af det norske Kildeskriftfond. Kristiania. B. II, Einleitung wird 1912 erscheinen. Darin wird ebenfalls der Ursprung der Runenschrift untersucht werden.

[4]) Osebergfundet (Aarsberetning fra foreningen til norske fortidsmindesmærkers bevaring 1904). — Derselbe, Notes on a Decorated Bucket from the Oseberg Find. Saga Book of the Viking Club Vol. V pl. II, London 1908.

[5]) Vesterlandenes Indflydelse paa Nordboernes og særlig Normændenes ydre Kultur, Levesæt og Samfundsforhold i Vikingetiden. Kristiania 1905 (Videnskabs-Selskabets Skrifter, Hist-filos. Klasse 1904, No. 1). Seine jetzigen Ansichten über die ältere norwegische Kultur schildert der Referent in »Norges historie fremstillet for det norske Folk«. B. I, Abt. 2 ist Kristiania 1910 (Aschehoug & Co.) erschienen, die erste Abteilung 1912.

Der fränkische Einfluß zeigt sich am frühesten und hat sich in Verfassung, Waffen, Ornamentik usw. geltend gemacht. Der angelsächsische Einfluß zeigt sich in den vielen Lehnwörtern, die wir vor allem in den Eddaliedern finden. Wir können ihn in Ackerbau, Gartenbau, Tracht, Schmuck usw. spüren. Der keltische (d. h. irische) Einfluß ist schwieriger zu bestimmen. Wir merken diesen Einfluß kaum in Schweden und nur wenig in Dänemark. Auch in Norwegen scheint der keltische Einfluß nie sehr stark gewesen zu sein. Freilich kamen im Mittelalter irische Namen wie Briánn und Niáll vor[1]), und keltische Lehnwörter lassen sich ebenfalls nachweisen. Am stärksten war aber dieser Einfluß auf Island. Der keltische Einschlag, den die Ansiedler mitbrachten, wird für die geistige Beweglichkeit der Isländer, vielleicht auch für ihre Rasse, nicht niedrig anzuschlagen sein.[2]) Wir können den keltischen Einfluß in der Poesie der Skalden, in den Sagas[3]) und in der Viehzucht der alten Isländer spüren. Obgleich es unter den ersten isländischen Ansiedlern viele Leute gab, die in Irland oder auf den Hebriden getauft waren, hat jedoch das keltische Christentum auf die Entwicklung der isländischen Kirche nur einen sehr geringen Einfluß geübt.

Der westeuropäische Einfluß auf das nordische Geistesleben, auf Religion und Dichtung während der Wikingerzeit, ist wahrscheinlich nicht so bedeutend gewesen, wie es Sophus Bugge[4]) annahm, aber auch nicht so gering, wie Finnur Jonsson[5]) meint. Mythologische Forscher wie Axel Olrik in Kopenhagen, Kaarle Krohn in Helsingfors und Magnus Olsen in Kristiania vereinen die literarhistorische und sprachvergleichende Methode Sophus Bugges mit der kulturhistorischen und folkloristischen Methode Mannhardt. Kaarle Krohn hat die nordischen Elemente im finnischen Götterglauben untersucht. Das

[1]) Für alle, die die altnorwegischen und altisländischen Personennamen studieren wollen, ist das Buch H. E. Linds, Norsk-islandska dopnamn och fingerade namn frå medeltiden (Upsala, Lindequist), unentbehrlich. (Das Werk ist im Erscheinen.)

[2]) Vgl. A. Heusler, Das Strafrecht der Isländersagas (s. S. 341), S. 19.

[3]) Wie groß der keltische Einfluß auf die Poesie der Skalden und auf die Isländersaga gewesen ist, ist eigentlich noch nicht untersucht worden. — Für die oben erwähnten Fragen über den westeuropäischen Einfluß ist die Arbeit Frank Fischers, Die Lehnwörter im Altwestnordischen (Dissertation, Berlin 1909) von Bedeutung.

[4]) Studier over de nordiske Gude-og Heltesagns Oprindelse I. (Christiania 1880—1889, Cammermeyer), II. Helgedigtene (Kopenhagen 1896, G. E. C. Gad).

[5]) Den oldnorske og islandske literaturs historie I—III. Kopenhagen 1894—1902. G. E. C. Gad.

für die Kulturgeschichte wichtigste Ergebnis ist, daß die Finnen schon sehr früh, indem sie sich die Agrarkultur der in Finnland ansässigen Nordgermanen aneigneten, zur selben Zeit auch germanische Fruchtbarkeitsgötter in ihren Götterhimmel aufnahmen. Diese sind: 1. der Frühlingsgott Sämpsä (vgl. „Simse"), 2. Rongoteus oder Rukotivo (urnord.**Rugo-tiwar*), der Gott des Roggens, 3. der Korngott Pekko (= altnord. *bygg* „Gerste", vgl. den ags. Stammheros Beow). Daneben haben die Finnen den Donnergott (*Ukko* „den alten Kerl" oder *Turisas*, d. h. „Vater Thor") von den Nordgermanen entlehnt.[1]) A. Olrik und Magnus Olsen versuchen es, durch das Studium der Ortsnamen und der Runeninschriften sowie durch die Ergebnisse der Archäologie in das religiöse Leben der heidnischen Nordgermanen tiefer einzudringen und vor allem die älteren Schichten des nordischen Götterglaubens kennen zu lernen. Olrik hat die verschiedenen Bestandteile des Ragnaröksmythus untersucht; er hat durch die Ortsnamen ein typisch gelegenes altdänisches Heiligtum geschildert; in seinem geistreichen Buche „Altnordisches Geistesleben" hat er eine allgemeine Charakteristik des altnordischen Götterglaubens gegeben.[2]) Magnus Olsen hat ein altnorwegisches Nerthus-Heiligtum und (in Verbindung mit dem Archäologen Schetelig) einen altnorwegischen phallischen Kultus nachgewiesen. Er hat auch den Kultus des Himmels- oder Sonnengottes Freyr sowie das kulturgeschichtliche Milieu des Eddaliedes Skírnismál geschildert.[3]) Auf altschwedische heidnische Opferplätze haben archäologische Forschungen neues Licht geworfen.[4])

[1]) K. Krohn hat über die heidnischen Götter der Finnen in »Finlands kulturhistoria, medeltiden, med bidrag af flera författare utg. af P. Nordmann och M. G. Schybergsson, Helsingfors 1908« geschrieben. Vgl. auch seine Abhandlung „Germanische Elemente in der finnischen Volksdichtung", Zeitschr. f. deutsches Altertum B. 51, S. 13ff. Vgl. A. Olrik, Danske Studier 1911, S. 39.

[2]) Om Ragnarok. Aarböger for nordisk Oldygndighed 1902. — Derselbe, En Oldtidshelligdom. Danske Studier 1911, S. 11ff. — Vgl. auch S. 339, Anm. 5.

[3]) M. Olsen und H. Schetelig, En indskrift med ældre runer fra Flöksand i Nordfjord. Bergens Museums Aarbog 1909, Nr. 6. — Dieselben, De to runestener fra Tu og Klepp paa Jæderen. Bergens Museums Aarbog 1909, Nr. 11. — M. Olsen, Fra gammelnorsk myte og kultus, Maal og Minne, udg. av Bymaalslaget, Kristiania 1909, S. 17ff.

[4]) Oskar Lundberg hat in dem Ortsnamen Smörkullen alte Opferplätze gefunden (Smörkullen och andre Ortsnamn på Smör-Omnordiska kultorter, Fataburen 1910, S. 193ff.). Sune Lindequist hat ein Heiligtum des Gottes Freyr in Nerike untersucht. (Ett »Frösvi« i Närke, Fornvännen 1910, S. 119—138.) Dieser Opferplatz stammt wahrscheinlich von ca. 500 n. Chr. und ist auf einem Moor gelegen.

Die Lappländer haben, wie bekannt, viele religiöse Vorstellungen von den Nordgermanen aufgenommen.[1]) Diese Vorstellungen gehören ebenfalls einer alten, vorgeschichtlichen Zeit an, als noch nicht Odin der König der Götter war. Die wichtigsten Götter waren damals Freyr (Týr oder Ullr), Njordr (Nerthus) und Thor (der Himmels- oder der Sonnengott, die mit diesem verheiratete Erdgöttin und der Donnergott, der ebenfalls für die Ernte Bedeutung hatte).

Ich habe oben die Untersuchung der Ortsnamen erwähnt. Dieses Studium ist im skandinavischen Norden von dem verstorbenen Oluf Rygh ins Leben gerufen worden. Das große Verzeichnis norwegischer Hofnamen[2]), das in wenigen Jahren zu Ende geführt sein wird, gibt den Namen jedes norwegischen Bauernhofes nicht nur in der jetzigen, sondern auch in den früheren Formen und fügt dazu eine vorsichtige Etymologie eines jeden Namens. Noch umfassender angelegt ist die entsprechende schwedische Ausgabe, die sämtliche schwedische Ortsnamen einzuschließen gedenkt, die aber bis jetzt nur einen kleinen Teil von Schweden behandelt hat.[3]) Die treibende Kraft des großen schwedischen Unternehmens ist der bekannte

---

[1]) Axel Olrik, Nordisk og lappisk guelsdyrkelse. Danske Studier 1905. — Derselbe, Irminsul og verdenstötter. Maal og Minne 1909. — Kaarle Krohn, Lappische Beiträge zur germanischen Mythologie. Finnisch-ugrische Forschungen, Helsingfors, 1906. — Quellenschriften über die Mythologie der Lappländer sind von mehreren Forschern herausgegeben. J. Ovigstad hat Berichte norwegischer Missionäre aus dem Anfange des 18. Jh. herausgegeben (»Kildeskrifter til lappisk mythologi«, Det kgl. norske Videnskabsselskabs skrifter, Trondhjem, 1903 und 1909). E. Reuterskiöld hat Aufzeichnungen schwedischer Missionäre gedruckt. (»Källskrifter til Lapparnes mythologi«, Bidrag till vorodlings häfder X, Stockholm 1910.) — Vgl. Reuterskiöld, Linnés lappska trolltrumma (Fataburen 1910); G. Hallström, Traditioner om Lapptrumman (Fataburen 1910); A. Palm, Lapptrumman från Asela (Fataburen 1910). Ein schwedischer Lappländer hat neulich eine merkwürdige Schilderung vom täglichen Leben seines Volkes gegeben. Die mit einer dänischen Übersetzung versehene Schilderung wirft ebenfalls auf die religiösen Vorstellungen der Lappländer neues Licht. (Johan Turi, Muittalus samid birra. En bog on lappernes liv af den svenske lapp Johan Turi. Udgivet med dansk oversættelse af Emelie Demant. Kopenhagen 1910. Nordiska Boghandeln, Stockholm, i distribution.)

[2]) Norske Gaardnavne. Kristiania, Cammermeyer. Rygh hat selbst B. 1—27 herausgegeben. Die Fortsetzung wird von anderen Forschern besorgt, die das Manuskript Ryghs bearbeiten. Von den 17 Teilen des Werkes sind bis jetzt 13 erschienen.

[3]) Sveriges ortnamn, utg. af Svenska ortnamnkommittén. Stockholm. Aktiebolaget Ljus.

Sprachforscher Adolf Noreen. Diese Werke sind für einen jeden, der Siedelungsgeschichte, Agrarwesen, Götterglaube usw. studieren will, ein unerschöpflicher Brunnen. In Dänemark ist man dagegen nicht weiter als bis an die Vorarbeiten gekommen.[1])

Für die älteren Forscher waren die Eddalieder und die isländische Sagas die einzigen Quellen, aus welchen man die altnordische Kultur kennen zu lernen glaubte. Für die neueren Forscher ist es dagegen charakteristisch, daß sie durch die Ergebnisse der Archäologie, der Runeninschriften und der Ortsnamen, überhaupt durch das Studium der Realia einen tieferen Einblick in die alte Kultur zu gewinnen suchen. Hjalmar Falk[2]) hat eine sehr wichtige Arbeit über die altnordischen Schiffe vollendet. Er klärt darin die vielen dunkeln Seeausdrücke in der altnordischen Literatur und den Ursprung der Schiffstypen auf. Unsere Kenntnis des altnordischen Seewesens ist bis jetzt, wie bekannt, sehr ungenau gewesen, und man hat eigentlich nicht den Unterschied zwischen den verschiedenen Schiffsformen, z. B. zwischen einem *karfi*, einem *dreki* (Drachenschiff) und einem *knǫrr* (Handelsschiff) gekannt. Falk beweist, daß das bekannte Wikingerschiff von Gokstad nicht ein *dreki*, sondern ein *karfi* ist, und daß beide Schiffstypen sich im Norden selbst ohne fremden Einfluß entwickelt haben.

K. Rhamms[3]) Untersuchungen über die altnordischen Bauernhöfe sind ebenfalls halb archäologisch, halb literarisch und berichtigen teilweise die Ansichten V. Gudmundssons[4]) in dessen bekanntem Werke über die isländische Wohnung.

Rhamm hebt besonders den Unterschied zwischen den Bauten der Wikingerzeit und denen des Mittelalters hervor. Danach war der Saal (*salr*) die charakteristische Wohnung der Wikingerzeit, die Stube (*stofa*) aber die des Mittelalters. Der Saal war ein sehr primitives Gebäude, das nur einen einzigen Raum besaß. Nicht nur der Boden, sondern auch die an den Wänden entlang laufende Erhöhung waren nach seiner Ansicht aus Erde. Die Schilderung Rhamms paßt gewiß für die Bauern-

---

[1]) Johannes Steenstrup, Indledende Studier over de danske Stedsnavnes Bygning. Videnskabs-Selskabets Skrifter, 7de Række, 1909, Kopenhagen. Vgl. F. Dyrlund in »Danske Studier» 1911, S. 99 ff.

[2]) Altnordisches Seewesen. Heidelberg 1912. K. Winter. Sonderabdruck aus Wörter und Sachen B. IV.

[3]) Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. 2. Abteilung. 1. Teil. Altgermanische Bauernhäuser im Übergange von Saal zu Fletz und Stube. Braunschweig 1908. Fr. Vieweg.

[4]) Privatboligen paa Island. Kopenhagen. Gyldendalske Boghandel.

häuser[1]), schwerlich aber ganz für die Wohnungen der Aristokratie. Diese waren kaum so primitiv, wie man nach Rhamm schließen möchte. Später hat man im südwestlichen Norwegen aus dem Anfange der Völkerwanderungszeit Häuser ausgegraben, die noch primitiver als die vorgeschichtlichen gotländischen Wohnungen, die sogenannten „Riesengräber“, gewesen sein müssen. Zur Geschichte der alten Bauten in Norwegen und auf Island hat auch Hjalmar Falk wichtige Beiträge gegeben.[2])

Auf Island haben Finnur Jónsson und Daniel Bruun Ausgrabungen gemacht, die u. a. alte Tempelplätze ins Licht gebracht haben. Auf dieser Grundlage hat Finnur Jónsson über den altnordischen Tempel eine wichtige Abhandlung geschrieben[3]), die vielfach die Ansichten Thümmels[4]) korrigiert.

Die Geschichte der norwegischen Fischerei ist in einer sehr guten übersichtlichen Darstellung von O. Nordgaard[5]) behandelt worden. Man kann den norwegischen Fischfang zurück bis zur Steinzeit verfolgen. Schon um 500 n. Chr. hat man wahrscheinlicherweise Fischgarne benutzt.

Die Siedelungsgeschichte ist von Karl Haff und Sven Tunberg untersucht worden. Tunberg[6]) behandelt die schwierigen Fragen der ältesten politischen Einteilung Skandinaviens, d. h. die Harde und das Hundert. Er führt wie A. Kock[7]) das altnorw. *herað*, altschwed. *hæraþ*, altdän. *hæræth* auf ein urnord. *hariraiða* zurück, was aber ursprünglich nicht einen Schiffsausrüstungsbezirk, sondern einen Bezirk, wo ein Haufe Menschen wohnen, bedeutet habe. Die Urheimat der Harde findet er in Dänemark, von wo aus nicht nur die Heradseinteilung, sondern auch das

---

[1]) H. Schetelig, En ældre jernaldersgaard paa Jæderen (Bergens Museums Aarbog 1909, Nr. 5). Vgl. F. Nordin, De gotländska kämpagrafvar, Månadsblad, utg. af Kgl. Vitterhets, historie-och antikvitetsakademien, Stockholm, 1888, S. 141 u. 158.

[2]) Maal og Minne, Kristiania 1910, Bd. II, S. 20ff.

[3]) Om Hov og Hovudgravninger paa Island. Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1909. In demselben Jahrgang der »Aarböger« findet sich auch eine Abhandlung von Björn Magnusson-Ölsen, Om Ordet seyðir, die für die Geschichte der altnordischen Kochkunst Bedeutung hat. Wie die Südsee-Einwohner, so backten die alten Isländer das Fleisch zwischen glühheißen Steinen.

[4]) Der germanische Tempel. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hg. v. W. Braune, B. XXXV, S. 1ff.

[5]) Norges næringsliv II: Norges fiskerier (Kristiania 1911).

[6]) Studier rörande Skandinaviens äldsta politiska indelning. Akademisk afhandling. Uppsala 1911.

[7]) Arkiv för nordisk filologi XXI, S. 358; XXII, S. 272.

Wort *herað*, *hærap* nach Schweden und Norwegen gewandert sei. Die Hundertschaft ist dagegen nach seiner Ansicht nach dem nördlichen Schweden (Svealand) aus den Rheingegenden gekommen und ist nicht, wie es Cl. Frh. v. Schwerin[1]) annimmt, eine gemeingermanische Institution. Die Untersuchung Tunbergs ist, obwohl einige von seinen Theorien kaum das Richtige treffen, doch verdienstvoll. Ortsnamen zeigen, daß die Harde in Norwegen uralt ist. So wird z. B. der zuerst besiedelte Teil des Distrikts in einigen norwegischen Tälern Herad genannt.[2]) Die Heradseinteilung war aber ursprünglich nicht überall durchgeführt. Sowohl in Schweden wie in Norwegen gab es ältere Bezirkseinteilungen. In der konsequent durchgeführten Einteilung in Harden hat sich vielleicht, wie es der Verfasser annimmt, dänischer Einfluß geltend gemacht.

Karl Haff[3]) hat das ältere dänische Agrarwesen untersucht. Teil I behandelt Allmende und Markgenossenschaft, Teil II die Feldgemeinschaft. Der fleißige Verfasser hat eine Fülle von Nachrichten über Agrarverhältnisse, Ackerbau, Forstwesen, Bezirkseinteilungen usw. früherer Zeiten gesammelt. Seine Ansichten, z. B. über die Rechte der Könige an den Allmenden, haben aber zum Teil bei dänischen Forschern Widerspruch gefunden.

In den Niederlassungen der nordischen *Wikinger* in Rußland, Frankreich und auf den britischen Inseln entwickelte sich früh eine eigenartige Kultur. Über die Wikingerreiche in Rußland ist seit dem bekannten Werke Vilhelm Thomsens[4]), in dem er beweist, daß Rurik und seine Russen wirkliche Schweden waren, nur wenig geschrieben worden. J. Kolmodin[5]) bringt Belege dafür, daß schwedische Kaufleute lange Zeit vor der Eroberung Ruriks mit der Wolga in Verbindung standen. Der Referent[6])

---

[1]) Die altgermanische Hundertschaft. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Otto Gierke, H. 90.) Breslau 1907. M. & H. Marcus. — Derselbe, Zur Hundertschaftfrage, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 29, Germanistische Abteilung, S. 261—304.

[2]) Norske Gaardnavne, udgivne af O. Rygh, B. V: Buskerud Amt, bearbeidet af Hjalmar Falk, Kristiania 1909, S. 106 (Nr. 5); B. II: Akershus Amt S. 378.

[3]) Die dänischen Gemeinderechte I—II. Leipzig 1909. A. Deichert Nachf. Vgl. die Besprechung J. Steenstrups in Historisk Tidskrift, ottende Række, B. II (Kopenhagen 1909—1910), S. 80—92.

[4]) Ryska rikets grundläggning genom skandinaverna. Stockholm 1882. (Ur vortids forskning Nr. 30.)

[5]) De fornsvenska Volga-fänderna, Historiska studier tillägnade Harald Hjörne. Stockholm und Upsala 1908.

[6]) Nowgorod som varjagisk by. Nordisk tidskrift (Stockholm) 1908.

hat hervorgehoben, daß die alten Rechtsinstitutionen Nowgorods viele nordische Elemente enthalten und daß der Handel dieser Stadt lange ein nordisches Gepräge hatte. Die Bedeutung der nordischen Niederlassungen für das Rechtsleben und den Handel Englands im Mittelalter ist am besten von Johannes Steenstrup[1]) in seinem bekannten Werke „Normannerne" behandelt worden. Die Niederlassungen in Irland und Schottland, die zum größten Teil norwegisch waren, haben auf die Kultur dieser Länder einen vielleicht noch größeren Einfluß geübt. Die Zahl der nordischen Lehnwörter im Gälischen ist außerordentlich groß. Auch im Irischen gibt es viele nordische Lehnwörter, von denen die ältesten aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts stammen. Die meisten Seeausdrücke in der irischen Sprache sind z. B. nordisch. Über den nordischen Einfluß auf das gälische Schottland hat George Henderson ein gutes Buch geschrieben.[2])

Die eigenartigste Wikingerkultur hat sich vielleicht auf der Insel Man entwickelt. Dort gibt es (wahrscheinlich aus dem 10. und der ersten Hälfte des 11. Jahrh.) eine Reihe von Steinkreuzen, die mit Runeninschriften und bildlichen Darstellungen geschmückt sind. Diese sind zum Teil christlich, zum Teil geben sie aber Szenen aus der nordischen Mythen- und Sagenwelt wieder. Die Sprache dieser Inschriften darf man halb nordisch, halb keltisch nennen. Die Denkmäler der Insel Man sind von P. M. C. Kermode[3]) mit großer Genauigkeit in einem mit vorzüglichen Abbildungen geschmückten Prachtwerke herausgegeben.

Vor einigen Jahren hat man auf der Insel Groix in der Bretagne einen nordischen Grabhügel aus der Wikingerzeit ausgegraben. Der in diesem bestattete Häuptling, der längere Zeit in der Bretagne gelebt zu haben scheint, war nach altnorwegischer Weise auf sein Schiff gelegt, und nachher hatte man das Ganze verbrannt.[4]) — Zuletzt müssen auch die Publikationen des Viking Clubs zu

---

[1]) Normannerne. B. IV: Danelag. Kopenhagen 1882. Rudolph Klein.

[2]) The Norse Influence on Celtic Scotland. Glasgow 1910. Maclehose & Sons. Die nordischen Lehnwörter im Irischen behandelt der Referent in der Festschrift für Kuno Meyer, Halle, Niemeyer.

[3]) Manx Crosses. London 1907. Bemrose. — Über die Sprache dieser Inschriften hat Magnus Olsen geschrieben: Om sproget i de manske runeindskrifter, Kristiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger for 1909, Nr. 11.

[4]) P. du Chantelier et L. Le Pointois, La Sépulture Scandinave à barque de l'île de Groix. Bulletin de la Société archéologique du Finistère T. XXXV, Quimper 1908.

London erwähnt werden, die für alle, die sich für die Wikingerzeit interessieren, unentbehrlich sind.[1])

Die ganze Kultur der Wikingerzeit erhielt ihre Prägung durch die weiten Seefahrten und Handelsverbindungen der nordischen Völker. Es sind zum Beispiel die Nordgermanen, die den direkten Handelsverkehr zwischen West- und Osteuropa geöffnet haben.[2])

Darstellungen, die die gesamte Kultur der Wikingerzeit behandeln, fehlen eigentlich. Die alten Werke Karl Weinholds[3]) und Rudolf Keysers[4]) haben ihre Bedeutung nicht verloren. Axel Olrik[5]) hat in einer geistreichen Übersicht die geistige Kultur geschildert. Die Abschnitte über Götterglauben, Heldendichtung und Skaldenpoesie sind besonders hervorragend. Der Referent[6]) hat einige Seiten der Kultur dieser Periode behandelt. Neben diesen Arbeiten muß auch das Buch E. Dagob. Schönfelds „An nordischen Königshöfen zur Wikingerzeit"[7]) erwähnt werden, das Ausschnitte aus dem großen historischen Sammelwerk der Fornmannasögur oder Noregs konunga sögur gibt. Der Herausgeber hat den Erzählungen eine historische Einleitung vorausgeschickt. Ein Schlußkapitel handelt von den Staatenbildungen der Normannen während der Wikingerzeit.

Nach der Einführung des Christentums wird der Kulturunterschied zwischen den verschiedenen nordischen Völkern deutlicher als vorher. In Dänemark gewann nicht nur das Christentum früher Eingang als in die übrigen nordischen Länder, sondern die ganze Kultur wurde bald davon durchdrungen. Auf die verschiedenen Strömungen aus Deutschland, England und Frankreich, die die älteste dänische Kirche (bis ins 12. Jahrh. hinein) beeinflußten,

---

[1]) Die Publikationen des Viking Club's London sind: I. Saga Book of the Viking Club. B. VI. London 1910. II. Old Lore Series, die über die Orkney- und Shetland-Inseln Mitteilungen bringen.

[2]) Walter Vogel, Zur nord- und westeuropäischen Seeschiffahrt im früheren Mittelalter. Hansische Geschichtsblätter B. 13 (1907), S. 153 ff. — A. Bugge, Die nordeuropäischen Verkehrswege im frühen Mittelalter. Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgesch. B. 4 (1906), S. 227 ff.

[3]) Altnordisches Leben. Berlin 1856.

[4]) Om Nordmændenes private Lid i Oldtiden, Om norske Samfundsordens Udvikling i Middelalderen, Om Nordmændenes Religionsforfatning i Oldtiden. Die Arbeiten sind alle in Keysers »Efterladte Skrifter« (Kristiania 1866—1867) erschienen.

[5]) Nordisches Geistesleben in heidn. und frühchristl. Zeit. (Germanische Bibliothek. 5. Reihe. Bd. I.) Heidelberg 1908. C. Winter.

[6]) Vikingerne I—II. Deutsch unter dem Titel: Die Wikinger, übers. von H. Hungerland, Halle a. S. 1906. Niemeyer.

[7]) An nordischen Königshöfen zur Vikingerzeit. Straßburg 1910. K. J. Trübner.

werfen die Untersuchungen von Ellen Jörgensen[1]) neues Licht. In das westliche Schweden gewann das Christentum ebenfalls früh Eingang. Das alte Svealand am Mälaren wurde dagegen erst zu Anfang des 12. Jahrh. ein christliches Land.[2]) Die Norweger wurden in dem ersten Viertel des 11. Jahrh. zum Christentum bekehrt. Spuren des alten Heidentums hielten sich aber lange.[3]) Die Isländer haben im Jahre 1000 durch einen politischen Beschluß das Christentum angenommen. Die isländische Kultur war aber fortdauernd unchristlich und merkwürdig rationalistisch.

Von der ganzen Kultur *Islands* gilt, was Heusler von der Skaldenkunst des Snorri Sturluson sagt: „Diese Kunst ist ein höchst verfeinertes, entwicklungsgeschichtlich spätes Gebilde, meilenweit abgerückt von der alten gemeingermanischen Dichterweise. Und dabei ist sie doch ganz und gar nicht modern im Sinne der Hochmittelalterkunst, die zu eben jener Zeit den Geschmack auch des nördlichen Europa zu beherrschen begann."[4])

Auf die isländische Sagaliteratur haben vor allem die Forschungen Finnur Jónssons und Björn Magnússon-Ólsens[5]) neues Licht geworfen. Nach der Ansicht einiger Forscher wurden in den Niederlassungen in Irland und Britannien Wikingersagas erzählt, ja vielleicht sogar niedergeschrieben, die für die Entstehung der Isländersaga eine große Bedeutung gehabt haben.[6]) In die Kultur und Gesinnung der Sagazeit (in Norwegen und auf Island) führt uns ein geistreich pointierendes Buch von Vilhelm Grönbech.[7]) Er versucht, den tiefen Unterschied

---

[1]) Fremmed Indflydelse under den danske Kirkes tidligste Udvikling. Det kgl. danske Videnskabsselskabs Skrifter 1909.

[2]) Vgl. J. Helander, Hedendom og kristendom inom den äldsta svemska missionskyrkan. Kyrkohistorisk årsskrift Jahrg. 6 (1905), S. 5ff.

[3]) Norges historie fremstillet for det norske Folk B. I, T. 2, S 282f.

[4]) A. Heusler, Das Strafrecht der Isländersagas (siehe S. 341), S. 225.

[5]) Den oldnorske og islandske literaturs historie I-III (s. S. 332). — Björn Magnússon-Olsen hat in »Aarböger for nordisk Oldkyndighed« eine Reihe von Abhandlungen über die Isländersagas geschrieben. In »Det kgl. danske Videnskabsselskabs Skrifter« 1910 hat er über Gunnlaugs saga Ormstungu gehandelt. Vgl. auch Björn Magnússon Olsen, Om den saakaldte Sturlungaprolog og dens formodede Vidnesbyrd om de islandske Slægtssagaers alder (Kristiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger 1910).

[6]) S. Bugge, Norsk Sagafortælling og Sagaskrivning i Irland, udgivet av Norsk historisk Forening. Kristiania 1908. — A. Olrik, Sivard den digre. Arkiv för nordisk filologi B. XIX (eine northumbrische Wikingersage). — A. Bugge, Über den Ursprung der isländischen Saga. Zeitschr. f. deutsches Altertum 1908.

[7]) Lykkemand og nidingvor folkeæt i oldtiden. Förste bog. Kopenhagen 1909. V. Pio.

zwischen der altnordischen und altgermanischen und der modernen Kultur zu schildern. Ob der Unterschied wirklich so groß war, wie es Grönbech annimmt, ist jedoch zweifelhaft. Geschlecht, Ehre, Rache, Glück, Neiding sind die Begriffe, von denen der Verfasser ausgeht. Viele von seinen Bemerkungen sind richtig und tiefsinnig. Im großen und ganzen stellt aber das Buch nur eine Reihe von Nachempfindungen dar. Der Verfasser zitiert, ohne den Unterschied zwischen den Quellen hervorzuheben, Tacitus, Gregor von Tours, angelsächsische Gedichte und isländische Sagas aus dem Ende des 13. Jahrh. Der Unterschied zwischen einem Germanen zur Zeit der Völkerwanderung und einem Isländer zur Zeit Snorres war ohne Zweifel ebenso groß wie der Unterschied zwischen diesem und einem lebenden Norweger oder Isländer. Die isländischen Sagas können nicht, oder jedenfalls nur mit der größten Vorsicht, für eine Schilderung der nordischen Völker im Altertum benutzt werden. Für die Forschung von größerer Bedeutung ist eine hervorragende, zwar nüchterne, aber von Tatsachen und tiefsinnigen Bemerkungen gefüllte Arbeit Andreas Heuslers[1]) über das Strafrecht der Isländersagas.

Wer die Isländersagas kennt, weiß, welche große Rolle Rache, Fehde, Vergleich, Gerichtsgang, Acht und Buße in denselben spielen. Man wird daher sogleich die Bedeutung der Untersuchung Heuslers verstehen. Das Hauptergebnis dieser Untersuchung ist, daß die isländischen Gesetze, vor allem die „Graugans", viel Theorie, aber wenig Wirklichkeit enthalten, daß dagegen die Sagas unendlich weniger System als das Rechtsbuch, aber sehr viel mehr Wirklichkeit enthalten. Der Verfasser glaubt auch im großen und ganzen an die historische Glaubwürdigkeit der Isländersagas. Das Buch gibt aber viel mehr, als der Titel verspricht. Kap. X (Rückblick und Ausblick) gibt uns in die Gesinnung der alten Isländer einen tiefen Einblick. Kap. II enthält eine gedrängte, nur das Wesentliche pointierende Schilderung der Kultur der Sagazeit. — Die Methode, die Konrad Maurer[2]) in den nach seinem Tode herausgegebenen Vorlesungen benutzt, ist eine ganz andere. Er geht von dem Gesetzbuch aus. Er hat aber das altnordische Rechtsleben besser als sonst jemand gekannt. Seine Vorlesungen werden daher immer ihre große Bedeutung behalten.[2])

Die spätere Kulturgeschichte Islands ist wenig untersucht worden. Noch im 14. Jahrhundert stand jedoch Island nicht

[1]) Das Strafrecht der Isländersagas. Leipzig 1911. Duncker & Humblot.

[2]) Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte. B. V.: Altisländisches Strafrecht und Gerichtswesen. Leipzig 1910. A. Deichert Nachf.

hinter den übrigen nordischen Ländern zurück. Neben der Literatur gab es sogar eine isländische Kunst.[1])

Die Hochmittelalterkultur *Norwegens* (in der zweiten Hälfte des 12. und im 13. Jahrh.) hat in den Kirchenbauten, vor allem in dem Dom zu Drontheim und in der St. Magnus-Kathedrale zu Kirkwall auf den Orkney-Inseln, ihren typischen Ausdruck gefunden. Diese Kunstdenkmäler sind von Lorentz Dietrichson, dem Altmeister der norwegischen Kunst- und Kulturgeschichte, beschrieben worden.[2]) Aus der Kunstgeschichte ist ebenfalls Harry Fett hervorgegangen, der sich besonders mit der Skulptur dieser Zeit beschäftigt und die verschiedenen Kunstschulen und die (hauptsächlich französischen und englischen) Einflüsse, die sich geltend machten, untersucht hat.[3]) Der Historiker und Künstler Matthaeus Parisiensis, der 1248 Drontheim besuchte, hat nach Harry Fett[4]) auf den Bau des Domes zu Drontheim Einfluß geübt.

Die Verbindung mit England hatte nicht nur für die Kunst, sondern auch für das wirtschaftliche Leben und für die ganze Kultur Norwegens im 12. und 13. Jahrh. die größte Bedeutung.[5]) Während dieser Zeit blühten der selbständige Handel und die Schiffahrt der Norweger. Davon zeugen u. a. die Handelsgesell-

---

[1]) Harry Fett, En islandsk tegnebog fra middelalderen. Kristiania Videnskabs-Selskabs Skrifter 1910, Nr. 2. — Fredrik B. Wallem hat die isländischen Kircheninventarien untersucht: De islandske kirkers udstyr i middelalderen (Aarsberetning fra foreningen til norske fortidsmindesmærkers bevaring 1909 und 1910).

[2]) Vore Fædres Værk. Kristiania und Kopenhagen 1906. Gyldendalske Boghandel. — Lorentz Dietrichson und Johan Meyer, Monumenta Orcadica. Kristiania u. Kopenhagen 1907. Gyldendalske Boghandel.

[3]) Billedhuggerkunsten i Norge under Sverreætten. Kristiania 1908. Alb. Cammermeyer.

[4]) Matthæus Parisiensis og hans stilling i norsk kunsthistorie. Aarsberetning fra foreningen til norske fortidsmindesmærkers bevaring 1910.

[5]) R. Leach hat die Verbindungen zwischen der norwegischen und der englischen Kirche hauptsächlich während dieser Zeit behandelt (The Relations of the Norwegian with the English Church, Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences XLIV, Nr. 20). — Ellen Jörgensen hat in der Kupferstichsammlung zu Berlin (78 A. 8) ein mittelalterliches Psalterium entdeckt, das in England geschrieben ist und der norwegischen Königsfamilie um die Mitte des 13. Jhs. gehört hat (Meddelelse om middelalderligt Psalterium, som fordum vor i norsk Eie, Historisk Tidsskrift 8 R., B. III, Kopenhagen 1911). — Die Urkunden, welche für die Berührungen zwischen Norwegen und England Bedeutung haben, werden im Diplomatarium Norvegicum B. XIX gesammelt (Diplomatarium Norvegicum, Nittende Samling, Förste Halvdel, udg. av Alexander Bugge. Kristiania 1910).

schaften, die wir aus den Sagas und den Rechtsbüchern kennen lernen. Die stille Partnerschaft war um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Norwegen sehr verbreitet.[1]) Noch im 13. Jahrhundert waren die Norweger große Seefahrer und machten z. B. nördlich von Grönland bedeutende Entdeckungen. Über die schwer verständlichen Wertverhältnisse in den Gesetzen und Urkunden und überhaupt über das ökonomische System des norwegischen Mittelalters hat Macody Lund[2]) eine wertvolle Abhandlung geschrieben. Die Seefahrten der Norweger haben nicht nur für die Geschichte der Geographie, sondern auch für das Verständnis der ganzen altnorwegischen Kultur eine große Bedeutung. Der große Polarforscher Fridtjof Nansen, der wie sonst niemand tiefgehende wissenschaftliche Studien mit persönlicher Erfahrung verbindet, hat über die Erforschung der nördlichen Striche der Erde in früheren Zeiten ein großes und durch eine Fülle von neuen Nachrichten ausgezeichnetes Werk vollendet.[3])

Erst zu Anfang des 14. Jahrh. gewannen die Deutschen in den norwegischen Städten, vor allem in Bergen, festen Fuß. Man hat neulich die meisten der alten Häuser auf Tyskebryggen (der deutschen Brücke) in Bergen niedergerissen und dadurch den Grund untersuchen und die Lage der mittelalterlichen Häuser besser bestimmen können. Zur selben Zeit ist eine Menge mittelalterlicher, ja vielleicht noch älterer Gegenstände an den Tag gebracht worden.[4])

In *Dänemark* war schon in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. die Kultur christianisiert. Die Sitten waren milder und das Verhältnis der Männer zu den Frauen nicht dasselbe wie in Norwegen oder auf Island. Es gibt z. B. Runensteine, die von einem zärtlichen Verhältnis zwischen Männern und Frauen Zeugnis ablegen. Der König Sven Gormsson soll den Frauen das Recht zu Erb-

[1]) Die beste Übersicht über diese Fragen hat Karl Lehmann gegeben (Altnordische und hanseatische Handelsgesellschaften, Zeitschrift für das gesamte Handels- und Konkursrecht Bd. LXII, Stuttgart 1908).

[2]) Norges ökonomiske System og værdiforhold i middelalderen (Kristiania Videnskabs-Selskabs Skrifter 1908, Nr. 1).

[3]) Nord i tåkeheimen, utforskningen av jordens nordlige strök i tidlige tider. Kristiania 1911. Jakob Dybwad. — Das Werk endet mit den Entdeckungsfahrten Cabots und der Portugiesen.

[4]) Fr. Koren-Wiberg, der sich um diese Ausgrabungen große Verdienste erworben hat, hat einige von den Ergebnissen derselben in »Bidrag til Bergens kulturhistorie« (Bergen 1908, John Grieg) mitgeteilt. Vgl. Fortegnelse over de til Bergens Museum i 1909 indkomne sager ældre end reformationen av H. Schetelig, Bergens Museums Aarbog 1910, Nr. 11, S. 60 ff., wo ein Verzeichnis der gefundenen Gegenstände gegeben wird.

schaften verliehen haben. Zur selben Zeit war aber noch der altnordische Heldengeist ganz lebendig, wie wir aus anderen Runensteinen, die vom Verhältnis der Gefolgschaft zu ihrem Herrn reden, ersehen können. Für alle, die die dänische Kultur der Wikingerzeit und des Frühmittelalters studieren wollen, ist das großartige Werk des Altmeisters der Runenkunde, L. Wimmer, über die dänischen Runendenkmäler[1]), unentbehrlich. Im ganzen war das kirchliche Leben in Dänemark reger und die fremden, vor allem die deutschen und französischen Einflüsse im Frühmittelalter stärker als in Norwegen und Schweden. Hans Olriks „Absalon"[2]), ein Werk, das eine fesselnde Schilderung vom Leben des großen dänischen Bischofs, Kriegers und Staatsmanns gibt, führt uns zugleich in das Leben der dänischen Geistlichkeit im 12. Jahrh., zu Hause und während ihrer Studien in Paris, hinein und schildert das älteste Kopenhagen, das man durch neue Ausgrabungen auf dem Schlosse Kristiansborg kennen gelernt hat. Über die kirchliche Kultur Dänemarks im Mittelalter unterrichten auch die Untersuchungen Ellen Jörgensens[3]) über fremde Einflüsse während der ersten Entwicklung der dänischen Kirche und über den Heiligenkultus, sowie eine Arbeit von Johannes Lindbæk und G. Steemann[4]) über die Klöster des heiligen Geistes.

Das Spätmittelalter charakterisiert eine große Rezeptivität, es scheint nur in geringem Grade Selbständigkeit besessen zu haben. Daß jedoch auch diese Zeit nicht ohne eine grössere wissenschaftliche und literarische Tätigkeit war, wird man wahrscheinlich durch fortgesetzte Untersuchungen in einheimischen und fremden Bibliotheken und Archiven lernen.[5])

---

[1]) De danske Runemindesmærker, undersögte og tolkede. B. 1—4. Kopenhagen 1895—1910. Gyldendalske Boghandel.

[2]) Absalon Bd. 1—2. Kopenhagen 1908—1909. G. E. Gad.

[3]) Fremmed Indflydelse under den danske Kirkes tidligste Udvikling. — Dieselbe, Helgendyrkelse i Danmark. Avec un résumé en français. Kopenhagen 1909. H. Hagerup.

[4]) De danske Helligaandsklostre, Fremstilling og Aktstykker. Kopenhagen 1906. G. E. Gad. Lindbæk hat in den römischen Archiven Urkunden gefunden, die über die Geschichte dieser Klöster neue Nachrichten bringen.

[5]) Ellen Jörgensen hat Nachrichten über mittelalterliche Schriftsteller, die aus Dacia herstammten, gesammelt. (Om nogle middelalderlige Forfattere, der nævnes som hjemmehörende i Dacia, Historisk Tidsskrift 8 R, Bd. III, Kopenhagen 1911.) — H. Schück hat früher über dasselbe Thema geschrieben: Bibliografiska och litteraturhistoriska anteckningar, Stockholm 1896; Svenska Pariserstudier, Kyrkohistorisk årsskrift I (1900), III (1903). — Im norwegischen Reichsarchive zu Kristiania finden sich viele Membranfragmente, die aus mittelalterlichen lateinischen Handschriften stammen. Diese werden jetzt geordnet und

In das Leben „der unehrlichen Leute" älterer und neuerer Zeiten führt uns ein lebhaft geschriebenes Buch von Hugo Matthiessen[1]) ein.

Weiter sei ein Beitrag zur Geschichte der äußeren Kultur genannt. Das dänische Nationalmuseum zu Kopenhagen hat durch Jörgen Olrik[2]) ein Prachtwerk über Trinkhörner und Silbergeschirr des Mittelalters und der Renaissance publiziert. Aus der gelehrten Einleitung, die auch über norwegische und schwedische Verhältnisse Aufschlüsse gibt, lernen wir, daß keine dänischen Trinkhörner aus dem älteren christlichen Mittelalter erhalten sind. Später wurden aber dieselben wieder zahlreicher. Man benutzte jedoch meistens nicht die Hörner der einheimischen Ochsen, sondern die Hörner wurden vom Auslande, meistens von Südeuropa, eingeführt. Der Herausgeber gibt auch ein lehrreiches Verzeichnis dänischer Silberfunde. Es fällt gleich in die Augen, wie viele von diesen Funden aus dem 17. Jahrh. stammen. Dies hängt mit den Kriegen zusammen, die Dänemark damals verheerten. Die Leute gruben ihr Silber in die Erde ein, damit es nicht in die Hände der Feinde fallen sollte. Das meiste von diesen in der Erde gefundenen silbernen Gegenständen ist einheimische Arbeit. Man sieht daraus, wie hoch die dänische Goldschmiedekunst schon am Ende des Mittelalters stand. — Eine Innung der Goldschmiede wird in Kopenhagen im 15. Jahrh. erwähnt.

Für die dänische Kulturgeschichte hat die vor wenigen Jahren abgeschlossene dänische Reichsgeschichte die größte Bedeutung. Dies gilt vor allem für die zwei ersten Bände von Johannes Steenstrup und Kr. Erslev, die die Vorgeschichte, die Wikingerzeit und das hohe Mittelalter umfassen. Steenstrup gibt am Ende des ersten Bandes eine fesselnde Schilderung von Dänemark um 1200. Noch mehr Neues bringt vielleicht Erslev (B. II) in seinen Schilderungen von Adel und Bürgertum, Städteleben, Handel und Gildewesen des Hochmittelalters.[3])

katalogisiert, und hoffentlich wird bald ein Verzeichnis derselben erscheinen. Man wird daraus ersehen, daß es noch im 14. Jahrhundert ein, obwohl nicht reges wissenschaftliches Leben in Norwegen gab. (Vgl. S. A. Sörensen, Middelalderske latinske Membranfragmenter i det norske Rigsarkiv, Historisk Tidsskrift 4 R., B. 6, Kristiania 1908.)

[1]) Böddel og Galgefugl. Kopenhagen 1910. Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag.

[2]) Drikkehorn og Sölvtöi fra Middelalder og Renaissance, udgivet af Nationalmuseets anden Afdeling. Avec un résumé en français. Kopenhagen 1909, Folio. I Kommission hos G. E. Gad.

[3]) Danmarks Riges Historie af Joh. Steenstrup, Kr. Erslev, A. Heise, V. Mollerup, J. A. Fredericia, E. Holm, A. D. Jörgensen. B. I—VI. Kopenhagen 1904 etc. Det nordiske Forlag, Gyldendalske Boghandel.

Die *schwedische Kultur* hat lange ihr ursprüngliches, altgermanisches Gepräge beibehalten. Das Heidentum lebte in Schweden länger als in den übrigen nordischen Ländern. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebte der berühmteste Held der schwedischen Wikingerzeit, Yngvarr enn viðförli („der weit umherfahrende"), dessen Fahrten nach Rußland und Griechenland auf Runensteinen erwähnt werden und lange in der Sage lebten.[1]) Von der Kultur Schwedens während der Wikingerzeit bringt uns eine zahlreiche Menge von Runeninschriften Kunde. Die merkwürdigste von diesen enthält der Stein von Rök in Östergötland (aus der ersten Hälfte des 9. Jahrh.), den man ein steinernes Buch genannt hat.[2]) Die meisten schwedischen Runendenkmäler stammen aus dem 11. Jahrh. und finden sich in der Provinz Upland. Viele von diesen sind künstlerisch ausgeschmückt und rühren von Runenmeistern her, deren Namen und Stil man kennt. Otto von Friesen hat sich besonders durch seine Untersuchungen über die schwedischen Runendenkmäler Verdienste erworben.[3]) Schweden hatte jedoch auch früh, was man aus der Missionsreise des heiligen Ansgar nach Birka schließen kann, lebhafte Verbindungen mit dem Auslande. Der verstorbene Knut Stjerna[4]) hat nachzuweisen versucht, daß Birka am Mälaren, die älteste schwedische Stadt, eine Niederlassung friesischer Kaufleute war. Diese Ansicht hat nicht allgemeinen Beifall gefunden; u. a. hat Henrik Schück[5]) dagegen geschrieben. Daß der Handel zwischen Upland und Friesland eine große Bedeutung hatte, ersieht man jedoch daraus, daß Runensteine (von ca. 1060—1075) in der alten schwedischen Stadt Sigtuna eine friesische (halb schwedische) Gilde erwähnen.[6]) Dadurch wird es wahrscheinlich

---

[1]) Über diesen Wikingerhäuptling hat F. Braun in St. Petersburg eine interessante Abhandlung geschrieben (Hvem var Yngvarr enn viðfǫrli, Fornvännen 1910, S. 99 ff.).

[2]) Über den Runenstein von Rök hat der verstorbene Sophus Bugge geschrieben. (Der Runenstein von Rök in Östergötland, Schweden. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Magnus Olsen. Unter Mitwirkung und mit Beiträgen von Axel Olrik und Erich Brate. Stockholm 1910. Kungl. Vitterhets, historie- och antikvitetsakademien.)

[3]) Tva småländska runstenar. Meddelanden från N. Smålands Forminnesförening I, 1907, S. 3 ff. — Derselbe, Uplands runstenar. »Upland« Upsala 1903—1908, B. 2, S. 449 ff.

[4]) Lund och Birka. Historisk tidskrift för Skåneland B. 3, Lund 1909.

[5]) Birka. Akademisk program. Uppsala 1910.

[6]) Otto von Friesen, Ur Sigtunas äldsta historia. Uplands fornminnesförenings tidskrift H. 26, Upsala 1910. Die Abhandlung ist im Anschluß an O. Juel, Sigtunas runstenar, in derselben Zeitschrift, geschrieben.

gemacht, was der Referent[1]) schon früher gegen Karl Hegel („Städte und Gilden der germanischen Völker") hervorgehoben hat, daß die nordischen Völker schon am Ende der Wikingerzeit, u. a. in London, kaufmännische Innungen besaßen. Andere schwedische Runendenkmäler aus dem 10. und 11. Jahrh. erwähnen Verbindungen mit England.[2]) Auf dem Stein von Karlevi auf Öland (von ca. 1000) hat sogar ein isländischer Skald ein Gedicht über einen dänischen Häuptling eingehauen.[3])

Für das Studium der Kulturgeschichte Schwedens im Mittelalter ist das große Werk Hans Hildebrands[4]) eine unentbehrliche Materialiensammlung.

Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. unter Birger Jarl und seinem Sohne, König Magnus Ladulås, hatte Schweden die Kultur des Hochmittelalters vollständig aufgenommen. Nach der Ansicht älterer Forscher hatte Magnus Ladulås durch seine Verordnungen über die Reiterdienstpflicht den schwedischen Adel ins Leben gerufen, gleich wie sich der dänische Adel aus der Gefolgschaft Knuts des Großem, dem bekannten Thingmannalid, entwickelt haben sollte.[5]) In Norwegen gab es dagegen, wie bekannt, einen uralten Volksadel, der sich erst nach harten Kämpfen den Königen unterordnete. Neuere Forschungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß sowohl der dänische[6]) wie der schwedische Adel[7]) ebenfalls ein Volksadel waren und erst später mit der Gefolgschaft der Könige zusammengeschmolzen sind. Die ältere Annahme,

---

[1]) The Earliest Guilds of the Northmen in England, Norway and Denmark. Sproglige og historiske Afhandlinger viede Sophus Bugges Minde. Kristiania 1908. Aschehoug & Co.

[2]) O. v. Friesen, Fornvännen Jahrg. 4 (1909), S. 57ff.

[3]) S. Söderberg och E. Brate, Ölands runinskrifter. Stockholm 1900—1906.

[4]) Sveriges medeltid I—V (Stockholm 1879ff.). — Derselbe, Den kyrkliga konsten under Sveriges medeltid (2. Auflage, Stockholm 1907) gibt eine Übersicht über die kirchlichen Kunstdenkmäler des mittelalterlichen Schwedens.

[5]) Vgl. über den schwedischen Adel Hildebrand, Sveriges medeltid II, S. 154ff., über den dänischen Kinch, Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1875.

[6]) Kr. Erslev hat zuerst diese Fragen für Dänemark in seiner bekannten Arbeit »Valdemarernes Storhedstid« (Kopenhagen 1898) behandelt.

[7]) S. Tunberg, Det värdslige frälsets uppkomst i Sverige. Historiska Studier tillägnade Harald Hjärne. Upsala & Stockholm 1908. — K. G. Westman, Svenska rådets historia till år 1306. Akademisk afhandling. Upsala 1904. — A. Bugge, Det svenske ogtdet danske aristokrati i deres förste udvikling. Festskrift til Professor Ludvig Daae. Kristiania 1904. Aschehoug & Co.

daß Schweden und Dänemark ursprünglich eine mehr demokratische Gesellschaft als Norwegen hatten, ist kaum richtig.

Das für die Kulturgeschichte so wichtige Studium der Personennamen wird von mehreren schwedischen Forschern eifrig betrieben. Ich habe schon (S. 332) die Sammlung H. E. Linds von norwegischen und isländischen Taufnamen erwähnt. Das von M. F. Lundgren begonnene Werk über mittelalterliche schwedische Personennamen[1]) wird jetzt von E. Brate fortgesetzt. Anders Grape[2]) hat die fremden Personennamen, die in Schweden bis ca. 1350 vorkommen, behandelt und die verschiedenen Kulturströmungen, auf die man aus diesen Namen schließen kann, nachgewiesen.

Auf das wirtschaftliche Gebiet führt Emil Sommarin[3]) mit seinem Werk über die schwedischen Bergwerke, die schon im Mittelalter eine nicht unerhebliche Bedeutung hatten. Er bringt Belege dafür, daß nicht nur Kupfergruben, wie Stora Kopparberget in Dalarne, sondern auch Eisengruben im 13. Jahrh. betrieben wurden. Stora Kopparberget war vom Anfang an in den Händen einer zum größten Teil deutschen Gesellschaft. Die Bergleute bei den Kupfergruben waren ebenfalls meistens Ausländer. Bei den Eisengruben war der fremde Einfluß dagegen nicht so stark. Hier entwickelte sich schon früh ein Stand schwedischer Bergarbeiter. Der Verfasser gibt Zahlen, die von der wachsenden Bedeutung der Bergwerke zeugen. Um 1570 hatte Schweden ca. 530000 Einwohner. Von diesen lebten ungefähr 20000 von den Bergwerken.

Finnland hat nie eine selbständige politische Geschichte gehabt. Die Geschichte Finnlands ist in erster Reihe Kulturgeschichte. Die Kultur des Landes hat aber seit unvordenklichen Zeiten, obwohl von westlichen und östlichen Nachbarn stark beeinflußt und lange halb schwedisch, ihr eigenes Gepräge. Kulturgeschichte wird daher von finnischen Forschern eifrig betrieben.[4]) Ich brauche

---

[1]) Personnamn från Medeltiden. Svenska landsmålen H. 45 u. 56. Stockholm 1892, 896. Die Fortsetzung Brates, die in derselben Zeitschrift erscheinen wird, ist im Druck.

[2]) Studier över de i fornsvenskan inlånade personnamnen (företrädelservis intill 1350) I. Akademisk avhandling. Upsala 1911.

[3]) Bidrag til kännedom om arbetareförhållanden vid svenska bergverk och bruk i äldre tid till omkring år 1720. Lund 1908. Håkon Ohlssons Boktrykkeri.

[4]) Die Kulturgeschichte der finnisch-ugrischen Völker liegt außerhalb des Rahmens dieses Berichtes. Hier erwähne ich nur, daß man auf der Insel Kjelmö in Ostfinmarken im nördlichsten Norwegen Spuren einer merkwürdigen Kultur aus der jüngeren Eisenzeit gefunden hat. Lappländer sind es nicht gewesen, die diese Kultur hervorgebracht haben. Wahrscheinlicher war es dasselbe Volk, das die alten Norweger

hier nur zwei hervorragende Arbeiten zu nennen. Die eine ist eine kurze Kulturgeschichte Finnlands im Mittelalter, die von mehreren Forschern herrührt[1]; die andere ist eine Untersuchung über mittelalterliche Altarschränke und Holzschnitzereien in den Kirchen Finnlands.[2]

Die nordische Kulturgeschichte der *neueren Zeit* hat vielleicht für ein deutsches Publikum nicht das gleiche Interesse wie diejenige des Mittelalters. Auch in den späteren Jahrhunderten haben jedoch die skandinavischen Völker eine von den anderen germanischen Völkern verschiedene Kulturentwicklung gehabt und wichtige Beiträge zur gemeineuropäischen Kultur geliefert. Ich brauche nur die Blütezeit des geistigen Lebens Schwedens im 18. und Dänemarks und Norwegens im 19. Jahrh. zu erwähnen. Die eigentümlich geprägte Kultur der norwegischen und schwedischen Bauern darf auch ein nicht geringes Interesse beanspruchen.

Von größeren Darstellungen, welche die nordische Kulturgeschichte der neueren Zeit im Zusammenhang zu schildern versuchen, gibt es von dem früher erwähnten großen Werke Troels Lunds („Dagligt Liv i Norden") abgesehen, keine. Es wird jedoch rüstig gearbeitet, und viele tüchtige und zuweilen wirklich bedeutende Detailuntersuchungen und Einzeldarstellungen erscheinen in jedem Jahre.

Die Mehrzahl der nordischen kulturgeschichtlichen Forscher sind eigentlich Kunsthistoriker und verstehen unter Kulturgeschichte, was man in Deutschland Kunstgeschichte oder Altertumsforschung nennen würde. Diese Seite des kulturgeschichtlichen Studiums ist vielleicht augenblicklich in Norwegen und Schweden die am stärksten hervortretende, während in Dänemark die folkloristische Seite des Studiums eine Reihe hervorragender Forscher zählt.

Henning Fredrik Feilberg, der Altmeister der dänischen Volkskunde, ist wie Troels Lund ein ausgezeichneter Stilist und eine liebenswürdige Persönlichkeit, dessen Werke eine außerordentliche Anziehungskraft besitzen. Feilberg hat als Kind und als erwachsener Mann im westlichen Jütland gelebt und kennt das

---

Biarmar nannten und das am Weißen Meere wohnte. (O. Solberg, Eisenzeitfunde aus Ostfinmarken. Christiania Videnskabsselskabs Skrifter 1909, Nr. 7.)

[1] Finlands kulturhistoria, medeltiden. Med bidrag af flere författare utgifven af P. Nordmann och M. G. Schybergsson, Helsingfors 1908. Söderström & Co.

[2] K. K. Meinander, Medeltide altarskåp och träsniderier i Finlands kyrkor. Finska fornminnesföreningens tidskrift 24 (1908), Nr. 2.

Leben und die Mundart der jütländischen Bauern besser als die meisten anderen Gelehrten. Sein altbekanntes «Dansk Bondeliv», das in neuer Ausgabe erschienen ist[1]), schildert das Leben der Bauern im westlichen Jütland, wie es um die Mitte des 19. Jahrh. geführt wurde. Das Werk, das eine Fundgrube für die Kulturgeschichte und die Volkskunde ist, behandelt zuerst die Häuser und ihre Einrichtung und das tägliche Leben der Bauern. Bemerkenswert ist u. a. die Schilderung der geselligen Zusammenkünfte, die gehalten wurden, wenn die Frauen die Wolle kardeten, ferner die Schilderung des Ochsenhandels und der jütländischen Ochsenhändler, die das Vieh nach Husum und Itzehoe führten. Ein noch größeres kulturgeschichtliches Interesse hat der Abschnitt über den Betrieb der Bauernhöfe zur Zeit der Feldgemeinschaft, als die Verhältnisse durch Parzellierung usw. noch nicht geändert waren. In dem Abschnitte über Festlichkeiten ist der Verfasser als Folklorist auf seinem eigensten Gebiete. Der vor mehreren Jahren erschienene Band II schildert die Festlichkeiten der Familie, Hochzeit, Kinderbier und Leichenmahl, Aberglaube, Heilkunde usw.

Das Hauptwerk Feilbergs ist eine Arbeit über die Weihnachtssitten und den mit Weihnachten verbundenen Aberglauben der nordischen Völker in älterer und neuerer Zeit.[2]) Mehrere Abschnitte dieses schönen und tiefsinnigen Werkes haben freilich für die Volkskunde und die Sagenforschung eine größere Bedeutung als für die Kulturgeschichte. Andere Abschnitte, z. B. über den Christbaum, werden jedoch auch den Kulturhistoriker interessieren. Der reiche Inhalt dieses Werkes läßt sich aber nicht in einem kurzen Berichte wiedergeben. Zum größten Teil von Feilberg angeregt sind andere in den letzten Jahren erschienene Werke über dänisches Bauernleben. Anspruchslos, jedoch kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse, schildert Anders Christensen, selbst ein alter Bauer, das Leben der Bauern auf der Insel Fünen um die Mitte des 19. Jahrh.[3]) Obwohl wissenschaftlich nicht sehr bedeutend, enthält auch eine Arbeit von Christine Reimer über die Bauern auf Fünen[4]) eine Reihe von guten Beobachtungen und Charakteristiken.

Topographisch-geschichtliche Werke über dänische Landschaften sind verhältnismäßig selten. Eines der besten, die in den

---

[1]) Dansk Bondeliv I. (3. Auflage). Kopenhagen 1910. G. E. Gad. II. Ebenda 1899. Ein anderes Hauptwerk Feilbergs ist ein Wörterbuch über die jütländische Volkssprache.

[2]) Jul I—II. Kopenhagen 1904. Schubothe.

[3]) Fynske Bönders Liv i forrige Aarhundredes Midte. Odense 1908. Milo.

[4]) Nordfynsk Bondeliv i Mando Minde I. Odense 1910. Milo.

letzten Jahren erschienen sind, Vilhelm Lütkens[1]) Beitrag zur Geschichte der Insel Langeland, hat u. a. für die Geschichte des dänischen Siedelungswesens Bedeutung. Die alten Dörfer lagen auf Langeland, wie überall in Dänemark, ca. 4—5 km von der See entfernt und waren in alten Zeiten von einem Waldgürtel der See entlang geschützt. Neuerdings gibt es in Dänemark eine Menge lokalhistorischer Zeitschriften, die nicht selten kulturgeschichtliche Gegenstände behandeln. Zuerst begann die historische Gesellschaft für das Ripen-Amt („Historisk Samfund for Ribe Amt") 1903 eine Zeitschrift („Fra Ribe Amt") herauszugeben. Diese Zeitschrift fand bald Nachfolger. Jetzt gibt es 12 historische Jahrbücher und Zeitschriften für die verschiedenen dänischen Landschaften, darunter auch für Kopenhagen.[2])

In *Norwegen* spielen die lokalhistorischen Gesellschaften eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle. Dagegen erscheinen jedes Jahr Arbeiten über die Geschichte der verschiedenen norwegischen Täler und Gauen.

Die Mehrzahl dieser Arbeiten rühren freilich von Dilettanten her. Einige haben aber kulturgeschichtliche Bedeutung. Dies gilt in erster Reihe von den Beiträgen, die Ivar Kleiven zur Geschichte Gudbrandsdalens geliefert hat.[3]) In den Tälern Norwegens haben, wie bekannt, alte Sitten und Gebräuche bis in die spätesten Zeiten fortgelebt. Das reichste dieser Täler ist Gudbrandsdalen, das eine wirkliche Bauernaristokratie, die zum Teil wahrscheinlich von mittelalterlichen adligen Geschlechtern abstammt, besitzt und interessante alte Kirchen und Bauernhäuser aufweisen kann. Die Kunstschätze und Baudenkmäler Gudbrandsdalens hat Johan Meyer[4]), der beste Kenner älterer norwegischer Architektur, in einem Prachtwerke über alte Kunst in den norwegischen Gauen wiedergegeben. Viele von den Schätzen Gudbrandsdalens und der Landschaften um Mjösen haben nach den von Anders Sandvig bei Lillehammer gegründeten Sammlungen den Weg gefunden. Diese Sammlungen, die vor allem für die Geschichte des norwegischen Bauernhauses von größter Be-

---

[1]) Bidrag til Langelands Historie. Rudköbing 1910. Vgl. die Besprechung in Historisk Tidsskrift, 8 R., B. 3, S. 275 ff.

[2]) Vgl. Dansk historisk Fællesforening Nr. 3 (September 1910). Dieser Bericht gibt ein Verzeichnis des Inhalts der oben erwähnten Zeitschriften.

[3]) I gamle Daagaa, Forteljingo og Bygda Minne fra Vaagaa. Kristiania 1908. Aschehoug & Co. — Derselbe, I Heimegrendi, Minne fraa Seksti-Aarom. Kristiania 1908. Aschehoug & Co.

[4]) Fortids Kunst i Norges Bygder, udgivet av Kristiania Kunstindustrimuseum I—III. Kristiania 1909—1911. Alb. Cammermeyer.

deutung sind, hat Sandvig in einem mit guten Illustrationen geschmückten Werke geschildert.[1])

Das am meisten abgelegene norwegische Tal ist Sätersdalen, wo man noch in Versen disputiert und altertümliche, beinahe sagaähnliche Sagen erzählt. Hier hat Johannes Skar ein ganzes Menschenalter hindurch mit bewunderungswertem Fleiß Sagen und alte Überlieferungen gesammelt.[2]) Das Leben der norwegischen Bauern in seiner geschichtlichen Entwicklung hat Kristofer Visted[3]) in einer populären Darstellung zu schildern versucht. Das Buch, das gut illustriert ist, unterscheidet jedoch nicht scharf genug zwischen den verschiedenen geschichtlichen Epochen und behandelt nur die äußere Kultur, Kleider, Wohnungen usw. etwas eingehender.

Die Norweger sind immer ein Volk von Bauern gewesen. Die im Frühmittelalter so mächtige Aristokratie hat nach und nach ihre Bedeutung verloren und ist zuletzt ganz verschwunden. Der einheimische Adel war schon im Aussterben, als Norwegen mit Dänemark vereinigt wurde, und wurde nach der Einführung des Absolutismus (1660) durch eine Beamtenaristokratie ersetzt. Die wichtigsten norwegischen Kulturüberreste des 16., 17. und 18. Jahrhunderts sind deshalb die Bauernhöfe, dann die Kirchen und ihre Inventarien. Die Reformation wurde, wie bekannt, in Norwegen durch Zwang eingeführt. Das Volk stand anfangs der neuen Lehre ganz teilnahmlos gegenüber. Nach der Mitte des 16. Jahrh. begann jedoch ein neues Leben sich zu regen. Norwegische Schiffe fingen wieder an, ausländische Hafenstädte zu besuchen. Humanistisch gebildete Männer suchten das Interesse für die Vorzeit wieder zu erwecken. Die Kirchen wurden in protestantischer Weise geschmückt; neue Kirchen wurden besonders seit dem 17. Jahrhundert gebaut. In den Städten und später auch auf dem Lande wirkten Bildschnitzer, von denen einige wirkliche Künstler waren. Fremde Künstler, wie der nicht unbedeutende Schotte Andrew Smith, der nach der Mitte des 17. Jahrh. im südwestlichen Norwegen wirkte, wurden berufen. Überhaupt zeugt die Ausschmückung der norwegischen Kirchen dieser Zeit von regen Verbindungen mit dem Auslande, nicht nur mit Dänemark, sondern auch mit Norddeutschland, den Niederlanden und Schottland. Ein Gemälde des holländischen Malers Pieter Aertsen (1569) hat sogar den Weg nach einer

[1]) De Sandvigske samlinger i tekst og billeder. Et bidrag til Gudbrandsdalens kulturhistorie. Lillehammer 1907. D. Stribolts Efterfölger.

[2]) Gamalt or Sætesdal. 1.—3. Sammlung. Kristiania 1903—1911. Olaf Norli.

[3]) Vor gamle Bondekultur. Kristiania (1908). I. W. Cappelen.

Kirche in der Nähe von Tönsberg am Kristianiafjord gefunden. Auf diese Verhältnisse wirft eine Arbeit von Harry Fett über die norwegischen Kirchen des 16. und 17. Jahrh.[1]) neues Licht. Das Werk gehört freilich in erster Reihe zur Kunstgeschichte, enthält aber auch vieles für die Kulturgeschichte Interessante.

Neben den Kirchen haben auch die Pfarrhöfe und andere ringsum auf dem Lande zerstreute Beamtenwohnungen für die Geschichte der norwegischen Kultur Bedeutung und helfen uns das Kulturniveau der höheren Stände zu verstehen. Die Mehrzahl dieser Beamtenhöfe stammt aus dem Anfang des 19. Jahrh.; sie sind in dem Stil des Empire gebaut. Die aus der französischen Revolution hervorgegangene Geschmacksrichtung, der strenge Klassizismus, hat nicht nur den Häusern und ihrer Einrichtung, Sofas, Stühlen, Uhren usw., sondern auch den Menschen selbst ihr Gepräge aufgedrückt. Die leitenden Männer des Jahres 1814, als Norwegen wieder ein selbständiges Reich wurde, vertraten alle den Klassizismus. Diese Richtung und ihre Träger hat Carl W. Schnitler[2]) in einem breit angelegten, vorzüglich illustrierten Werke geschildert, meines Erachtens das Interessanteste, was die norwegische Kulturgeschichte in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Diese Arbeit wird durch ein hübsches Illustrationswerk, das norwegische Landschafts- und Städtebilder aus dem Anfange des 19. Jahrh. reproduziert, gut komplettiert.[3])

Die norwegischen Städte haben, mit Ausnahme von Bergen, früher eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle gespielt. Kristiania war vor hundert Jahren noch eine kleine Stadt. Die bescheidenen Anfänge und das allmähliche Wachstum der norwegischen Hauptstadt hat Alf Collett in einem bekannten Werke „Alte Christiania-Bilder" geschildert, das in einer neuen Auflage erschienen ist.[4]) Das Buch gibt viel mehr, als der Titel verspricht, und ist eine wirkliche Kulturgeschichte Kristianias.

Erst nach 1811 wurde Kristiania der geistige Mittelpunkt Norwegens. In diesem Jahre wurde nach langen, oft abgebrochenen Verhandlungen die erste norwegische Universität gegründet. Die Verhältnisse waren anfangs ziemlich beschränkt. Erst nach

---

[1]) Norges Kirker i det sekstende og ogttende Aarhundrede (Gammel norsk Kultur i Tekst og Billeder udgivet av Norsk Folkemuseum). Kristiania 1911. Alb. Cammermeyer.

[2]) Slægten fra 1814. Kristiania 1911. Aschehoug & Co.

[3]) Vore oldefadres land efter deres egne billeder. Indledning av C. W. Schnitler. (Gammel norsk Kultur udg. av Norsk Folkemuseum.) Kristiania 1910. Cammermeyer.

[4]) Gamle Kristiania Billeder. Ny Udgave. Kristiania (1909). I. W. Cappelen.

und nach wuchs die Zahl der Studenten, und mehr bedeutende Lehrkräfte wurden herangezogen. Die Geschichte der Universität lag in zwei Bänden zur hundertjährigen Jubelfeier, 2. September 1911, vor.[1]) Der erste Band schildert die äußere Geschichte der Universität. Yngvar Nielsen behandelt die Stiftung und die vorangehenden Verhandlungen, Bredo Morgenstierne die Verfassungsgeschichte und das äußere Leben der Universität. Andere Gelehrte haben die Geschichte der verschiedenen Fakultäten und Wissenschaften bearbeitet.

Die *dänische* Kultur zeigt uns eine von der norwegischen verschiedene Entwicklung. Dänemark war ja immer der Sitz der Könige. Der Adel spielte bis 1660 eine große politische Rolle und hat auch später seine soziale und ökonomische Bedeutung bewahrt. Die Bauern waren dagegen lange ganz unfrei. Die dänische Kultur der ersten drei Jahrhunderte nach der Reformation ist daher in erster Reihe eine Adels- und weiter eine Städtekultur. Man ersieht deutlich den Unterschied von Norwegen in einer Arbeit des dänischen Kunsthistorikers Chr. Axel Jensen über dänische Schreiner und Bildschnitzer in der Zeit von 1536—1660[2]), die einen ähnlichen Gegenstand wie das oben erwähnte Werk von Harry Fett über norwegische Kirchen behandelt. Während Norwegen und Schweden im Mittelalter nur verhältnismäßig wenige Städte besaßen, hatte Dänemark wie Mitteleuropa schon früh viele, zum größten Teil ganz kleine Städte. Die kleineren dänischen Städte haben zwar in der Geschichte keine große Rolle gespielt. Einige, wie Ripen, haben jedoch früher eine größere Bedeutung als heutzutage gehabt und besitzen aus vergangenen Jahrhunderten interessante Baudenkmäler. Der Verein zur Erhaltung alter Gebäude hat sich als Ziel gesetzt, die alten Städte Dänemarks zu untersuchen. Chr. Axel Jensen und Vilhelm Lorentzen behandeln die bürgerliche Baukunst Helsingörs bis 1850[3]) und geben einen von interessanten Auszügen aus den Stadtrechnungen begleiteten Überblick über die äußere Geschichte dieser Stadt. Die Bedeutung Helsingörs beginnt nach 1400 unter Erik von Pommern, der zuerst den Sundzoll einforderte und den Bau von steinernen Häusern förderte.

[1]) Det kongelige Fredriks Universitet 1811—1911. I—II. Kristiania 1911. Aschehoug & Co.

[2]) Danmarks snedkere og billedsnidere i tiden 1536—1660. Kultur- og kunsthistoriske Studier udgivne ved Östifternes Historisk-topografiske Selskab. Kopenhagen 1911. G. E. C. Gad.

[3]) Meddelelse fra Foreningen til gamle Bygningers Bevaring. III. Gammel dansk Bydningskultur. Kopenhagen 1910. Vilh. Prior.

Die ältesten noch existierenden Häuser Helsingörs stammen wahrscheinlich aus dem 15. Jahrh. Nach den unglücklichen Kriegen mit Schweden im 17. Jahrhundert wurde viele Jahre hindurch nichts gebaut. Die nordische Renaissance, die sich bis nach 1650 erhielt, wurde zur Zeit Friedrichs III. und Christians V. von dem Barock abgelöst. — In dem neulich erschienenen Jahresbericht des Vereins für 1912 wird in derselben Weise die Baugeschichte Næstveds seit den ersten Anfängen der Stadt im 12. Jahrh. geschildert. Man kann sich noch von dem Aussehen dieser Stadt am Ende des Mittelalters eine deutliche Vorstellung machen. Aus dem 15. Jahrh. stammen z. B. ein noch existierendes Hospital und das Rathaus.

In Kopenhagen entwickelte sich in den Jahrhunderten nach der Reformation allmählich eine eigentümliche Stadtkultur, für welche schon vor mehr als hundert Jahren die Theater und ähnliche Belustigungen eine große Rolle spielten. Einen interessanten Einblick in das Leben der dänischen Schauspieler um 1750—1800 geben die von Robert Neiiendam herausgegebenen Briefe.[1]) Die Ausgabe ist leider durch grobe Lesefehler verunstaltet. — Einen anscheinend unbedeutenden Gegenstand, die Pantomimen und andere Vorstellungen auf den Vorstadttheatern Kopenhagens zu Anfang des 19. Jahrh., behandelt Eiler Nyström in seinem Werke über öffentliche Belustigungen zur Zeit Friedrichs VI.[2]) Der Gegenstand hat aber für die dänische Theatergeschichte Bedeutung, und Harlekin und Pierrot haben für das Kopenhagensche Publikum immer eine große Rolle gespielt.

In *Schweden* waren die kulturellen Verhältnisse wiederum eigenartig gestaltet. In einigen schwedischen Landschaften haben die Bauern immer eine verhältnismäßig freie und ökonomisch selbständige Stellung gehabt. Hier haben die Bauern, wie in Norwegen, eine eigentümliche Kultur entwickelt und alte Trachten und Gebräuche bis in die neueste Zeit bewahrt; dies gilt u. a. von Dalarne, Småland und Gotland. In anderen Landschaften besitzt der Adel seit Jahrhunderten große Güter und einen bedeutenden Einfluß. Die schwedischen Edelhöfe und Schlösser werden in einer großen Publikation „Svenska slot och herresäten" geschildert. Die Zentralstelle für das Studium der schwedischen Bauernkultur ist Nordiska Museet zu Stockholm, das Vorbild der übrigen nordischen Volksmuseen. Nordiska Museet hat durch eine Reihe von

---

[1]) Breve fra danske Skuspillere og Skuspillerinder udgivne av Robert Neiiendam. Kopenhagen 1910. Gyldendalske Boghandel.

[2]) Offentlige Forlystelse i Fredrik den Sjettes Tid. Kopenhagen 1910, Schubothe.

Jahren wertvolle Publikationen herausgegeben, die auf verschiedene Seiten nordischer Kulturgeschichte und Volkskunde Licht werfen. Eine der schönsten dieser Publikationen ist P. G. Wistrands Werk über schwedische Volkstrachten.[1]) Dieses mit ausgezeichneten, zum Teil farbigen Illustrationen versehene Werk schildert die Volkstrachten der verschiedenen schwedischen Landschaften in ihrer geschichtlichen Entwicklung. In ein paar Kirchspielen, z. B. in Vingåker in Smaland, weisen die noch im vorigen Jahrhundert benutzten Volkstrachten auf Vorbilder des 15. oder 16. Jahrh. hin. Beinahe überall kann man die Entwicklung der Trachten durch die zwei letzten Jahrhunderte verfolgen. Das Werk enthält auch sonst eine Fülle von kulturgeschichtlichen Nachrichten. Seit ein paar Jahren erscheinen die von Nordiska Museet herausgegebenen Publikationen in der Zeitschrift „Fataburen“, die viele wertvolle kulturgeschichtliche Abhandlungen, u. a. von Gerda Cederblom und Ellen Raphael über ältere schwedische Glasfabrikation, von Sune Ambrosiani über die ältesten Rokokoöfen Stockholms und von Nils Lithberg über gotländische Hochzeitssitten, enthält.

In Schweden ist nicht wie in Dänemark alles Leben in der Hauptstadt konzentriert. Mehrere andere Städte haben sowohl für die geistige Kultur wie für Handel und Industrie eine große Bedeutung gehabt und haben sie noch. In den meisten schwedischen Städten gibt es kulturgeschichtlich interessante Häuser und Gebäude. Diese sind in dem in neuer Auflage erscheinenden Prachtwerke „Gamla svenska städer“ geschildert und abgebildet.[2]) Als geistiger Mittelpunkt Schwedens muß neben Stockholm die Universitätsstadt Upsala genannt werden. Die Bedeutung Upsalas war vielleicht früher noch größer als jetzt, da auch Stockholm wichtige wissenschaftliche Institute besitzt. Die Blüte Upsalas beginnt, darf man wohl sagen, im letzten Viertel des 17. Jahrh., da Männer wie der geniale, aber phantastische Rudbeck, der Verfasser von «Atlantica», an der dortigen Universität wirkten. Die Regierung Karls XII. mit ihren ständigen Kriegen war natürlich für das geistige Leben keine gute Zeit. Die Universität wurde damals sehr schlecht geleitet. Überhaupt war die Stellung der Professoren lange eine verhältnismäßig unfreie und

---

[1]) Svenska folksdräkter. Kulturhistoriska studier. Utgifna genom Nordiska Museet. Stockholm 1909. Aktiebolaget Hierta.

[2]) Gamla svenska städer. Gator och gränder. Hus och gårdar. Utgivet af Svenska teknologiska föreningens afdelning för husbyggnadskonst. Andra upplagen. Heft 1—3. Stockholm 1908—1912. Cederquists grafiska aktiebolag.

auch ökonomisch unsichere. Eine freie wissenschaftliche Forschung war unmöglich. Erst als die schwedische Großmacht in den Stürmen des großen nordischen Krieges in Trümmer gesunken war, wurde Schweden eine geistige Macht ersten Ranges. Die sogenannte Freiheitszeit war für die schwedische Wissenschaft eine Zeit der höchsten Blüte, die Zeit der Männer wie Emanuel Swedenborg (1688—1772) und Carl von Linné (1707—1778). Das Universitätsleben in Upsala in der zweiten Hälfte des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. schildert Claes Annerstedt[1]) im zweiten Band seiner Universitätsgeschichte. Der erste Band erschien zur Jubelfeier 1877. Es ist eine bedeutende und für die Geschichte der schwedischen Gelehrsamkeit grundlegende Arbeit. Upsala zur Zeit Linnés wird in einem interessanten Reisebericht eines deutschen Gelehrten, Johannes Beckmann, geschildert.[2]) Beckmann, der 1811 als Professor der Philosophie zu Göttingen starb und mehrere wichtige Arbeiten über Technologie geschrieben hat, besuchte in den Jahren 1765—1766 Schweden, um die Bergwerke daselbst genauer kennen zu lernen und um Linnés weltberühmten Unterricht anzuhören. — In der bekannten Serie „Geschichte der europäischen Staaten" behandelt Ludvig Stavenow die Geschichte Schwedens während jener sogenannten Freiheitszeit (1718—1772).[3]) Diese Zeit bildet kulturgeschichtlich einen der interessantesten Abschnitte der schwedischen Geschichte. Neben ohnmächtigen Versuchen, die frühere Großmachtstellung Schwedens zu bewahren, und einer zuweilen ganz sinnlosen äußeren Politik ein reges wissenschaftliches Leben und bedeutende ökonomische Fortschritte. Am merkwürdigsten ist das Verfassungsleben dieser Zeit. Der Despotismus, den Karl XI. und Karl XII. ausgeübt hatten, war zu einem Reichstagsdespotismus geworden. Die uneingeschränkte Alleinherrschaft des Reichstags erzeugte Parteien, die alle Macht in ihren Händen vereinigten. Die Stände übten eine unkontrollierbare Herrschaft über den schwedischen Staat. Die Zeit war eine Karikatur wirklicher Freiheit. Stavenows Geschichte, die eigentlich eine Bearbeitung und Übersetzung seiner in schwedischer

---

[1]) Upsala Universitets historia II, 1—2. Upsala 1908—1909. Akademiska bokförlaget.

[2]) Johann Beckmanns schwedische Reise in den Jahren 1765—1766. Tagebuch mit Einleitung und Anmerkungen im Auftrage der Kgl. Universität Upsala hg. von Th. H. Fries. Upsala 1911. Akademiska Bokhandeln.

[3]) Allgemeine Staatengeschichte. Erste Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten hg. v. Heeren, Ukert, Giesebrecht und Lamprecht. Achtes Werk: Ludvig Stavenow, Geschichte Schwedens 1718—1772. Siebenter Band der Gesamtgeschichte Schwedens. Gotha 1908. Friedrich Andreas Perthes.

Sprache erschienenen Darstellung der Freiheitszeit (in dem zusammenfassenden Werke «Sveriges historia intill tjugonde seklet») ist, gibt eine fesselnde Schilderung dieser merkwürdigen Zeit. Das Werk behandelt freilich in erster Reihe die politische Geschichte, hat aber auch für die Kulturgeschichte eine nicht geringe Bedeutung.

GESCHICHTE DER WIRTSCHAFTLICHEN KULTUR DEUTSCHLANDS.

DIE ÄLTERE ZEIT.

ERÖFFNUNGSBERICHT.

Es ist eine nicht genügend gewürdigte Tatsache, daß die Wirtschaftsgeschichte ursprünglich auf dem Mutterboden kulturgeschichtlicher Betrachtung erwachsen ist. Schon im Schrifttum des deutschen Idealismus finden sich Gedanken über Wirtschaft und Arbeit im Zusammenhang mit Ausführungen über den Kulturfortschritt ausgesprochen. Später wurden in größeren Werken zur allgemeinen oder deutschen Kulturgeschichte ausführlichere Darlegungen den Wandlungen in der Lebensfürsorge gewidmet. Auch in Veröffentlichungen zur engeren Landesgeschichte, die freilich hinter den vornehmsten geschichtswissenschaftlichen Leistungen ihrer Zeit zurückstanden, spielten früh kulturgeschichtliche Gesichtspunkte eine gewisse Rolle und erwiesen sich gelegentlicher Behandlung wirtschaftsgeschichtlicher Erscheinungen günstig.[1] Indes die hinreichend kritisch ins Einzelne dringende wirtschaftsgeschichtliche Quellenforschung verdankt ihre Entstehung in Deutschland anderer Problemstellung.

Die „historische Schule der deutschen Volkswirte", deren Verdienst es gewesen ist, zuerst ergiebig und mit verfeinertem kritischem Sinn das Feld der Wirtschaftsgeschichte angebaut zu haben, will in der wirtschaftsgeschichtlichen Erkenntnis einen Unterbau der Wirtschaftswissenschaft aufführen, um auf die Breite und Fülle historischer Wirklichkeit das tiefere Verständnis der wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart und der allgemeinen Vorgänge des Wirtschaftslebens zu gründen. Dabei hat sie Wert darauf gelegt, von den psychischen Motiven des Wirtschaftens auszugehen und die wirtschaftliche Seite des Volkslebens in ihren

[1]) Den Nachweis gar nicht unbedeutenden Betriebes der wirtschaftsgeschichtlichen Studien schon in der ersten Hälfte und namentlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts bringt G. von Below im ersten Teil seiner Abhandlung „Die wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus", Jahrbücher f. Nat. u. Stat. Bd. 98 (1912), S. 561 ff.

Beziehungen zu Recht und Sitte, Staat und Gesellschaft und bisweilen selbst zu Kunst und Religion zu betrachten. Bei solcher Grundauffassung wurden die dieser Forschungsrichtung folgenden Gelehrten mannigfach auf die Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Kultur mit Rücksicht auf die Unterschiede der Zeitalter und Menschheitsgruppen geführt, und es bieten ihre Arbeiten, so gewiß die Förderung der Volkswirtschaftslehre das eigentliche Erkenntnisziel bleiben mußte, wertvolle Beiträge zum Aufbau der Kulturgeschichte dar.[1]) Allerdings bahnt sich heute in der Nationalökonomie wieder eine merkliche Ablenkung von der historischen Richtung an und zugleich das Streben nach Lösung von den Beziehungen zu Ethik und Politik. Doch wird damit die Wirtschaftsgeschichte auch für den Nationalökonomen nicht ihren Erkenntniswert verlieren; nur soll sie nicht einfach Grundlegung der Theorie sein, sondern einen selbständigen Platz neben der systematischen Volkswirtschaftslehre einnehmen und sich über die Einzelforschung zu umfassender Behandlung erheben.[2])

Auf historischer Seite war die Ausbildung der Wirtschaftsgeschichte längere Zeit zurückgeblieben. Als sich die auf umfassende und kritische Quellenbenutzung gegründete deutsche Geschichtswissenschaft in der Epoche des wissenschaftlichen Realismus der mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zur Blüte entfaltete, fanden unter dem Einfluß der im tiefsten Grunde idealistischen Geschichtschreibung Rankes und später der historisch-politischen Schule die Zustände materieller Kultur zunächst nicht in ihrer vollen Bedeutung für die Zusammenhänge alles geschichtlichen Lebens Würdigung. Soweit sie überhaupt in den Kreis der Betrachtung gezogen wurden, dienten sie vornehmlich der Erkenntnis des Staatlichen in der Geschichte. Dies kam schon früh der Beschäftigung mit dem älteren Finanzwesen zugute; noch wichtiger aber war, daß, zugleich unter Nachwirkungen der historischen Schule der Rechtswissenschaft, die wirtschaftlichen Verhältnisse vergangener Zeiten zuerst in den grundlegenden Werken zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte ausgiebig behandelt wurden. Jahrzehntelang hat die Entwicklung der wirtschaftsgeschichtlichen Studien unter

---

[1]) G. von Belows Aufsatz „Zur Würdigung der historischen Schule der Nationalökonomie" (Zeitschrift für Sozialwissenschaft Bd. 7, 1904) beschäftigt sich in der Hauptsache mit G. Schmollers Arbeiten und Leistungen vom Standpunkte historischer Kritik.

[2]) In diesem Sinne spricht sich G. Brodnitz aus, „Die Zukunft der Wirtschaftsgeschichte" (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik Bd. 95, S. 145 ff.), besonders mit Vorschlägen für den Lehrbetrieb auf den Hochschulen.

ihrem vorherrschenden Einfluß gestanden; noch in der Gegenwart ist die verfassungs- und rechtsgeschichtliche Richtung in der deutschen Wirtschaftsgeschichte am stärksten ausgeprägt. Sehr Bedeutendes ist auf dem wirtschaftsgeschichtlichen Arbeitsgebiet den Leistungen der in jenem Sinne tätigen Gruppe von Gelehrten zu verdanken gewesen; freilich ist nicht zu verkennen, daß dabei die Fragen nach der Wirtschaftsverfassung einseitig bevorzugt wurden. Immerhin führte solche Betrachtungsweise, indem das Verhältnis der Wirtschaftsmächte zur Gesellschaftsordnung und die Einwirkung der Rechtsideen und der Sitte auf das Wirtschaftsleben zur Untersuchung kamen, zu einer gewissen Fühlungnahme mit kulturgeschichtlicher Problemstellung. Aber weit stärkere Förderung erfuhren die wirtschaftsgeschichtlichen Studien, deren Wichtigkeit überdies infolge der dringend gebotenen Auseinandersetzung mit der materialistischen Geschichtslehre klar geworden war, durch den lebhaften Aufschwung der seit einigen Jahrzehnten auf voller Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen betriebenen Landesgeschichte. Schon in der Art und Fülle des hierfür zu bewältigenden Quellenstoffs ist dies begründet, aber ebenso in der obwaltenden Anschauung von dem Wesen und den Aufgaben der Geschichtswissenschaft. Denn die jüngere landesgeschichtliche Forschung strebt, so wenig sie die Bedeutung der politischen Lebensmächte verkennt, einer tiefinnerlichen historischen Auffassung der ganzen Breite menschlicher Kultur zu und sucht dabei die wirtschaftliche Tätigkeit und deren Ergebnisse in ihrer wahren Bedeutung für den Zusammenhang des geschichtlichen Werdens zu ergründen, zunächst für einen enger umgrenzten Erdraum von eigenartigem Landschafts- und Kulturcharakter, sodann aber auch darüber hinaus in vergleichender Betrachtung für größere menschliche Gemeinschaften.

Bei so mannigfaltiger Entwicklung der wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten seit den Anfängen der neueren kritischen Geschichtswissenschaft konnte das vordem in Erwägungen recht allgemeiner Art erörterte Problem des Verhältnisses von Wirtschaft und Kultur nunmehr auf Grund reichhaltiger und genügend gesicherter Einzelforschung wieder aufgenommen werden. Schon K. W. Nitzsch hatte die Ergebnisse der älteren verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen, an deren Förderung er persönlich lebhaft beteiligt war, in seine großzügige Darstellung der allgemeinen deutschen Geschichte eingefügt, doch im wesentlichen nur in Verbindung mit den politischen Vorgängen, noch nicht unter allumfassender und gleichmäßiger Berücksichtigung der gesamten Kulturentwicklung. Dies große Ziel einer allseitigen Überschau der Erscheinungen materieller wie geistiger Kultur

nach ihrem einheitlich begriffenen ursächlichen Zusammenhang während eines Zeitraums von drei Jahrtausenden setzte sich Karl Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte, nachdem er zuvor in seinem „Deutschen Wirtschaftsleben im Mittelalter" auf historischer Seite das erste grundlegende Hauptwerk wirtschaftsgeschichtlicher Art mit mannigfacher Erweiterung der Quellenerschließung, Problemstellung und Forschungsmethode geschaffen hatte. Unter anderen Gesichtspunkten geistiger Durchdringung des Stoffs brachte Georg Steinhausen in seiner Geschichte der deutschen Kultur[1]) die Wirtschaft in Verbindung mit den übrigen Seiten des Kulturlebens, namentlich unter Betonung des Volkstümlichen in der Kultur und Herausarbeitung der verschiedenen Kultureinflüsse, mit feinen sittengeschichtlichen Beobachtungen zur Darstellung.[2])

So ist als Errungenschaft und Erbe der letzten zwei Menschenalter eine reiche Pflege wirtschaftsgeschichtlicher Studien nach verschiedenerlei Forschungsrichtungen auf die Gegenwart überkommen, außerordentlich mannigfaltig in der Auswahl des esonderen Gegenstandes der Untersuchungen, die zumeist nur einer Seite der wirtschaftlichen Tätigkeit zugewandt und je nach der Quellenbeschaffenheit auf einzelne Wirtschaftsorganisationen, Landschaften oder Örtlichkeiten eingeschränkt werden, deren Ergebnisse aber im letzten Grunde sehr wohl für kulturgeschichtliche Erkenntniszwecke verwertbar sind. Der Ausschöpfung dieses ansehnlichen Ertrags wirtschaftsgeschichtlicher Arbeit — freilich oft rechter Kleinarbeit mühsamster Art — für die Geschichte der Kultur sollen diese Berichte gewidmet sein, im Hinblick auf Deutschland, jedoch mit gelegentlichem Ausblick auf das Allgemeinere. Nicht darauf ist also deren Absicht gerichtet, die zur Besprechung gebrachten Veröffentlichungen in ihrer Bedeutung für die Geschichte der wirtschaftlichen Verhältnisse an sich oder etwa für die Landes- und Ortsgeschichte zu kennzeichnen; vielmehr sollen die Darlegungen auf die Frage eingestellt sein, inwiefern die neuen Erscheinungen der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur unter kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt abgefaßt sind oder wenigstens mittelbar der allgemeineren Erkenntnis der kulturgeschichtlichen Zusammenhänge zu dienen vermögen.

Dabei wird eine kurze Bemerkung über den hier anzuwendenden Begriff der Kulturgeschichte vorauszuschicken sein. Nicht einfach im

---

1) Eine zweite Auflage ist zurzeit in Vorbereitung.

2) Auch G. Grupp hat mit selbständigem Urteil die wirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeineren Zusammenhang dargestellt; s. besonders die „Kulturgeschichte des Mittelalters", 2. Aufl., Paderborn, F. Schöningh, 1907/8.

Sinne historischer Psychologie wird sie aufgefaßt werden dürfen, so eng sich die Kultur eines jeden Zeitalters mit seinem gesamten Seelenleben berührt: nicht jeweils alle seelischen Regungen fallen unter den Begriff der Kultur, nicht jede Kulturerscheinung ist als etwas rein Seelisches erklärbar. Kultur ist nicht das Allgemeinpsychische in menschlichen Daseinsverhältnissen, sondern eine Auswirkung psychophysischen Lebens von besonderem Charakter, dessen Hauptmerkmale mir in zweierlei Hinsicht bestimmbar erscheinen. Gehen wir von dem einen volkstümlichen Begriff der Kultur aus, wie er gerade bei wirtschaftsgeschichtlicher Betrachtung (z. B. zur Bezeichnung der Kulturen, Kulturpflanzen, Kulturarten u. dgl.) häufig zur Anwendung kommt, so ergibt sich uns als Kulturmerkmal zunächst ein gewisser Gegensatz zur Natur. Dies gilt von der menschlichen Betätigung gegenüber der umgebenden äußeren Natur: Befreiung vom Naturzwang oder richtiger gesagt Anleitung, Dienstbarmachung, Beherrschung der in der Natur wirksamen Vorgänge nach menschlicher Zwecksetzung ist Kennzeichen der Kultur. Aber auch nach innen gewandt kann der Kulturbegriff, nach häufigem Sprachgebrauch im Sinne wahrhaft feiner Bildung des Geistes, des Geschmacks und Gemüts gefaßt, im Gegensatz zum Reinnatürlichen verstanden werden, gleichviel ob dabei die Ausbildung echt menschlicher Kultur in allmählicher Entfaltung der naturhaften Anlage des menschlichen Wesens oder vielmehr in der Überwindung des ursprünglich Natürlichen durch Herrschaft des Menschen über sich selbst erblickt wird. So wird zum Hauptmerkmal der Kultur das nach menschlichen Zwecken Vollkommenere, die Verfeinerung und Veredelung, die Herausgestaltung des irgendwie nach menschlichem Bewußtsein Wertvollen im Leben mit menschlichen Kräften in immer weiterer Entfernung von bloßer Nachahmung der Natur. Solche Auffassung der Kultur steht in naher Verwandtschaft mit dem Entwicklungsbegriff. Aber sie ist einerseits enger und darum minder allgemein anwendbar, weil die Entwicklung zu neuen Daseinsformen auch Unkultur und Kulturwidriges mit sich zu führen vermag; andererseits besagt sie mehr, weil eine gewisse beim reinen Entwicklungsbegriff ausgeschiedene Vorstellung entstehender Lebenswerte eingemischt ist, wenn auch die wertwissenschaftliche Beurteilung des Gehalts der Kulturgüter eine selbständige Aufgabe bleibt. Wird dieser Kulturbegriff der Geschichtsbetrachtung zugrunde gelegt, so deckt sich Kulturgeschichte nicht einfach mit allgemeiner Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung; vielmehr ist ihr das besondere Erkenntnisproblem gestellt, nachzuweisen, wie im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung über den ursprünglichen natürlichen Zustand hinaus menschliche Kultur

geschaffen worden ist, in vorurteilsfreier Untersuchung, ohne dafür die Annahme eines stetigen und gleichmäßigen Kulturfortschritts zur unbewiesenen Voraussetzung zu machen. Auf die Wirtschaft angewandt hat demnach die kulturgeschichtliche Betrachtung neben der rein wirtschaftsgeschichtlichen ihr besonderes Erkenntnisziel, indem sie nicht nur die wirtschaftliche Entwicklung neben und im Zusammenhang mit anderen Formen menschlicher Lebensbetätigung historisch zu erfassen sucht, sondern auch nachforscht, wie die Ausbildung der Wirtschaft im Ablauf der Zeiten in ihrem jeweiligen Verhältnis zu der Ordnung der öffentlichen Gewalten und den gesellschaftlichen Zuständen, zu Religion und sittlichen Anschauungen, Kunst und Literatur, Wissenschaft und Weltanschauung dem Menschen zum Mittel geworden ist, um zu einer über den Naturstand hinaus vervollkommneten Lebensgestaltung, zur Verwirklichung äußerer Lebenswerte zu gelangen.

Ganz gewiß ist bei dem gegenwärtigen Stande der wirtschaftsgeschichtlichen Einzelforschung die Berichterstattung über die neuen Veröffentlichungen nach den angedeuteten Grundsätzen ein sehr schwieriges Unternehmen; denn unsere stark versplitterte wirtschaftsgeschichtliche Forscherarbeit widerstrebt vielfach nach ihrem innersten Wesen einer solchen Zusammenfassung unter kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt. Auch liegt eine Gefahr darin, daß die Besprechung dabei recht oft von etwas anderer Fragestellung ausgehen muß, als sie den Verfassern der einzelnen Schriften selbst vorgeschwebt hat. Aber es muß einmal versucht werden, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Möchte dieser Bericht, so gewiß er jedem Buch gegenüber weniger zu leisten vermag als eine ausführlicher gehaltene kritische Anzeige, dennoch als ein selbständiges Ganzes zum Pfadfinden in der großen kulturhistorischen Literatur und damit zur Förderung der Geschichtswissenschaft an seinem bescheidenen Teile etwas beitragen![1])

Während der letzten Jahre ist nur eine Schrift erschienen, welche in allgemeinen Ausführungen *Wesen und Aufgaben der Wirtschaftsgeschichte* darzulegen unternimmt: Theo Sommerlads fesselnd, klar und gedankenreich geschriebener Essay über

[1]) Auf bibliographische Vollständigkeit kann es in einem solchen Bericht in keiner Weise abgesehen sein. Die Auswahl des Stoffes richtet sich nicht nach dem Eingang von Rezensionsexemplaren; aber allerdings legt deren Zusendung eine gewisse Verpflichtung auf, die dem Berichterstatter vorgelegten Schriften zu berücksichtigen, wofern nicht Gründe sachlicher Art dem entgegenstehen. Im Eröffnungsbericht ist auf Anweisung der Redaktion dieser Zeitschrift besonders den Werken von allgemeinerer Bedeutung Aufmerksamkeit geschenkt und darum gelegentlich auf Veröffentlichungen früherer Jahre zurückgegriffen worden.

„Wirtschaftsgeschichte und Gegenwart".[1]) Mit Nachdruck betont S., daß die Wirtschaftsgeschichte, für deren Gleichberechtigung mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen er eintritt, dem Arbeitsgebiet des Historikers verbleiben soll, obschon er keineswegs verkennt, daß Forscher, welche von der nationalökonomischen Seite herkommen, wenn sie nur die Grundsätze historischer Methode beherrschen und somit „rechte Historiker" werden, die wirtschaftsgeschichtliche Erkenntnis wahrhaft zu fördern vermögen.[2]) Ausführlich setzt sich der Verfasser mit Karl Lamprecht auseinander. Zwar das historische Verdienst von L.s „Wirtschaftsleben" wird anerkennend erwähnt, aber scharf wendet er sich gegen dessen kulturgeschichtliche Auffassung und Methode und deren Anwendung auf die Wirtschaftsgeschichte. Während nach L.s Ansicht „die Entwicklung des Wirtschaftssinns den eigentlichen zentralen Gegenstand der Wirtschaftsgeschichte" bildet, meint S., daß „der menschliche Wirtschaftssinn als solcher der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele entsprechend im Grunde genommen zu allen Zeiten der gleiche bleibt". L.s Lehre von den Kulturzeitaltern und die darauf gegründete Schilderung wirtschaftspsychischer Grundzüge einer Folge von Entwicklungsstufen lehnt er ab und weist demgegenüber darauf hin, daß jene Stufen der Wirtschaft, wie überhaupt des Seelenlebens, nicht nach-, sondern nebeneinander bestehen. Den zentralen Gegenstand der Wirtschaftsgeschichte will er nur ganz allgemein als „die Entfaltung der menschlichen Wirtschaftskultur" gefaßt wissen und gliedert die Wirtschaftsgeschichte in die Geschichte der Wirtschaftseinrichtungen, der Wirtschaftserkenntnis und der Wirtschaftspolitik. Als die Motoren der Wirtschaftsentwicklung bezeichnet er die Menschen, die Persönlichkeiten; lebhaft spricht er sich dafür aus, daß die Wirtschaftsgeschichte persönlich werden müsse. Aber allerdings „hängen Grad und Umfang der Wirksamkeit einer Persönlichkeit von der Gemeinschaftsmacht ab, in der sie mit ihren Gedanken und Werken Eingang und Unterstützung findet". Kristallisationspunkte der Wirtschaftsgeschichte findet er in den Ideen, d. h. „denjenigen Willensmotiven der historisch wirksamen Individuen, die überindividuell sind"; unter solchen werden wirtschaftliche und „nicht wirtschaftliche oder überwirtschaftliche" geschieden. Bei der den individuellen Willensmotiven zugeschriebenen Bedeutung für das Werden des Menschengeschlechts und damit auch der Wirtschaft wird gesagt, nicht Sozialpsychologie,

[1]) Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1911.

[2]) Einzelne Äußerungen S.s, auf welche K. Bräuer in seinen später zu erwähnenden „kritischen Studien" hinweist, betonen den Anspruch des Historikers auf die Wirtschaftsgeschichte einseitiger.

sondern Individualpsychologie sei nötig für den Historiker, der es allein „gelingen kann, in die hauptsächlichsten Kausalzusammenhänge wirtschaftsgeschichtlichen Geschehens einzudringen". Die Fähigkeit zu solcher Aufhellung der Wirtschaftsgeschichte, wie sie von S. gefordert wird, ist nicht möglich, darin gipfeln die Schlußausführungen, ohne das Vorhandensein einer Weltanschauung und den wahren künstlerischen Sinn.

Dies Programm für die Behandlung der Wirtschaftsgeschichte ist ganz gewiß gerade für einen Versuch kulturhistorischer Betrachtung der Wirtschaft beachtenswert und anregend. Deshalb glaubte ich seinen Hauptinhalt nicht allzu knapp wiedergeben zu sollen und möchte in wenigen Bemerkungen zu einigen aufgeworfenen Fragen von meinem Standpunkt aus in diesem Eröffnungsbericht grundsätzlich Stellung nehmen, zumal da auch ein kurzer, der Wirtschaftsgeschichte gewidmeter Abschnitt aus K. Lamprechts jüngst erschienener „Einführung in das historische Denken"[1]) gleichfalls Anlaß zu einer Meinungsäußerung bietet. Es scheint mir, daß bei diesen Problemen sehr verwickelter Natur nicht einfach Zustimmung oder Ablehnung geboten ist. Wollte man L.s Aufstellung einer Folge von Kulturzeitaltern als eine letzte und höchste historische Erkenntnisformel zur Erklärung alles geschichtlichen Lebens ausgeben, so würde in der Tat mit Recht geltend gemacht werden müssen, daß sie dem nicht zu genügen vermag. Aber sie birgt in sich einen Wahrheitskern, so gut wie die Erkenntnis von der Folge der natürlichen Lebensalter richtig ist, obschon sie nicht alle Lebensvorgänge zu erklären vermag und am wenigsten geeignet ist, das Verständnis der Geschichte eines individuellen Lebensablaufs aufzuschließen. L.s Lehre, so wie ich sie auffasse, will gewisse regelmäßig in den verschiedenen Kulturbewegungen der Völker in gleicher zeitlicher Folge wiederkehrende psychische Erscheinungen sehr allgemeiner Art feststellen und gibt im übrigen die Erklärung des individuellen historischen Erkenntnisstoffes frei. Diese auf historischer Erfahrung beruhenden Beobachtungen über allgemeine Entwicklungserscheinungen des Seelenlebens innerhalb eines geschlossenen Kulturkreises, besonders über allmählich zunehmende Intensität und Differenzierung der Bewußtseinsvorgänge, decken eine Summe einfacher Tatsachen auf, deren Verkennung um der angeblich konstruktiven Methode willen den Ausbau der kulturgeschichtlichen und insbesondere auch der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung beschränken würde. Aber allerdings scheint es mir, daß in Weiterbildung der Anschauungen L.s die Gliederung der Geschichte

[1]) Veröffentlichung der pädagogischen Literaturgesellschaft Neue Bahnen. Leipzig, R. Voigtländer, 1912.

nach Zeitaltern der Kultur begrifflich anders gefaßt werden müsse. Was in L.'s Weise festgestellt und beschrieben werden kann, sind Entwicklungsphasen historisch-psychologischer Art, deren Auftreten die Tatsache nicht ausschließt, daß trotz der Wandlungen in der Intensität und Mannigfaltigkeit seelischer Regungen gewisse Grunderscheinungen des Seelenlebens zu allen Zeiten gleich bleiben. Können wir nun aber nach jenen Entwicklungsphasen bestimmte Zeitabschnitte in der Geschichte eines Kulturvolkes oder Kulturkreises charakterisieren? Gewiß verkennt auch L. nicht, daß Erscheinungen, die er verschiedenen psychischen Entwicklungsstufen zugeschrieben hat, in jüngeren Zeiten nebeneinander, wenn auch nicht ohne Einfluß der jeweils letzten, bestehen, ebensogut wie die Theoretiker der Wirtschaftsstufen ausgeführt haben, daß sich auf jeder neuen Stufe Älteres zu erhalten pflegt. Indes die daraus für die Charakteristik ganzer Zeitabschnitte des Kulturlebens sich ergebenden Schwierigkeiten — fühlbarer, als wenn man von greisenhaften Charakterzügen der Jugend von heute und von der Jugendlichkeit eines Mannes in reifem Alter oder von mittelalterlichen Erscheinungen in moderner Zeit spricht — machen sich bei den von L. gewählten Bezeichnungen verschiedener seelischer Beschaffenheit darum so stark geltend, weil diese, obschon gesamtpsychisch gemeint, doch vom individuellen Seelenleben aus begrifflich bestimmt sind; so decken sie die gleichzeitig vorhandenen individuellen Verschiedenheiten nicht in demselben Maße, wie dies bei der Lehre von den Entwicklungsstufen der Volkswirtschaft immerhin der Fall ist. Die Lösung dieser Schwierigkeit möchte ich in einer schärferen begrifflichen Scheidung zwischen Entwicklungsphasen historisch-psychologischer Art und den einander folgenden Kulturzeitaltern anstreben, deren Bestimmung nicht im Sinne einer notwendigen Stufenfolge, sondern mit Herausarbeitung ihres eigenartigen Charakters zu geschehen hätte. Aus ähnlichem Grunde scheint mir nun auch die Spannung zwischen Bedürfnis und Wirtschaftsgenuß nicht recht dazu geeignet, Kennmerkmal der Wirtschaftsstufen nach psychologischer Auffassung zu sein. Volkswirtschaftlich angesehen, enthalten die Beobachtungen L.s über die Wandlungen der Weite des Wirtschaftshorizontes gewiß ganz Richtiges; aber unter privatwirtschaftlichem Gesichtspunkt läßt sich ein stetiges Anwachsen jener Spannweite im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung nicht behaupten. Hingegen gehört die von L. nachdrücklich verlangte historische Betrachtung des Wirtschaftssinns nach meiner Überzeugung allerdings zu den wichtigsten und unerläßlichsten Erfordernissen der Behandlung der Wirtschaftsgeschichte unter kulturhistorischem Gesichtspunkt. Wenn

Sommerlad demgegenüber in seiner oben erwähnten Schrift behauptet, daß „zu allen Zeiten der Mensch nicht nur wirtschaften, sondern auch rationell wirtschaften, d. h. die vorhandenen Naturkräfte möglichst zweckmäßig ausnützen und seine Arbeit bei tunlichst geringem Kräfteaufwand möglichst wirksam und erfolgreich gestalten will", und wenn er weiter die unleugbar vorhandenen Verschiedenheiten nur als mannigfaltige Nuancen je nach den Individuen und ihrer Denkrichtung gelten läßt, so entzieht er der unvoreingenommenen historischen Untersuchung des wirtschaftlichen Denkens ohne zureichenden Grund den Boden. Vielmehr wird es dringend nötig sein, freilich nicht in rein logischen Erwägungen, sondern in historisch-kritischer Quellenforschung die Geschichte des Wissens von den wirtschaftlichen Dingen, der Art und Stärke des wirtschaftlichen Begehrens unter Berücksichtigung der mannigfachen Bewegungen im Geistesleben zu ergründen; dafür vermag L.s kulturhistorische Anschauung und Methode in bezug auf Problemstellung und Quellenbehandlung wertvolle Dienste zu leisten. Die Forderung S.'s, mehr als dies bisher zu geschehen pflegte, der Wirksamkeit der Persönlichkeiten in der Wirtschaftsgeschichte nachzuspüren, stimme ich zu, gerade unter kulturhistorischem Gesichtspunkt, weil sich in den Persönlichkeiten die verschiedensten Kulturbewegungen einer Zeit zu innerlicher Auseinandersetzung treffen. Aber freilich würde es irrig und überhaupt unmöglich sein, die Wirtschaftsgeschichte ausschließlich auf das Erforschen der Persönlichkeitswirkung und die Individualpsychologie einzustellen; die Beobachtung der Massenerscheinungen und die Hilfe der Sozialpsychologie wird sie nicht, ohne unentbehrliche Erkenntnisquellen zu verschütten, missen dürfen.

Unter den allgemeineren Aufgaben wirtschaftsgeschichtlicher Art ist die quellenmäßige Bearbeitung der den verschiedenen Zeiten eigenen *Grundbegriffe des Wirtschaftslebens* und die Abgrenzung ihrer Anwendbarkeit im Vergleich mit denen der modernen Nationalökonomie ganz besonders wichtig; leider sind die einschlägigen Untersuchungen bisher äußerst selten, wenigstens in philologisch-begriffsgeschichtlicher Behandlungsweise. Als Leistung eines scharfsinnigen Wirtschaftstheoretikers, der einen reichen geschichtlichen Quellenstoff zur Herausarbeitung der Grundbegriffe in den großen Wirtschaftszeitaltern geistig zu beherrschen vermag, behauptet Karl Büchers „Entstehung der Volkswirtschaft" den Rang eines klassischen Werkes[1]); in neuer Auflage ist auch sein feinsinniges Buch über „Arbeit und Rhythmus" erschienen[2]),

[1]) 8. Auflage. Tübingen, H. Laupp, 1911. ℳ 7,20.
[2]) 4. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. ℳ 8,00.

in welchem er das Problem der Arbeit in tiefinnerlichem Zusammenhang mit der Entwicklung verschiedenster Kulturäußerungen, insbesondere Kunst und Poesie, aus ursprünglich noch nicht geschiedener geist-leiblicher Lebensbetätigung betrachtet. Die Entwicklung der Begriffe „Arbeit und Armut" in ihrem gegenseitigen Verhältnis vom Ausgang des Altertums bis zur Gegenwart klarzulegen, freilich nach einem mehr konstruktiven als historischen Verfahren, hat Anton von Kostanecki unternommen, für die neueren Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der englischen Theorien.[1] Als ein Beitrag zu historischer Behandlung wirtschaftswissenschaftlicher Begriffe sei auch Armin Tilles lehrreiche Studie „Zur Geschichte der Unternehmung" erwähnt.[2] Der Verfasser kennzeichnet, indem er den Begriff der qualitativen Arbeitssonderung einführt, die Unternehmung als „eine betriebsweise geführte Privatwirtschaft, bei der sich das wirtschaftende Subjekt auf die geistige Vorbereitung und die Leitung des Arbeitsprozesses beschränkt, d. h. den Wirtschaftsplan aufstellt, die Betriebsmittel beschafft und die Arbeit organisiert, zur körperlichen Arbeitsausführung aber andere seinem Wirtschaftswillen unterworfene Personen heranzieht"; danach bespricht er die „Entwicklungsstufen der Unternehmung" mit besonderer Rücksicht auf die Art des darin zur Anwendung gelangenden wirtschaftlichen Denkens, und zwar nicht am Beispiel der geschichtlich am frühesten hervortretenden Handelsunternehmung, sondern an Urproduktion und Gewerbe, wobei als die beiden Haupttypen die Halbunternehmung (z. B. die karolingische Grundherrschaft, das Verlagssystem) und die Vollunternehmung (seit der Renaissancezeit) charakterisiert werden, je nachdem sich die Unternehmertätigkeit im wesentlichen auf den Wirtschaftsplan beschränkt oder auch auf die Organisation der körperlichen Ausführung der Arbeit erstreckt. Zur Geschichte der begrifflichen Auffassung wirtschaftlicher Dinge sei auf L. Brentanos Abhandlung „Die Entwicklung der Wertlehre" hingewiesen[3], bei der großen Bedeutung, welche diesem „im Mittelpunkt der Volkswirtschaftslehre" stehenden Problem in kulturgeschichtlicher Hinsicht zukommt. Gestützt auf ein reiches von † L. Fick gesammeltes Material aus den „Schriften der Philosophen, Juristen, Theologen und Nationalökonomen

[1]) Freiburg i. Br., Herder, 1909. Vgl. darüber W. Ed. Biermann, „Arbeit und Armut", Archiv f. Rechts- u. Wirtschaftsphilosophie V (1912), S. 331 ff.

[2]) Studium Lipsiense, ... Karl Lamprecht dargebracht, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909, S. 387 ff.

[3]) Sitzungsberichte der philos.-philol. u. der hist. Klasse d. Kgl. Bayer. Akademie d. Wissenschaften zu München 1908, Abhd. 3; ebd. Abhd. 10 desselben Verfassers „Versuch einer Theorie der Bedürfnisse".

zweier Jahrtausende" sowie auf eine schon gedruckte Arbeit seines Schülers Kaulla gibt Br. einen Überblick über die Werttheorien von Aristoteles bis zur jüngsten Vergangenheit.[1])

Einen allgemeineren Überblick über *die wirtschaftsgeschichtlichen Quellen* und den gegenwärtigen Stand ihrer Erschließung namentlich für Deutschland bietet K. Bräuer in seinen „Kritischen Studien zur Literatur und Quellenkunde der Wirtschaftsgeschichte."[2]) Im Eingang erörtert er die Stellung der Wirtschaftsgeschichte und ihre Förderung sowohl durch Nationalökonomen wie durch Historiker und wirft kurz die Frage nach der Bildung selbständiger Perioden für die Wirtschaftsgeschichte auf, wobei er sich namentlich gegen die übliche Scheidung von Mittelalter und Neuzeit um 1500 wendet. Sodann wird eine Reihe wichtiger Quellengruppen besprochen, geschieden als allgemeine Quellen (1. Bodenfunde, 2. ägyptische Papyri und Inschriften, 3. Urkundenbücher, 4. Stadtpläne, topographische Bezeichnungen und Flurnamen, 5. Stadtbücher, 6. Stadtrechtsquellen, 7. Rechnungsbücher, 8. Land- und Kreistagsakten, 9. Akten über Verfassungsstreitigkeiten) und besondere (I. Agrargeschichte, Grundbesitzverhältnisse, II. historische Bevölkerungsstatistik, III. Münz- und Geldgeschichte). Die Zusammenstellung ist fleißig und zuverlässig, das Urteil besonnen und umsichtig, so daß eine zur Einführung in das wirtschaftsgeschichtliche Studium recht brauchbare Arbeit entstanden ist. Die Gruppierung der besprochenen Quellen entspricht gewissen praktischen Rücksichten und ist insofern ganz zweckmäßig; den Anforderungen an möglichst scharfe Systematik und Herausarbeitung der historischen Zusammenhänge wird freilich noch strenger Genüge getan werden müssen, zumal wenn künftig wirtschaftsgeschichtliche Quellen als Kulturerzeugnisse ihrer Zeit gewürdigt werden sollen.[3]) Eine treffliche Übersicht über wirtschaftsgeschichtliche Veröffentlichungen der letzten Jahre im Zusammenhang mit der allgemeinen

---

[1]) Ed. Kellenberger gibt in einem Aufsatz der Zeitschrift f. d. gesamte Staatswissenschaft (68. Jg. [1912], S. 397 ff.) eine „Kritische Beleuchtung der modernen Wert- u. Preistheorie" und macht darin auch einige geschichtliche Bemerkungen über das Wertproblem.

[2]) Volkswirtschaftliche und Wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen Wilhelm Stieda als Festgruß zur 60. Wiederkehr seines Geburtstages dargebracht, herausgegeben von Wilh. Ed. Biermann, Leipzig, Veit u. Co., 1912, S. 188 ff.

[3]) Den ersten, freilich nur ganz knappen Versuch einer Orientierung über die Quellen zur deutschen Wirtschaftsgeschichte enthält mein — demnächst in 2. Auflage erscheinender — Beitrag über Wirtschaftsgeschichte in A. Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft II_1, Leipzig, B. G. Teubner, 1908. M. 2,80.

deutschen Geschichte gibt O. Oppermann in den Jbb. der Geschichtswissenschaft XXXIII. Jg. (1910).

Auf *neue Quellenveröffentlichungen* kann in diesem Bericht nur insofern eingegangen werden, als sie entweder eine in kulturgeschichtlicher Hinsicht besonders bedeutsame Überlieferung erschließen oder wegen ihrer methodischen Behandlungsweise lehrreich sind. Eine reiche Förderung deutscher Agrargeschichte verspricht die neubegründete Sammlung „Württembergischer ländlicher Rechtsquellen"; bisher liegt ein erster Band vor, welcher die Überlieferung der östlichen schwäbischen Landesteile enthält, bearbeitet von Fr. Wintterlin.[1]) Der Ausdruck Weistum ist im Titel vermieden, weil er in den Quellen selbst fehlt; der Brauch regelmäßig wiederholten Weisens ist darin nicht erkennbar. Es ist bezeichnend für die Agrarzustände, daß die „Dorfehehaften" zahlreich, die Ordnungen für grundherrlich-bäuerliche Verhältnisse nicht häufig vertreten sind; da genossenschaftliche Wälder außerhalb derjenigen, welche den einzelnen dörflichen Gemeinden zustehen, nicht vorhanden sind, so gibt es auch die sogenannten Markenweistümer nicht. Dazu kommen die Frevelordnungen, Gerichtsordnungen u. ä. Eine Kartenskizze zeigt die Verbreitung der verschiedenen Arten von Ordnungen. Die Editionsgrundsätze sind die bei solchen Quellenveröffentlichungen üblichen. Die vorzügliche Ausgabe der österreichischen Urbare, welche von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien mit aller nur wünschenswerten Ausstattung unternommen worden ist, hat eine höchst dankenswerte Fortsetzung erfahren durch das Erscheinen des 2. Bandes der I. Abteilung: „Die landesfürstlichen Gesamturbare der Steiermark aus dem Mittelalter", herausgegeben von Alfons Dopsch unter Mitwirkung von Alfred Mell[2]). Wiederum hat sich ein bereicherter Bestand an Urbaraufzeichnungen nachweisen lassen, deren Inhalt sogar im einzelnen noch reichhaltiger ist als bei den großen Urbaren Österreichs. Das gründliche Verständnis der Überlieferung wird durch eine auf sorgsamer Kritik beruhende, mehrfach im Vergleich zu früheren Ansätzen berichtigte zeitliche Anordnung erschlossen; so konnten drei große Gruppen von Urbarien aus den Zeiten der Babenberger, König Ottokars II. von Böhmen und endlich der Habsburger geschieden werden. Sehr reich gehalten ist die Einleitung: nicht nur alles zur Beurteilung der Urbarüberlieferung Nötige wird ausgiebig mitgeteilt, sondern auch eine Reihe wichtiger Ergebnisse zur Wirtschafts- und Bevölkerungsgeschichte in

[1]) Herausgegeben von der Kgl. Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1910.

[2]) Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1910.

lehrreicher Darstellung vorgeführt, auf welche in sachlichem Zusammenhang noch zurückzukommen sein wird.[1]) Als ein bedeutungsvolles Unternehmen zur städtischen Wirtschaftsgeschichte sei die von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde ins Leben gerufene Sammlung „Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte" (außer Köln und Aachen) unter Leitung Th. Ilgens erwähnt.[2]) Wie schon die Fassung des Titels verrät, soll die Ausgabe in erster Linie der städtischen Rechts- und Verfassungsgeschichte dienen, wie die „Oberrheinischen Stadtrechte". Indes erwies sich bei dem Charakter dieser Quellen, zumal in den kleineren Städten, eine Ausdehnung auf die Urkunden und Akten zur Geschichte der wirtschaftlichen Verhältnisse als unumgänglich nötig; insbesondere sind Materialien für den Grundbesitz und das sonstige Vermögen der Stadtgemeinden, sowie für die städtische Finanzverwaltung, auch für Bruderschaften und Zünfte u. dgl. mitgeteilt. Die Ausgabe erstreckt sich auf die Zeit bis zur Auflösung der älteren Stadtverfassung gegen Ausgang des 18. oder im Beginn des 19. Jahrhunderts; manche Stücke sind halbverarbeitet in Übersichten oder Tabellenform wiedergegeben. So ist ein neuer Typus stadtgeschichtlicher Quellenveröffentlichung geschaffen, der größte Beachtung verdient. Als Veröffentlichungen für einzelne Städte sind zwei zu nennen: für Basel, dessen Finanzverhältnisse schon durch G. Schönbergs bekanntes Buch eine vortreffliche Untersuchung erfahren hatten, hat nun B. Harms eine Ausgabe der „Jahresrechnungen 1360—1535" zu besorgen begonnen, als erste Abteilung eines größeren dem „Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter" gewidmeten Werks[3]); die „Kämmereiregister der Stadt Riga 1348—61 und 1405—74" hat A. von Bulmerincq in bewährter Weise herauszugeben unternommen.[4]) Für die Wirtschaftsgeschichte des deutschen Ordens, der ja bedeutende Kulturbewegungen des Mittelalters in zusammenfassendem Abschluß

[1]) Von kleineren Veröffentlichungen agrar-geschichtlicher Art liegen mir vor: Güterverzeichnisse und Weistümer der Wild- und Rheingrafschaft, bearbeitet von Wilhelm Fabricius, Trierisches Archiv, Erg.-Heft 12, Trier, Lintz, 1911; ferner Urbare und Rödel des Klosters Pfävers von Max Gmür, Bern, A. Francke, 1910.

[2]) A. Bergische Städte. I. Siegburg, bearbeitet von Fr. Lau; II. Blankenberg (E. Kaeber) und Deutz (B. Hirschfeld). B. Kurkölnische Städte I. Neuß (Fr. Lau). Bonn, Hanstein, 1907; 1911.

[3]) Bd. 1, Einnahmen. Tübingen, H. Laupp, 1909.

[4]) Bd. 1 (Leipzig, Duncker & Humblot, 1909) enthält außer einleitenden Bemerkungen nur die Wiedergabe der Hs., während die angekündigte Bearbeitung nach dem Inhalt nebst den Erläuterungen noch aussteht.

zu besonders kräftigem Ausdruck gebracht hat, liegt eine recht inhaltsreiche Quelle, das „Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410—20“ in guter Veröffentlichung von W. Ziesemer vor[1]); es schließt sich an das Treßlerbuch von 1399—1409 an, um so mehr, als der Hauskomtur nicht über eigene Einnahmen verfügte, sondern das Geld zur Bestreitung seiner Ausgaben vom Treßler empfing. Eine wirtschaftsgeschichtliche Quelle von seltener Art, die in mannigfacher Hinsicht das Verständnis für die Geschichte ländlicher Kultur fördert, ist von H. Ermisch und R. Wuttke veröffentlicht worden: „Haushaltung in Vorwerken; ein landwirtschaftliches Lehrbuch aus der Zeit des Kurfürsten August“[2]). Das Werk, wohl 1569/70 abgefaßt, übrigens handschriftlich nur wenig verbreitet, ist eine der frühesten auf heimischer Erfahrung beruhenden Darstellungen des landwirtschaftlichen Betriebs nebst zahlreichen Bauernregeln, Rezepten u. dgl. und gewährt uns vielseitigen Einblick in die volkstümliche Sitte und Denkweise.

Wenden wir uns den *darstellenden Werken zur deutschen Wirtschaftsgeschichte* zu, so ist K. Theodor von Inama-Sterneggs „Deutsche Wirtschaftsgeschichte“ an die Spitze zu stellen, deren erster Band in zweiter Auflage erschienen ist[3]), nach dem Tode des Verfassers von seinem Sohne herausgegeben, doch im wesentlichen noch von ihm selbst zum Abschluß gebracht. Vor einem vollen Menschenalter als erster großer Wurf einer Gesamtdarstellung der deutschen Wirtschaftsgeschichte begonnen (1879) ist v. I.s Leistung noch heute ein Hauptwerk der deutschen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur, trotz der seitdem so rege gewordenen Einzelforschung und des vielfachen Widerstreits der Meinungen als Ganzes unübertroffen, großzügig und tief in der Auffassung, klar und abgerundet in der Form, wie geschaffen für den Kulturhistoriker. Denn es will die Wirtschaft im Zusammenhang mit den anderen Seiten des Volkslebens verstehen lehren, insbesondere in ihrem Verhältnis zu den gesellschaftlichen Zuständen und ihren Wandlungen, auch zur politischen Ordnung und dem

[1]) Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann, 1911. (Mit Unterstützung des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg.) — Der Hauskomtur, Vertreter des Großkomturs und zugleich Vorsteher des Sattelhauses, hatte die Fürsorge für Beschaffung des Geräts sowie die Aufsicht über die Verkehrsmittel und Fuhrleute, die Gärten, das Ausladen des zu Schiff ankommenden Getreides und unter den Handwerkern besonders über die im Bauwesen beschäftigten Leute.

[2]) Erschienen in den Schriften der Kgl. Sächsischen Kommission für Geschichte. Leipzig, B. G. Teubner, 1910.

[3]) Deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zum Schluß der Karolingerperiode. Leipzig, Duncker & Humblot, 1909.

Stande der Technik, während die Beziehungen zu Religion und Sittlichkeit nur gestreift und weniger glücklich behandelt werden. Die neue Auflage ist im Vergleich zur ersten beträchtlich vermehrt; dies ist teils darin begründet, daß die zahlreichen inzwischen erschienenen Arbeiten zu verwerten waren und zu mancher neu vorgetragenen Ansicht Stellung genommen werden mußte, teils aber auch in der ausgiebigeren Anführung von Quellenbelegen. Insbesondere ist dies den stände- und rechtsgeschichtlichen Abschnitten zugute gekommen, daneben auch den Ausführungen zur Geschichte der Werte, über Münzwesen, Maß und Gewicht. Die Auffassung der germanischen und frühmittelalterlichen Wirtschaft in Mitteleuropa ist in ihren Grundzügen noch jetzt die gleiche wie vordem; selbst die Gliederung des Stoffs bis ins kleinste hinein ist fast völlig erhalten geblieben. Im einzelnen fehlt es natürlich nicht an Änderungen, zu denen die Ergebnisse der jüngeren, oft so stark abweichenden Forschung Anlaß boten; bisweilen werden solche nur mitgeteilt, ohne daß eine bestimmte Entscheidung getroffen wird. Namentlich ist die eindringende und glänzende Darstellung der Großgrundherrschaft und ihrer sozialökonomischen Wirkungen, wohl das Eindrucksvollste im ganzen Werke zur Zeit seiner ersten Veröffentlichung, im wesentlichen unverändert. Ihre überragende Bedeutung wird v. I.'s Deutsche Wirtschaftsgeschichte auch in weiterer Zukunft behaupten, nicht nur darum, weil nicht so leicht ein zweiter Versuch zusammenfassender Behandlung auf gleich breiter Grundlage gewagt werden wird, sondern auch wegen ihres gerade beim ersten Bande ausgeprägten hohen Wertes als eines historischen Kunstwerks. Für ihre wissenschaftliche Benutzung kommt heute allerdings in Betracht, daß die darin zum Ausdruck gekommenen Ansichten inzwischen mannigfach bestritten worden sind; ja, es sind neuerdings allgemeinere Bedenken in bezug auf die Quellenbenutzung aus den Kreisen der diplomatischen Historikerschule Österreichs erhoben worden; darauf wird bei Besprechung des jüngsten Werkes von A. Dopsch weiter unten zurückzukommen sein.

Die *Erforschung der wirtschaftlichen Kultur Deutschlands während der ältesten Zeiten* ist teils der archäologischen Untersuchung, teils den vergleichenden Wissenschaften, insbesondere für Sprache und Recht, sowie wertvollen Anregungen der Völker- und Volkskunde zu danken gewesen.[1]) In jüngster Zeit ist auf diesem

[1]) Ein Beispiel ethnographischer Behandlung aus den letzten Jahren bietet das mir zur Anzeige vorliegende Buch von Felix Somló, Der Güterverkehr in der Urgesellschaft. (Brüssel-Leipzig, Misch & Thron, 1909.) Auf Grund eines Überblickes über die Zustände bei den primitivsten Stämmen der Erde kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß überall ein Güterverkehr erkennbar ist, und zwar sowohl ein Tausch von

Forschungsfeld die vor- und frühgeschichtliche Archäologie in starkem Aufschwung, die den Zeugnissen des einstigen Lebens selbst, also einer „gleichzeitigen" Quelle, den Bodenfunden, die erwünschten Aufschlüsse abzugewinnen trachtet. Außer einer stattlichen Zahl von einzelnen Veröffentlichungen größeren oder kleineren Umfangs ist die gleichzeitige Begründung von zwei diesen Forschungen als Sammelstätten dienenden Zeitschriften dafür bezeichnend: seit 1909 erscheinen die Prähistorische Zeitschrift, herausgegeben von K. Schuchhardt, K. Schumacher und H. Seger, und der Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, nebst der Mannus-Bibliothek, herausgegeben von G. Kossinna.[1] Besteht nun auch zurzeit eine merkliche Neigung, diese Studien mit den Problemen alteuropäischer und insbesondere indogermanischer Völkerkunde zu verbinden, so dienen sie doch nach der ganzen Beschaffenheit der Fundgegenstände in erster Linie der Kulturarchäologie, und zwar abgesehen von den Ermittlungen über den Grabritus in reichstem Maße dem Einblick in die Erzeugnisse uralten Wirtschaftslebens. An dieser Stelle muß auf die lohnende Aufgabe verzichtet werden, die Ergebnisse dieser Arbeiten, deren Methode von der im engeren Sinne wirtschaftsgeschichtlichen wesentlich abweicht, kurz zusammenfassend zu behandeln; aber nachdrücklich sei die Überzeugung ausgesprochen, daß die den Zeiten mit ausreichender schriftlicher Überlieferung zugewandte wirtschaftsgeschichtliche Forschung weit mehr, als dies lange Zeit der Fall gewesen ist, die Fühlung mit der archäologischen Ergründung der älteren Kulturzustände wird suchen müssen. Ist es doch schon heute, trotz vielfach schwankender Deutungen, ein sicheres Ergebnis der prähistorischen Archäologie, daß der Kulturstand der vorrömischen Zeiten in Mitteleuropa beträchtlich höher entwickelt und reicher zu denken ist, als nach älteren Vorstellungen vom blonden germanischen Barbaren.[2] Recht günstig trifft es sich, daß neuer-

Stamm zu Stamm wie auch ein gewisser Güterumlauf innerhalb desselben Stammes: schon in der „Urwirtschaft" gibt es eine gegenseitige Abhängigkeit wirtschaftender Individuen und kleinerer Wirtschaftsgruppen; die Arbeitsteilung entwickelt sich erst, nachdem schon einiger Güteraustausch üblich geworden ist. Dabei sind Vorstellungen und Bräuche, die uns sehr fremdartig anmuten, zu beobachten; der sogenannte Geschenkhandel wird als eigentümliches „Rechtsgeschäft" charakterisiert.

[1]) In der Mannusbibliothek (Würzburg, C. Kabitzsch) kommt für die Wirtschaftsgeschichte besonders Heft 2 in Betracht: M. von Kimakowicz-Winnicki (Museumsdirektor in Hermannstadt i. S.), Spinn- und Webewerkzeuge; Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas.

[2]) Vgl. über diese wissenschaftliche Errungenschaft verschiedener Prähistoriker jetzt den Vortrag G. Kossinnas (Mannusbibliothek Heft 9): Die Deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, Würzburg, C. Kabitzsch, 1912.

dings eifrige Bestrebungen hervorgetreten sind, die sprachwissenschaftliche Methode und die Beschäftigung mit der realen Kultur besser zu verbinden. Das von Johannes Hoops herausgegebene „Reallexikon der Germanischen Altertumskunde"[1]) strebt eine „Gesamtdarstellung der Kultur der germanischen Völker bis zum Ende des ersten Jahrtausends" an und will „engere Fühlung zwischen den verschiedenen Zweigen der Kulturwissenschaft" herstellen. So darf sich auch die Geschichte der wirtschaftlichen Kultur davon Förderung versprechen, obgleich die Behandlung wirtschaftsgeschichtlicher Fragen nicht, wie dies für die religions-, rechts-, sozial- und allgemein kulturgeschichtlichen geschieht, besonders in Aussicht gestellt wird und unter den Mitarbeitern aus Historikerkreisen bisher fast nur die verfassungs- und rechtsgeschichtliche Richtung vertreten ist. Lebhaft zu begrüßen ist auch die Begründung der „Wörter und Sachen "betitelten, von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, R. Much u. a. herausgegebenen „Kulturhistorischen Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung", die sich die Aufgabe gestellt hat, den Wortbedeutungen im Zusammenhang mit der Geschichte der Sachen nachzugehen und „in der Vereinigung von Sprachwissenschaft und Sachwissenschaft die Zukunft der Kulturgeschichte" erblickt. In den drei vorliegenden Bänden (1909ff.) sind schon mehrere für die Geschichte der wirtschaftlichen Kultur wichtige Beiträge veröffentlicht worden.

Ein lehrreiches Beispiel zur Charakteristik des gegenwärtigen Standes derartiger Forschungen bietet O. Schrader in seinem Vortrag „Die Anschauungen V. Hehns von der Herkunft unserer Kulturpflanzen und Haustiere im Lichte neuerer Forschung."[2]) Hehn hatte in seinem glänzenden Werke, dessen achte Auflage im Buchhandel soeben erschienen ist[3]), die Entstehung der Kulturlandschaft mit ihrer Vegetation und Tierwelt aus wildem Naturzustand unter dem Einfluß des Menschen durch Wanderung von Kulturpflanzen und Haustieren erklärt: für Griechenland und Italien durch einen Prozeß der Orientalisierung, für den germanischen Norden durch Romanisierung. Während diese Anschauungen auf Grund historisch-philologischer Beweisführung vorgetragen worden waren, gelang es mehrfach den neueren naturwissenschaftlichen Forschungen, besonders in der Botanik, wilde

[1]) I. Band, Lief. 1–3. Straßburg, K. J. Trübner, 1911 f.

[2]) Berlin, Gebrüder Bornträger, 1912.

[3]) Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. 8. wesentlich umgearbeitete Aufl. Hrsg. von O. Schrader mit botanischen Beiträgen von A. Engler und Ferd. Pax. Berlin. Gebr. Bornträger, 1912.

Stammformen nachzuweisen, wo H. Einführung durch den Menschen behauptet hatte. Aber freilich konnte damit seine Ansicht der Kulturübertragung noch nicht widerlegt werden. Indes nötigen archäologische und kulturgeschichtliche Ergebnisse auch hierbei zu mancher Änderung der Auffassung: die Kultur wichtiger südeuropäischer Pflanzen, wie des Weinstocks, der Feige und des Ölbaums sowie die Zucht der Haustaube ist nicht unwesentlich älter, als H. annahm, und gehört schon der vorhomerischen, minoisch-mykenischen Zeit an; die Ansichten über Herkunft und Wanderwege der Kulturpflanzen aus den semitischen Ländern und Iran bedürfen mancher Berichtigung. Was den nordischen, germanischen Kulturkreis betrifft, so sind gewiß viele Erscheinungen der Romanisierung durch jüngere Beobachtungen bestätigt worden. Aber es wird „das landwirtschaftliche Erbe der indogermanischen Urzeit" für größer anzusehen sein, als H. dies tat, und es werden auch hier die Vorgänge der Kulturwanderung mehrfach anders aufgefaßt werden müssen.[1])

Der lebhafte Streit über das *Wesen der germanischen Wirtschafts- und Sozialverfassung*, der vor etwa anderthalb Jahrzehnten unter Juristen, Nationalökonomen und Historikern ausbrach, ist in den letzten Jahren kaum noch geflissentlich weitergeführt worden, jedenfalls nicht in allgemeiner Erörterung des Problems. Man kann nicht eigentlich sagen, daß er wirklich zum Austrag gekommen ist. Wohl von der Mehrzahl namhafter deutscher Gelehrten — wenigstens soweit deren Vorstellungen bekannt geworden sind — wird auch heute jene ältere „herrschende"

[1]) Die Aufgabe, in Fortführung der Arbeit V. Hehns, „eine Geschichte der Domestikation der Pflanzen und ihrer Wanderung über die Erde im Gefolge des Menschen zu geben" hat sich Ludwig Reinhardt in einem umfassenden Werke über „Kulturgeschichte der Nutzpflanzen" gestellt (Die Erde und die Kultur, IV, 1 u. 2. München, E. Reinhardt, 1911). Das Buch will gemeinverständlich sein, verzichtet auf allen „wissenschaftlichen Ballast" und gibt die nicht wenigen Quellenbelege, besonders aus dem antiken Schrifttum, in deutscher Übersetzung in den Text verwoben wieder. Der Begriff der Kulturpflanzen ist auf die Nutzpflanzen überhaupt, z. B. auch die Waldbäume, ausgedehnt. Der Wissensstoff ist mit vielem Fleiß gesammelt; die Gliederung geschah, man möchte sagen unter einem Gesichtspunkt der angewandten Botanik, nach Pflanzenarten mit Rücksicht auf deren Kultur, so daß die historische Frage nach dem Bestand in bestimmten Zeiten und Erdräumen nicht aufgeworfen wird. Die Darstellung ist flüssig und klar für den, der nicht Fachmann ist, d. h. also auch für den Historiker; aber da, wo schwierige und strittige Probleme vorliegen, ist sie leicht viel zu selbstverständlich sicher, ohne Einblick in den kritischen Stand der Fragen zu gewähren: so z. B. bei den Angaben über die älteste Pflanzenkultur bei Germanen und Deutschen.

Ansicht in den wesentlichsten Stücken festgehalten, welche der großen Menge der germanischen Bevölkerung Freiheit und bäuerliche Lebensweise zuschreibt: volle Rechte und Pflichten im staatlichen Gemeinwesen und Heer, Eingliederung in die blutsverwandtschaftlichen Verbände, völlig oder mindestens annähernd gleichen Anteil des einzelnen Berechtigten am genossenschaftlich okkupierten Boden nach feldgemeinschaftlicher Ordnung mit periodischen Landverlosungen; freilich wird mehr als früher der Herrenwirtschaft Beachtung geschenkt und eine gewisse Verschiedenheit des Rechtsanspruchs auf Landzuweisung zugestanden. Aber auch die Gruppe von Forschern, welche abweichende Auffassungen vorgetragen haben, findet Geltung, sei es mit einer völlig anderen Lehre über die Entstehung des Grundeigentums, sei es mit der Annahme eines germanischen Herrenstandes über einer Masse grundherrschaftlich abhängiger Bevölkerung, auf deren wirtschaftliche Leistungen er seine eigene Lebenshaltung gründete. Allerdings ist auch von dieser Seite eine bemerkenswerte Annäherung an die altbegründeten Anschauungen erfolgt: einer der Vorkämpfer des Neuen, Richard Hildebrand, bekennt in der zweiten Auflage seines Aufsehen erregenden Buches über „Recht und Sitte auf den primitiveren wirtschaftlichen Kulturstufen“[1]), daß er seine Ansichten über die Germanen des Cäsar und Tacitus „in vielen sehr wesentlichen Punkten geändert“ habe. Zwar seine Meinung über das Fehlen jeglichen Grundeigentums bei den Germanen zu jener Zeit und die jüngere Entstehung dieses Rechts, eine Erkenntnis, worauf er als Jurist besonderen Wert gelegt hatte, hält er entschieden fest. Aber die wirtschaftlich-sozialen Zustände und deren Entwicklung erscheinen — auf die Einwendungen der Historiker hin, trotz der „temperamentvollen“ Behandlung, die er ihnen zuteil werden läßt — in erheblich anderer Darstellung; insbesondere ist die Ansicht vom Übergang der ärmeren, an Vieh Mangel leidenden Leute zum Ackerbau in Abhängigkeit von den reichen Herdenbesitzern und weiter vom Herabsinken der germanischen Bauern zu Zinspflicht und Hörigkeit infolge von Verschuldung nunmehr aufgegeben. Gegen die jetzt vorliegenden Ausführungen wird von historischer Seite trotz tiefer nicht beseitigter Meinungsverschiedenheit weniger schroff Widerspruch erhoben werden; in der neuen Fassung wird H.s Buch besser als vordem zu wirklicher Lösung der schwierigen Probleme ältester germanischer Wirtschaftsgeschichte beitragen. Zu den Vertretern der grundherrschaftlichen Theorie altgermanischer Wirtschaft zählt Wilhelm Fleischmann, Direktor des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Göttingen, aus dessen Feder eine

[1]) Jena, G. Fischer, 1907.

ältere und eine neue Untersuchung in etwas verändertem Sonderdruck erschienen sind.[1]) Der Historiker wird immer gern die Ergebnisse eines Praktikers zu seinen strittigen Fragen hören und sich davon Belehrung versprechen; in der Tat bieten Fl.s Darlegungen viel sehr Beachtenswertes, namentlich in seinen Ausführungen über die frühe Seßhaftigkeit der Germanen und in manchen anregenden Bemerkungen zu den bekannten Tacitusstellen. Aber es scheint mir, daß er eine Gefahr nicht ganz gemieden hat, die dem Manne der Praxis leicht droht: von modernen Anschauungen aus den historischen Tatsachen nicht gerecht werden zu können. Es muß methodischer Grundsatz wirtschaftsgeschichtlicher Untersuchung sein, nach den altertümlichen Nachrichten das wirtschaftliche Denken der Vorzeit zu verstehen, aber nicht jene Zeugnisse danach zu bewerten, ob das darin bekundete Verfahren unrationell erscheint; nur in dringendsten Fällen darf mit umsichtiger und umfassender historischer Begründung von diesem kritischen Leitsatz abgegangen werden. So sind die Gründe, mit welchen Fl. über Cäsars Angaben aburteilt, für den Historiker nicht überzeugend: um nur eins hervorzuheben, die landwirtschaftliche Erfahrung, daß „der Boden die ihm zugewendete Mühe und Arbeit niemals schon nach einem Jahre, sondern immer erst im Laufe der Jahre vollständig zurückzahle“, ist kein Beweis wider jährlichen Bodenwechsel beim Feldbau der germanischen Stämme zu Cäsars Zeit, die eben noch nicht so rationell wirtschafteten, wie es später geschah. Bei der Schilderung der germanischen Wirtschaft in taciteischer Zeit nähert sich Fl., der sich die Landwirtschaft in weit überwiegender Ausdehnung von hörigen Bauern betrieben denkt, insofern den älteren Anschauungen, als er Besitznahme des Ackerlandes durch Bauerngemeinden annimmt, aber freilich auf Zuweisung durch den Grundherrn.[2])

Soviel nun auch trotz allen Scharfsinns in dem bisherigen Meinungsaustausch strittig bleibt, in einem kulturgeschichtlich besonders wichtigen Punkte, in bezug auf die Frage nach den An-

[1]) Cäsar, Tacitus, Karl der Große und die deutsche Landwirtschaft. Kritische Bemerkungen zu den geschichtlichen Quellen in zwei aus dem Journal für Landwirtschaft abgedruckten Abhandlungen (Bd. 51, S. 81 ff. [1903]; 59, S. 209 ff. [1911]). Berlin, P. Parey, 1911.

[2]) In der Zeitschrift Klio IX, S. 48 ff. handelt O. Th. Schulz „über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse bei den Germanen zur Zeit des J. Caesar“. Insbesondere sei hervorgehoben, daß er aus der Erkenntnis der allmählichen Entstehung der ganzen Schrift Caesars neues Licht für jene beiden Stellen zu gewinnen sucht, wo die Zustände der Sueven (IV 1 ff.) und danach (VI 22) der Germanen geschildert werden; C. läßt, so meint Sch., später die Angabe, die auf jährlichen Wohnwechsel gedeutet werden kann, stillschweigend fallen und hält nur am Flurwechsel fest.

fängen der Bodenkultur im germanischen Mitteleuropa, darf heute als hinreichend gesichertes Ergebnis die Annahme bezeichnet werden, daß Seßhaftigkeit und Betrieb des Ackerbaus in ein hohes Alter über das früheste geschichtlich beglaubigte Auftreten der Germanen zurückreicht, und zwar nicht nur in allerursprünglichster Technik, sondern als Anbau mit einem Pfluggerät; darin stimmen archäologische, linguistische und volkskundliche Forschung überein, und auch die Nachrichten der antiken Autoren sind bei dieser Annahme verständlich. Darum müssen die Germanen in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten den primitiven Ackerbauvölkern zugerechnet werden; der an sich mit wenig glücklichem Sprachgefühl gebildete Ausdruck Halbnomadentum wird besser nicht angewendet. Recht wertvoll ist zur Beurteilung dieses Problems die kleine von O. Schlüter entworfene Karte der Besiedlungsfläche und des Waldes um 500 n. Chr.[1]); sie zeigt uns deutlich, wie eng umhegt und ungeeignet für typisches Nomadentum die von den germanischen Stämmen besetzten Räume noch Jahrhunderte später nach Abschluß der letzten großen Wanderzeit waren; aber es ist sehr bemerkenswert, daß sich die einzige größere waldfreie Fläche an der unteren Saale und Mittelelbe in Gegenden hindehnte, wo die Stämme wohnten, bei deren Erwähnung Strabo auf die Schilderung der nomadenähnlichen Lebensweise der suevischen Völker zu sprechen kommt. Der Grad der Seßhaftigkeit, die Ausdehnung des Ackerbaues und seine Bedeutung in der germanischen Gesamtwirtschaft sind eben mit jener allgemeinen Erkenntnis noch nicht bestimmt. In dieser Hinsicht scheint sich nun eine Auffassung steigender Anerkennung zu erfreuen, welche räumliche und zeitliche Unterschiede in der altgermanischen Wirtschaftsentwicklung betont und darin die Lösung sonst entgegenstehender Schwierigkeiten findet. Besonders eindrucksvoll sind die Ausführungen gewesen, die vor einigen Jahren Joh. Hoops in seinem ausgezeichneten Werke über „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum" gemacht hat[2]), indem er darlegte, daß die Wirtschaftsweise der kriegerischen Wanderstämme der Germanen nach Cäsars Schilderung als ein vorübergehender Zustand zwischen Zeiten größerer Seßhaftigkeit und ruhigeren Ackerbaues aufzufassen sei. Auch eines ganz außergewöhnlich bedeutenden Buches ist schon in diesem Zusammenhang zu gedenken, das der Agrargeschichte Schleswig-Holsteins in jüngeren Zeiten gewidmet ist und deshalb erst später zu besprechen sein wird, aber mittelbar in lichtvollster und anschau-

[1]) Reallexikon der germanischen Altertumskunde I, S. 424, Taf. 29.

[2]) Kap. XII: Die Stellung des Ackerbaus im Wirtschaftsleben der Germanen zur Römerzeit (S. 482 ff.).

lichster Weise zum tiefgründigen Verständnis der altgermanischen Wirtschaftszustände hilft. Beim Durcharbeiten von Max Serings[1]) höchst lehrreichen Ausführungen über Siedelung und Bodennutzung, Geschlechterverfassung, Heerespflicht und Hufe im mittelalterlichen Altholstein und Schleswig traten mir unwillkürlich die vielumstrittenen Worte bei Cäsar und Tacitus ins Gedächtnis, als seien sie so recht geeignet, das Ergebnis seiner reichen, aus vollem Leben geschöpften Beobachtungen auf einen knappen lateinischen Ausdruck zu bringen. Auch S. selbst verweist auf jene antiken Schriftstellen; F. Rachfahl aber, der die Einzelergebnisse der Forschungen S.s in einem klaren historischen Überblick vortrefflich zusammenfaßt, zieht den Schluß, daß „durch sie die Auffassung vom Kerne der altgermanischen Bevölkerung als freier Eigentümer bäuerlichen Standes mit Gesamteigentum im Beginne der Entwicklung ein für alle Male gegen alle Zweifel und Anfechtungen sichergestellt wird". So wird die freie Bauernwirtschaft nach wie vor an die Spitze der deutsch-germanischen Wirtschaftsgeschichte zu stellen sein. Aber freilich lehrt uns S., einen Charakterzug stärker hervorzuheben, als dies bei den Vertretern der freibäuerlichen Theorie bisher üblich gewesen ist. Wie nämlich in jüngerer Zeit die Kätner abhängige Hintersassen der Bauern gewesen sind, so müssen wir uns auch die altgermanische Bauernwirtschaft, zwar gewiß nicht regelmäßig, aber auch nicht nur ausnahmsweise, mit einzelnen angesiedelten Knechten ausgestattet denken. Damit gewinnt sie nun in der Tat gewisse herrenwirtschaftliche Züge und unterscheidet sich von der normalen Bauernwirtschaft des deutschen Mittelalters; aber es bestand doch nicht, wie die grundherrschaftliche Theorie behauptet, die große Menge der Bevölkerung aus hörigen Bauern unter Grundherren, sondern aus freien Bauern, die ihrerseits mehr oder minder häufig Kleinstelleninhaber von sich abhängig hatten, aber darum selbst keine „Grundherren" waren. So erfordert die Lösung des Problems der altgermanischen Wirtschaftskultur vor allem eine schärfere und bereicherte Charakteristik des Begriffs der Bauernwirtschaft mit ihren typischen Unterschieden. Für einen solchen Zweck sind von germanistischer Seite her die Bemerkungen anregend, welche Fr. Kauffmann in seinem Aufsatz „Altdeutsche Genossenschaften"

[1]) Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preußen. Im Auftrage des Kgl. Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten hrsg. von M. Sering. VII. Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein auf geschichtlicher Grundlage von Max Sering mit Beiträgen von R. Lerch, P. Petersen und O. Büchner. Berlin, P. Parey, 1908. — Vgl. F. Rachfahl, Schleswig-Holstein in der deutschen Agrargeschichte, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik Bd. 93, S. 433 ff.

über den Bauern gemacht hat.[1]) Indem er das Wort gabûron, von welchem auszugehen ist, von bûr = Haus ableitet, erklärt er rein etymologisch „Bauern" als Hausgenossen und erblickt in ihnen „ursprünglich die Hufner einer Hausherrschaft"; später sei daraus die Bedeutung Nachbarn und danach die der Bauern im Standessinn hervorgegangen. Damit ist eine wichtige Frage in lehrreichen Ausführungen zur Erörterung gestellt; die historisch überlieferten Bedeutungen der ganzen Wortgruppe scheinen mir allerdings, wie hier kurz bemerkt sei, bei umfassenderer Zusammenstellung der Quellenbelege jener Erklärung aus einem haus- und hofherrschaftlichen Verband erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten.

Endlich sei eines Werkes gedacht, das von ganz anderen Gesichtspunkten aus die altgermanische Wirtschaftskultur zu beleuchten unternimmt. K. Rhamm hat seine „Ethnographischen Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde", deren erster Band den Großhufen der Nordgermanen gewidmet gewesen war, fortgesetzt[2]) und in einer zweiten Abteilung „Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet" zwei Teile erscheinen lassen, in welchen er I. die „Altgermanischen Bauernhöfe im Übergange vom Saal zu Fletz und Stube" und II. „Germanische Altertümer aus der slawisch-finnischen Urheimat" behandelt. Während M. Heyne und K. G. Stephani die Rekonstruktion des Wohnbaus der germanischen Stämme im wesentlichen nach der historischen Überlieferung und germanistischen Erwägungen versucht hatten, will Rh. von gründlichster Kenntnis der Einrichtungen des heutigen Bauernhofes den Ausgangspunkt nehmen und dadurch eine festere Grundlage für das Verständnis der dürftigen älteren Quellen schaffen. Über die Anschauungen, die er sich gebildet hat, sei hier nur einiges wenige mitgeteilt, was zur Kulturgeschichte des Hauses bedeutsam erscheint. Schon bei ihrem frühesten geschichtlichen Auftreten kannten die Germanen Mitteleuropas einen eigenen volkstümlichen Hausbau; dieser hatte charakteristische Eigentümlichkeiten eines Flachlandbaues und verrät seine Abstammung aus der Ebene. Als ältestes technisches Wort für das germanische Haus ist Saal (oder Halle) anzusehen; der „Saal", dessen innere Einrichtung freilich unbekannt bleibt, war die älteste Wohnung der germanischen Freien. Bei den Nordgermanen hat er sich bis in die geschichtliche Zeit als Wohnung auch der Gemeinfreien erhalten: ein einziges Gebäude mit Herd, Hochsitz und Raum für den Aufenthalt bei Tage, für das Speisen,

[1]) Wörter und Sachen II, S. 9ff.; Abschnitte über Hausgemeinschaft, Siedelungsgenossenschaft, Wirtschaftsgenossenschaft S. 26ff.

[2]) Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1908 u. 1910.

Gästeempfang und Schlaf, während es daneben noch Baulichkeiten für Wirtschaftszwecke gab. Später kam eine reicher gegliederte Wohnweise auf: die „Stube" (*stofa*) als das eigentliche Wohnhaus des Bauern, dazu das Feuerhaus (*eldhus*) und wenigstens in jüngeren Zeiten das Schlafhaus (*skali*), deren Einrichtungen im einzelnen näher beschrieben werden. In Deutschland hingegen wurde der Saalwohnbau schon früh auf die Kreise der Hochfreien, des Adels, beschränkt. Im gewöhnlichen Bauernhaus vereinigte man bei beschränkteren Bedürfnissen der späteren Gemeinfreien — deren Landhufe gleichfalls kleiner war als die nordgermanische — den Wohnraum (*flet*) mit dem Herd als Mittelpunkt und Schlafgelegenheit und die Wirtschaftsabteilung in einem Hause. Ausführlich schildert Rh. das altsächsische Haus mit seiner Fletwohnung. Lehrreich ist es, daß das Fletz auch bei den Bajuwaren nachweisbar ist, in der Gegenwart allerdings umgewandelt in die Bedeutung des Hausgangs. Für das bajuwarische Stammesgebiet sucht der Verfasser eine ethnische Zweigliederung nachzuweisen: Beobachtungen über Hausbau und Hofanlage, besonders das Doppelhaus mit „Rauchstube" und den Ringhof in Kärnten, führen zu der Annahme, daß ostgermanische Bestandteile in der südbajuwarischen Bevölkerung aufgegangen sind; bestätigt wird dies durch Aufschlüsse über den Gebrauch eines Hakenpflugs, der „Arl", und des südtiroler Hartbrots. Über die Auflösung der altgermanischen „Saalwirtschaft" verspricht sich Rh. weitere Aufklärung durch Studien über die osteuropäischen Verhältnisse; er glaubt nämlich germanischen Einfluß auf die Gestaltung des „altslawischen" Bauernhofs der Zeit vor den Wanderungen sowohl für die Wohnanlage wie für die Wirtschaft erweisen zu können. Bisher liegen nur die Ausführungen über die altslawische Wohnung vor, in welchen er die *istŭba*, den eigentlichen Wohnraum, mit der *stufa* des skandinavischen Altertums vergleicht und manche Einrichtungen des Baus sowie die Badstube, das Dörrhaus, die Öfen u. a. auf Grund sprachlicher und sachlicher Beobachtungen als entlehnt von den Germanen bezeichnet. Diesen Ergebnissen des gründlich gelehrten Verfassers haftet, wie er selbst nicht verkennt, viel Unsicheres an. Aber die wirtschaftsgeschichtliche Forschung wird gut daran tun, an seinem großangelegten, recht umfangreichen Buche nicht achtlos vorüberzugehen. Denn es bringt eine Fülle wichtigen Stoffs zur Erkenntnis der germanischen Wohnkultur und damit überhaupt zur älteren Wirtschaftsgeschichte Deutschlands.

R. Kötzschke.

(Fortsetzung folgt.)

KLEINE MITTEILUNGEN UND NOTIZEN.

Eine von der prähistorischen Zeit bis tief in das Mittelalter reichende Siedelungsstätte ist bei Repton in England neuerdings durch Ausgrabungen aufgedeckt worden. Die Funde gewähren einen Einblick in eine fortlaufende Entwickelung der äußeren Kultur von ihren frühesten Anfängen an. Von den Erzeugnissen frühzeitlicher Keramik geht die Linie über römische Überreste, zahlreiche Funde aus angelsächsischer und aus normannischer Zeit bis zu Geräten und Waffen des Hochmittelalters.

Nicht nur als zuverlässiges Orientierungsmittel, sondern auch als ein der Beachtung historisch interessierter und der Lektüre weiterer, in der Hauptsache freilich lokaler Kreise wertes Buch darf die Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, empfohlen werden (Bremen, Gustav Winter, 1912). An dem Werk haben sich die verschiedensten Mitarbeiter beteiligt, so daß die einzelnen Persönlichkeiten, die sich ja auf den mannigfaltigsten Gebieten betätigt haben, meist von sachverständiger Seite dargestellt werden konnten. Es handelt sich um Persönlichkeiten, die im 19. Jahrhundert gelebt haben, doch sind diejenigen, deren Wirksamkeit zum Teil noch in das 18. fällt, wie diejenigen, die erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts gestorben sind (bis 1911), mit berücksichtigt. Einige Namen mögen zeigen, was für Männer in diesem Zeitraum in Bremen bedeutend gewirkt haben: Herm. Allmers, Ad. Bastian, der Astronom Bessel, Arth. Breusing, der Naturforscher Franz Buchenau, Constantin Bulle, Heinrich Bulthaupt, der Shakespeareforscher Nik. Delius, der Dichter-Maler Arthur Fitger, Otto Gildemeister usw. usw. bis zum Bürgermeister Smidt und dem Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd Heinrich Wiegand. So illustriert das Werk in erster Linie durch Lebensbilder den Anteil, den Bremen an den geistigen Bewegungen und materiellen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts genommen hat, entbehrt aber nicht eines allgemeinen Interesses.

Kurz sei auf ein uns zugegangenes, in zweiter Auflage erschienenes biographisches Sammelwerk: American Men of Science; a biographical directory edited by J. McKeen Cattell (New York, The Science Press, 1910) hingewiesen. Da es sich nur um Lebende und überdies nur um Gelehrte handelt, die auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der exakten Wissenschaften tätig sind, kommt das Werk als Nachschlagewerk und praktisches Orientierungsmittel für unsere Leser wohl nur in seltenen Fällen in Betracht. Immerhin ist es als „Beitrag zur Organisation der Wissenschaft in Amerika" ein Beitrag zur Geistesgeschichte überhaupt, wenigstens in äußerer Beziehung und in national und sachlich beschränktem Umfang. Im übrigen ist der Herausgeber bemüht, in zwei anhangs-

weise beigegebenen Studien zur Erforschung der Bedingungen des höheren geistigen Lebens in jenem engeren Rahmen, der natural history of scientific men, beizutragen (A statistical study of American men of science und A further statistical study usw.). Wir können auf diese Untersuchungen — der Verfasser wählt tausend leitende Männer der amerikanischen Wissenschaft mittels bestimmter Methoden als Untersuchungsgruppe aus, erörtert die Verteilung auf die einzelnen Wissenschaften wie auf die einzelnen Landschaften, Universitäten und Institute usw. — hier nicht näher eingehen.

Wir erwähnen an dieser Stelle ausnahmsweise ein Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten, weil es einen besonderen Wert auf den kulturgeschichtlichen Lehrstoff legt und den Fortschritten der Geschichtswissenschaft mehr zu folgen strebt, als es der größere Teil dieser nicht immer erfreulichen, den äußeren Geschichtsstoff in traditioneller Form vielfach naiv vermittelnden, dabei „patriotisch" zurechtgestutzten außerordentlich zahlreichen Bücher tut. Es ist unter Mitwirkung einer Reihe tüchtiger Oberlehrer von Gottfried Koch herausgegeben (Leipzig, Quelle & Meyer, 1911). Uns liegen Teil II, 1 für Untertertia (Deutsches Mittelalter), II, 2 für Obertertia (16., 17. und z. T. 18. Jahrhundert), III für Obersekunda (Altertum), IV für Unterprima (von 30 v. Chr. bis 1618 n. Chr.) vor. Je nach den Klassen ist natürlich ein entsprechender Maßstab an das Gebotene zu legen: immerhin ist schon für Untertertia eine ausführliche Darstellung gewählt worden, die den Schüler in den Stand setzen soll, das in der Stunde Gehörte zu ergänzen. Was übrigens die Art der Darstellung gerade dieses Bandes betrifft, die „faßlich, lebhaft und farbig" sein soll, so ist uns ein Passus aufgefallen, der von einer für einen höheren Lehrer bedenklichen stilistischen Ungewandtheit zeugt, den wir aber nicht als überhaupt bezeichnend hinstellen wollen (S. 13: die Römer „interessierten sich daher lebhaft für die Herkunft, Lebensweise und die Sitten des Volkes, dessen Kraft und Kühnheit und dessen hohe Anlagen sie bewunderten. Daher haben uns ihre Schriftsteller ein lebendiges Bild von dem Leben unserer Vorfahren hinterlassen"). Sachlich läßt sich an den kulturgeschichtlichen Abschnitten der meisten Bände bezüglich der Richtigkeit der Einzelheiten wie der Auswahl des Stoffes manches einwenden. Aber wir erkennen das ernste Bestreben an, auch den Schülern den kulturgeschichtlichen Stoff in zuverlässiger Form näher zu bringen. Freilich ist der Charakter des Anhangsmäßigen und Nebensächlichen noch nicht ganz, wie es doch die Absicht des Herausgebers und seiner Mitarbeiter war, vermieden. Wir können uns noch ganz andere Wege denken, den Schüler mit der Kulturgeschichte, insbesondere der deutschen, vertraut zu machen und in ihm kulturgeschichtliches Verständnis zu wecken. Am meisten kommt unseren Anschauungen der Band über das Altertum nahe, der, dank der vorhandenen reichen Literatur über die Kultur des Altertums, überhaupt der gelungenste Band ist.

ERGEBNISSE DER PAPYRUSKUNDE FÜR RECHTSVERGLEICHUNG UND RECHTSGESCHICHTE.

Vortrag, gehalten auf dem Dritten internationalen archäologischen Kongreß in Rom am 10. Oktober 1912.

VON LEOPOLD WENGER.

Die äußere Legitimation für den Juristen, auf dem Archäologenkongresse das Wort zu ergreifen, war mit dem Wunsche des Kongreßkomitees gegeben, es möge in der epigraphisch-papyrologischen Sektion auch gehandelt werden: sui progressi conseguiti finora negli studi di diritto antico mercè l'uso delle fonti papirologiche e sulla necessità di diffonderne la conoscenza mediante l'insegnamento, ein Thema, das zu den temi d'indole generale gerechnet wurde.

Ich will es versuchen, aus der Fülle der Fragen, zu denen die Papyrologie Stellung zu nehmen zwingt, zwei hervorzuheben, deren Beantwortung für den Juristen ebenso von Interesse ist wie für jeden Gelehrten, der im Rechte einen Kulturfaktor sieht, dessen Erkenntnis unerläßlich für die Erkenntnis des Geistes aller Zeiten ist. Ich will, der gegebenen Anregung folgend, auch versuchen, die Ergebnisse der Papyrusforschung von einem Gesichtspunkte aus zu betrachten, der bisher kaum je eingenommen worden ist, von dem ihrer Verwertbarkeit auch für die Lehre. Hier freilich zwingt mich die enge Abgrenzung eigener Erfahrung zu enger Beschränkung: auf das Rechtsstudium an den deutschen und österreichischen Universitäten. Ich darf zugleich wohl schon jetzt betonen, daß die Kürze der Zeit, die dem Vortragenden gegeben ist, auch die Art der Darstellung bestimmen muß, daß oft nur ein Schlagwort gegeben werden kann, wo man gern länger verweilte, und daß noch mehr ganz unterdrückt werden muß.

Ich muß gleichwohl, ehe ich zu meiner eigentlichen Aufgabe komme, einige Worte über die Stellung vorausschicken, welche der Papyruskunde gegenüber der Jurisprudenz bis vor kurzem zukam.

Was zunächst die Papyri dem Juristen alles bringen, ist jetzt nirgends mehr ein Geheimnis: es braucht nicht mehr auf alles verstreute Einzelne hingewiesen zu werden, sondern nur auf ein zusammenfassendes Werk, auf Mitteis-Wilcken, Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde. Die Arbeit, zu der sich ein Jurist und ein Althistoriker zusammengefunden haben, ist vorbildlich für die neuen engen Beziehungen, in welche die Rechtswissenschaft zur Philologie in den Dezennien der Papyrusforschung getreten ist. Viel mehr noch, als die Inschriften dies vermochten, haben die Papyri die Erforscher des antiken Rechts in ihren Bann gezogen. Was Wunder auch, da zu den Rechtssätzen der ja noch immer herrschenden römischrechtlichen Theorie die praktischen Beispiele des Lebens traten? Freilich abstrakte oder, wie es heute mit bösem Seitenblick gern heißt, weltfremde Jurisprudenz ist jenem großen Quellenstande, der im späteren Corpus Juris Civilis beschlossen ist, unbekannt. Aber die konkreten Fälle des Alltagslebens, von denen die Responsa der Prudentes und die Rescripta der Kaiser ihren Ausgang nahmen, sind doch meist ihrer individuellen Merkmale entkleidet, zugestutzt, für Anknüpfung genereller Bestimmungen angepaßt auf uns gekommen. Und wenn wir mit Freuden hier und im sonstigen Quellenbestande gelegentlich ein individuelles, wirklichen Tatbestand wiedergebendes Beispiel eines Kontraktes, Testamentes oder Prozesses fanden, so wissen jetzt die Sammlungen kaum mehr die Auswahl zu treffen aus all der Fülle von öffentlichen und privaten Akten, die Parteien und Behörden verfaßt haben, und die uns auf Papyrus überliefert sind. War das Auge in der Wertung all dieses fast unübersehbaren Materials erst wenig geübt, und ist insbesondere vieles von den neuen Erkenntnissen von den einen fürs römische Recht verwertet worden, obwohl es das nicht durfte, während andere brauchbare Bausteine mit unbrauchbaren beiseite warfen, so tritt nach und nach eine immer richtigere Schätzung der Papyri ein.

Das frühere trübe Sehen hatte eine Erklärung und, wenn man will, Entschuldigung: sie lag in der überwältigenden Stellung des justinianischen Gesetzeswerks, das Juristengenerationen diesseits und jenseits der Alpen Jahrhunderte hindurch, ich möchte sagen, Lehrbuch und Gesetz zugleich war. Es brauchte langer Arbeit, um

diesem großmächtigen Zeugnis antiker Jurisprudenz gegenüber die anderen Quellen richtig zu schätzen: man verfiel bald in den Fehler, alles, soweit es aus der Zeit politischer Römerherrschaft datierte, auf das Prokrustesbett bekannter römischer Rechtsordnung zu spannen, bald aber, noch bequemer, sich bei dem „Graeca sunt, non leguntur" zu beruhigen.

Jetzt ist das stolze Werk des Rechtskaisers, dessen Bildnis in den herrlichen Mosaiken von Ravenna überliefert ist, durch nationale Gesetzesbücher ersetzt. Sein Wert als verbindendes Element wissenschaftlicher Forschung und Lehre für die Juristen aller Zeitläufte, Völker und Staaten ist aber von allen Verständigen anerkannt geblieben: Forschung und Lehre des römischen Rechts allein bieten die Möglichkeit, den Juristen vor erstarrender Isolierung zu bewahren und auch ihm Anteil zu geben am Trunk aus dem Jungbrunnen des Humanismus. Forschung und Lehre des römischen Rechts sind allen Anfeindungen zum Trotze auch zur Vermittlung papyrologischer Forschungen für die Jurisprudenz berufen.

Die beiden Fragen aber, die ich mir, wie oben angedeutet, zur besonderen Besprechung vorgenommen habe, betreffen das Gebiet der Rechtsvergleichung und das der Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts in den Provinzen des Ostens, für die, namentlich in den ausgleichenden Zeiten des Absolutismus, Ägypten als typisches Beispiel gelten kann. Ich darf, unter Vorbehalt näherer Ausführung an anderem Orte, nochmals bemerken, daß beide Fragen nur eine ganz skizzenhafte Antwort an dieser Stelle erhalten können. Es handelt sich mir oft mehr darum, die Probleme aufzustellen, als sie lösen zu wollen. Wer in Quellen und Literatur einigermaßen zu Hause ist, wird das verständlich finden. Beide Fragen hängen innig zusammen; wenn ich sie äußerlich trenne, so hat das lediglich äußerliche Übersichtszwecke.

I.

Kaum ein Feld der Jurisprudenz verleitet eher zu dilettantischer Spielerei als das der vergleichenden Rechtswissenschaft im so sehr weiten Sinne des Wortes. Man vergißt die vielen Möglichkeiten, auf die Rechtsgleichheit zurückzuführen sein kann, und deren wesentlichste die drei sind:

1. gemeinsame Wurzel beider Rechtsordnungen, die Vergleichsobjekte sind (Beispiel: indogermanische Rechtsinstitute, die sich aus ähnlichen Rechtssatzungen bei Griechen, Römern, Kelten, Slaven, Germanen erschließen lassen);

2. zufällige, d. h. voneinander unabhängige Gleichgestaltung des Rechts in verschiedenen Rechtsordnungen, die „auf konformer Entwicklungsstufe und bei annähernder kultureller Gleichheit der Lebensbedingungen" „die Lebensbedürfnisse" des Menschen „in annähernd gleicher Art befriedigen" und naturnotwendig so befriedigen müssen (Felix Holldack, Vom Wesen und von den Grenzen der Rechtsvergleichung, Kongreßbuch der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Berlin (1912), S. 133);

3. Beeinflussung der einen Rechtsordnung durch die andere (Rezeption).

Je nach Sinnesart und allen möglichen, meist von ihm selbst am wenigsten erkannten Voraussetzungen, mit denen bewehrt der Bearbeiter an die Quellen herantritt, wird er im einen oder anderen Sinne entscheiden. Ähnlichkeiten können so frappieren, daß auf die erste oder dritte Möglichkeit eher gekommen wird als auf die richtige zweite. Allgemein historische Erkenntnisse werden freilich oft retardierend wirken: Hammurabi verglichen mit dem syrisch-römischen Rechtsbuch, den Zwölftafeln, dem Gesetz der salischen Franken, wird naturgemäß zu verschiedener Bewertung vorgefundener Ähnlichkeiten veranlassen.

1. Am zurückhaltendsten wird man gegenüber der ersten Möglichkeit sein müssen. Man ist ja hier allgemein sehr vorsichtig geworden und Entgleisungen, wie sie ganz großen Forschern der früheren Generation passiert sind, kommen jetzt kaum mehr vor. Kaum ein Papyrologe wird aus Ähnlichkeiten des Prozeßganges der Gräkoägypter mit den Normen des römischen Prozeßrechts Schlüsse auf ein gräkoitalisches oder gar indogermanisches Prozeßrecht machen wollen; dies auch dann nicht, wenn das gräkoägyptische Recht dem gemeingriechischen sich gut einfügt, wir also wenigstens ein hellenisches oder hellenistisches Einheitsrecht in manchen Fragen konstatieren können. Und das ist freilich ein anderes Gebiet, auf dem die Papyruskunde, wenn sie auch Resultate,

die für das Einheitsrecht sprechen, nicht ganz neu aufzeigt, doch anderwärts gewonnene Ergebnisse bekräftigt hat. Die sich in der Wissenschaft immer mehr befestigende Anschauung gemeingriechischer leitender Rechtsgedanken ist gerade durch die Papyrologie in hohem Grade gefördert worden. Ich erinnere hierzu etwa an die von J. Partsch so schön entwickelten Gedanken, die dem griechischen Bürgschaftsrechte zu eigen sind. Hier muß noch viel erarbeitet werden, aber die Grundlagen sind schon in der ersten großzügigen Verwertung des freilich damals noch viel geringeren Papyrusmaterials für die Jurisprudenz in Mitteis' Reichsrecht und Volksrecht (1891) gelegt. Die Grundgedanken über die Publizität der dinglichen Rechte an Immobilien, über die Haftung des Verkäufers für Mängel im Recht, über die Exekutivurkunde, über wichtige Partien des ehelichen Güterrechts und des Erbrechts sind so teils überhaupt neu entdeckt, teils hell beleuchtet worden. Aber wie, um zu unserem Ausgange zurückzukehren, wenn die Grundlehren von Schuld und Haftung, wie sie v. Amira aus nordgermanischen Quellen erschlossen hat, Partsch in den griechischen Quellen bestätigt fand? Ist es da nicht verlockend, an Gemeingut beider Völker zu denken, und, zumal sich auch die römischen Quellen wohl sicher in dieser Richtung deuten lassen, indogermanische, arische Rechtsgedanken finden zu wollen? Aber Koschaker hat die analogen und vielfach auffallend ähnlichen Rechtsgedanken aus semitischen Quellen des Zweiströmelands erschlossen. Sollen wir es also mit semitisch-arischem Gemeingut zu tun haben? So wenig eine vorsichtige Forschung hier ohne weiteres zu verneinen geneigt sein wird, so schwer wird es uns, je weiter die Völker, bei denen wir gleiche oder ähnliche Institutionen finden, räumlich, ethnologisch, kulturell auseinander stehen, solche Gemeinsamkeiten auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen. Und da an Rezeption zu denken vielfach erst recht ausgeschlossen ist, so ist das, sagen wir, in solchen Fällen vielleicht Wahrscheinlichere die selbstständige gleichartige Bildung.

2. Dabei wäre es natürlich wieder sehr wohl denkbar, daß die Indogermanen einen gemeinsamen Haftungsbegriff in ihre Einzelrechtsbildungen schon mitgebracht und die Babylonier auf ähnlichen tatsächlichen Lebensverhältnissen bauend einen analogen gefunden

hätten. Aber es wäre auch möglich, daß Griechen und Germanen unabhängig voneinander zu analoger Rechtsbildung gelangten, und es sind noch genügend andere Kombinationen erdenkbar.

Ein anderes Beispiel: eine interessante Parallele des gräko-ägyptischen und germanischen Rechts ist in neuester Zeit in der papyrologischen Literatur beobachtet worden, die auf dem Gebiete des Prozeßrechts liegt, einem gerade für solche Vergleichung besonders fruchtbaren Felde. Die Scheidung der Urteilsfindung von der Urteilsfällung ist für das Recht der Papyri von Gradenwitz (Ein Erbstreit aus dem ptolemäischen Ägypten S. 10) zuerst aufgedeckt worden; diese sowie andere Analogien zu deutschen Prozeßrechtsinstituten hat soeben Semeka (Ptolemäisches Prozeßrecht I, 1913, S. 6 und Teil I Kap. IV) näher ausgeführt. Ich weiß nicht, wie die genannten Gelehrten über diese Analogien denken, aber ich darf vielleicht auf ihre Zustimmung rechnen, wenn ich hier weder gemeinsamen Ursprung noch Rezeption, sondern „zufällig" gleiche, selbständige Bildung annehme.

Nicht anders steht es mit dem Stockwerkeigentum, das in den Papyri schon lange beobachtet worden ist, mit Verträgen, die im Wirtschaftsbetrieb zugunsten Dritter (Sklaven, Dienstboten) geschlossen werden (P. Oxy. 1207, 10f.; Hamb. 23, 33), und mit anderen Parallelen, die jeder Kundige unschwer vermehren kann.

Aber wir brauchen für Zwecke der Rechtsvergleichung nicht erst über Ägypten hinauszugehen. Im Lande selbst schichten sich verschiedene Rechtsordnungen übereinander. Erst die „nationale" (womit wir aber nichts anderes sagen wollen, als daß wir zurzeit damit alles zusammenfassen, was vor der alexandrinischen Eroberung liegt), dann die Ordnung der Ptolemäer und dann erst die des römischen Rechts. Das enchorische nationale Recht war gewiß nicht einheitlich, wir brauchen uns nur der wechselnden politischen Geschicke des Landes zu erinnern, die zu verschiedenen Rechtsordnungen führen mußten. Ich meine dabei nicht die natürliche Entwicklung der nationalen Rechtsordnung, sondern Satzungen, die etwa von den Hyksos und anderen Eroberern erlassen wurden und die natürlich sehr wohl mit den Satzungen der legitimen Pharaonen als zwei selbständige Größen verglichen werden

können. Dann Satzungen, die von der Perserherrschaft herkamen, zu denen vielleicht die Besonderheiten des Personalexekutionsrechts für die Πέρσαι τῆς ἐπιγονῆς zu rechnen sind, worüber wir allerdings mehr zu vermuten als sicher zu erkennen vermögen. In der ptolemäischen Periode stehen nun deutlich nebeneinander enchorische Rechtsinstitute — wenn wir jetzt wieder zusammenfassen dürfen — und solche, die die Ptolemäerkönige geschaffen haben. Dabei ist uns vom enchorischen Recht hier und da ein Bruchstück bekannt geworden. Im berühmten Dionysia-Papyrus (Oxy. 237) wird noch für die römische Zeit das Fortbestehen und die Fortgeltung enchorischen Rechts bezeugt. Teile des Gesetzes kommen vor Gericht zur Verlesung, andere finden sich in einer Parteischrift. Griechisches und enchorisches Recht können für Ehe- und Erbrecht, fürs Vertragsrecht, für die öffentlich rechtlichen Institutionen von Gericht und Notariat miteinander verglichen werden. Nicht leicht wird man da gemeinsame Wurzel, eher schon Rezeption annehmen können, wenn Gleiches oder Ähnliches begegnet. Aber das Naheliegendste ist wiederum selbständig unabhängige Entwicklung auf derselben Erde, unter derselben Sonne. Natürlich wird auch hier schwer reinliche Scheidung möglich sein. Wo der Eroberer klug war, wird er bewährte einheimische Rechtsinstitute nachgeahmt haben: so berühren sich dann im selben Falle selbständige Entwicklung und Rezeption. Zurzeit ist noch die Vergleichung enchorischer einerseits, griechischer und römischer Grundsätze andererseits ungemein schwierig, ist doch die Erkenntnis des einheimischen Rechts den Rechtshistorikern von Fach wenig zugänglich und ist noch dazu das, was von Demotikern zugänglich gemacht wurde, recht sehr in demotischen Kreisen selbst wieder bestritten. So zeigt auch die Arbeit Mitteis' in diesen Fragen größte Zurückhaltung. Solange noch gräkoromanisches Material in Hülle zur Verarbeitung aussteht, mag das angehen, später wird diese Arbeit in Angriff genommen werden müssen, und der Jurist wird auch zu diesem philologischen Streitgebiete Stellung zu nehmen gezwungen sein. So wenig der Wert von Demotikern bereits geschehener Arbeit geschmälert werden darf, so wenig darf sich ein Außenstehender gerade eben wegen der Fülle der Streitpunkte auf die eine oder andere Seite festlegen.

3. Wiederholt schon wurde auf die Rezeption als Quelle der Ähnlichkeit einer Satzung älteren und einer solchen jüngeren Datums verwiesen. Eine starke Rezeption griechischen Rechts muß während der ganzen Ptolemäerherrschaft stattgefunden haben: es lassen sich für das Verhältnis der enchorischen Rechtsmasse zu der von der Königsgewalt getragenen ptolemäischen Gesetzgebung vielleicht ähnliche Relationen aufstellen, wie sie für das Verhältnis der deutschen Rechtsmasse zum importierten römischen Recht in unserer Rezeptionsgeschichte maßgebend sind. Vielfach mag sich auch durch gegenseitige Anpassung ein gemeinsam geltendes „Jus Gentium" als mixtum compositum gebildet haben. Beigetragen kann zu dieser Bildung sehr die Existenz des gemeinsamen Gerichts, des κοινοδίκιον, haben, wenn anders wir dieses als Gericht zwischen Griechen und Ägyptern ansehen dürfen.

Aber auch als das römische Recht mit den Römern in Ägypten einzog, blieb es nicht auf der ganzen Linie Sieger. Die Fortentwicklung des römischen Rechts, die Gestaltung des Rechts der Konstitutionen und der justinianischen Gesetzgebung steht unter lebhafter Einwirkung des Ostens. So wirkt das nationale, mehr wohl das griechische Element noch fort, nachdem der Grundsatz der Personalität des Rechts, auf dem sich ja die ganze Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens mehrerer Rechtsordnungen zur selben Zeit und im selben Staatsgebiete gründete, infolge der Ausbreitung der römischen Zivität immer mehr an Bedeutung verloren hatte. Aber freilich erst die Papyri haben uns wiederum den Text der Constitutio Antonina gebracht (Giss. 40) und uns die wesentliche Einschränkung gelehrt, mit der Ulpians angebliche, in Wahrheit aber wohl Tribonians Worte (Dig. 1, 5, 17) zu verstehen sind, daß in orbe Romano qui sunt ex constitutione imperatoris Antonini cives Romani geworden seien.

Wie jede Rezeption, so hat sich auch die der fremden Rechte in Ägypten nicht laut, auf einmal und reinlich vollzogen. Stille, langsam und unter steter Grenzverwirrung ist sie auch da vor sich gegangen. Leicht ist es, wie übrigens überall, so auch hier nicht, die Berührungspunkte ausfindig zu machen, die Reibungen kennen zu lernen, aber es ist ein interessantes Studium wie kaum ein zweites.

Für den Universitätsunterricht aber sind alle diese Fragen zu schwierig und delikat. Für den Unterricht eignen sich schwer Dinge, bei denen links und rechts Fragezeichen stehen, bei denen immer und immer wieder zur Vorsicht in der Bewertung scheinbar sicherer Ergebnisse, seien es Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten, gemahnt werden muß, bei denen oft langwieriger Arbeit wenig sichtbarer Erfolg beschieden ist. So sehr gerade solche Fragen den Forscher reizen, so wenig ist es möglich, der Jugend gerade das zu geben, wonach sie, wenn auch nicht in dem Maße, in dem moderne Reformer es behaupten, aber gleichwohl in erster Linie verlangt: Wirklichkeit und positive, sichere Ergebnisse. Ist doch die Jurisprudenz dem jungen Studiosus ganz neu, und ist es doch da naheliegend genug, wenn er zunächst nicht Zweifel, sondern Wirklichkeiten wünscht. Daß ich dabei den Durchschnittsjuristen im Auge habe, brauche ich kaum zu bemerken.

II.

Viel sicherer vermögen wir Fragen zu beantworten, welche den Einfluß des gräkoägyptischen Elements auf die Entwicklung des römischen Rechts betreffen. Wenn wir dabei vom gräkoägyptischen Elemente sprechen, so wird nach dem, was wir oben wieder angedeutet, an vielen Stellen, wo wir gräkoägyptischen Einfluß verspüren, ruhig gemeingriechischer Einfluß angenommen werden dürfen. Aber, wo das geschieht, muß freilich die Vorarbeit erledigt sein, die das Ptolemäische ins Gemeingriechische einordnet. In solchen Fällen erscheint dann die ägyptische Rechtsordnung der Römerzeit als nichts anderes denn ein Einzelfall der Rechtsgestaltung im römischen Weltreiche überhaupt, soweit der hellenistische Einfluß reichte.

Aus der Fülle der Einzelprobleme, die sich da auftun, kann ich wiederum nur weniges hervorheben:

1. Wohl von allen die wichtigste Frage, soweit die Bedeutung der Papyruskunde fürs römische Recht in Betracht kommt, ist die nach der Wertung der justinianischen Quellen überhaupt: ist das römische Recht der Schultradition wirkliches, lebendes Recht auch nur jener Zeit gewesen, für die wir es als lebendes

Recht ansehen, oder geben uns etwa die Papyri Fingerzeige dahin, daß vieles nur toter Buchstabe war?

a) Bringen uns die römischen Quellen das ganze römische Recht? Geben sie ein vollständiges Bild auch vom Rechte der Praxis? Wenn uns die Masse der Urkunden Beispiele aufweist, in denen das Recht des Lebens, das die Papyri zeigen, in dem Recht der Rechtsbücher keinen Halt findet, das Leben also über den Buchstaben des „Gesetzes" hinausdrängte, so kann dies zunächst darum so gewesen sein, weil das Gesetz elastisch war, weil es etwa der Praxis die Möglichkeit gab, Lücken auszufüllen, allgemeine Bestimmungen in dem oder jenem Sinne zu deuten. Es sind dies Fälle, die jenen parallel gerichtet sind, in denen der Prätor seine Satzung iuris civilis supplendi gratia aufstellte. So wäre es verständlich, wenn römische Präfekten sich an dieser, wir dürfen vielleicht sagen praeter ius Romanum erfolgenden Rechtsbildung beteiligen und ihren derartigen Satzungen — und das ist ja das für uns Maßgebende und Merkwürdige — ganz allgemeine, also auch für die Römer in Ägypten verbindliche, Geltung verschaffen. Hierher ist in erster Linie die „Grundbuchsordnung" des Präfekten Mettius Rufus aus dem Jahre 89 n. Chr. zu rechnen, die nicht bloß für die Peregrinen, sondern allgemein auch für die Römer galt. Demgegenüber scheint das römische System des Erwerbs dinglicher Rechte an Provinzialgrundstücken doch nicht ganz seine Geltung verloren zu haben. Vielleicht trägt dieses Moment dazu bei, die augenscheinliche Kompromißnatur, die Halbheit und Unklarheit der Prinzipien des ägyptischen Buchrechts der Römerzeit zu erklären.

Neben den römischen Formen mag ferner Raum gefunden worden sein für das eigentümlich gestaltete, mit Recht vorwiegend auf hellenistische Basis zurückgeführte Pfandrecht der Papyri, das auch den Römern zugänglich ist. Hier scheint freilich, worauf Mitteis (Grundzüge S. 130) hinweist, die Entwicklung zugunsten der römischen Satzung mit Konstantins Verbot der kommissorischen Lex unterbrochen worden zu sein, zumal bei den verschiedenen Formen des Pfandrechts in Ägypten gerade jene Form, auf die die römische Entwicklung hinauslief, das Verkaufspfand, fehlte.

Ganz die Erscheinung des Gewährenlassens abweichender Rechtssitte, was allerdings hier nur möglich war, wenn die römische Rechtspflege beide Augen zudrückte, zeigt das Vorkommen eines eigenen gräkoägyptischen Kaufrechts. Das enchorische Recht fordert zwei Urkunden: die obligatorische „Urkunde für Silber", die πρᾶcιc, die den Konsens der Parteien über Ware und Preis enthält (wahrscheinlicher, als bloß bezeugt), und die ἀποcταcίου oder Auflassungsurkunde. Mitteis, dem wir eine gründliche Untersuchung dieser Frage verdanken (Grundzüge S. 167 ff.), hat gezeigt, daß dieser notwendigerweise „gespaltene" Kauf vielleicht noch die ptolemäische Zeit beherrscht, in der römischen aber sicher daneben der „einheitliche" Kauf vorkommt. Diese Form entspricht römischer Praxis, jene hat man aber darum nicht unterdrückt.

b) Geben die römischen Quellen immer das richtige römische Recht wieder? Ist in den bisher besprochenen Fällen eine lückenfüllende oder elastischen Normen gegenüber immerhin noch zulässige, der römischen Regel allerdings fremde Entwicklung verständlich, so ist in anderenFällen das Recht der Praxis mit dem der Theorie unvereinbar. Ich nenne hierzu an erster Stelle die Geltung des modernen Vertretungsbegriffs auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Rechts der Papyri. Das römische Recht kennt bei Rechtsgeschäften, insbesondere bei den obligatorischen Verträgen prinzipiell nur indirekte Stellvertretung. In den Papyri kaufen, pachten, stipulieren Griechen wie Römer in direkter Vertretung ihrer Geschäftsherrn. Diese werden berechtigt und verpflichtet, die Vertreter sind ohne Rechte und Pflichten. Vollmachtsurkunden gestatten dem Vertreter ausdrücklich das Handeln im Namen des Vertretenen. Das Recht der Rechtsbücher galt also in Ägypten nicht, auch nicht für Römer, und es ist kaum möglich anzunehmen, daß alle diese Rechtsgeschäfte vor dem römischen Gericht nicht bestanden hätten. Bezeichnend ist jetzt insbesondere der von Jean Maspero kürzlich publizierte, in Konstantinopel abgeschlossene Vertrag P. Cair. cat. 67032 vom Jahre 551 n. Chr. Da erscheinen auf der einen Seite vier Ägypter, von denen der letzte Κύροc Βίκτοροc διὰ Cενμούθου Ἀπολλῶτοc ποιουμένου τὴν χώραν αὐτοῦ ἀπόντοc vertreten ist. Einer der

Vertragsgegner ist aber Palladios, illustrissimus comes sacri consistorii, also gewiß ein rechtskundiger Mann. Er würde sich kaum in eine Stipulation (Z. 83 bis 86) eingelassen haben, wenn die Intervention des Vertreters den Vertrag — sei es auch nur zu diesem Teil — ungültig gemacht hätte. Daß nämlich ein Stellvertretervertrag weder für den Dominus, was er bezweckte, noch für den Vertreter Gültigkeit hatte, scheint mir sicher aus dem diokletianischen Reskript von 293 hervorzugehen, das ins justinianische Gesetz Cod. 4, 50, 6, 3 Aufnahme gefunden hat. Dort heißt es: Si vero ab initio negotium uxoris gerens comparasti nomine ipsius, empti actionem nec illi nec tibi adquisisti, dum tibi non vis nec illi potes. Diese Stelle, sowie Paul. Dig. 44, 7, 11, auf die Mitteis (Römisches Privatrecht I, S. 217 A. 43 und Grundzüge S. 263 A. 1) hinweist, können, was insbesondere für die Diokletianstelle zutrifft, kaum anders als oben angegeben gedeutet werden. Der Widerspruch zwischen Praxis und Gesetz mag erschrecken, aber er besteht.

Es fehlt nicht an Quellenindizien und Beweisen für andere Fälle derartiger Gegensätze. Hierher gehören die zahlreichen Reskripte der Kaiserzeit, die in oft so scharfer Form eine Anfrage verneinen, einen Zweifel des Fragestellers ausschließen, eine Rechtsanschauung tadeln; sie alle deuten auf eine Praxis, die sich contra legem zu erhalten weiß. Ich erinnere hierzu an das, was Mitteis schon vor zwei Dezennien im Reichsrecht und Volksrecht ausgeführt hat. Hier sei noch der Hinweis auf die merkwürdigen Adoptionsverträge angeschlossen, die in jüngerer Zeit bekannt geworden sind, auf Lips. 28 (381 n. Chr.), die Arrogation eines nicht in väterlicher Gewalt Stehenden, und auf Oxy. 1206 (335 n. Chr.), eine datio in adoptionem. In beiden Fällen sind die vorgeschriebenen römischen Formen einfach ignoriert, aber mehr noch: das, was für die römische Ordnung beim Adoptionsgeschäft das Entscheidende ist, der Erwerb der väterlichen Gewalt durch den Adoptierenden, ist hier gar nicht erwähnt, und wir können nur aus den gegenseitigen Verpflichtungen der Vertragsschließenden auf die Wirkungen der aufgegebenen und erworbenen Potestas schwache Schlüsse ziehen. Endlich weist der Oxyrhynchos-Papyrus noch in interessantester Weise auf eine Zeit, die das justinianische Recht weiter hinter sich

läßt, auf die Entwicklung der väterlichen zur elterlichen Gewalt: Vater und Mutter verzichten auf alle Rechte auf das Kind nach der Adoption. Aber vergessen ist darum das römische Recht noch nicht. Oxy. 1208 (291 n. Chr.) ist vom Vater die Rede, der den Sohn in seiner Hand hat nach dem Römerrecht (τοῦ πατρὸϲ τοῦ καὶ ἔχοντοϲ αὐτὸν ὑπὸ τῇ χειρὶ κατὰ τοὺϲ Ῥωμαίων νόμουϲ Z. 6).

Offiziell gilt das römische Recht, niemand zweifelt daran, aber faktisch wird es vielfach ignoriert: das Bild, das wir aus den Papyri uns zusammenstellen können, ähnelt vielleicht am meisten dem des werdenden Usus modernus pandectarum.

2. Hat so das offizielle römische Recht vielfach das Recht der Praxis neben sich bestehen lassen, in anderen Fällen aber bekämpft, so lassen sich auch Fälle aufzeigen, in denen römische Rechtsinstitute, natürlich am ehesten im Konstitutionenrecht und bei Justinian, auf hellenistische Musterbilder zurückführen, mit anderen Worten also das Corpus Juris uns nicht originell römisches, sondern hellenistisches Recht überliefert hat — wobei natürlich wiederum eine Vorfrage die ist, inwieweit das hellenistische Recht selbst aus griechischen oder orientalischen Wurzeln erwachsen ist. Solche Fälle werden ohne Außerachtlassung der Möglichkeit selbständiger paralleler Entwicklung überall da angenommen werden können, wo die papyrologischen Quellen Rechtssätze früher aufweisen als das — ihnen folgende — offizielle Reichsrecht. Ohne mehr auf Einzelheiten eingehen zu können, nenne ich nur einige Institute, bei denen diese Rezeption umgekehrter Art stattgefunden hat oder haben mag: Zession, gordianisches Pfandrecht, justinianisches Arrhalrecht, Vormundschaft der mütterlichen Aszendenten, Möglichkeit einer adoptio minus plena und manche erbrechtliche Fragen, auf die uns soeben Arrangio-Ruiz hingewiesen hat.

3. Ich habe bei alledem vielleicht ungewohntere Fragen vorangestellt, und es erübrigt nur noch, auf das ja am meisten Bekannte hinzuweisen, auf die Illustrierung der römischen Rechtssätze durch die Urkunden über Geschäfte des täglichen Lebens. Darüber ist ja schon wiederholt gehandelt worden, und, wer jetzt die Chrestomathie durchblättert, die auch weiteren Kreisen unsere Urkunden so mundgerecht macht, der

wird, wenn er noch so gut in Digesten und Institutionen, ja auch in den Codices und den Novellen Bescheid weiß, auf Schritt und Tritt zulernen können. So war, um hier nur einen Beleg zu zitieren, eine Vorstellung vom ausgebildeten Bankwesen erst möglich, als die Papyri uns all die διαγραφαὶ und sonstigen Bankakten gebracht hatten, die uns nunmehr den Trapeziten und seine Kundschaft so lebendig vor Augen führen. All das war römisches Rechtsleben, nur daß wir es erst jetzt klar vor uns sehen.

Diese Dinge nun aber, die Stellung des Volksrechts neben dem Reichsrecht und diese Gegensätze beider Rechtsmassen, die Rezeption volksrechtlicher Satzungen ins Reichsrecht, die Illustration der reichsrechtlichen Satzungen endlich — last not least — durch die Papyrusurkunden — all das darf schon jetzt dem Unterrichte nicht mehr fremd bleiben, soll dieser anders nicht Veraltetes, ja Unwahres bringen. Dessen ist sich denn auch die besonnene Rechtslehre überall bewußt. In einigen Lehrbüchern werden die Papyri schon nicht mehr bloß als exotische Raritäten erwähnt, sondern als lebenswahre Zeugen jenes Rechts, das stets sich verjüngend wie kein anderes auch heute noch geeignet ist, die Jugend in die Rechtswissenschaft überhaupt einzuführen.

Wohl stehen wir heute auf klassischem Rechtsboden, auf römischer Erde: hier sind die Zwölftafeln von den Dezemvirn geschaffen worden, hier hat das römische Volk Leges und Plebiszite erlassen, hier haben die Prätoren das Recht erweitert und geändert, wie das römische Leben es heischte, hier tagte der Rat und beschloß die Senatuskonsulte. Aber die Erinnerung an die römischen Namen voll Glanz und Macht weist hinüber nach Afrika, wozu wir heute Ägypten, das Land der Papyri, rechnen, und Caesar und Augustus, die Ahnherren des kaiserlichen Weltimperiums, galten Göttern gleich im Lande der Pharaonen. Nirgends können wir Nachgeborene die Grundlagen des stolzen Baues des römischen Weltreichs und weiter zurück das Reich einer Diadochendynastie so klar und deutlich vor Augen sehen als in Ägypten. Was Wunder, wenn die Renaissance rechtsgeschichtlicher Forschung von den Zeugnissen jener Zeit den Ausgang nimmt, wenn die Papyruskunde für den Romanisten und den Erforscher antiken Rechts ein unentbehrliches Werkzeug geworden ist?

EINE UNGEDRUCKTE SCHILDERUNG DER KURIE AUS D. J. 1438.

Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Renaissance.

VON RICHARD SCHOLZ.

I.

Vor mehreren Jahren schon geriet mir in einer Vatikanischen Hs. die lange verschollene Abhandlung eines Humanisten in die Hände, die ich im folgenden besprechen möchte, da ihr Inhalt kulturhistorisch interessant genug scheint, um sie der völligen Vergessenheit zu entziehen.[1])

Der Verfasser, der sich nicht selbst nennt, läßt sich aus dem Inhalt und literarischen Notizen seiner Zeitgenossen mit Sicherheit ermitteln. Es ist der Florentiner Humanist Lapo da Castiglione[2]), ein Neffe des älteren, berühmten Juristen dieses Namens.[3]) Geboren 1405, mußte er angeblich hart mit der Not des Lebens ringen. Schweigsam und zur Schwermut neigend, besaß er wenig

[1]) Da ich eine vollständige Ausgabe des Textes in dem nächsten Hefte der Quellen und Forsch. aus italien. Archiven u. Bibliotheken hrsg. v. K. Preuß. Hist. Inst. in Rom (1913, 2) geben werde, verzichte ich hier auf den Abdruck von Textesstellen. Die folgenden Zitate sind nach der vatikan. Hs. Ms. lat. 939 gegeben.

[2]) Literatur über Lapo: Tiraboschi, Storia della lett. Ital. 1824, vol. 6, 2, S. 1206f. G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums 1, S. 366; 2, S. 36; 52; 175; 190; 257; 435. Fr. Paolo Luiso, Studi sul epistolario e le traduzioni di Lapo di Castiglione iuniore (Studi ital. di filol. class. 1899). Negri, Istorie di scrittori Fiorent. (1722), p. 344. Quellen: Vespasiano da Bisticci, Virorum illustrium CIII qui saec. XIV extiterunt vitae, ed. Mai, Spicilegium Romanum I, Romae 1839, S. 663ff. Bocchius, Elogi, ed. Galleti, p. 15. Ambrosii Traversarii Epistolae, Flor. 1759, lib. 13, 2; lib. 25, 36. L. Mehus, Vita, ib., p. 142. Hieronymi Aliotti Epistolae et opuscula, ed. G. M. Scarmatius, Aretio 1769, tom. I, p. 346 nr. 49; p. 553f. nr. 59.

[3]) Über diesen vgl. Tiraboschi l. c. 5, 1, p. 103; 105; II, p. 377—83; F. Schulte, Gesch. d. Quellen u. Litt. d. kanon. Rechts II, S. 270; R. Davidsohn im Arch. Stor. Ital. 20 (1897), p. 225—46. Mit seinem Neffen verwechselt von Baluze, vgl. Fabricius, Bibl. lat. mediae et infimae aetatis IV (2. A. 1858), S. 529.

Freunde.[1]) Endlich nahmen sich seiner zwei der Leuchten des Florentiner Humanistenkreises an[2]): Leonardo Bruni, der Staatskanzler und Historiker, und der Gräzist Francesco Filelfo, die größte Autorität für griechische Sprache und Literatur. An ihn, der 1429 nach Florenz berufen worden war, schloß sich Lapo als Schüler an, durch ihn wurde er selbst kein unbedeutender Kenner des Griechischen.[3]) Allmählich gelang es ihm anscheinend durch seine Arbeiten, sich die Gunst auch anderer mächtiger Gönner zu erwerben: Eugen IV., Cosimo von Medici, der Herzog von Glocester, die Kardinäle Vitelleschi, Cesarini, Orsini erscheinen darunter. Durch solche Empfehlung erhielt er den Lehrstuhl der Rhetorik in Bologna.[4]) Aber bereits 1436 trat er als Sekretär in den Dienst der Kurie.[5])

Diese neue Anstellung hatte er offenbar seinem Rufe als Kenner des Griechischen zu verdanken. Man suchte damals während der Unionsverhandlungen mit der griechischen Kirche geeignete Dolmetscher am päpstlichen Hofe.[6])

Nur kurze Zeit hat Lapo dies Amt verwaltet. Am 15. Mai 1438 war er im Gefolge seines besonderen Gönners, des Kardinals Giordano Orsini, von Ferrara, wo sich die Kurie damals befand, nach den Bädern von San Filippo bei Siena gereist, wo der Kardinal starb.[7]) Am 29. Juni 1438 kehrte unser Humanist nach Ferrara zurück; wenige Monate später raffte ihn die Epidemie hinweg, die in der Stadt ausgebrochen war.[8])

---

[1]) Nach Bisticci l. c., der ihn wohl auf dem Florentiner Konzil sah; über seine Glaubwürdigkeit vgl. u. a. H. Fechner, Giuliano Cesarini, Berlin 1907, S. 8 ff.

[2]) Vgl. Dialogus fol. 203v: Franciscus Philelphus, preceptor meus, et Leonardus Aretinus, qui hec studia nostra suis laboribus et vigiliis maximis et ampliarunt et illustrarunt. [3]) P. Luiso l. c.

[4]) Seine Antrittsrede gedr. bei Bandini, Catalog. codic. mss. lat. bibl. Laurent. Florent. III, 358; cf. II, 741; 742; 388; 699.

[5]) Dialogus fol. 195v: ego biennium iam in curia et eo amplius ita sim versatus.

[6]) G. Voigt l. c. II, S. 37; vgl. auch Lapos Bemerkungen bei Bandini l. c. III, 362, 14.

[7]) E. König, Kardinal Giordano Orsini. Freib. i. B. 1906.

[8]) Ein Distichon auf seinen Tod von Ugolinus Verinus bei Fabricius, Bibl. IV l. c.: Te, Lape, mors iuvenem nimis invidiosa peremit, ingenii sed multa tui monumenta supersunt. Über die Seuche: Hefele, Konziliengesch. 7, S. 695; Frommann, Krit. Beitr. z. Gesch. der Florentiner Kirchenvereinigung S. 24 f.

II.

Lapo gehört nicht zu den führenden Geistern seiner an Talenten so reichen Zeit. Aber vielleicht lernt man gerade aus Schriften, wie den seinigen, besser das Durchschnittsmaß und die Durchschnittsleistungen des damaligen Humanismus kennen.

Freilich ist die Schrift, deren Analyse wir im folgenden geben wollen, eine Tendenzschrift sie gebietet lso Vorsicht bei Rückschlüssen auf die wahre Meinung ihres Verfassers. Sie war sein letztes Werk, denn sie kann nach den Äußerungen im Vorwort erst im Sommer 1438, nach Lapos Rückkehr nach Ferrara, verfaßt sein.[1])

Der Titel lautet in der vatikanischen Hs.[2]): Dialogus super excellencia et dignitate curie Romane supra ceteras policias et curias antiquorum et modernorum contra eos qui Romanam curiam diffamant. Erwähnt wird sie zuerst m. W. in den Briefen des bekannten Benediktiners Hieronymus Aliotti, in den Jahren 1455 und 1470.[3]) Aber sie wurde nie gedruckt, mit Ausnahme eines kurzen Passus über den Einzug der Griechen in Ferrara.[4]) Seit dem 15. Jahrh. ist sie verschollen geblieben, und auch neuere Geschichtschreiber des Humanismus, die sich mit Lapo beschäftigten, kennen sie nur dem Namen nach.[5])

Der Traktat versetzt uns mitten in den erbitterten Kampf zwischen dem Papsttum und dem Basler Konzil. Wenige Bemerkungen mögen an die historische Lage erinnern.[6]) Es ist die Zeit der Krisis für die ganze mittelalterliche Kirche, in der sich entscheiden sollte,

---

1) Dialogus fol. 195v.

2) Über die Hss. vgl. die Ausgabe in den Qu. u. Forsch. a. ital. Arch. u. Bibl. nach Ms. Vat. lat 939 fol. 195—215; Florenz, Magliabecch. cl. IX 50.

3) H Aliotti, Epist. IV nr. 49 an Kard. Domenico Capranica, ca. Ende Dez. 1454, ib. VI nr. 59 an Francesco di Castiglione, 1470, Mai 15.

4) Dieser findet sich in dem Buche des Oxforder Gelehrten H. Hodius, De Graecis illustribus, ed. S. Jebb, Lond. 1742, S. 30 u. 136.

5) Vgl. G. Voigt, Wiederbelebung II,. S. 37.

6) Vgl. Hefele, Konziliengesch. 7, S. 659f; E. Cecconi, Studi storici sul concilio di Firenze, 2 parti (p II: Documenti), Fir. 1869; Th. Frommann, Kritische Beiträge z. Gesch der Florentiner Kircheneinigung, Halle 1872; D. G. Monrad, Laurentius Valla u. das Konzil zu Florenz, a d. Dänischen v. A. Michelsen, Gotha 1881, S. 51—128; L. Pastor, Gesch. der Päpste Bd. 1, S. 232ff.; W. Norden, Das Papsttum u. Byzanz (1903), S. 712ff.

ob der Konziliarismus oder das monarchische Prinzip des Papsttums den Sieg davontragen sollte. Der Kampf schwankte, zunächst schien der Papst der unterliegende Teil. Aus Rom durch die Adelsrevolte der Colonna vertrieben, war die Kurie nach Florenz geflüchtet (4. Juni 1434), die Basler Synode hatte durch die Reformdekrete vom 9. Juni 1435 dem Papsttum wichtige Einnahmequellen gesperrt[1]); wie Hohn klang die Forderung der apostolischen Armut.

Da brachte eben die Frage der Griechenunion bekanntlich den Umschwung und den Sieg des Papstes. Es gelang der Diplomatie Eugens IV., die Griechen zu bestimmen, seiner Einladung nach Ferrara Folge zu leisten. Die Verlegung des Konzils von Basel nach Ferrara wurde von dem höheren Klerus anerkannt, die Autorität der Basler Synode brach unter dem zunehmenden Radikalismus ihrer Mitglieder völlig zusammen; die Suspension des Papstes, die das Konzil am 24. Januar 1438 aussprach, blieb wirkungslos.[2]) Die päpstliche Synode trat am 8. Januar zusammen. In leidenschaftlichen Streitschriften und Pamphleten bekämpften sich noch die Parteien. Aber an dem schließlichen Siege des Papsttums über den Konziliarismus war nicht mehr zu zweifeln.

In diese Tage, kurz vor der Entscheidung in Ferrara, versetzt uns unser Traktat. Er ist aber keineswegs in die Klasse der gegen Basel gerichteten Streitschriften einzuordnen, wenn auch dieser Kampf die äußere Veranlassung zur Abfassung gab. Im Vordergrund steht hier nicht der kirchenpolitische Streit, sondern ein anderer weltbewegender Gegensatz jener schicksalsvollen Zeit: der Widerstreit zwischen mönchisch-asketischer und humanistischer Weltanschauung. Die neue siegreiche Bewegung der Geister in Italien, die eben im Begriff ist, auch die Kurie sich zu erobern, läßt ihre ersten Wirkungen auf das Leben an der Kurie erkennen. In Florenz und Ferrara war zum erstenmal die unmittelbare und dauernde Verbindung der beiden Mächte erfolgt. Das Papsttum, Eugen IV. und seine Umgebung, widerstrebte noch. Eugen IV. selbst blieb der echte Vertreter der mönchischen, mittelalterlich-

[1]) Dekret der 21. Sitzung, Mansi, Ampliss. coll. concil. 29, p. 104f.
[2]) F. Cecconi p. 205ff. Frommann S. 8ff. Hefele 7, S. 662f. Mansi 29, p. 159—169.

klerikalen Reformideale der Kirche[1]); in der Observantenpartei der Bettelorden suchte und fand er seine Freunde und die Werkzeuge seiner Politik.[2]) Eben auch bei den Verhandlungen mit den Griechen wirkten diese mönchischen Diplomaten neben den humanistischen Dolmetschern. Reibungen blieben nicht aus. Der Observantismus wurde eine Macht in Italien, er wirkte auf das Volk in den Predigten der großen Bußprediger Bernhardin von Siena, Johann von Capistrano, Jakob von der Mark und Albert Sarteano, die ihre Predigtkunst freilich selbst z. T. bereits humanistischer Schulung verdankten. Sie fanden ihren Gönner in Eugen IV., ihre spott- und hohnbereiten Gegner in den Humanisten. Mag man auch rhetorische Kämpfe, wie sie etwa Poggio mit Sarteano ausfocht[3]), noch so wenig ernst nehmen, im Hintergrunde liegt doch der Gegensatz zweier Weltanschauungen.

III.

Schroff und mit allen Übertreibungen einer Tendenzschrift tritt dies in dem Traktate Lapos zutage. Er nennt sich eine Verteidigung der Kurie; aber auf höchst eigentümlichem Wege, mit sehr sonderbaren Mitteln wird diese Verteidigung geführt.

Das Zwiegespräch findet statt zwischen Lapo und seinem Freunde, einem angeblichen Bischof Angelo von Recanati.[4])

Charakteristisch ist schon der Eingang: das Bekenntnis zu der unvergänglichen Dauer der römischen Kurie, die in Parallele mit den antiken Weltreichen gesetzt wird, die sie alle überdauern soll. Die Verleumdungen verworfener Menschen (offenbar der Baseler) zwingen aber den Autor, diesen heiligen Ort zu verteidigen.

---

[1]) Über seine Person: Pastor l. c. S. 216ff.; Monrad l. c. S. 21ff.

[2]) H. Holzapfel, Handbuch der Gesch. des Franziskanerordens, 1909, S. 94f.; 115f.; 122f.; 211; 213; 221; 245; 251; 267.

[3]) Voigt l. c. II, S. 218ff.; 234f. Holzapfel l. c. S. 95; 118f.; 213; 221. Pastor l. c. S. 27f. Vor 1442 schrieb Lorenzo Valla seine Schrift: De professione religiosorum gegen die Mönchsgelübde, vgl. J. Vahlen, Laurentii Vallae opuscula tria, Wien 1869.

[4]) Der Name muß fingiert sein; Recanati war damals unbesetzt, bezw. uniert mit Macerata, Bischof war 1438 Thomas O. P. ep. Tragar. (1435—1440), Eubel, Hier. cath. II, S. 242. Es gibt nur zwei Bischöfe Angelo von Recanati: Angelus Cinus 1385—1409 (gest. 1412 als Kardinal) u. Angelus de Ballionibus 1409—12, Eubel I, S. 431.

Weil einige schlechte Menschen an der Kurie leben, gelten alle Kurialen für Räuber; als ob es anderswo (d. i. in Basel!) nicht noch viel schlimmer wäre. Der Verfasser hat zwei Jahre bereits an der Kurie zugebracht und hofft sein Leben dort beschließen zu können.

Der Bischof Angelo übernimmt die Rolle des advocatus diaboli. Er hebt alles Üble hervor, um schließlich desto glänzender von Lapo widerlegt zu werden. Ganz im Tone der Streitschriften der Zeit klagt er über den Verfall der Sitten; Betrug und Lüge triumphieren, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit sind nichts mehr wert; Verschwender, Dummköpfe und Lasterhafte beherrschen die Kurie. Für Lapo sei es das beste, zu seinen Studien zurückzukehren, denn als ehrlicher Mensch könne er es an der Kurie doch zu nichts bringen. Entrüstet weist Lapo diesen Rat ab und stellt als Thema probandum den Satz auf: die Kurie ist der vollkommenste Ort für ein glückliches und glänzendes Leben, für Erwerbung von Reichtümern und überhaupt für den Lebensgenuß (voluptas).[1])

Nach „sokratischer Methode" wird die Diskussion geführt und der Gegner Schritt für Schritt bekehrt. Vom Begriff der Religion geht die Beweisführung aus. Religion, das höchste Gut nächst Gott, sei der Dienst Gottes; dieser Gottesdienst sei aber um so vollkommener und Gott wohlgefälliger, je prunkvoller er sei, je größer die Menge der Andächtigen. Deshalb sei eben die Kurie der Gott wohlgefälligste Ort ad beate degendam vitam.

Freilich der Gegner lehnt diese spitzfindige Deduktion ab: was könne der Kurie fremder sein als Religion?[2]) Aber schließlich gibt er sich mit Lapos Auffassung zufrieden, da dieser einräumt, nicht die bloße Menge der Priester und Gläubigen mache den Wert des Kultes aus, sondern die Hauptsache sei das fromme Leben. Aber andererseits: je größer die Menge, desto mehr Fromme sind in ihr

[1]) Fol. 197: Numquid a sane mentis homine vel ad bene beateque cum ad splendide magnificeque vivendum vel ad opes et copias conparandas vel etiam, si ita vis, ad perfruendas voluptates desiderari atque expecti potest, cuius non in curia quam largissime copia suppetat?

[2]) Fol. 198v: quid enim a curia alienius quam religio esse potest?

möglich, und Gott freue sich über die Pracht des Kultus, auch wenn ihn schlechte Menschen ausüben.[1])

Also das Wesentliche ist für Lapo doch der äußere Kult; in diesem sinneberauschenden Prunk geht ihm der Begriff der Religion fast auf.

Man könnte geneigt sein, die ganze Ausführung als Satire auf den Begriff der wahren Religion, die es eben an der Kurie nicht gibt, anzusehen. Aber man würde damit Lapo doch unrecht tun. Die Auslassungen sind zu ausführlich und zu ernst gehalten, und es spiegelt sich darin die allgemeinere Anschauung der Humanisten. Die Religion ist nach Lapos Ausdruck eine res vulgaris, zwar nichts Verächtliches, aber von wenigen gepflegt, vielen sogar verhaßt.[2]) Was dem Humanismus an der Religion der Kirche noch wertvoll ist, das ist zunächst das ästhetische, sinnliche Moment des Kultus und die Wirkung auf die Massen. Die Kurie selbst war dieser Auffassung schon längst entgegengekommen durch die immer prachtvollere Ausgestaltung des Gottesdienstes, und gerade der so mönchisch gesinnte Eugen IV. stand hierin nicht zurück.[3])

Sehr bezeichnend ist im folgenden die kaum anders als ironisch gemeinte Äußerung des Bischofs: an der Kurie, wo immer Ablaß zu haben sei, müsse es auch leichter sein, in den Himmel zu kommen.[4]) Davon will Lapo nichts wissen, ihm ist es um das irdische Leben zu tun. Von den kirchlichen Gnadenmitteln mag er nichts hören; nicht prinzipiell feindlich, aber innerlich gleichgültig oder skeptisch steht er dem kirchlichen Christentum gegenüber. Das ist ja im allgemeinen der Standpunkt des älteren Humanismus.

Die Kurie bietet seiner Meinung nach den Menschen jetzt doch das Wertvollste, was es auf Erden gibt. Er zählt diese Güter im einzelnen auf: es sind die Ideale der Renaissance.

In erster Linie steht da der ununterbrochene Verkehr, das Zusammenströmen der Menschen aus aller Welt an der Kurie. Daraus empfängt jeder eine Fülle von Anregungen, Kenntnissen und insbesondere jene Gewandtheit und Lebensklugheit, die prudentia,

---

[1]) Er erklärt freilich fol. 199 den supplicio dignum, der nichts gebe auf Gebet, frommes Leben, Tugend etc., meine, Gott freue sich nur an der Menge. [2]) Fol. 198. [3]) Vgl. Pastor l. c. I, S. 171; 268 ff.

[4]) Fol. 200.

die das Wichtigste im Leben ist, wichtiger als Talent und Tugend.[1]) Nirgends in der Welt läßt sich diese prudentia schneller erwerben als an der Kurie.

Freilich ist zuzugeben, daß unter den Kurialen viele sich nicht von der prudentia, sondern von niederen Trieben und Leidenschaften leiten lassen. Sie haben die Kurie in Verruf gebracht; sie sollen vom Papste verbannt werden, allzu zahlreich sind sie schon geworden.

Aber trotzdem ist doch die Kurie eine unvergleichliche Stätte menschlichen Verkehrs und insbesondere auch der Wissenschaften.

Nicht die Theologie ist damit gemeint, mit ihr haben die humanistischen Studien nichts zu schaffen.[2]) Aber auch Physik, Mathematik, Astronomie, Jurisprudenz, so nützlich sie sein mögen, interessieren den Humanisten nicht. Die studia humanitatis sind es, die jetzt so herrlich an der Kurie gedeihen, deren große Vertreter er dort antrifft.

In erster Linie stehen da die Griechen: manchmal glaubt man sich in die Platonische Akademie versetzt. Aber diese Orientalen sind dem Italiener doch noch fremde, oft lächerliche Erscheinungen, die seine Spottlust reizen.[3]) Seine wahren Vorbilder sind die großen italienischen Humanisten, die sich damals in Ferrara gerade befanden. Sie werden der Reihe nach kurz charakterisiert, es sind fast nur wohlbekannte Größen: Ambrogio Traversari[4]), der Camaldulensergeneral, der Typus eines klerikalen Humanisten jener Zeit; Christoforo Garatoni, der Bischof von Korone im Peloponnes[5]); Poggio, der gefürchtete, streitbare Sekretär des Papstes[6]);

---

[1]) Fol. 200v: num prudenciam ducem bene vivendi et magistram appellare solemus? u. das Folgende.

[2]) Fol. 203: theologie professores quorum studia cum iis nostris nulla societate iunguntur.

[3]) Der byzantinische Kaiser traf am 4. März 1438 in Ferrara ein, am 8. März der Patriarch von Konstantinopel; vgl. Cecconi l. c. p. 213f.; Voigt II, S. 117 über den Eindruck.

[4]) Voigt l. c. I, S. 317—324. Pastor I, S. 36f. Cecconi II nr. 38; 39; 54; 76; 155; 175; 183f.; 185; 189—191; 196. Ausgabe seiner Briefe mit seiner Vita von Mehus, Florenz 1759.

[5]) Voigt l. c. II, S. 187, n. 2. Cecconi l. c. nr. 27; 31; 40; 41; 44; 46; 47—51.

[6]) Voigt II, S. 7ff.; 75ff.; 329ff.; 454. Pastor I, S. 26ff.

Cenci de' Rustici aus Rom, der Rhetor[1]); Flavio Biondo, der Historiker[2]); der alte Johannes Aurispa[3]); ein Landsmann Lapos Andrea, der sonst nicht bekannt zu sein scheint; Rinuccio Castiglione, Lapos besonderer Freund[4]); und endlich der, dessen Ingenium er über alles schätzt: Leon Battista Alberti, sein Altersgenosse, das Wunder seiner Zeit.[5]) Nur zwei fehlen: sein Lehrer Francesco Filelfo[6]) und Lionardo Aretino.[7])

Aber in den wissenschaftlichen Studien erschöpfen sich nicht die Bedürfnisse des Renaissancemenschen. Auch die Leibesübungen, Spiele, Reiten, Jagen finden an der Kurie ihre Liebhaber. Immer ist Geselligkeit vorhanden; nichts raubt ja dem Leben so sehr alle Annehmlichkeit als die Einsamkeit.[8]) Nichts Großes kann geschehen an der Kurie, was nicht alsbald in aller Welt bekannt wäre: die Ruhmbegierde findet hier ihren edelsten Lohn.

Kurz, alle die neuen Lebensziele und Ideale der Zeit können hier verwirklicht werden.

Aber der pessimistische Gegner ist mit diesem glänzenden Bilde doch noch nicht ganz zufrieden. Er will auch die Schattenseiten besprochen haben, die Dinge, die man der Kurie so oft zu ihrer Schande vorwirft.

Damit beginnt ein zweiter Teil des Dialogs: eine Verteidigung der kurialen Praxis, die offenbar aus Ernst und Spott gemischt, ebenso lehrreich für die Zustände an der Kurie wie für die Auffassung des Verfassers ist.[9])

---

1) Voigt II, S. 22ff. 2) ib. II, S. 34ff.; 85ff.

3) ib. I, S. 348ff.; 560ff. Er war auch Lorenzo Vallas besonderer Lehrer, vgl. Monrad l. c. S. 230ff.

4) Voigt II, S. 45; 85. Er war auch der Lehrer Vallas und Eugens IV. im Griechischen, Monrad S. 231.

5) Voigt I, S. 373ff. Vgl. auch Lapos Widmung einer Übersetzung an Leon Battista, Bandini, Catalogo III, 362, 14.

6) Voigt I, S. 351ff. Er hatte wegen seiner Verfeindung mit den Medici abgelehnt, als Dolmetscher nach Florenz zu kommen, vgl. Cecconi l. c. nr. 111; 112; Voigt l. c. S. 359ff.

7) Voigt I, S. 309ff.; II, S. 17.

8) Fol. 203vf.: Nichil est enim in vita iocundum, quod solus agas, solitudo enim ipsa gravissima est et omnem adimit vivendi iocunditatem.

9) Vgl. mit dieser Schilderung z. B. J. Voigt, Stimmen aus Rom über den päpstl. Hof im 15. Jahrh. (Hist. Taschenb. 4 [1833]), S. 83f.; J. Haller, Papsttum und Kirchenreform I, Berlin 1903, S. 133ff.

Von vornherein erklärt Lapo: es komme nicht darauf an, was im einzelnen Falle geschehe, sondern darauf, was Vorschrift sei. Man dürfe nicht dem System schuld geben, was nur der Schwäche einzelner Menschen zuzuschreiben sei. Z. B. bei der Klage über Bestechlichkeit, Käuflichkeit der Ämter sei doch das Wesentliche die Tatsache, daß einer überhaupt an der Kurie rasch zu den höchsten Würden emporsteigen könne. Viele Ämter, wie die Richterstellen, könnten zudem doch nur von Tüchtigen bekleidet werden.

Er gibt dann aber eine ausführliche, psychologisch höchst interessante Charakteristik jener Pfründenjäger, die auf krummen Wegen emporkommen. Sie sind ihm keineswegs unsympathisch, denn sie sind schlau, weltklug, verstehen die Menschen für ihren Vorteil auszunutzen. Eine sehr bezeichnende Stelle: nur die Dummheit, die Talentlosigkeit ist verhaßt und gefährlich; moralische Qualitäten sind weniger wichtig als intellektuelle.

In derselben Weise rühmt Lapo die gute Gelegenheit reich zu werden, die so manche oder alle kurialen Ämter bieten. Er zählt sie einzeln auf. Alle kommen auf ihre Kosten: alle Bistümer, alle geistlichen, viele weltliche Ämter werden an der Kurie gegen große Abgaben verliehen. Jeder bringt Geld hin, davon trägt er nichts als Pergament, Wachs oder Blei und Titel.

In jeder antikurialistischen Streitschrift könnte diese sonderbare Verteidigung der kurialen Praxis ihren Platz finden. Die satirische Absicht ist hier unverkennbar. Aber es fehlt doch jede moralische Entrüstung, jeder Gedanke, daß das System reformbedürftig sei.

Der Prunk, die prächtigen Schauspiele, die Aufzüge usw., die man immer wieder an der Kurie sieht, werden als ein weiterer Vorzug gerühmt. Dabei kommt er auch auf den Einzug der Griechen zu sprechen und beschreibt anschaulich die oft bizarren Gestalten der Orientalen.[1])

Die ganze Darstellung läuft wieder hinaus auf das, was Lapo als das Wertvollste an der Kurie erscheint: das rege weltliche Leben und Treiben, das Internationale, die Befriedigung der Wißbegier, auch des Spottes und der Skandalsucht.

---

[1]) Diese Stelle ist gedruckt in dem oben zitierten Buche von Hodius.

Mit voller Naivität wird diese gänzliche Verweltlichung als das Ideal der Kurie angepriesen. Das Entscheidende ist für Lapo, daß die humanistischen Lebensziele erst an einem so universalen Mittelpunkte, wie der Kurie, voll verwirklicht werden können, mehr als bisher an den kleinen italienischen Fürstenhöfen.

Das Gespräch wendet sich nochmals anderen Schattenseiten an der Kurie zu: der Genußsucht, der Befriedigung der voluptas, über die Lorenzo Valla vor kurzem erst sein berühmtes Buch geschrieben hatte.[1]) Auch Lapo zeigt sich als Anhänger eines feineren Epikureismus, er lobt die Tafelfreuden und Feste der Prälaten wegen der mancherlei höheren Zwecke, die sich damit verbinden.

Der Gegner schildert aus langer Erfahrung die fremden Schmarotzer und Kostgänger der Kurialen, die sich sogar als Köche verdingen, um Karriere zu machen. Zum Glück sind keine Italiener darunter, sondern nur „Barbaren": Franzosen, Engländer, Deutsche. Auch die voluptates veneree spielen eine allbekannte Rolle.

Aber dieses Thema erscheint Lapo unpassend; er stellt die Schlußfrage, ob der Gegner sich nun überzeugt habe, daß die Kurie wirklich der ideale Ort sei, wo jeder sich ausleben könne?

Der Bischof erklärt sich für besiegt. Aber ein großes Bedenken bleibt dem Kirchenmanne doch noch: wie verträgt sich das weltliche Leben und Treiben an der Kurie mit dem Gebote der apostolischen Armut? Also die kirchliche Reformforderung drängt sich noch einmal hervor im Widerspruch gegen die humanistischen Ansichten. Aber Lapo weiß sie zum Schweigen zu bringen.

Er übt scharfe Kritik an dem Armutsgebot, in ihr Gegenteil kehrt er die Forderung um: der Reichtum des Papstes soll möglichst groß sein. Reichtum ist der Sittlichkeit weniger gefährlich als Armut; Reichtum ist die Quelle vieler Tugenden, Armut die vieler Verbrechen und Laster. Der Papst wird schon durch seine Stellung vor Mißbrauch des Reichtums bewahrt; sein Tun liegt offen vor aller Augen. Wenig beneidenswert erscheint freilich dies päpstliche Amt, es ist geradezu eine Art Gefangenschaft, stets unter

---

[1]) Es erschien 1431 in Pavia.

Kontrolle, Körper und Geist wird dabei krank. Es ist eben das Gegenteil des humanistischen Lebensideals.

Die moralischen Tugenden genügen aber nicht für das Amt des Papstes. Macht und Reichtum geben ihm erst die nötige Autorität in der Welt. Die vielen Ausgaben, die der Papst hat, verlangen genügende Geldmittel; die Nachfolge des armen Lebens Christi ist undurchführbar, ja, sie würde den Papst zum Gespött der Welt machen.

Es ist ein Nachspiel des alten, mittelalterlichen Armutsstreites, hervorgerufen durch die Ausbreitung des Observantentums und die asketischen Bußprediger in Italien. Aber anders doch als einst bei den scholastischen Verteidigern des Eigentums ist hier bei dem Humanisten der Besitz nicht nur erlaubt und nützlich, sondern Reichtum ist geradezu das ethisch Höherstehende, nicht Armut. Der aristokratische Geist der humanistischen Ideale spricht sich darin deutlich aus, im Unterschied zu den populären, demokratischeren Tendenzen der älteren Zeit, die in den Bettelorden fortwirkten. Nicht bloß die Verdienstlichkeit der Armut wird geleugnet, das hatten auch im Mittelalter Männer der Kirche getan; sondern die mittelalterlich-kirchliche Bewertung von Macht und äußeren Gütern schlägt in das Gegenteil um. Wie die Einsamkeit als Übel gilt, so alle anderen Forderungen der Askese, die doch das Mittelalter, trotz aller tatsächlichen Kompromisse, als die höhere sittliche Ordnung hatte gelten lassen.

Der Unterschied der zwei Weltanschauungen, der transzendent-abstrakten, weltabgewandten, mönchischen und der ganz diesseitigen, welt- und lebensfrohen, ist hier aufs schärfste formuliert. Beide waren im Jahre 1438 lebendige Mächte der Zeit, beide wollten auch in ihrer Weise noch der Kirche dienen. Aber freilich, ganz verschieden war der Sinn, den sie mit dem Begriff und den Aufgaben der Kirche verbanden.

Bei dem Humanisten wird prinzipiell die ganze bisherige kirchliche Reformarbeit negiert. Die Reform der Kurie und des Papsttums beruhte doch auf dem Gedanken, sie wieder aus einer wesentlich weltlichen, politischen, zu einer religiösen Macht zu erheben, die Verweltlichung aufzuhalten. Gerade das verwirft der Humanist. Die Bedeutung der Kurie sieht er gerade darin, der Mittel-

punkt der weltlichen Kultur des Humanismus zu werden; die Vermehrung der weltlichen Güter und der Macht der Kirche ist nicht Entartung, sondern Erfüllung ihrer Aufgabe.

Das bestehende System der Kurie ist ihm also nicht reformbedürftig; nur die Auswüchse der Praxis erkennt er an. Noch zum Schluß kommt der Bischof Angelo auf diesen Punkt zurück. Er entwirft eine lebensvolle, drastische Schilderung eines unerträglich hochmütigen Prälaten der Kurie. Aber Lapo will diese Charakteristik nicht als typisch gelten lassen; gerade die einflußreichen, bedeutenderen Kirchenfürsten seien leutselig und liebenswürdig, ihnen will er seine Zukunft anvertrauen. Der andere unterdrückt seine Zweifel und wünscht seinem Freunde viel Glück. Auch er ist überzeugt, daß die Vorzüge des Lebens an der Kurie die Schattenseiten bei weitem überwiegen.

Darauf trennen sich die beiden Freunde, Lapo begibt sich zu „seinem Kardinal" in den päpstlichen Palast.

IV.

Der Verfasser hat nicht angegeben, wem er sein Schriftchen widme. Man wird aber annehmen müssen, daß es ihm damals, nach dem Tode seines bisherigen Gönners, darauf ankam, sich durch seine Arbeit die Gunst eines anderen Kirchenfürsten zu erringen.[1]) Andeutungen in der Vorrede und an anderen Stellen weisen bestimmt darauf hin. Damit ist also, neben der ausgesprochen humanistischen Färbung noch eine rein persönliche Tendenz gegeben; der Verfasser wird Urteile und Schilderungen so ge-

[1]) Daß es ein Kardinal ist, deuten die Schlußworte an, ebenso die Bezeichnung princeps im Vorwort, wie er auch den Kardinal Orsini summus princeps nennt. Von dem neuen Gönner sagt er fol. 195v: qui in curia ipsa cum dignitate, auctoritate, potencia, tum prudencia, abstinencia, integritate, iusticia merito princeps habere. Den Verlust des Kardinals Orsini beklagt B. Angelo: quo vivo non dubitaret michi (d. i. Lapo) mearum fortunarum patronum et honestande dignitatis propugnatorem acerrimum numquam defuturum fuisse. Das hofft er also auch von dem neuen Gönner. Darf man vielleicht an Giuliano Cesarini denken, dem Lapo am 15. Juli 1438 eine Übersetzung der Vita des Aratus schickt und den er dabei besonders als Verteidiger der Kirche gegen ihre Feinde rühmt? Vgl. Bandini, Catal. III, 360.

geben haben, daß er wenigstens keinen Anstoß bei seinem Beschützer zu befürchten hatte.

Wir haben also keine rein historische Schilderung der Kurie vor uns, und es wäre auch falsch, aus der Schrift ohne weiteres die humanistischen oder mittelalterlichen Ansichten der Zeit ableiten zu wollen. Tendenz, Übertreibung ist fast überall vorhanden.

Dennoch ist der Traktat nicht wertlos für die Erkenntnis der damaligen Zustände an der Kurie sowohl wie der geistigen Strömungen der Zeit. Die Absicht, eine Verteidigung der Kurie zu schreiben, ist offenbar ernst gemeint, trotz der scheinbar widerspruchsvollen Methode. Nur werden die Anklagen der Gegner nicht eigentlich widerlegt, ja, implicite zugegeben, aber völlig beiseite geschoben durch die Annahme eines ganz anderen Standpunkts der Betrachtung. Die Kurie erscheint nicht als die reformbedürftige, kirchliche Macht der Vergangenheit, als die Trägerin der mittelalterlichen Ideale, sondern als die zur Führerin in der Renaissancebewegung berufene Macht der Zukunft. Das bestehende kuriale System soll nicht durch die kirchlichen Reformprinzipien des Basler Konzils beseitigt, sondern vielmehr durch die neue humanistische Lebensauffassung ergänzt und gerechtfertigt werden. Die Aufnahme der vielen unkirchlichen, weltlichen politischen Elemente in den Organismus der Kurie erscheint hier nicht als Entartung, sondern als Fortschritt, als Umänderung der Lebensformen und -ziele, die der allgemeinen Kulturentwicklung, den Forderungen der Zeit entspricht. Die Kurie ist für Lapo eben die berufenste Trägerin der Renaissancekultur. Und er stand mit dieser Ansicht gewiß nicht allein damals und später, als unter Nikolaus V. tatsächlich Rom und das Papsttum die Renaissance auf den Gipfel ihres Glanzes führten.[1])

Der Verfasser gehört seinen Anschauungen nach noch durchaus zu der älteren Generation der Humanisten. Aristoteles, die Stoiker, Cicero sind seine Autoritäten, von dem Platonismus der Folgezeit

[1]) Es ist in diesem Zusammenhange bezeichnend, daß gerade 1454 u. 1470 Aliotti den Traktat Lapos wieder ans Licht zieht.

ist fast noch nichts zu spüren.[1]) Sein Ideal des Weisen, seine Lehren von der prudentia, modestia, temperantia entsprechen etwa dem Standpunkte seines Lehrers Lionardo Bruni, wenn auch wohl der Epikureismus Vallas nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist.

Scharf und einseitig treten doch gewisse allgemeine Grundzüge der neuen Weltanschauung hervor. Der Intellektualismus, die übertriebene Schätzung der prudentia, der Weltkenntnis, der Geselligkeit; die Prachtliebe, der Ehrgeiz, die Ruhmsucht, das Streben nach Reichtum; die einseitige Pflege der studia humanitatis, daneben das Interesse für körperliche Übungen und auch die nicht geringe Wertschätzung sinnlicher Genüsse und künstlerischer Wirkungen: dies alles zusammen gibt eine fast vollständige Übersicht über die Lebensideale der Renaissance.

---

1) Mit Ausnahme der Bemerkung, daß er in Gesellschaft der Griechen glaube, in der Platonischen Akademie zu sein (fol. 203), und daß er Platon den philosophorum princeps nennt (fol. 206).

DER JUNGE GÖRRES.[1])

VON KARL ALEXANDER VON MÜLLER.

In der Gestalt, sagt ein dichterischer Satz, in welcher der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten.

Wenn wir heute den Namen Joseph Görres aussprechen, so stellt sich vor unsere Augen wohl zuerst das Bild des alten, gewaltigen, phantastischen Kämpfers für die Rechte der katholischen Kirche und für eine christliche Sozietät, der 1848, am Vorabend der Revolution, in letzten mächtigen Visionen von Kampf und Wanderung dahingegangen ist: — das Bild eines Streiters für Stärkung und Wiederbelebung konfessionell-kirchlichen Bewußtseins; des Mitgründers der Historisch-politischen Blätter; des Verfassers des Athanasius, der in ungeheuren Konstruktionen die Gegensätze der bewegten Zeit wieder in einer christlichen, göttlich-menschlichen Ordnung zusammenzufassen suchte, voll demagogischer Maßlosigkeit und berserkerhafter Kampflust und doch im letzten Grund wieder versöhnlich und auf höheren Ausgleich der Gegensätze gerichtet; des Verfassers der christlichen Mystik, die man wohl einmal mit einem hohen gotischen Münsterbau verglichen hat, wo im geheimnisvollen Zwielicht endlose Scharen der Heiligen und Seligen auf den Gesimsen stehen und dazwischen Tierfratzen grinsen und verzerrte Menschengesichter, Drachen, Kobolde, Teufel, tausendfarbiges phantastisch schönes und schauerliches Blätterwerk, „und auf der Spitze des durchbrochenen Turmes ist der Stein in eine

[1]) Vortrag auf der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Würzburg (September 1912). Die mittleren Abschnitte sind für den Druck stark erweitert worden. Dem Ganzen aber glaubte ich, in Inhalt und Form, den Charakter des Vortrags und zwar eines allgemein orientierenden, andeutenden und anregenden, aber nicht ausführenden und begründenden Vortrags nicht nehmen zu sollen. Er greift einige Gedankenreihen heraus, die sich eben an einem bestimmten Faden aufreihten; irgendwie erschöpfend kann und will er nicht sein. Ich hoffe das hier Angedeutete nächstens in strengerer Fassung und in größerem Zusammenhang im einzelnen begründet vorlegen zu können. Daher habe ich die Belege dieses Vortrags nur auf die eigentlichen Zitate beschränkt.

geöffnete Blume verwandelt".[1]) Wie Friedrich Hebbel, der damals in München im Kolleg zu seinen Füßen saß, den Alten festgehalten hat: ein unvergeßliches Gesicht gleich einer „Wahlstatt erschlagener Gedanken; jede Idee, die seit der Revolution den Ocean deutschen Geistes mit ihrem Dreizack erschüttert, hat ihre Furche darin gezogen, und diese Furchen sind, als der Jakobiner in den Heiligen zurückkroch, alle stehen geblieben."[2]) Oder wie der Historiker Johann Friedrich Böhmer aus vertrautem persönlichen Verkehr denselben Mann schilderte als denjenigen, den er nach Steins Tode von allen Lebenden am meisten ehre: kräftig wie ein Löwe und sanft und heiter wie ein Kind. „Ich weiß Niemand, der so verstehend, so billig, so heiter, so freundlich, so einfältiglich im edelsten Sinn des Wortes wäre wie er". „Da ist Kraft und Einfalt und rheinische Offenheit, das ungezwungenste Leben und Verkehren".[3]) Aus solchen Zügen etwa setzt sich wohl das Bild des Görres zusammen, der zunächst im Gedächtnis der Zeit haften geblieben ist.

Blicken wir um ein Menschenalter tiefer in dieses selbe Leben zurück, so scheint alles verändert. An Stelle Döllingers und Möhlers, Franz von Baaders und Lamennais', die um den Verfasser des Athanasius sind, sehen wir diesen nun selbst in der Umgebung des Freiherrn vom Stein und Gneisenaus, Jakob und Wilhelm Grimms und Achim von Arnims. Und recht in der Mitte zwischen den beiden letztgenannten Gruppen, den Trägern etwa einer künstlerisch-gelehrten und einer politischen nationalen Wiedergeburt, steht sein eigenes Hauptwerk dieser Zeit: der Rheinische Merkur der Freiheitskriege, einer der Herde des Feuers, das die Fremdherrschaft bei uns vertilgte, seit Schlözers Staatsanzeigen der erste große allgemeine Sprechsaal unserer Nation und, reicher als jene, aus den lebendigeren Quellen dieser Jahre genährt. Dieser Görres — des Merkurs, der deutschen Volksbücher, des Lohengrins und der Meisterlieder, auch der asiatischen Mythengeschichte und des Firdusi — steht mitten in den allgemeindeutschen politischen, gelehrten, künstlerischen Bestrebungen der Zeit; voll un-

[1]) Ric. Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik S. 236.
[2]) Fr. Hebbel, Tagebücher (ed. Werner) III, Nr. 3711 (1846).
[3]) J. Janssen, J. Fr. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften II, S. 425, 401 (1845).

erbittlichen Eifermuts, aber immer feurigen Geistes und reichen Herzens anteilnehmend; nirgends auf festem Grund streng fachmäßigen Wissens aufbauend und den eigentlichen politischen Geschäften fremd, aber divinatorisch eindringend, reich an großartigen und tiefen Blicken in die mannigfaltigsten Gebiete — den genialsten Rheinländer hat Gneisenau ihn damals genannt.[1]) Auch dieser Görres heißblütig und wetterleuchtend, in dunkler Bilderpracht strotzend, tönend und dröhnend, wie es in der Natur dieser merkwürdigen Begabung lag, für deren seherische Mahnreden und strafende Prophezeiungen Friedrich v. Gentz zu Vergleichen mit Jesaias, Dante und Shakespeare griff[2]), aber doch heller, leichter, freudiger im ganzen, gedrungener und scharfkantiger: — eine gewaltige Stimme eines gewaltigen Augenblicks.

Und hinter diesem reifen Görres steht nun, abermals ein halbes Menschenalter zurück, noch ein Dritter: wieder in völlig verschiedener Umgebung, mit verschiedenen Zügen und verschiedenen Zielen — so sehr verschieden, daß die Gegner des Mannes und Greises ihm immer wieder als schlagendstes Argument, entrüstet, höhnend, verächtlich, den Jüngling entgegenhalten: dem katholischen Publizisten und dem deutschen Patrioten Görres den franzosenbegeisterten Jakobiner der Revolutionszeit.

Wenn im folgenden einiges aus dieser ersten, unbekanntesten Periode von Görres' Leben[3]) berichtet und betrachtet werden darf,

[1]) An Stägemann 1817 Okt. 16, Fr. Rühl, Briefe und Aktenstücke z. Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. (Leipzig 1900) II, S. 190.

[2]) An Rahel 1814 Juni 10, Schriften von Fr. v. Gentz (ed. G. Schlesier) I, S. 174; vgl. auch (J. Fr.) Jacobi an Görres 1819 Sept. 29 in: Arch. f. Kult.-Gesch. IX, S. 459.

[3]) Die Staatsanschauung des jungen Görres hat zuerst J. Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft (Bonn 1908), bes. S. 406—459 scharfsinnig untersucht. Eine Gesamtdarstellung von Görres' Jugend gibt neuerdings W. Schellberg in der biographischen Einleitung zu „Jos. von Görres' Ausgewählte Werke und Briefe" (2 Bde. Kempten-München 1912); in seinen ausführlichen, sehr ergiebigen Anmerkungen ist ein reiches Material aufgespeichert. Für die ältere Literatur darf hier auf Schellberg verwiesen werden. — Das Buch von J. Uhlmann, J. Görres und die deutsche Einheits- und Verfassungsfrage bis zum Jahr 1824 (Leipzig 1912) und der Aufsatz von R. Saitschick, J. Görres, Eine Charakterschilderung (Hochland X, Heft 3 u. 4, noch nicht abgeschlossen) erschienen erst, nachdem dieser Vortrag schon in Druck gegeben war, und wurden für ihn nicht mehr benutzt.

so kann dies, schon dem Umfang unserer Ausführungen nach, nur andeutend und fragmentarisch sein. Rhapsodische Naturen wie Görres sind am wenigsten geeignet, sich mit einigen Sätzen nach allen Seiten knapp und rund umschreiben zu lassen. Nur einen ganz allgemeinen Eindruck dieser Jugend und dieses Jünglings, nur einen vielleicht jener dauernden konstitutiven Züge, die von ihr und ihren Erlebnissen aus durch dies ganze Leben fortführen, dessen Nachwirkung bei uns ja heute noch nicht beendet ist, können wir versuchen, so gut es gelingen will, in aller Eile festzuhalten.

Die Auswahl fällt nicht leicht; denn nach beiden Seiten des Biographischen, in Eigenart und Kraft des persönlichen Lebens wie in allgemeinen Bezügen, ist diese Jugendgeschichte reich: ein stürmischer, leidenschaftlicher Auftakt eines an Stürmen und Leidenschaften reichen Lebens.

Der Hintergrund, auf welchem sie sich abspielt, ist bekannt: die linksrheinischen deutschen Länder in den Jahren etwa von 1794 bis 1800. Er ist ein Gegenstück des idyllischen patriarchalischen Stillebens, das sonst so oft die Jugendepoche deutscher Lebensläufe erfüllt. Eben 1794 war diese alte, behagliche kleinstaatliche deutsche Welt hier unter dem bewaffneten Anprall der Revolution in lähmender Ohnmacht zusammengebrochen. Das ganze friedliche und bunte Gemenge von hundert Kurfürstentümern, Herzogtümern, Reichsstädten, reichsunmittelbaren Grafen, halbsouveränen Reichsrittern, mit ihren Prälaten, Stiftern, Klöstern, mit ihren mannigfaltigen Hoheitsrechten, Privilegien, Behörden, mit wohlwollender Vormundschaft und genügsamer Trägheit, die eben noch so lebendig auf jahrhundertealtem Boden standen — mit einem Schlag schienen sie von der einfachen, blutigen Logik der französischen Demokratie hinweggefegt. Es war ein Umsturz von der größten Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit und Tiefe. Denn er ergriff nicht nur die politischen Verhältnisse dieser Länder, die großen wie die kleinen; er erstreckte sich auch auf die gesellschaftlichen. Nicht nur die politischen Gesetze, die Maschine der Regierung verschwanden in dem großen umwälzenden, nivellierenden Strudel, sondern auch die Grundlagen der bürgerlichen

Gesellschaft: Verhältnisse des Standes, des Besitzes, des Berufes, Sitten, Gebräuche, ja, die Sprache und schließlich der Glaube — Gott selber, nichts schien dieser unaufhaltsamen Kraft, die mit dem Ansehen einer Naturgewalt daherstürmte, zu widerstehen: vom Gefüge des alten tausendjährigen Reiches bis zum Nachtwächterruf in den stillen Straßen, der nun nicht mehr Gott den Herrn, nur mehr Gott den Bürger loben durfte.

Und dieser Zusammenbruch einer ganzen Form der menschlichen Gesellschaft — des Dauerhaftesten, was die Geschichte vielleicht überhaupt kennt, — erfolgte hier sozusagen nur im Provisorium, ohne jede Bürgschaft für die dauernde Gestaltung. Von Deutschland abgetrennt, aber noch nicht mit Frankreich vereinigt, galten diese unglücklichen Territorien dem Sieger zunächst einfach als erobertes Land. Seit dem Beginn der Revolutionsfeldzüge der Schauplatz des Krieges, sind sie nun jahrelang die willenlose Beute eines blutsaugerischen Raub- und Erpressungssystems der französischen Repräsentanten und der rasch verwildernden französischen Heere; „une compilation de monstruosités, de scélératesses, d'exécutions, de vols et de rapines" nennt ein französischer Zeitgenosse das System der „Evacuation", das der Konvent seinen Emissären immer von neuem anbefahl.[1]) Wechselnde Organisationsversuche lindern den augenblicklichen Druck, aber vermehren noch die allgemeine Unsicherheit. Der unerträgliche provisorische Zustand dauert über 7 Jahre lang unverändert fort. Wir haben noch keine zusammenfassende aktenmäßige Darstellung, nur einzelne Berichte über die Verwilderung des Landes, die sich in großen organisierten Räuberbanden leibhaftig verkörpert, über die Verwüstung der Wälder, den Verfall des Handels, die Verwahrlosung des Unterrichts. Aber den leidenschaftlichen Kampf, der sich gleichzeitig im Innern dieser frohen, arbeitsamen, friedlichen und beispiellos geduldigen Bevölkerung abspielte, hat J. Hashagen uns kürzlich, aus der reichsten Fülle des Materials, höchst anschaulich analysiert. Wie die alte heimische deutsche Vergangenheit, so abgestorben sie in vielem war, doch überall noch mit tiefen Wurzeln verankert, in Verfassung, Kirche, allen alten Formen des Lebens, der Geselligkeit, der Kunst sich gegen das

[1]) A. Sorel, L'Europe et la Révolution Française IV, p. 159.

überwältigende fremde Neue zäh wehrt; — erst in der festen Ordnung des napoleonischen Staates sind die Sympathien des Rheinlandes für Frankreich ja dann auf lange hin dauernd begründet worden. Jetzt ringt, auf dem tief hinunter schwankenden Boden dieses Zwischenlandes, Altes und Neues, Heimisches und Fremdes in hundert sich durchkreuzenden Gegensätzen von Ideen und Interessen miteinander: historische Beharrung und revolutionäre Prinzipien, Philosophie und Politik, Kosmopolitismus und Nationalität, Deutschland und Frankreich, alte katholische Religion und Aufklärung, Rationalismus, Theophilanthropie.

In diesem ungeheuren Tumult, unter solchen sich überhastenden politischen Aufregungen und Wetterstürzen, inmitten aller entfesselten menschlichen Leidenschaften spielt der zwanzigjährige Görres seine erste politische Rolle.

Er war 1776, am Tag Pauli Bekehrung, geboren, ein Jahr also nach Schelling, dem jüngsten des eigentlichen romantischen Kreises. Der Vater ein rheinfränkischer Holzhändler in der alten kurfürstlichen Residenzstadt Koblenz, ein ernster, gutmütiger, beschränkter Bürgersmann. Die Mutter, eine Mazza, aus ursprünglich italienischem Blut, durch eine zahlreiche Verwandtschaft mit den regierenden Bürgersfamilien der Stadt verflochten; von ihrem Wesen ist sehr wenig bekannt; auch sie scheint eine ernste, aber nicht ganz harmonische Natur gewesen zu sein.[1]) Nach dem Erstgeborenen noch sieben Geschwister, von denen fünf aufwuchsen, aber keines ihm nahegestanden zu haben scheint; in seinem späteren Leben spielt keines von ihnen eine Rolle. Auskömmliche, selbstzufriedene, aber völlig ungeistige kleinbürgerliche Verhältnisse, streng geregelt wie der Ablauf der Jahreszeiten. Die exzentrische Begabung des ältesten Sohnes steht, von einer frühverstorbenen Schwester abgesehen[2]), ganz unvermittelt darin. Im nächsten menschlichen Kreis erwacht er geistig überlegen und einsam. Sein lebhafter, scharfer, rühriger Verstand findet hier keine Anregung und Leitung; sein aufnahmedurstiges, teilnehmendes, warmes Empfinden wird von früh auf in das eigene

[1]) Guido Görres, J. v. Görres, Historisch-politische Blätter XXVII (1851), S. 7.
[2]) Chr. v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius 1. Abt., II, S. 434f.

Innere zurückgedrängt. Nur in sich selber und, wie die schwärmende Zeit es gern tat, in die umgebende Natur kann es sich ausströmen. Unmittelbar vor den Fenstern des elterlichen Hauses fließt in der milden Sonne in sanften Hügeln der mächtige Rhein. Grüne Inseln liegen in der weiten spiegelnden Wasserfläche mit stillen Kirchen und hohen Weidenwipfeln. Wenige Schritte vor der Tür tut sich das anmutigste und großartigste Bild rheinischer Natur auf: die lange, weichgeschwungene, grüne Kette der Weinberge den alten Fluß entlang, von den Burgtürmen von Lahnstein, den Bergen von Rhense und Stolzenfels in langem Bogen bis hinab nach Andernach, gerade gegenüber der Stadt herrlich und majestätisch der alte Ehrenbreitstein und an seinem Fuß, im lieblichsten Kontrast, das freundliche Örtchen Thal.

Vom neunten Jahre an besucht der aufgeweckte, wilde Knabe das erzbischöfliche, ehemals jesuitische Gymnasium. Es sind eben die Jahre, in denen, zur Zeit des Emser Kongresses, mit jungen, oft wenig gebildeten Lehrern, zum Teil Illuminaten, die neben den Exjesuiten jetzt dort eintreten, Aufklärung und Rationalismus am stärksten auch in die Schulen der geistlichen Kurstaaten eindringen. Mit Resten des alten Pedantismus und der Polymathie mischen sich verworrene Einflüsse der neueren Literatur und Philosophie; die ganze maßlose Verachtung der Zeit gegen alle überkommene Tradition, auflösende Kritik der öffentlichen Verhältnisse, bittere Empörung gegen Despotie, Obskurantismus, gegen „das schreckliche Gespenst der Hierarchie“ pflanzen sich von früh auf auch den Schülern ein. 1794 klagt der Koblenzer Magistrat in einer Eingabe an den Kurfürsten über den Mangel fester christlicher Lehre und guter Sitte in den lateinischen Schulen, über Respektlosigkeit und Ausschweifungen der Studenten.[1])

Der junge Görres war von Anfang an unter diesen einer der fähigsten und unlenksamsten. In seinem zwölften Jahre soll er eine poetische Schulaufgabe zu einer beißenden Satire auf das Papsttum und den geistlichen Hof von Kur-Trier ausgestaltet haben, die der Lehrer erst zerriß, nachdem er sie der Klasse vorgelesen hatte. „Felicissimum ingenium“, lautet ein Zeugnis des Dreizehn-

[1]) Al. Dominicus, Coblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, 1768—1794, S. 126; zum folgenden S. 123.

jährigen, „diligentia ingenio non satis congrua, progressus satis magnus, mores pueriles.“ Wie zu Hause wächst er auch hier rasch über seine Umgebung hinaus. Er herrscht unter den Schulkameraden, und die Lehrer scheinen bald die Herrschaft über ihn völlig verloren zu haben. „Du bist von früher Jugend so ganz ein öffentlicher Mund gewesen“, schrieb ihm später ein jüngerer Mitschüler, Clemens Brentano, „frühmündig und freimaulig“.[1]) In einer frühreifen unersättlichen Lese- und Lernbegier hatte schon der Knabe Volksbücher und die Lieblingslektüre des Jahrhunderts: Reisebeschreibungen, Schilderungen wilder und fremder Völker verschlungen; nun warf sich der Gymnasiast auf eigene Faust auf alles, was seinen stürmischen, schnellfassenden Geist fesselte: Geographie und Geschichte, Mathematik, Botanik, Chemie, Physiognomik, Medizin, Musik und Astronomie. Ein mächtiges Gedächtnis hielt Massen zusammengerafften Wissens aus allen diesen Gebieten fest, während ein gleichzeitig erwachender abstrakter, spekulativer Trieb das Ganze in großen rationalistischen Konstruktionen zu bemeistern suchte. Zugleich verliebt sich der leidenschaftliche, schwärmerische Gymnasiast in ein schönes, geistvolles, adeliges Mädchen; die hohe Bildung, der weite Interessenkreis der freigeistigen Familie von Lassaulx bieten ihm neue, reiche Anregung, der bald beginnende Kampf, den der Kleinbürgersohn gegen den Widerstand der Familie um seine „Kätz“ führen muß, läßt ihn am eigenen Leib ein Stück der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse empfinden.

Und neben diese gefahrenreiche innere Entwicklung treten nun früh und schließlich alles andere übertäubend die stärksten Eindrücke des äußeren Lebens. Als Kind hatte er noch die letzten Zeiten der alten Herrschaft erlebt. Noch im Alter erinnerte er sich, wie sein Vater ihn zum Neubau des kurfürstlichen Prunkschlosses vor die Stadt hinausgeführt hatte und wie er die verkauften Hessen den Rhein hinunterfahren sah zur Einschiffung nach Amerika. In der Prozession der Koblenzer Karmeliter ging er selber im roten Chorrock als Rokokoengel mit vergoldeten Flügeln und den Degen an der Seite im Zug — und schlug nachher wacker mit seinem Himmelsdegen drein, als der Wein der Patres

[1]) J. v. Görres, Ges. Schriften IX, S. 178.

den jungen Engeln in die Köpfe gestiegen war und eine große Balgerei entstand. Aber das alles versank rasch hinter Größerem. Fast vom Beginn der Revolution ab lagen die linksrheinischen Länder mitten im Strom der Ereignisse. In Koblenz selbst bildete sich, unter den Grafen von Artois und der Provence, das „Kabinett des auswärtigen Frankreich", der Mittelpunkt der französischen Royalisten, die von hier aus versuchten, die Gegenrevolution aufzurollen. Das glänzende Getümmel, der ritterliche Luxus, das schamlose Treiben der Emigranten gaben der kleinen deutschen Stadt, wie die Zeitgenossen sagten, förmlich das Aussehen des Versailler Hofs; ihr arrogantes Schmarotzerwesen hat mehr zur Verbreitung revolutionärer Gesinnung getan als die gleichzeitigen Schriften und Agenten der Propaganda. Die inneren Kämpfe in Kur-Trier zwischen dem kurfürstlichen Minister, den Ständen, dem Domkapitel und der Ritterschaft wurden durch sie noch gesteigert. Und ihren prahlerischen Kriegsvorbereitungen folgte bald dieser selbst nach. Nun kamen die Preußen, noch mit dem ganzen Nimbus des Fridericianischen Heeres, auf dem Vorstoß nach Frankreich und dann kläglich aus der Champagne zurückflutend, und hinter ihnen, ganz nahe heran schon, die Franzosen; die ratlose Flucht, dann die Wiederkehr des Kurfürsten, Kaiserliche und Hessen, Reaktion und Rache des alten Regiments und schließlich, im Herbst 1794 nun wirklich an denselben Stätten, wo vor kurzem noch die bourbonischen Prinzen ihr salvum fac regem angestimmt hatten, das ça ira der Sanskulotten.

Immermann hat einmal die elektrische politische Spannung geschildert, die das Gewitter der Revolution, seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder, in der eingeschlossenen Atmosphäre der rheinischen Kleinstaaten weckte.[1]) Schien sich nicht die Aufklärung, die Wissenschaft und Schule gepredigt hatten, jetzt mit einem Schlag siegreich gegen allen äußeren Druck, auf allen Gebieten zugleich, durchzusetzen? „Freiheit, Völkerwohl, Heil der Menschheit", schrieb Görres selbst wenige Jahre später, „welche Funken für ein nur einigermaßen warmes Gefühl! Wie sehr mußten sie einen Sinn exaltiren, der so empfänglich für alle Eindrücke der Art war."

[1]) K. Immermann, Düsseldorfer Anfänge, Werke (ed. Koch) Bd. I, Abt. 1, S. 31.

„Mir erschien die ganze Welt in dem lichten Morgensonnenglanze, alle Gefühle und Kräfte brausten durcheinander, mir war so wohl, eine lachende Zukunft erfüllte meine Seele".[1] Noch öfter in den folgenden Jahren hat er den schwärmerischen Enthusiasmus jener Zeit sehnsüchtig wieder heraufgerufen, den jugendlich noch übertreibenden Widerschein der optimistischen Lebenszuversicht, mit der das Zeitalter der Aufklärung einem grenzenlosen Fortschreiten der Menschheit unter der Leitung der Vernunft selbstbewußt entgegensah, mit der es von der französischen Revolution die beginnende Wiedergeburt nicht nur Frankreichs, sondern Europas, ja, des ganzen menschlichen Geschlechtes erhoffte. In der Tat war die Revolution in ihrem Beginn wohl die größte Anstrengung, die je ein Volk gemacht hat, ein völlig neues Leben zu beginnen und ihr seine ganze Vergangenheit zu opfern. Und wenn jene erste Zeit des Enthusiasmus, der Jugend, des Edelmuts 1794 auch schon wieder in Strömen von Blut versunken war — der Enthusiasmus, die Jugend, der Edelmut eines schwärmenden siebzehnjährigen Jünglings waren wohl imstande, sich darüber hinwegzuträumen. Und wenn Frankreich selbst bereits wieder begann, einen Teil dessen, was es vorher niedergerissen, nun mühsam genug von neuem aufzubauen — eben diese Erkenntnis, der Rückschlag jener ersten Begeisterung, und die Folgerungen, die Görres allmählich daraus zieht, die neuen Ziele und Ansichten, die ihn dann weiter führen, sind der eigentliche Inhalt dieser Jugendperiode.

Zunächst warf er sich mit allem leidenschaftlichen Drang, zu wirken, „für die Menschheit zu arbeiten", mit allem unbändigen Mut, aller derben Kampflust und aller selbstlosen Hingabe an die Sache, die in ihm vereinigt waren, in den Dienst des revolutionären Freiheitsideales. Seine angeborenen Fähigkeiten, die demagogische Macht seiner Beredsamkeit, die selbstsichere Wucht seines Willens, trieben ihn unwiderstehlich ins öffentliche Leben; sie hoben ihn rasch in die leitenden Zirkel der rheinischen Republikaner. Seit 1795 steht er in Verbindung mit dem bekannten Klub der Mainzer Patrioten. Im selben Jahre entwirft er seine erste staats-

[1] J. v. Görres VII, S. 19 (1800 Januar 30, an seine Braut).

theoretische Schrift über den „Allgemeinen Frieden".[1]) 1797 ist er schon einer der Hauptwortführer der cisrhenanischen Bewegung, welche die innerste Stimmung jener deutschen Revolutionsschwärmer so charakteristisch wiedergibt. In einer merkwürdigen Mischung von französisch-republikanischen Idealen und partikularistischem, rheinisch-deutschem Patriotismus agitieren sie für einen unabhängigen republikanischen Rheinstaat, ein großes lothringisches Zwischenreich: zunächst, gegen die drohende Rückkehr der alten Zustände, soll es sich aufs engste an die französische Mutterrepublik anschließen, aber im Hintergrund steht der Gedanke einer allgemeinen deutschen Republik. Für diese Agitation verfaßt der Zwanzigjährige nun Adressen, Aufrufe, Klagen, Memoires; in ihrem Sinn ist er beteiligt an der Organisation der Propaganda, hilft er mit bei Sturz und Besetzung der rasch wechselnden Munizipalitäten. Es sind jene Jahre der großen melodramatischen Proklamationen, in denen sich die Geschichte wie eine Oper aus dem Leben italienischer Abruzzenräuber abzuspielen scheint, der abstrakten Revolutionsfeste, wo der blutige Ernst so erschreckend hinter feierlicher Trivialität steht. Unter dem neuerrichteten cisrhenanischen Freiheitsbaum in Koblenz, zwischen französischen Husaren und Grenadieren, beim Klange der Marseillaise und türkischer Militärmusik hält er seine erste öffentliche Rede. In der grünen Uniform der Cisrhenanen, mit der rot-weiß-grünen Kokarde, den Säbel an der Seite, marschiert er wenige Wochen später auch mit dem Leichenbegängnis Hoches, mit dem zugleich die cisrhenanische Hoffnung bereits wieder zu Grabe ging. Unglaublich rasch wechseln die Lagen in dieser Zeit. Jetzt, nach dem Frieden von Campo Formio, verkündigt das Direktorium die glatte Einverleibung des ganzen linken Rheinufers. Die Cisrhenanen, eben noch von ihm benützt und vorgeschoben, sind in Gefahr, als Conspirateurs behandelt zu werden. Görres, der als einer der leidenschaftlichsten Anhänger der Unabhängigkeit galt, verfaßt die Proklamation, in der auch sie sich für die Vereinigung mit Frankreich, für die Rheingrenze aussprechen.

---

[1]) Der allgemeine Frieden, ein Ideal von J. Goerres. Koblenz im VI. Jahre der Fraenkischen Republik (1798).

Den Knäuel von Umwälzungen und Kämpfen, in den sich in diesen Jahren die öffentlichen Zustände dieser Länder verschlangen, haben wir vorher angedeutet. In ihn bleibt nun auch Görres verflochten. Er wirkt, trotz dieser ersten Enttäuschung, weiter als Republikaner in der neuen „patriotischen Gesellschaft", dann im „konstitutionellen Zirkel"; die von ihm herausgegebenen Zeitschriften, das „rothe Blatt" und der „Rübezahl"[1]), geben nach dem Urteil eines Mitkämpfers[2]) den Ton an, der in den Kreisen der besten Republikaner am Rheine herrscht. Es ist im höchsten Grade charakteristisch, wie diese merkwürdigen Blätter, die von den abstraktesten Freiheitshymnen erfüllt sind, allmählich immer ausschließlicher und leidenschaftlicher von dem grimmigsten Kampf gegen die französische Ausbeutung und Verwüstung des Landes in Anspruch genommen werden. Die letzten Hefte des „Rübezahl" strotzen bei aller andauernden Begeisterung für die Revolution nur so von unerhört offenen und namentlichen Anklagen gegen die neue Korruption. Er hat Despoten und Pfaffen vorher nicht fanatischer, satirischer verfolgt als jetzt diese republikanischen Aussauger, Räuber, Diebe, Erpresser, Blutschinder seiner rheinischen Heimat. So werden schließlich auch diese Zeitschriften ebenso wie die genannten Gesellschaften von der französischen Regierung unterdrückt.[3])

Immer deutlicher ist schon während ihres Bestehens geworden, daß ihr Unternehmen ein Kampf, schließlich ein verzweifelter Kampf nach zwei Fronten war. Denn auf der einen Seite sind die aufgeklärten, franzosenfreundlichen Cisrhenanen und Patrioten unter der einheimischen Bevölkerung nur ein ganz kleines Konventikel. Sie haben gegen eine geschlossene, hartnäckige Opposition zu kämpfen, in der sich die Masse des treuen, gläubigen Volkes, die alten Gemeinderäte und die Zünfte vereinigen, und die nicht selten in Tätlichkeiten, Aufläufen, Tumulten gegen sie sich geltend

[1]) Das rothe Blatt, eine Dekadenschrift. Coblenz, Ventose bis Fructidor Jahr VI (1798). 2 Bde. — Der Rübezahl, eine Monatsschrift. Coblenz, Vendémiaire bis Prairéal, Jahr VII (1798/99). 3 Bde.

[2]) J. Venedey, Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik (Leipzig 1870), S. 349.

[3]) Vgl. K. d'Ester, Der junge Jos. Görres und die französische Zensur, Westdeutsche Zeitschrift XXX (1911), S. 109ff.

macht. Es sind die Flegeljahre des öffentlichen Lebens am Rhein. In Koblenz sind die Gegensätze zwischen diesen Anhängern des Alten und des Neuen noch besonders heftig, weil mit jedem Systemwechsel in Paris hier auch die städtische Herrschaft hin und her wechselt. Man kann sich ausmalen, welchen Anfeindungen und inneren Kämpfen in dem kleinstädtischen Zirkel Görres ausgesetzt war, der Oheime und Tanten, Vettern und Basen im Überfluß besaß, darunter nicht wenige würdige Bürger, Gemeindebeamte und Geistliche; obendrein war er auch noch verlobt. Auf der anderen Seite aber erbitterte der schonungs- und maßlos freimütige Kampf seiner Zeitschriften gegen die „demagogischen Flibustier" auch die Franzosen, für deren Staatsideal Görres ihn noch zu führen glaubte, vor allem das Militär. Auch von dieser Seite war er schließlich persönlichen Angriffen, Überfällen auf offener Straße ausgesetzt, die er freilich kräftig zu erwidern pflegte, wobei er nicht den kürzeren zog. Monatelang mußte er sich von allen öffentlichen Versammlungen zurückhalten. Als er einmal persönlich beim Regierungskommissar in Mainz Klage führen wollte, ließ ihn der kommandierende General von Koblenz durch einen Trupp Husaren auf der Landstraße aufheben und ins Gefängnis werfen.

Immer noch hielten seine unerschütterliche Zuversicht und Selbstsicherheit trotzig allen äußeren Nackenschlägen stand. Im November 1799 schickte ihn die republikanische Partei mit dem General Eickemeier und dem Bürger Vitzthum nach Paris, um das Direktorium mit den Gebrechen der provisorischen Verwaltung bekanntzumachen und die endliche wirkliche Einverleibung der Rheinlande zu bewirken. Zwei Monate weilt er, unmittelbar nach dem 18. Brumaire, in der Stadt, von der einst sein Evangelium ausgegangen war, und die ihm jetzt als ein schauerlicher, mit Blumen überwachsener Sumpf erschien[1]). In einer persönlichen Audienz trägt er Bonaparte das Anliegen seines Departements vor und erhält eine nichtssagende Antwort. Und dann bricht unter solchen gehäuften Enttäuschungen diese Lebensepoche jäh ab. Der ausführliche Bericht über diese Pariser Sendung, in welchem er das völlige Mißlingen der Revolution und den Beginn der napo-

[1]) J. v. Görres VII, S. 6 (1799 November 27, an die Braut).

leonischen Militärdiktatur schildert, ist für lange seine letzte politische Schrift.[1]) Er hatte Mediziner werden wollen, als der Sturm der Revolution ihn aus den bürgerlichen Bahnen riß. Nun tritt er eine Lehrstelle für Physik und Naturgeschichte am Koblenzer Gymnasium an; über ein Jahrzehnt lebt er nur der Ausbildung seiner inneren Welt, der Wissenschaft, der Kunst, seinen Schülern, seiner Familie.

Dies ist in den allergröbsten Zügen etwa die äußere Geschichte dieser Jugend. In den vier politischen Schriften, die sie hervorgebracht hat — dem allgemeinen Frieden, den zwei Zeitschrifen, den Resultaten der Sendung nach Paris — und in den gleichzeitigen Briefen an seine Braut haben wir die Dokumente ihres inneren Lebens und der Wandlung, welche dieses umschließt. Es ist hier nicht möglich, auf die Fülle von Problemen, die sich nun hier erst zu eröffnen beginnt, wirklich einzugehen. Erst eine historisch-kritische Ausgabe dieser Schriften[2]), zum Teil bibliothekarischer Rarissima, nur mehr in zwei, drei vollständigen Exemplaren erhalten, wird es ermöglichen, in die erste Entwicklung und damit in den Kern des Wesens dieses singulären Mannes tiefer hineinzusehen, zu untersuchen, wie sich vom Mittelpunkt seines Denkens aus seine Arbeiten und Gedankenmassen gliedern, wie die ihm eigentümlichen Verhältnisse von Vorstellungen, Wertabmessungen, Zweckordnungen sich gebildet haben, welches tiefe Lebensgefühl all die vulkanischen Ausbrüche seiner Schriften trägt. In Görres war eine Kraft wirksam, die zuerst zum nationalen Aufschwung der Freiheitskriege, dann zur Wiederbelebung des deutschen Katholizismus bedeutsam beigetragen hat. Welches war diese Kraft? Wie hat sie sich zuerst gebildet? Warum nahm sie diesen ganz bestimmten Weg? Und welche Stationen hat sie dabei durchlaufen? Welche Richtungen der allgemeinen Bildung — und insbesondere unserer hohen deutschen Bildung — hat sie dabei benützt, und wie haben diese wiederum zu dieser Entwicklung beigetragen? Gerade die letzteren Fragen werden bei einem solchen Ideenver-

[1]) Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des achten Jahres. Von J. Görres. Koblenz im Floreal J. VIII (1800).

[2]) Eine solche wird von Dr. Wilhelm Schellberg und mir vorbereitet.

schlinger und kometenhaften Wandergeist wie Görres einige der interessantesten, freilich auch der schwersten sein.

Nur von einer bestimmten Seite her suchen wir hier einen Gesamteindruck dieser Jugendschriften[1]) und des menschlichen Charakters, der sich ihnen äußert, eine Art Querschnitt, in flüchtigem Überblick zu gewinnen, um dann wenigstens noch rasch eine der Linien anzudeuten, die von dieser Lebensepoche in die folgenden überleiten.

Welche Farben brauchte man, um Form und Inhalt dieser seltsamen kleinen, vergilbten Oktavhefte wiederzugeben! Es gibt wenig Analoga, um sie deutlicher zu machen. Die Schwierigkeit liegt nicht darin, daß der Charakter der einzelnen Arbeiten unter sich etwa so verschieden wäre. Hier stehen sich nur auf der einen Seite die phantastische Leidenschaft, die dogmatischen Konstruktionen der Publizistik und auf der anderen die Brautbriefe gegenüber, deren einfache Herzenswärme und überströmender Gefühlsreichtum den Menschen Görres lebendiger, liebenswerter zeigen, als irgendetwas anderes, das er geschrieben.[2]) Jene eigentlich schriftstellerischen Produktionen sind — vor allem neben dem Umfang von Görres' späterem Arbeitskreis — eigentlich eng begrenzt: sie drehen sich, das hat ja schon der Lebenslauf des Verfassers wahrscheinlich gemacht, samt und sonders um Politik. In der Einleitung zum „rothen Blatt" tauchen zwar gelegentlich auch schon literarische Ziele vor dem jungen Schriftsteller auf; aber er sagt es selbst, auch die Unterhaltungsbeiträge, die er verspricht, satirische Aufsätze, eingestreute Gedichte, sollen doch vor allem „ausgemalte Bilder aus der großen Zauberlaterne der politischen Welt"[3]) sein; und alles und jedes in diesen Blättern wird ausdrücklich dem einen großen Hauptzweck untergeordnet: „die Metamorphose der

[1]) Der Gang der folgenden Ausführungen bringt mit sich, daß dies im wesentlichen nur mehr die drei ersten der genannten Schriften und die Brautbriefe sind, da der Bericht über die Pariser Sendung schon jenseits des hier gezogenen Querschnittes fällt und vor allem für den Übergang in die nächste Epoche wichtig ist.

[2]) Vgl auch das Urteil Ernst v. Lasaulx' (1858 August 16, an seine Frau) bei R. Stölzle, E. v. Lasaulx (Münster 1904), S. 249.

[3]) Rothes Blatt I, S. 21.

Gesinnungen und Meinungen unserer Mitbürger (zu republikanischen) zu bewirken".[1]) Doch das klingt viel zu sanft und friedlich. Die ersten drei dieser Schriften — auch die über den allgemeinen Frieden — sind Kampfschriften, revolutionäre Kriegspamphlete von extremem Radikalismus, überschwellend von der ganzen fanatischen Übertreibung der Revolution. Wenn man in ihnen liest, fällt es schwer, sich zu vergegenwärtigen, daß man sich in denselben Jahren befindet, in denen der Goethe-Schillerische Briefwechsel vom Wallenstein und den Balladen, von der Farbenlehre und von der Verschiedenheit des Tragischen und des Epischen handelt. Von der klaren, wie überreinen Luft, in welche die gleichzeitige Blüte unserer Literatur sich hinaufhob, scheinen sie zahllose Meilen fern, mitten in Staub und Dunst und atemraubendem Brodem wilden Schlachtgetümmels. Sie sind in unserer Literatur wohl die unmittelbarsten Zeugnisse jener vulkanischen Kräfte, die, aus unberechenbaren Tiefen ausbrechend, damals auch den Westen unseres Vaterlandes von Grund aus erschüttert haben. In ihrer Art sind sie uns einzigartige Dokumente.

Nicht als ob es an Anknüpfungspunkten, an Verwandtschaften und Anklängen fehlte. Alle ihre einzelnen Bestandteile, inhaltlich und formell, lassen sich wohl an zeitgenössische Zusammenhänge angliedern. Ihr innerer Ausgangspunkt — das große Pathos, sozusagen der „Kulturkampf" der Aufklärung: der Gedanke der Erziehung, des Fortschritts, der Perfektibilität, der freien sittlichen Selbstbestimmung des einzelnen und der Völker; denn am Anfang dieser Entwicklung, die schließlich in die christliche Mystik ausläuft, steht der beherrschende Glaube an die souveräne Macht der menschlichen Intelligenz, auch im politischen Leben, und auf dieser Grundlage der Glaube an die Möglichkeit, ja Notwendigkeit und die unbedingte Zuversicht auf den Erfolg einer normgebenden politischen und sozialen Wissenschaft. Ebenso Methode und Charakter ihrer staatstheoretischen Untersuchung: deduktiv, apriorisch nach der Weise der Naturwissenschaft, daher rigoristisch und sittenrichterlich. Ihr spezifisch-politischer Inhalt: der leidenschaftliche Protest gegen jeden Despotismus in Staat und Kirche, gegen die ganze „Despoten-, Zeloten-, Aristokraten- und Obsku-

[1]) Rothes Blatt I, S. 20.

rantenbande", der selber tyrannische, blinde und fanatische Kampf gegen Tyrannei, Aberglaube und Fanatismus. Schließlich die Grundstimmung: die eines ungeheuren Entscheidungskampfes zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem guten und dem bösen Prinzip, in dem die ganze Welt von einem Ende bis zum andern in zwei riesige Heerlager aufgeteilt scheint, und wo dieser eine Gegensatz alle anderen möglichen Parteiungen unter Menschen aufzehrt.

Und so auch ins Einzelne. Aus hundert Variationen kennen wir alle Züge ihres charakteristischen Schauerbildes vom ancien régime mit den blutdürstigen Tigern seiner Despoten, mit seinen Maitressen, Paschas, Pfaffen und faulen Mönchsbäuchen; mit seinen „Intriguen", „Komplotten", schwarzen Geheimbünden; mit der eiskalten Staatsraison und endlosen Kriegen der Herrschsucht und der Habgier in seinem Gefolge. Und wir kennen ebenso das leuchtende Gegenbild dazu: die ganze antikisierende und gefühlsselige Phraseologie über Republik und Bürgertugend, über die angeborene Güte und Tugendhaftigkeit des Menschen; den Kult des abstrakten Rechts, der öffentlichen Meinung, der Preßfreiheit und Toleranz; das optimistische Vertrauen auf die moralische Würde der demokratischen Revolution, das auch durch ihre greuelvollen Gewalttaten sich nicht erschüttern läßt: Tugend bleibt Tugend, auch wenn Teufel sie predigen. Aber auch für den Kampf gegen die „republikanischen Schranzen", die Wendung des Revolutionsschwärmers gegen die französischen Ausbeuter seiner Heimat, für die Züge inneren deutschnationalen Widerstandes, die zuerst eigenartig Görresisch erscheinen könnten, finden sich genug Parallelen. Und noch weiter ins Konkretere. Fast für alle Einzelheiten etwa auch in der Auffassung des heiligen römischen Reiches, der Franzosen, Englands, der anderen europäischen Mächte lassen sich Parallelen und Anklänge finden.

Hier ist nicht die Möglichkeit, dem weiter nachzugehen. Verbindungslinien zum Moralismus, zu den ethisch-politischen Theorien der deutschen Aufklärung, zur Philosophie insbesondere Kants und Fichtes hat Hashagen schon einmal an einer Reihe von Punkten aufgedeckt; Schellberg hat sie, vor allem durch Hinweise auf Herder, ergänzt. Neben sie treten, verwandt und in anderen Rich-

tungen weiterführend, französische Einflüsse: nicht Montesquieu noch Voltaire noch Turgot stehen hier an erster Stelle, sondern Rousseau und Condorcet und der lebendige Eindruck der Reden und Proklamationen der Revolution. Es führen Brücken hinüber zur radikalen franzosenfreundlichen Opposition der süddeutschen Publizistik; Görres selbst nennt ausdrücklich einmal Wekhrlins „Graues Ungeheuer". Und vor allem kommen natürlich die gleichzeitigen rheinischen Publizisten in Betracht, die wie er im Kreuzungspunkt zugleich deutscher und französischer Einflüsse stehen. Geich mit seiner Bonner Dekadenschrift, der Kölner Biergans mit seinem Brutus, Georg Forster, Lehne, Venedey, Rebmann bieten sich hier vor allem dar. Auch die literarischen Formen von Görres' Publizistik — die großen politischen Zeitübersichten, die politischen Glaubensbekenntnisse, Formen der Satire — müssen hier angeknüpft werden. Gerade hier strömt von allen Seiten Verwandtes, Anregendes zusammen.

Gerade hier tritt aber auch der Gegensatz, das Besondere von Görres deutlich hervor. Wenn wir etwa in Lehnes revolutionären Reden oder Rebmanns satirischen Schriften lesen, wie dünn und sanft, wie lahm und harmlos, wie biedermeierhaft kommt uns alles vor neben den gewaltsamen Entladungen der Görresischen Monologe und Anklagen, die Feuer, Lava und Asche durcheinander daherwälzen mit einer ursprünglichen publizistischen Wucht, die ihres dämonischen Einflusses immer gewiß war. In welche Fülle ineinanderverschlungener, aufs seltsamste kopulierter Ideen ist hier alles Einzelne fast unlösbar verschmolzen. Alle Widersprüche des 18. Jahrhunderts scheinen in diesen Schriften noch einmal vereinigt. Da treffen wir die absolute Selbstsicherheit der Vernunft, die rationale Herrschaft des Verstandes, die dogmatische Macht der Philosophie — und überströmendes Gefühl, ausschweifende Phantasie, hingebendes Sichberauschen an Bildern, Tönen, Empfindungen; wir treffen die Neigung zu übersichtlichen, herrischen und oft dürren Konstruktionen — und das lebendigste Gefühl für das komplexe Getümmel des wirklichen Lebens, in dem alles, Geistiges und Materielles, Hohes und Niederes, sich wie in einem unentwirrbaren Knäuel verstrickt, Vorliebe für alles Bunte, Tolle, Abenteuerliche, Barocke, für das ganze „höllische Ameublement"

und alle derben „subterranea der menschlichen Natur"[1]); wir treffen demokratische Ideale und Pöbelverachtung, Wohlfahrtsstaat und Rechtsstaat und Kulturstaat; Eudämonismus und Perfektibilität — und Glaube an das radikal Böse im dunkeln Grund der menschlichen Natur, leidenschaftliche Auflehnung gegen alle selbstzufriedene Philisterei, bittere Empfindung der furchtbaren Nöte der Zeit; Condorcet und Rousseau und Kant und Herder und Siéyès und Swedenborg.[2]) Man wird wieder an ein Hebbelsches Wort erinnert, der Görres einmal einen Aeolusschlauch nannte „mit den in alle Richtungen auseinandergehenden Winden": „Jeder Wind treibt ihn, weil er ein Loch in seiner Brust findet."[3])

Und noch sind lange nicht alle Steigerungen dieser gewaltsamen Ideenvermischung erschöpft. Man kennt aus Görres' späteren Schriften das grandiose, immer mehr ins Heillose wachsende Ineinanderschlingen aller Wissensgebiete, das man gern aus seiner Beziehung zur Naturphilosophie heraus erklärt hat. Die Wurzel sitzt aber tiefer in seinem eigensten Wesen. Schon in diesen aufklärerischen Jugendschriften greifen Medizin und Mathematik, Entomologie und Ethnographie, Astrologie und Chiromantik von allen Seiten in die Politik herein, und es ist oft schwer zu sagen, wo der Verfasser nur Bild und Vergleich, wo er ernsthafte Erklärung des einen durch das andere geben will. Sprach- und Gedankenvermengung spielen hier ineinander über, und beide spielen immerfort ins Unendliche hinaus.

Hier ist einer der Punkte, wo eine Untersuchung von Görres' geistiger Konstitution vor allem einsetzen müßte. Er hat sich, gerade in der Jugend, selbst oft und gut beobachtet und das Gefühl durchaus als die treibende Macht in sich erkannt.[4]) Die Brautbriefe sind voll von schönen, farbigen Schilderungen ahnungsvoll aufquellender jugendlicher Empfindungen, voll von leidenschaftlicher Sehnsucht, den geheimnisvollen inneren Drang in grenzenlose Weiten

[1]) J. v. Görres IX, S. 479 (1837). [2]) Rübezahl I, S 180

[3]) Hebbel a a O III, Nr. 4625 u. 5168. Vgl. auch H. Heine, Die romantische Schule, II. Buch, 3. Kapitel: „... nicht ohne Grund hat man ihn oft mit dem babylonischen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern versteht."

[4]) Z. B. J. v. Görres VII, S. 28f. (1800 Februar 25, an die Braut).

zu ergießen, in alle Fernen der Vergangenheit und Zukunft zu schweifen und alles in der Wärme eines schwärmenden Gefühles wieder zusammenzufassen. Sein Inneres ist immer auf enthusiastische Spannung gestellt, die den gewöhnlichen Rhythmus der Seelenbewegungen überschreitet. Und dies übermächtige Gefühl ist begleitet von einer gleich starken Phantasie. Wie der Strom seiner Empfindungen ständig auf- und überquillt, so fließen, von ihm getragen, unhemmbar und kaum zu fassen, Bilder und Gedanken herbei, schwellen traumhaft auf und schrumpfen zusammen, wandeln sich und fließen ineinander über, eine eigene phantastische Welt mit der seltsamsten Fülle realistischen Details. Denn die lebhafteste sinnliche Rezeptivität trägt ihm unaufhörlich Farben, Geräusche, Gerüche in allen Nuancen zu, feinfühligste Empfänglichkeit fängt ihm Rhythmus und Bewegung der Dinge auf. Reproduktion und Assoziation der Vorstellungen vollziehen sich mit größter Leichtigkeit, wie unter einem geheimnisvollen Zwange. Auf einen Anstoß, im Gespräch, beim Schreiben, schießt es von allen Seiten heran. „Wie ich den Mund aufthue, fließt aus allen Bächen so viel Fremdartiges zu, daß, was zum Strome werden und mich weiter bringen sollte, zu einem See schwillt, der wohl die Weite spiegelt, aber sie nie ereilt."[1])

Die Phantasie dieses Jünglings zeigt eine unstillbare Neigung zum Massenhaften; sie kann sich gar nicht genug tun in gesteigerten Häufungen, in unerschöpflich sich erneuernden und ablösenden Bilderfolgen. Sie liebt die riesenhaften, ins Neblichte verschwimmenden Konturen, die symbolischen und allegorischen Bezüge, wo eines helldunkel ins andere verfließt. Alles Phantastische lockt sie unwiderstehlich an, und ihre anschauliche Kraft verleiht ihm die barockste Körperlichkeit. Da mischt sich dann das Geistigste mit dem derb und grausig Animalischen; wer hätte etwa das tierhaft dumpfe „Dahingurgeln und wurgeln" des menschlichen Massenlebens in bedrückenderen Bildern gemalt als dieser Prediger der Demokratie und der Humanität? Wie beim jungen Tieck die Phantastik unmittelbar aus dem Nicolaischen Rationalismus herauswächst, so geistern auch durch die Aufklärung des jungen Görres schon die Mitternachts-, Gespenster-, Blut- und Ruinenromantik

[1]) J. v. Görres VIII, S. 363 (1812).

und alle Vorboten des infernalischen Aufgebots, das diesem Geisterbanner später auf Schritt und Tritt zu Gebote stand.[1]) Gleich schreckhaften Wolken fließen manchmal die Spukgestalten aus allen Gegenden zusammen, bald schattenhaft fern, bald erdrückend nah, phantastische Traumgewebe steigen wie aus einem Hexenkessel auf und sinken unter, und nur die grellsten Kontraste sind stark genug, diese Schemen auseinanderzuhalten. „Die Phantasie", hat Goethe einmal gesagt, „kann sich nie eine Vortrefflichkeit so vollkommen denken, als sie im Individuum wirklich erscheint. Nur vager, neblicht, unbestimmter, grenzenloser denkt sie sich die Phantasie, aber niemals in der charakteristischen Vollständigkeit der Wirklichkeit".[2]) Alles bei Görres ist musikalisch und malerisch, nichts zeichnerisch oder plastisch. Die eigentliche Gabe künstlerischer Verdichtung, jene Kraft, runde Gestalten zu schaffen, hat er bei aller Macht der Phantasie nicht besessen.[3]) Die Bescheidenheit der Natur war ihm nie genug. In der Menschenschilderung ergibt sich aus all dem ein Talent zur burlesken Satire, das wie von selbst seine Gestalten ins Lächerliche, Fratzenhafte, Grausige verzerrt. Die Stufen, auf denen unsere literarische Satire sich allmählich aus der kleinbürgerlichen Misere, in der noch Rabener befangen ist, zu öffentlichen Gegenständen erhoben hat, müssen erst noch aufgezeigt werden. Wir wüßten aber nicht, welcher gleichzeitige deutsche Schriftsteller sich an Gewalt der Sprache, der Bildlichkeit, des Gedankens mit dem reifen Görres messen könnte; und in diesen Schriften seiner Jugend — wir erinnern nur an das Gemälde des alten deutschen Reichs — ist mindestens die Klaue des Löwen nicht zu verkennen.

---

[1]) „Ist das Traum oder Wirklichkeit, sind es Zauberbilder eines Geisterbanners in Dampf und stinkenden Qualm hinein gemahlt, oder Szenen aus unserer sublunarischen Alletagswelt?" Rübezahl I, S. 78.

[2]) C. A. H. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller[3], 1824 März 8.

[3]) Man möchte auch an das erinnern, was Schiller eben in diesen Jahren über den Einfluß der Revolutionen auf die Poesie an Goethe schrieb (1799 August 2): „Solche Zeiten sind recht dazu gemacht, Poesie und Kunst zu verderben, weil sie den Geist aufregen und entzünden, ohne ihm einen Gegenstand zu geben. Er empfängt dann seine Objekte von innen, und die Mißgeburten der allegorischen, der spitzfindigen und der mystischen Darstellung entstehen".

Und so scheint auch Görres' Stil — wenn wir diesem eigentlichen Machtmittel seiner publizistischen Stellung gleich noch ein Wort mehr zuwenden dürfen —, den man bisher gleichfalls meist aus der entwickelten Romantik und Naturphilosophie abgeleitet hat[1]), schon in dieser vorromantischen Zeit eigenartig entwickelt und zum Teil mehr an frühere Anregungen — Sturm und Drang, Rousseau[2]), Sprache der Revolution — anzuknüpfen. Von wie gewaltigem Einfluß auf Görres' Denkart und Stil die enge Berührung mit Naturphilosophie und Romantik, die gleichzeitige Beschäftigung mit Mythologie, Religionsgeschichte, Orient und germanischem Altertum nachher natürlich trotzdem noch war, ist ja bekannt und gehört nicht mehr in unseren gegenwärtigen Zusammenhang. Alle Register werden dadurch später noch viel reicher, farbiger, überquellender; seine Bildlichkeit potenziert sich; es steigert sich die unendliche Verschlingung und gegenseitige Spiegelung der Bilder; die Stimmungskraft wächst, und die symbolische Vertiefung und Umdeutung der ganzen sinnlichen Welt erhöht die Möglichkeit, alle auseinanderstrebenden Einzelzüge doch wieder in ein einziges geheimnisvolles Ganze zusammenzuschlingen. Aber Grundlagen und Ansätze zu all dem sind, scheint mir, schon in dieser ersten Periode vorhanden. Und so sind auch die eigentlichen stilistischen Grundlagen seiner Sprache schon gegeben, die bei ihm ja auch von der Phantasie her die Gesetze erhalten. Wir finden in Wortschatz und Satzbildung schon viele Kennzeichen dieser merkwürdigen, aus poetischen und wissenschaftlichen Elementen gemischten Prosa, die so seltsam aus der Umgebung unserer Literatur heraus fällt. Schon jetzt geben Metaphern und Allegorien dem Ganzen die charakteristische Färbung, und vielleicht haben seine Metaphern aus dieser Zeit den unromantischen Zug mitgenommen, den man an ihnen bemerkt hat[3]), daß sie vom Abstrakten ins Konkrete und

[1]) Vgl. O. Walzel, Görres' Stil und seine Ideenwelt, Euphorion X (1903), S. 792—809; A. Henrich, J. v. Görres, seine Sprache und sein Stil, Bonner Diss. 1907.

[2]) Vgl. schon die Hinweise in dem trefflichen Buch von Fr. Schultz, J. Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik (Palästra XII), S. 3f., 221 ff., auch die reichen Anmerkungen Schellbergs zu den aus den Jugendschriften ausgewählten Stücken (a. a. O. II, S. 611 ff.).

[3]) Walzel a. a. O. S. 798.

nicht umgekehrt führen. Wir finden schon eine Reihe der literarischen Formen, die ihn sein ganzes Leben lang begleiten, Versuche, die Entwicklungsgeschichte von Weltall und Menschheit in einem umfassenden Bilde zu zeichnen, phantastisch grandiose, schon jetzt eschatologisch gefärbte Visionen, großartige weltgeschichtliche Übersichten der Lage, bizarre Fabeleien, furiose Erlasse gegen die Sünden der Zeit, glänzend ausgesponnene große Fiktionen, die vom Testament des alten Reiches und der Konstitution des Sultans Wampum unmittelbar zur berühmten Proklamation Napoleons an die Völker Europas und zum Spiegel der Zeit hinausweisen. Vor allem aber hat seine Sprache schon jetzt ihr eigenstes Merkmal: den ausgesprochen rednerischen Charakter, den unaufhaltsamen rhetorischen Impetus, die rheinische „Advokatensuade":[1]) die Neigung für vollklingende prächtige Worte, für ein ganz bestimmtes eindrucksvolles Wort- und Satzgefüge, die unaufhörlich fortrauschende, fließende, flutende Bewegung, die dem Ganzen jenen seltsamen Rhythmus gibt, der wie ein in regelmäßigen Abständen wiederkehrendes Auf- und Absteigen der Stimme wirkt, ein beständiges An- und Abschwellen, ein gedehntes Auf und Nieder, — es ist ganz dasselbe schon im kleineren, nur noch unregelmäßiger und lebhafter und weniger voll wie später, wo es bei aller Kraft und Pracht im einzelnen immer mehr den Eindruck einer feierlichen Monotonie erweckt, besonders in den Schriften des Alters einem düster erregten Psalmodieren oder dem fernen Branden eines geheimnisvollen Meeres vergleichbar.[2])

Eine ganz bestimmte Folge von Gefühlen spielt sich im Leser ab, der diesen unermeßlichen, bald prächtig zusammengedrängten, bald breit dahinströmenden, aber immer endlosen Fluß an sich vorüberrauschen läßt: zuerst Verblüffung und Hingerissensein durch die ursprüngliche, leidenschaftliche Beredsamkeit; dann ein Ermatten über der Eintönigkeit der in rastloser Bewegung kaleidoskopartig vorbeischwebenden Bi der; endlich, wenn er lange genug aushält, doch wieder ein tiefes Staunen vor dieser geistigen Orga-

---

[1]) Immermann a. a. O. S. 25.

[2]) Vgl. Henrich a. a. O. S. 57. — Man muß mit seiner Schreibweise die verschiedenen, sehr charakteristischen Erzählungen über die Art seines mündlichen Vortrags vergleichen.

nisation, die solche überwältigende Massenhaftigkeit hervortreibt, und, wenn auch oft selbst von ihr fortgerissen, doch im Ganzen immer wieder unter beherrschende, mit zäher Kraft festgehaltene Einheiten zwingt.

Denn — wir haben ja immer schon darauf hindeuten müssen, und eben der letzte Ausblick auf den Stil weist wieder auf denselben Punkt — dieser unübersehbare Wirbel von Bildern und Gedanken ist doch keineswegs schrankenlos seiner eigenen Willkür überlassen. Wie der sprachliche Fluß bei aller Fülle doch wieder streng, ja eng gebunden erscheint, so wird auch er immer wieder eingefangen. eingedämmt in die stärksten, oft schematischsten Konstruktionen. Sie waren für diesen Geist das notwendige Korrelat, wenn er nicht in Verwirrung enden sollte. Man müsse sich vielen Verstand zutrauen, hat Görres später selbst einmal gesagt, wenn man nicht fürchte, über der einen umdrängenden Masse von Eindrücken, Ideen, Überlieferungen zum Narren zu werden. „Doch hoffe ich nicht, einer zu werden, denn ich lasse mich gar nicht verwirren."[1]) In der Tat ist die selbstgewisse Unerschütterlichkeit und Überlegenheit inmitten dieses geistigen Tumultes von allem Anfang an vielleicht Görres' eigenstes Charakteristikum. Die maßlose Anregsamkeit des Gefühls und der Phantasie paart sich in ihm mit einer durchdringenden Denkkraft und einem eisernen Willen. Derselbe Jüngling, den wir so rastlos von allen Seiten her aufnehmen sehen, hat zugleich einen unstillbaren Trieb zu ordnen und klar zu sein. Ja, er zeigt in seiner ersten theoretischen Schrift schon deutlich jene (man möchte sagen) Manie der Gliederung, die manche Bücher des Mannes mit ihrer ewigen Dreiteilung, selbst ins Satzgefüge hinunter, bis zur Verdrießlichkeit beherrscht und in die Breite zieht. Wie er verworrenes Getöse — und welchen Höllenlärm gibt es nicht bei ihm! — immer in seine einzelnen Komponenten zerlegt, so sucht er auch die verschiedenen Menschen- und Parteigruppen, die er schildern will, schon ganz wie später auf große charakteristische Typen zu reduzieren. Er hat schon die bezeichnende Pedanterie im unermüdlichen Verfolgen, Wiederholen und Zutodhetzen von Einzelzügen, das weitschweifige und dilettantische Beginnen mit elementaren Voraussetzungen,

[1]) J. v. Görres IX, S. 17f. (1822).

das Unelastische, Schematische des Gedankenaufbaus, das bei einem so flüchtigen „Volanten"[1]) doppelt befremdet. Geduld, Fleiß und Gründlichkeit mag man dabei ebenso am Werke sehen wie eine unbedingt eigenwillige, auf stärkster Selbstsicherheit ruhende Energie.

Und diese läßt nicht ab, von allem Einzelnen ins Innere, Geistige, in den letzten Mittelpunkt zu dringen, von dem die Fülle aller Dinge sich in übersichtlicher Gliederung auseinanderfaltet. Hinter dem ungestümen Kämpfer steckt noch eine andere, kontemplative, von der Wirklichkeit und dem Irdischen empfindsam abgewandte Natur. Die leidet unter dem „Trümmerhaften, Verwitterten und Fragmentarischen in allem, was man anfaßt"; sie fühlt sich zurückgestoßen von allem Mittelmäßigen, Erbärmlichen, Kleinlichen, von den „nackten, harten Umrissen des Tages".[2]) Aus dem Bedürfnis ihres Gemüts schöpft sie die Notwendigkeit, die unmittelbare Gewißheit einer höheren, reineren, harmonischen Weltordnung. Und die Gabe tiefer Spekulation, träumerischer, idealisierender, phantastischer Grübelei, großer logischer Konstruktion kommen ihrem Trieb nach Einheit und Harmonie zu Hilfe. „Gewährt geneigtes Gehör dem Träumer, der in andern Welten schwärmte, um sich dort die Auflösung seiner politischen Zweyfel zu hohlen", heißt es in einem der ersten Aufsätze des „rothen Blattes".[3]) Und bald darauf schildert er ausführlich die Methode seiner „politischen Astrologie": „Mit chiromantischem Scharfblick betrachtet sie die Liniamente der Staaten und ihre Verhältnisse gegeneinander; sie nimmt die Vergangenheit zu Hilfe, legt ihre ewigen Fundamentalgesetze zum Grunde und nun thut sie unbefangen und fest ihren unwiderrufbaren Ausspruch."[4]) Das ist naiv, aber ganz ernsthaft und sehr charakteristisch gesagt: aus allen Lebensperioden ließen sich Parallelen zu diesem Programm finden. Von Anfang an führt die Görresische Betrachtung alle Ereignisse und Ansichten zurück auf das Erste, Ursprüngliche, von dem sie ausgegangen sind[5]) und das ihr von vornherein im Über-

[1]) J. v. Görres VIII, S. 155.
[2]) J. v. Görres VII, S. 28 ff. (1800 Februar 25, an die Braut).
[3]) I, S. 38. [4]) I, S. 97.
[5]) J. v. Görres VIII, S. 15 f. (1805).

empirischen verankert ist. Ein großer apriorischer Zusammenhang ist ihr das Primäre, von ihm leitet sie unfehlbar und kategorisch ihre Folgerungen ab. Die Einheit kommt ihr immer zuerst, dann erst die Mannigfaltigkeit.[1]) Und da diese bei seinem Geist so reich und vielseitig ist, so hilft sich die vereinfachende, konstruierende Verallgemeinerung mit den charakteristischen grellen Kontrasten, dem logischen Gegeneinandertreiben der Gegensätze, um sie schließlich in einer höchsten Ordnung siegreich zusammenzufassen. Auch diese Anlage ist in den Jugendschriften schon sichtbar. Doch mag ihr wohl erst der spätere Anschluß an die Schellingsche Identitätslehre und Naturphilosophie die Möglichkeit voller Entwicklung gegeben haben. Erst von da ab treten die Polarität, das unausbleibliche Gleichgewicht zwischen Aktion und Reaktion, die letzte Einheit, die alle Widersprüche aus sich herausbildet und wieder in sich befaßt, als dauernde Grundstützen seiner allgemeinen Anschauung deutlich hervor. Es liegt auf der Hand, wie sehr sie seiner Aufnahmelust und seinem tiefen Sinn für Billigkeit und Milde, der gern alles Menschliche und Natürliche in seiner Beschränktheit anerkennen wollte, wie sehr sie seinem Trieb, auch praktisch zu handeln, der doch immer gewisser Kompromisse bedurfte, wie sehr sie seiner Vorliebe für alles Runde, Geschlossene, Wohlabgewogene überhaupt entgegenkamen. Ohne die immer dräuende, notwendig einseitige Wucht seines Temperamentes zu verlieren, hat er seine Kreise dann doch ungleich weiter ziehen, ungleich größere Kontraste in ihrer gegenseitigen Bedingtheit begreifen können.

Aus derselben Wurzel stammt aber auch das gewaltige Ineinsverweben der entlegensten Dinge und Gedanken; auch aus ihr nährt sich wieder die Lust an beziehungsreicher Symbolik, an Himmel und Erde verbindender Mystik, die Görres' Bücher oft so tiefsinnig und großartig, oft aber auch für unser Ohr so dunkel, überladen und mühsam machen. Wer hätte nicht manchmal die Geduld verloren in diesen endlosen und regelmäßigen labyrinthischen Gebäuden, wo alle Wissenschaften proteusartig ineinander überfließen, wo ewige Wahrheiten immerfort mit geschichtlichen Daten wechseln und Großes und Wahres mit Falschem und Gewagtem so wunderbar gemischt ist, daß es oft kaum möglich

[1]) Vgl. auch J. v. Görres VIII, S. 192 (1811 an Wilhelm Grimm).

scheinen will, eines vom andern zu scheiden.[1]) Kaum eine seiner größeren Arbeiten, von diesen ersten ab, hat einen klar begrenzten Stoff, den sie nach seinen eigenen Gesetzen entwickelte. Es ist ihm schlechthin unmöglich, irgend etwas „abgesondert, charakteristisch, sich selbst gemäß“ zu betrachten, alles muß mit allem „verknüpft, vereinigt, ja transsubstanziirt“[2]) werden. Das Verworrenste wird in großen Massen ineins geschaut, das Vielfältigste durch die Macht herrischer Gesetze zusammengebunden. In dieser ewigen Hochzeit aller Dinge verliert das Einzelne oft seine eigentümlichen Farben, sein spezifisches Gewicht. Trotz der zahllosen in unsern Schriften enthaltenen höchst konkreten Wirklichkeitszüge, wie selten stößt man auf die klar umrissene Deutlichkeit des lebendigen Daseins! Hier liegt wohl der tiefste Gegensatz, der Görres seinem Wesen nach und daher von Jugend an von allem trennt, was wir als moderne Erfahrungswissenschaft bezeichnen. Von hier aus türmt er aber dann später auch, an den mächtigen Gerüsten seiner alles umspannenden Konstruktionen, jene gewaltigen, wundersam durchdachten, von einem unerschütterlichen Charakter durchgeführten Gedanken- und Bilderbauten auf, deren Verbindung von logischem Aufriß und phantastischem Schmuck, von titanischer Kraft und tiefer kirchlicher Frömmigkeit ihn immer wieder mit einem der großen Baumeister des Mittelalters hat vergleichen lassen.[3])

Was den Gefühls- und Phantasiewirbeln dieses Geistes einen festen Halt gibt, ist also der Drang und die Kraft zu einer beherrschenden theoretischen Grundkonzeption der Welt. Diese aber ist im letzten Ende rein subjektiv bedingt. Sie ist in den verschiedenen Zeiten seines Lebens nicht durchaus dieselbe; ihr Inhalt entwickelt sich, von ihrer ersten Festigung ab, allmählich weiter mit dem inneren Wandel des Menschen und dem Stoff, den die Zeit ihm an die Hand gibt. Immer aber steht hinter ihren Abstraktionen ein ganz bestimmter menschlicher Charakter, ein bestimmtes enthusiastisches Pathos, und es scheint uns, als seien

[1]) Vgl. Gentz a. a. O. II, S. 411.
[2]) Goethe an J. G. J. Hermann 1820 Sept. 9, Weimarer Ausgabe, Briefe XXXIII, S. 243.
[3]) J. Galland, J. v. Görres S. 593f.

diese beim Jüngling im wesentlichen schon dieselben wie später beim Mann. Versuchen wir noch, einige Züge dieses Charakters anzudeuten, um vielleicht auch dem Inhalt der geistigen Einheit des jungen Görres damit dann noch einen Schritt näher zu kommen.

Man darf diesen menschlichen Charakter vielleicht historisch — dem Hauptinhalt der Jugendschriften entsprechend — an den Gegensatz zum ancien régime anknüpfen. Wer je ein Bild von Görres vor Augen gehabt hat — wir haben gute leider nur aus später Zeit, aus der Jugend gar keines[1]) — wird diesen Gegensatz empfunden haben. Die große, kräftige, zeitlebens etwas sanskulottische Erscheinung, im langen, zerknüttelten Rock, mit unordentlicher Halsbinde, von der ungebundensten äußeren Form. Unter struppigem, rötlichgelbem Haar ein mächtiger, aber freundlicher Kopf[2]), der fanatisch, unerbittlich und sehr gutherzig aussehen kann; ein höchst unregelmäßiges Gesicht mit starker zurückfliehender Stirn, großer schräger Nase, gewaltig breitem Mund, kleinen scharfen sprühenden blauen Augen; die Stimme schnarrend, vom merkwürdigsten rauhfeinen Klang, bis ins Alter in unverkennbarem Koblenzer Dialekt. Man kann sich das Bild des Alten ins Jugendliche zurückdenken: der Mensch, der dahintersteht, hat sicher auch persönlich nie eine Spur von höfischer Art gehabt. Liebenswürdige Nachgiebigkeit, diplomatische Behutsamkeit, kluge „Schonung der Konvenienzen"[3]) sind Eigenschaften, die man nicht von ihm erwarten darf. Zierliches Spielen mit Gedanken und Stimmungen, Esprit, Skepsis, Frivolität liegen ihm nicht. Diesem Charakter wird es immer um das Positive, um die Sache zu tun sein; im Leben wie in den Schriften wird man bei ihm auf den schweren Ernst, das Pathos des Prinzipienmenschen stoßen. ‚So manchmal wünschte man ihn auf einer kleinen Menschlichkeit zu betreten,

---

[1]) In dem Brief an die Braut 1800 April 13 (J. v. Görres VII, S. 64) wird zwar ein Jugendporträt erwähnt, es ist aber bis jetzt nicht bekannt geworden.

[2]) H. Leo, Aus meiner Jugendzeit S. 209: „Auf mich hat sein mächtiger und doch mit einem so freundlichen Gesicht versehener Kopf einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen."

[3]) Vgl. den Brief vom Freiherrn vom Stein an Katharina Görres 1820 Januar 27 bei G. H. Pertz, Aus Steins Leben II, S. 442.

die er dann lächelnd zugestände: aber er bleibt in seiner republikanischen Würde und hat immer recht. Man erinnert sich an den neuen Menschentypus, den die Marquise du Deffand in den Enzyklopädisten, in Rousseau und Helvetius auftauchen sah, wie sie ihn in ihren Briefen an Voltaire schildert: ernst, schwärmerisch, schwermütig, streitsüchtig und hochfahrend.

Aber auch die Gegenrechnung will gemacht sein. Da finden wir dann Selbstlosigkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeitssinn, hohen persönlichen Mut. Rücksichten auf äußere Vorteile, materiellen Gewinn gibt es für diesen jugendlichen Demokraten in der Tat nicht und wird es sein Leben lang nicht für ihn geben. Von Kindheit auf hat er sein höheres Streben gegen eine verständnislose oder feindliche Umgebung durchsetzen müssen, für sein geistiges Ringen Einsamkeit und Verfolgungen eingetauscht; wir hören nie, daß er auch nur einen Augenblick an seinem Weg gezweifelt hätte. Was er für wahr erkennt, die „frische grüne Wahrheit"[1]), dafür tritt er ohne Furcht vor irgend jemand ein. In den Jahren, wo wir ihn begleiteten, war es keineswegs ausgeschlossen, Märtyrer seiner Ideen zu werden, dem hat er sich immer ausgesetzt. Lob und Tadel beirren ihn nicht, durch allen äußeren Tumult geht er ruhig, ja, mit dem Vergnügen des innerlich Überlegenen hindurch. „Ewiger Krieg allen Spitzbuben; die Hand dem tugendhaften Manne!"[2]) ist wirklich das Motto dieser Jugendschriften. Wir haben gesehen, wie er ohne Zaudern der Gerechtigkeit die Ehre gab (und noch mehr als dies), gerade wo sie gegen die Herrschenden und Mächtigen sich richtete, ja selbst, wo ihre Spitze sich schließlich gegen seine eigenen Ideale zu wenden schien. Schon von diesen Schriften gilt, was er später einmal allgemein von allen seinen Arbeiten sagte, daß sie „wie ein zweischneidiges Schwert unter die streitenden Interessen hingefahren".[3]) In der unerbittlichen Ehrlichkeit in dem, was er einmal für recht erkannte, lag jetzt wie später der Hebel seiner Weiterentwicklung.

Aber dieser grimmige Publizist zieht wiederum, wir wissen es schon, seine beste Kraft aus der Wärme des Herzens. Nur mittelbar und im Abstrakten dringt diese freilich in die Publizistik

[1]) J. v. Görres VII, S. 314.
[2]) Rothes Blatt I, Anzeiger (2) zum Florealheft. [3]) J. v. Görres IV, S. 634.

seiner Jugend ein. Eine zarte Schamhaftigkeit verschließt dem rücksichtslos derben Satiriker den Ausdruck seines eigenen Inneren vor der Welt; auch später ist er ja nie mit eigentlich persönlichen Bekenntnissen vor die Öffentlichkeit getreten. Nur in den Briefen an die Braut strömt die Quelle frei und leicht über. Da sprudelt, unter allem schweren Druck des Augenblicks, die Offenheit, Reizbarkeit, Genußfreudigkeit des rheinischen Temperaments und zeigt hinter dem Überschwang des exaltierten Gefühls einen einfachen, liebenswürdigen, gesunden menschlichen Kern. Man weiß, daß er das Mädchen, das er seit den Knabenjahren liebte, 1801, am Ende dieser Jugendzeit, als Frau heimgeführt und bis zu seinem Tode mit ihr und seinen Kindern in der glücklichsten Ehe gelebt hat. So war auch seine Häuslichkeit später, trotz mancher befremdlichen Ungebundenheit, im ganzen wohlgeordnet, menschlich frei, gastlich, heiter. Unerbittlich im Prinzip zeigt er sich allem Menschlichen gegenüber, wenn er nur nicht am guten Willen zweifelt, immer von der größten Billigkeit, im persönlichen Verkehr feingebildet, bescheiden, ruhig auf jede Widerrede eingehend. Böhmer erzählt, er habe nur ein einziges Hindernis freier Bewegung jemals bei ihm gefunden — das waren die in den Weg gewachsenen Zweige des Görresischen Gartens.[1]) Er war ein treuer, opferwilliger Freund, ein milder Wohltäter; von der Kindheit an sehen wir sein ganzes Leben freundlich begleitet von einer reichen Schar geliebter und gepflegter Tiere. — Und aus all dem nährte sich nun und mit all dem war aufs innigste verwachsen jene außerordentliche Kraft des Enthusiasmus, der sein ganzes Dasein trug, der sein öffentliches Auftreten hervortrieb, und dessen Äußerungen und Wirkungen den Historiker vor allem fesseln.

Auf die Frage, wie weit selbst die natürliche Wesensart eines Menschen durch die geschichtliche Zeitlage, in der er sich bildet, bedingt und verändert wird, wird immer nur eine subjektive Antwort möglich sein. Faßbarer ist der Einfluß, den die Umwelt auf den Inhalt der Gedanken und Gefühle des einzelnen ausübt. Wir haben auf diesen Inhalt von Görres' jugendlichem Enthusiasmus vorher schon einen kurzen Blick geworfen; die verwirrende Fülle oft

[1]) Janssen, Böhmer I, S. 292 A. 3.

auseinanderstrebender Elemente gestreift, die er zu umfassen sucht, und den mächtigen geistigen Drang zu einheitlicher Zusammenfassung, der ihn begleitet. Nun ist es vielleicht möglich, auch diese bestimmende Einheit seiner jugendlichen Weltanschauung selbst noch deutlicher zu machen und zugleich in einen größeren historischen Zusammenhang einzugliedern. Unter den verschiedenen und verschiedenartigen geistigen Strömungen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die französische Revolution vorbereiten, hat man doch eine gemeinsame treibende Kraft, eine einheitliche Grundrichtung gefunden, welche das Widerstrebende sich amalgamiert und aus dem Widerspruchsvollsten unberechenbar anwächst, bis sie schließlich in der revolutionären Demokratie einen bezeichnendsten Ausdruck gefunden hat.[1]) Eine innere Einheit nicht so sehr des logischen Gedankenzuges, als vielmehr einer Wertrichtung, eines Gesamtlebensgefühls. Man hat sie als ideologischen Utopismus bezeichnet und an diesem alle Merkmale einer religiösen Bewegung aufgezeigt: das irrationale Aufsteigen aus unzugänglichen Tiefen der Begeisterung, eruptive Kräfte, neue kategorische Glaubenspostulate, neue Verehrungsgefühle und Ekelbegriffe und schließlich eine neue Eschatologie: eines der großen Wiedergeburtsideale, welche das ungestillte Gemüt des Menschen sich immer wieder erschafft und vor deren suggestiver Überzeugungskraft Widersprüche der Wirklichkeit und des logischen Denkens versinken.

Dieser religiös geartete Grundstrom der geistigen Bewegung — deren Umkreis ja weit über Frankreich und deren Inhalt weit über das rein Politische hinausging — meinen wir, ist es, der auch die enthusiastische Kraft des jungen Görres erfaßt und ihm die Einheit eines beherrschenden Inhalts gegeben hat. Man wird sagen dürfen, daß er mit Religion begonnen hat, wie er mit Religion endete. Wie vielen religiösen Zügen seiner Natur sind wir bei unserm kurzen Überblick schon begegnet! Die tiefe Sehnsucht nach Vollkommenheit, das Bedürfnis nach Illusion — und wenn es selbst nur eine „idealische Draperie"[2]) wäre —, die spekulative

[1]) Ich verweise hier auf das geistvolle Buch P. Sakmanns, Voltaires Geistesart und Gedankenwelt (Stuttgart 1910), S. 356ff.

[2]) J. v. Görres VII, S. 28ff.

und kontemplative Neigung, die absolute, über die irdische Wirklichkeit hinausstrebende Geistigkeit. Seine Tendenz ist nicht kritisch, Widersprüche aufstöbernd, sondern synthetisch, zuversichtlich, auf Versöhnung von Wissen und Glauben, von Wunsch und Wahrheit gerichtet. Sein kräftiger Wille hat immer die Fülle der Widersprüche in große Simplifikationen zusammengedrängt und in der Stärke der eigenen Überzeugung nicht begreifen können, daß nicht jeder Ehrliche genau ebenso sehen und fühlen müßte wie er. Nun denke man sich einen Menschen mit solchen Anlagen, im Alter des begeistertsten Überschwanges, in den Trubel einer grundumstürzenden Zeit, in der ein idealer Enthusiasmus gegen eine niedrige Wirklichkeit zu kämpfen, zu siegen scheint. Er steht sofort mitten drin. Er wird von ihr getragen, fortgerissen und in diesem Feuer festigen sich bleibende Züge seines Wesens. Dies Wesen aber ist selbst kräftig und stark in sich verankert; es ist nicht dazu angetan, sich nur passiv einer herrschenden Strömung hinzugeben; es hat den Drang, seine eigentümliche Natur durchzusetzen. Schon in diesen Krisen seiner Jugend erlebt Görres das Gefühl einer höheren, schicksalsmäßigen Leitung seines persönlichen Lebens, die es immer zum Guten führt. Und wir kennen schon den mächtigen Strom des Gefühls und der Phantasie in seinem Innern. Wir haben Zeugnisse — aus späterer Zeit, aber solche Dinge ändern sich nicht —, wie er die großen Selbstgespräche seiner Schriften, wenn er einmal ansetzte, in unaufhaltsamem Zug, durch keine äußere Unruhe abgelenkt, niederschrieb und wie er dabei das Gefühl hatte, nur einer inneren Stimme zu folgen.[1]) Der äußere Anlaß gab dem ständigen inneren Fluß in ihm nur den Anstoß, sich nach außen zu ergießen, und was er dann an Inspirationen, an divinatorischen Ausblicken auf seinen Wellen trug, war in der Tat nichts anderes als was der „weissagerische Geist“ ihm eingab. Die scientia infusa war größer in ihm als die scientia acquisita, meinte einer seiner nüchternsten Freunde.[2]) Und so erwuchs ihm in der Mitte gewaltiger Ereignisse, welche die Welt umzugestalten schienen, und die sein religiöser Enthusiasmus

---

[1]) „Es war als läse er in einem unsichtbaren Buch.“ Guido Görres a. a. O. S. 31.

[2]) Janssen, Böhmer I, S. 283f.

in ihrem tiefsten Grund zu erfassen suchte, zu erfassen glaubte, aus dieser inneren Kraft das typisch-religiöse Gefühl prophetischen Berufs, das später immer beherrschender in ihm hervortrat: das Gefühl, auf der Warte der Zeiten zu stehen, ein bestellter Wächter und Warner, bestimmt, die Gegenwart aus satter Selbstgenügsamkeit und feiler Verderbnis aufzureißen, alles zu prüfen auf Echtheit, Reinheit, Güte, dem schwachen Geschlecht aus der Geschichte den Spiegel der Zukunft vorzuhalten — ,,eine Weissagung der Dinge, die da kommen sollen".[1]) Solche gewaltige seherische Predigten sind dann wohl die eigentümlichste und stärkste Äußerung dieses schwer faßbaren Geistes.

Man versucht es ja immer wieder (und man meint wohl, in einer einzelnen Epoche seines Lebens wäre es leichter), ihn in einer der geläufigen Kategorien unterzubringen. Er hat etwas vom Künstler, er hat etwas vom Politiker, er hat etwas vom Gelehrten, er hat etwas vom Prediger. Aber er ist doch wieder keines von allem. Johann Friedrich Böhmer, den sein Wesen viel beschäftigte, hat schließlich gemeint, er sei ,,seiner inneren Natur nach eigentlich ein Dichter, doch mehr im alten Sinne des Wortes, wo es noch keine erlogene, sondern nur eine wahre und geglaubte Poesie gab".[2]) Immermann hat gesagt, er sei ,,gleichsam durchsogen vom politischen Element", das größte ,,parlamentarische Genie", welches Deutschland bis dahin gehabt habe.[3]) Er hat etwas Kentaurenhaftes, aber die innere Energie seines Wesens war stark genug, auch Extreme, seltsame Mischungen in einer fest umrissenen Individualität zusammenzuhalten. Etwas Dämonisches, Inkommensurables wohnt ihm bei, aber in sich erscheint er als eine glücklich ausgewogene, harmonische Persönlichkeit. Wie er im äußeren Leben in allen Kämpfen und Wanderungen stets der Herr seines Schicksals geblieben ist, ist auch seine innere Entwicklung, sind seine inneren Wandlungen in sich einheitlich und geschlossen.

Ich deute nun noch flüchtig eine Linie an, die von dem skizzierten Zustand seiner Jugend weiterführt.

---

[1]) Rheinischer Merkur 1815, Nr. 267.
[2]) Janssen, Böhmer II, S. 425. [3]) Immermann a. a. O. S. 24.

Der Enthusiasmus dieser Jugend knüpfte sich an das geschichtliche Ereignis der französischen Revolution. In den Franzosen sah der junge Rheinländer das vom Gemeingefühl beseelte Idealvolk, das aus der Wissenschaftskultur die politische Freiheit entwickeln und in seiner sozialen Organisation der moralischen Vollkommenheit die ewige Herrschaft auf Erden zu begründen gekommen sei. Es wurde schon darauf hingedeutet, wie verspätet diese konkrete revolutionäre Ideologie in Görres' Schriften sich äußert. Nicht nur weil in Deutschland damals die ursprüngliche Revolutionsschwärmerei schon längst nüchterner Enttäuschung gewichen war und die deutsche Bildung aus sich heraus schon tiefere eigenartige Idealismen entwickelte, die, mit jenen nicht ganz unverwandt, Görres' Anlage in manchem mehr entgegenkamen. Koblenz lag gerade in jenen Jahren doch zu unmittelbar im französischen Bannkreis. Aber auch die Politik der Revolution selbst hatte damals ihren ersten philosophischen Kurs schon völlig verlassen. Eben seit Görres anfing, seit dem Thermidor spätestens, hatte sie begonnen, sich vom Kosmopolitismus Cloots', von der Propaganda der Gironde und dem jakobinischen Proselytismus mehr und mehr einer Politik nationaler Eroberung und Expansion zuzuwenden.[1]) Auch im Innern begann sie schon wieder einen Teil dessen aufzurichten, was sie vorher vernichtet hatte. Es zeigte sich nach Tocquevilles Wort, daß sie im Grunde gar nicht so viel verändern sollte. In dieser Erkenntnis viel mehr als in der grimmigen Erbitterung gegen die Auswüchse der jungen Demokratie lag für Görres die Abkehr von der Revolution.

Es ist vielleicht wert, betont zu werden, daß diese Entwicklung der allgemeinen Entwicklung der Rheinlande genau entgegengesetzt ist. Diese hatten sich gegen die Revolution in ihrer ersten umstürzenden Epoche nach Kräften gewehrt, erst in der zweiten organisierenden Epoche nahm Frankreich sie gefangen; Görres hatte am Umsturz der Revolution mit leidenschaftlicher Erregung teilgenommen, den neuen Staat, der aus ihr sich bildete, lehnte er ab. Wir stoßen hier, glaube ich, auf einen Kardinalpunkt für seine spätere politische Laufbahn. Sein Kampf gegen das ancien régime, aus einem utopistischen Idealismus geboren, ging nicht nur

[1]) Sorel a. a. O. IV, p. 130.

gegen dessen abgestorbene feudale Einrichtungen, sondern auch gegen das Neue und Lebensfähige, das sich im Schoß der großen absoluten Monarchien entwickelt hatte und auf dem noch die Politik des ganzen 19. Jahrhunderts ruht. Dem in den abgelebten Zuständen eines kleinen geistlichen Territoriums Aufwachsenden liegen Gesichtspunkte der äußeren Politik außerhalb des Blickfeldes. Er hat kein konkretes Staatsgefühl. Zu den großen robusten politischen Staatskörpern, welche mit ihrem Fürstentum, Beamtentum, Militär die Träger der modernen Geschichte sind, hat er kein Verhältnis. Er hat keinen Begriff von der engen Verbindung dieser großen Monarchien mit der gepriesenen Aufklärung und ihrer Wissenschaft, mit dem neuen Aufschwung von Handel und Reichtum. Ihre Machtkämpfe und Bündnisse, ihr ständiges Ringen um Selbsterhaltung und Autonomie scheinen ihm nur der Ausfluß unersättlicher fürstlicher Herrschbegier und Ehrsucht, der rohe Naturzustand eines Krieges aller gegen alle. Von Anfang an klafft hier eine tiefe Kluft zwischen seiner politischen Anschauung und der wirklichen geschichtlichen Welt, auf die sie sich bezieht. Von den staatlichen Forderungen der Revolution hatte die am spätesten erhobene und am raschesten wieder verschwindende, die nach politischer Freiheit, ihm als die Hauptsache gegolten, die Gleichheit war ihm dafür nur die Basis. Als der Kampf um die letztere, den er vor allem gegen den Despotismus gerichtet glaubte, schließlich selbst zum Despotismus führt, hält er das große Experiment der Revolution für völlig mißglückt.

Die Brautbriefe, die das ganze unendliche Gefühl der Jugend im Augenblick, wo sie sich von uns wendet, aussprechen, geben auch einen Einblick in die furchtbare Krise, die dieser Einsturz einer Welt für ihn bedeutete. Indem der bisherige Inhalt seines Enthusiasmus zusammenbricht, fürchtet er, daß auch dieser selbst und mit ihm der Kern seines Wesens zerstört würde. „Wie, wenn der Eintritt jener Katastrophe seine Verwüstungen auf das ganze Gebiet meines Empfindens verbreitete, wenn jene tödtliche Kälte bei mir einträte, die das Herz in eine dichte Eiskruste hüllt, durch die sich das Licht der schönen Natur so bleich und so traurig hindurchbricht. Ich zitterte für mein inneres Vermögen, alle äußeren Gegenstände zu beglänzen, und ihre Formen zu mildern und zu

verschönern".[1]) Georg Forster war an der gleichen unüberbrückbaren Spannung zwischen idealen Ansprüchen und menschlicher Beschränktheit zugrunde gegangen. Görres setzte sich ungebrochen mit ihr auseinander. Wie er dies tat, woran er sich festhielt, zeigt einen bleibenden Kern seines Wesens.[2])

Die innere Stärke seines Gefühls und die moralischen Forderungen, die daraus entspringen, das Ideal einer Wiedergeburt der Menschheit aus der tiefsten Kraft der Gesinnung, werden ihm nicht zerstört. Der ungeheure Wirbel seiner Phantasie, die schwärmende Weichheit seiner Empfindung behalten hier einen unerschütterlichen Mittelpunkt. Er will nicht lassen vom moralischen Fortschritt, der allein auch den politischen bestimmen kann. Der unbedingte absolute Maßstab, das positive Ethos bleibt. Wenn also das gegenwärtige Experiment mißlang, so lag die Schuld nur am Instrument: nur für diese Generation ist es verloren. Die Verachtung, welche die Aufklärung gegen die Vergangenheit gekehrt hatte, dehnt sich nun sozusagen auch auf die Gegenwart aus. Der Kampf gegen die republikanischen Ausbeuter bildet hierzu schon eine Überleitung. Wir kennen das tiefe Zeitgefühl von der Verderbtheit des lebenden Geschlechtes, das von Rousseau und dem Sturm und Drang bis zu Schiller und Fichte die Besten erfüllt. In dieses mündet nun auch Görres' zornmütige, verachtungsvolle Abwendung von der Ohnmacht, Schlaffheit und Charakterlosigkeit des Zeitgeistes. Nur auf mühsameren, langwierigen Wegen innerer Umwandlung kann das alte Ziel erreicht werden, sein Idealismus richtet sich auf Kunst und Wissenschaft, die vorher im Lärm der Politik hatten zurücktreten müssen; rein spekulative, künstlerische Bedürfnisse seiner Natur treten selbständig hervor. Seine bewegliche Sehnsucht wendet sich fernen Vergangenheiten zu, wo die „lahme und laue Halbheit" noch nicht herrschte; wie es in der Widmung zu den deutschen Volksbüchern heißt: „die Pforten des Aufgangs such ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen".[3])

[1]) J. v. Görres VII, S. 71.
[2]) Vgl. auch Hashagen a. a. O. S. 430.
[3]) Die teutschen Volksbücher, von J. Görres, Heidelberg 1807, Widmung an Clemens Brentano. Vgl. den Neudruck bei Schellberg a. a. O. I, S. 175.

Hier kann nicht mehr ausgeführt werden, wie diese Wendung zusammentrifft und beeinflußt wird von gleichzeitigen Strömungen des deutschen Geisteslebens, die ihresteils auch darauf ausgingen, die Wirklichkeit von einem zeitlos gültigen allgemeinen Ideal her zu regenerieren, und welches neue Element Görres von seinem jugendlichen Ausgangspunkt in diese gemeinsame Bewegung mit herüberträgt. Es ist die Stelle, wo seine Entwicklung sich von der vorher verwandter rheinischer Republikaner trennt, welche die Reste ihres revolutionären Idealismus allmählich in einen etwas wässerigen französischen Liberalismus umbilden. Wo deren innere Entwicklung bereits abschloß, begann seine Aufnahmefähigkeit neue reichere Welten sich zu eröffnen.

Und damit wieder verknüpft sich dann auch die zweite der großen Wendungen, welche innerlich die Revolutionszeit für ihn abschließen, die zum Nationalen und zur Geschichte. Es wäre ein Vortrag für sich, die Ansätze hierzu in Görres' Jugendzeit und ihre allmähliche Ausbildung und dann den Anteil, der Görres an der Wiederbelebung unseres Volkstums und unserer Geschichte zukommt, zu schildern. In diesem Zusammenhang mag nur auf die Schranken hingewiesen werden, welche seine Jugendepoche hier für ihn aufgerichtet hatte und die dann seine Entwicklung nach einer anderen Richtung weiterleiten halfen. Vom Gesichtspunkt dieser großen Umbildung aus gesehen, gehört er zu dem Übergangsgeschlecht, das wohl die neuen Gebiete entdeckte und in Anbau nahm, aber selbst doch noch im alten Boden wurzelte. In dem großen Kampf, wenn man in beschränkterer Bedeutung der Worte so sagen darf, des „Historischen" und des „Unhistorischen" in der französischen Revolution war er ganz auf Seite des Unhistorischen gestanden, und der Ausgang hatte ihn, wie wir sahen, hierin nicht irre gemacht. Zum Begriff der Nationalcharaktere der Völker, ihrer geheimnisvoll belebenden Eigentümlichkeiten fand er noch in der ersten Epoche, wohl durch Herder, den Weg; auf ihm ist er dann noch weiter vorgedrungen. Aber die Individualität und geistige Wesenheit auch der Staaten, wie einige Romantiker sie bereits ahnten und wie dann Ranke sie sah, blieb ihm etwas Fremdes. Und so blieb er durchwegs viel mehr philosophisch-religiös als historisch eingestellt, weniger bedacht, Gesetze aus den Tat-

sachen zu finden, als sie ihnen aufzuerlegen. Das Wesentliche blieb ihm stets „die Geschichte, die über der Geschichte steht“[1]), seine Geschichtsphilosophie ist nie eine Entwicklungslehre geworden, sondern wie die Fichtes völlig dogmatisch geblieben, eine Konstruktion der Geschichte unter metaphysischen, von vornherein, wie wir sahen, religiös gefärbten Gesichtspunkten. Auch die Ereignisse der Gegenwart waren ihm, genau wie R. Haym es von Arndt gesagt hat[2]), nicht sowohl politisch-historische Fakta als vielmehr Geburten und Zeichen der Zeit. Wie Arndt will er die Hergänge nicht pragmatisch erzählen oder staatsmännisch kritisieren, sondern in ihrer innersten Bedeutung verstehen, aus dem tiefsten Lebensgrund des Zeitalters erklären. Es handelt sich eben nicht sowohl um Politik als um Religion der Politik, nicht um Psychologie des geschichtlichen Menschen, sondern um Metaphysik. Und Görres hat noch ungleich weniger als Arndt, was Goethe die ins Reale beschränkte Verliebtheit nannte. Immer erweckte vor allem das Typische, nicht das Individuelle sein Interesse. Er war ein vortrefflicher Charakteristiker, aber kein Kritiker, zur Analyse ebensowenig geschaffen wie zur klaren, zusammenhängenden Gedankenentwicklung. Sein leidenschaftliches Bedürfnis nach Idealisierung lebte immer lieber in der Welt der Gefühle als der Dinge. Wie er so bezeichnend damals über Goethes Wahlverwandtschaften urteilte: „Ich kann mich gar nicht gewöhnen ans gemeine Leben in der Poesie, weit eher an die Poesie im Leben“.[3]) Seine grandiosen Träume standen zwischen ihm und der Wirklichkeit, seiner eigenen Zeit gegenüber blieb dieser Durchwandler der Vergangenheit und Zukunft sein ganzes Leben lang im letzten Grunde einsam.

Nun, im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts aber traf seine Hoffnung auf eine neue Geburt der Zeiten, von Frankreich abgestoßen und dadurch zugleich auf die eigene Nationalität zurückgewiesen, zusammen mit dem gleichzeitigen tiefen Glauben an die künstlerische, geistige, sittliche Welterneuerung durch

[1]) Guido Görres a. a. O. S. 97.
[2]) R. Haym, Gesammelte Aufsätze S. 130.
[3]) R. Steig, J. v. Görres' Briefe an Achim von Arnim, 1. Hälfte, Neue Heidelberger Jahrbücher X (1900), S. 137; jetzt auch Schellberg a. a. O. II, S. 135.

Deutschland. In dem mächtigen Anwachsen sittlicher Energie, religiöser Tiefe unter der Fremdherrschaft fand sie gleichsam festen Boden zur Wirksamkeit unter sich. Das politische Element, zu dem die Deutschen erst langsam von ihrer Höhe herniederzusteigen begannen, hatte er in seiner Jugend schon tief in sich aufgenommen. Wie fruchtbar Görres' Wirken hier wurde, welchen großen Anteil sein hoher, furchtloser Idealismus an der Stimmung der Befreiungskriege hat, ist noch lange nicht genug ausgemessen.

Aber schließlich mußte auch dieser zweite Versuch, seine Ideale zu verwirklichen, für Görres mit einer grausamen Enttäuschung enden. Auch die geistige Erneuerung durch Deutschland, wie sie ihm nun vorgeschwebt hatte, stieß sich an einer anders gearteten Wirklichkeit. Ja, die Reaktion, die in Deutschland nach den Freiheitskriegen die Oberhand gewann, zwang ihn schließlich — darin härter für ihn als die napoleonische Herrschaft — zur Flucht aus der rheinischen Heimat: sie grub damit die letzte lebendige, stärkste Wurzel aus, durch die er mit einer staatlichen Gemeinschaft überhaupt verbunden war. Er hat selbst erzählt, wie er in den ersten Nächten in Straßburg auf fremdem Boden im Traume das Gefühl hatte wie ein Baum, den eine Hand gewaltsam mit seinen Wurzeln aus der Erde gerissen und der nun schwankend und schmachtend in der Luft hange.[1]) Dies leitet dann auch noch zu seiner letzten Wendung hinüber.

Das Spiel mit dem Staat, der ihm bisher als der Träger der Erneuerung gegolten hatte, schien ihm nach dieser doppelten Niederlage ein für allemal verloren. Aber schon in seiner ersten Schrift hatte er, unter Fichtes Einfluß, ganz gegen den sonstigen Zusammenhang seiner damaligen Gedanken und lediglich wie in theoretischer Laune, die Kirche als Institution neben den Staat und als eigentliche Hüterin des Geistigen im Grund schon über den Staat gestellt; die folgende Zeit hatte seine religiöse Sehnsucht auf anderen Wegen Schritt für Schritt von jenem politischen Utopismus fort- und der alten Religion, dem positiven katholischen Glauben, in dem er geboren gewesen war, näher geführt.[2]) So wird seiner

[1]) Guido Görres a. a. O. S. 15.

[2]) Vgl. hierzu H. Grauert, Görres in Straßburg i. Elsaß 1819—1827; Dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft, für 1910.

unerschütterlichen Lebenskraft, die nicht von ihrem Ziele läßt, nunmehr die Kirche zum letzten möglichen Hebel des geistigen Fortschritts. Ohne sie und die durch sie vermittelte innere Einkehr und Wandlung hält er eine durchgreifende Gesundung des deutschen Volkes, der Welt nicht mehr für möglich. Sie ist der letzte Anker, an dem sein Glauben an die Menschheit, den zuerst der antikirchliche Enthusiasmus der Revolution in ihm erweckt hatte, sich festhalten kann.

Dies ist natürlich nur eine der Ursachen, die den jungen Kirchenstürmer der Revolution schließlich zu einem Vorkämpfer der katholischen Kirche gemacht haben. Wer diese Bekehrung schildern wollte, der müßte — auch wenn er die Methode kausaler psychologischer Erklärung, die die Wissensch ft allein handhaben kann, nicht überschreitet — breiter und tiefer graben und könnte das ganze Wesen und Leben von Görres an diesem Entwicklungsfaden aufreihen. Wir haben vorher in seinem Wesen von Anfang an eine Reihe spezifisch religiöser Züge gefunden. Aber auch alle seine anderen menschlichen Grundeigenschaften: die unbedingte Wahrhaftigkeit und die innere Unbezwinglichkeit, die Phantastik und die Neigung zu systematischer Ordnung, der Lebenstrotz, das zornmütige Temperament, das Eintreten für alle Unterdrückten, die geborene Oppositionslust haben daran ihren Anteil. Gerade sein letztes Auftreten als katholischer Publizist im Kölner Kirchenstreit bietet wieder manche Parallelen mit den ersten revolutionären Kämpfen.

Hier hat es ja nur gegolten, eine der Linien, die von der Jugend her durch sein Leben führen, rasch zu verfolgen.

Wenn dies, wie dieser ganze Vortrag, wohl allzu fragmentarisch und andeutend geblieben ist, so darf wenigstens ein Teil der Schuld vielleicht auf den Reichtum des Themas geschoben werden, auf die Fülle von Fragen, die dieser Mann selbst und sein Verhältnis zu seiner Zeit aufgibt. Es reizt an, Soll und Haben dieses Kontos einmal möglichst reinlich auszuscheiden, Mann und Zeit so gut als möglich gegeneinander zu verrechnen. Man meint doch, wie ein ganz eigenartiges und singuläres menschliches Wesen dadurch deutlicher würde, so müßte auch manche allgemeine Bewegung, an der

er teilgehabt, die er beeinflußt hat, in der er nachwirkt, damit verständlicher werden. Aber man wird sich bei solchem Bemühen doch auch der subjektiven Willkür und schließlich der inneren Schranken, denen es unterliegt, immer wieder lebhaft bewußt. Was wir an allgemeinen Richtungen und Strömungen zu erkennen glauben und abmessen — es ist ein unabweisbares Bedürfnis unserer Erkenntnis, es zu tun —, sind einige wenige herausgegriffene Zusammenhänge aus unendlichen Geweben, flüchtig gesteckte Grenzzeichen, die je nach dem Blickpunkt immerfort wechseln und sich verschieben. Das eigentlich Lebendige ist der einzelne Mensch, in dem wir sie fassen. Der aber läßt sich nicht restlos in seine Komponenten zerlegen, auf Formeln abziehen. Das Individuum bleibt, was sein Name sagt, ein unteilbares, rätselvolles Ganzes, in gehobenen Augenblicken vielleicht ahnend mitzufühlen, aber ineffabile, wie der alte Spruch sagt, unaussprechbar.

MISZELLEN.

EINE ERFURTER TEUFELSGESCHICHTE VON 1537.

MITGETEILT VON OTTO CLEMEN.

Im Juli 1537 hat der Gothaer Superintendent Friedrich Myconius zugleich mit der Anzeige, daß ihm zu seinen sieben Töchtern ein Stammhalter geboren worden sei, einen Bericht über eine seltsame Geschichte nach Wittenberg gesandt: ein Erfurter Bürger hätte sich dem Teufel verschrieben gehabt, wäre aber kurz vor seinem Ende bekehrt worden. Luther und Justus Jonas antworteten Myconius beide unterm 27. Juli.[1]) Luther fügte seinem herzlichen Glückwunsch zur Geburt des Söhnchens folgende kurze Nachschrift hinzu: „De historia Erffordensi velim vos (te?) exploratis omnibus edere libellum, quia ad gloriam Christi et multorum solatium ea res pertinet, ut taceam, quam territura sit Papae portenta." Jonas interessierte die Geschichte so, daß er seinen Brief damit anfing und den Glückwunsch mit den vier Worten: „Gratulor tibi natum filium" erst am Schlusse nachbrachte. Er teilt Myconius seine Absicht mit, den Erfurter Prediger Ägidius Mechler[2]) (dem die Bekehrung des Unglücklichen zu verdanken war) um einen ausführlicheren Bericht zu bitten und diesen in Wittenberg drucken zu lassen.[3]) Zugleich wartet er mit einer anderen schrecklichen Geschichte auf: in Hohenwaldau bei Rudelstadt in Schlesien[4]) sei ein papistischer Priester an demselben Tage, an dessen Vormittag er auf der Kanzel die alte Lehre verteidigt und ausgerufen hatte; „Si vera aut sincera est doctrina Lutheri, tunc det Deus, ut hodie ictus fulmine concidam," nachmittags 4 Uhr vom Blitz getroffen worden. Myconius gab Jonas' Wunsch gleich selbst an Mechler weiter, indem er diesem gleichzeitig die schlesische Teufelsgeschichte mitteilte. Erst am 8. September konnte Mechler den gewünschten Bericht an Myconius senden. Gedruckt worden ist er nicht.

---

1) Enders, Luthers Briefwechsel 11, Nr. 2535; Kawerau, Der Briefwechsel des Justus Jonas 1, Nr. 350.

2) Vgl. über ihn meine Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation 4, 221 ff.

3) Man liebte in Wittenberg solche Geschichten. Anfang 1535 erschien dort mit einer Vorrede Luthers an Nikolaus v. Amsdorf in Magdeburg eine „wahrhaftige Historia" von einem Besuch des Teufels beim Pfarrer von Staßfurt am heiligen Abend 1534. Weimarer Lutherausgabe 38, 326 ff.

4) „in pago quodam Hohenwaldt non longe ob oppido Budestin [!] Schlesiae".

Mechlers Originalbrief befindet sich im Cod. Goth. A. 406 Herr Dr. Kawerau hatte die Güte, mir eine seinerzeit von Herrn Dr. Enders angefertigte Abschrift zukommen zu lassen, nach der ich hier den Brief als einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Teufelsbündnisse und der Faustsage mitteilen darf.

Am 13. Februar 1538 erzählte Luther an seinem Tisch eine ganz ähnliche Geschichte: Ein junger Wittenberger Student Valerius Glockner hatte sich vor fünf Jahren dem Teufel ergeben, bekehrte sich aber, nachdem Luther für ihn gebetet hatte, kündigte dem Teufel den Dienst auf und hing wieder Gott an.[1])

EXIMIO AC HUMANISSIMO VIRO D. FRIDERICO MICONIO, GOTHENSIS ECCLESIAE PASTORI FIDELISSIMO, SUO AMICO PLURIMUM OBSERVANDO.

HERRN FRIDERICH ZU GOTHA.

Gratiam et pacem Dei per Christum. Ago tuae humanitati ingentes gratias, Miconi suspiciende, quod mihi tam amice pro Dei nostri omnipotentis gloria communicaveris egregium illud facinus suae terribilis majestatis, quo testatus est suam potentiam in blasphemo illo sacrificulo, quem subitaneo fulminis ictu perdidit, sicut facillime potest suos perdere adversarios, quibus profecto durum est (licet non credant, donec persentiscant; impii enim credere nolunt, sed omnia volunt experiri, antequam credunt) contra stimulum recalcitrare.[2]) Sic quotidie Deus adhuc impium mundum et verbis et exemplis ad poenitentiam invitat, pios solatur, impios autem terret, ut nullam immundus mundus reliquam habeat excusandi rationem. At quid multis opus est? In summa, totus mundus, ut divus Iohannes[3]) clamitat, in maligno positus est; adeo nihil permovetur vel adhortationibus vel quotidianis signis, quae magnum illum Domini diem pro foribus esse nunciant. Et utinam Christus ille noster pientissimus non moram faceret, quin coelos rumperet ac descenderet ad liberandum nos in tempore! Amen.

Quod autem petis, per me tibi hominis istius factum describi, qui apud nos ad aliquot annos diabolicis fraudibus tentavit furta et alia occulta revelare, quem tamen Dominus per me, suum inutilem ministrum, ante suum obitum paterne revocavit, facilem me tibi praebebo et in hac re et omnibus, quibus unquam potero. Sic proinde rem accipito, quantum ego ex ipsomet et partim ex narratione eorum acceperim, qui examini ejus interfuerunt.

Ante quatuor annos et semiannum miser ille homo, desperans de Dei sui bonitate, in eam insaniam diaboli suasu lapsus est, ut advocato daemone per suas conjurationes, quibus Sathan forte libenter sese sub-

[1]) Seidemann, Antonius Lauterbachs Tagebuch, Dresden 1872, S. 26f.
[2]) Apg. 26,14. [3]) 1. Joh. 5,19.

mittit, et Deus permittit in poenam impiorum, ut in Saul videre licet, — sese ei totum fecit mancipi, abnegando baptismum suum et fidem, sub iis fere verbis:

Ich Johannes bekenne, daß ich ein Christenmensch getauft bin, daß ich in der Taufe dem Teufel u. allem Aberglauben durch meinen Pathen entsagt habe. Ich bekenne, daß ich durch das Blut Jesu Christi erloset bin, auf welchs Erlösung ich bisher gehofft habe selig zu werden. Aber itzund widerruf ich meine Taufe, mein Gelübd in der Taufe, meinen Glauben an Christum etc., u. ergeb mich dir, Teufel, Schmabachser genannt, mit Leib u. Seel, über sechs Jahr dein eigen zu sein, wo du mußt Geld u. Gut verschaffen.

Haec fassus est in tortura, et hujus abominandae suae mancipationis, qua sese mancipavit Sathanae, reperta est schedula apud cristallinum lapidem[1]) in sua domo. Postquam autem ad aliquot dies in carceribus fuit, vocavit ad se quendam e magistratu, conquerens, quam misere a Sathana suo, cui se devoverat, die noctuque vexaretur, et petiit gladium et copiam, ut posset suis praestigiis rursus Sathanae valedicere. Alias nullam, dicebat, se habere quietem, quin male turbaretur. Ad quod unus e consulibus, nomine Franz Langested, homo certe pius et prudens, respondit: Mi Iohannes, credis, inquit, hunc articulum nostrae fidei esse verum, quo confitemur dicentes: credo in Deum patrem omnipotentem, creatorem coeli et terrae? Respondit captivus: Credo. Rursus ille: Si credis Deum patrem esse omnipotentem et hunc creatorem coeli et terrae, quid tum putas te tuapte vi aut potentia impiisve tuis praestigiis liberum reddere a Sathanae laqueis? Addidit dictus dominus: sed ego fortassis tibi meis argumentis satisfacere non possum. Si vis, inquit, rogabo tuo nomine consulatum, ut admittat tibi unum aut plures ex concionatoribus, quos volueris, qui te melius possint in fidei nostrae negotio informare, quam ego. Respondit captivus cum lacrimis et complicatis manibus, sese id ex animo petere, et meam tenuem personam elegit. Sic statim ipso die per Dominum Franciscum Landstet nomine totius consulatus sum rogatus ad illud sanctissimum et piissimum opus, quod et promptissimo animo subivi, et vix aliquid libentius eo munere unquam feci. Huic et Dominus incrementum dedit amplissimum meae plantationi et rigationi[2]), adeo etiam, ut per istos quinque dies singulos, in quibus eum in carcere visitavi, Deus ille optimus maximus ipsum plene (ut spero) restituerit et spiritu renovaverit. Tanto etiam aestu suum errorem detestabatur, Christum confitebatur et fidem in Christum. Item et eucharistiam sacram ambiebat et per me percepit pridie ante obitum admittente magistratu, et usque in finem Dei gratia constanter in fidei Christi confessione perseveravit, quod merito Dei ipsissimam et non nisi solam misericordiam praedicare in hujus hominis resipiscentia et nos

[1]) Vgl. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes VI, Freiburg i. Br. 1901, S. 544.
[2]) Vgl. 1. Kor. 3, 6.

oporteat. Huic proinde Deo nostro sit gloria per omne aevum, Amen. Raptim. Erphurdiae 37, ipso die nativitatis Mariae.

T. T.

AEGIDIUS MECHELERIUS,
ECCLESIASTES ERPHURDIENSIS.

EIN BESUCH DES KÖNIGS FRIEDRICH WILHELM I. VON PREUSSEN UND DES KRONPRINZEN FRIEDRICH IN BAMBERG UND POMMERSFELDEN IM JAHRE 1730.

VON KARL LOHMEYER.

Die Obermarschallsamtsakten von 1696—1730 im Kgl. Kreisarchiv von Bamberg enthalten eine Reihe höchst interessanter Notizen über einen Aufenthalt des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. samt seinem Kronprinzen im Fürstbistum Bamberg, besonders interessant dadurch, daß sie auch Streiflichter auf das Verhältnis des Königs zu seinem Sohne werfen, das gerade auf dieser Reise zu einem so unhaltbaren geworden war, daß der Kronprinz seinen bekannten mißglückten Fluchtversuch unternahm. Aber auch zur Charakteristik des Königs selbst finden sich unter den Angaben und Berichten, wie sie der bambergische Obermarschall seinem Herrn, dem Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Friedrich Carl von Schönborn, über den Aufenthalt und die Aussprüche des Königs übermittelt, so viele kulturgeschichtlich wichtige Einzelheiten, daß es sich wohl verlohnt, näher darauf einzugehen. —

Seit Anfang Juni 1730 war in Bamberg das Gerücht verbreitet, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in kurzer Zeit auf einer Reise nach Ansbach durchpassieren werde. Auch der in Laxenburg weilende Fürstbischof aus dem kunstsinnigen Hause der Schönborn war davon benachrichtigt worden, und in einem Schreiben vom 7. Juni gibt er die Räume an, die für den König im Bamberger und Pommersfeldener Schloß instand gesetzt werden sollen. Er befiehlt vor allem noch alten Rheinwein, den der König gewohnt sei, zu beschaffen und ihn im Notfalle von seinem Bruder, also wohl dem Grafen in Wiesentheid, Rudolf Franz Erwin von Schönborn, zu entleihen. — Mit dem Kommen des Königs aber hatte es noch gute Weile. Am 2. Juli schreibt der Obermarschall Freiherr von Bubenhoven an seinen Herrn nach Österreich: „Von der Königlich Preußischen reis nach Anspach und allhiesiger passierung ist wieder alles still“, doch der Fürstbischof antwortet, daß der König „ohnfehlbar bey nun mehr vollendetem Mühlberger Campement und Soldatenspiel“ zu erwarten sei. Am 12. Juli kam der spätere Schwiegersohn des Königs, der Markgraf von Ansbach, durch Bamberg und speiste im Gasthof zum Großkopf zu Mittag, er kam geradenwegs aus dem Mühlbergischen Lager, und so begab sich der Obermarschall zu ihm, um das Nähere über die königliche Visite zu erfahren. Er konnte ihm denn auch

mitteilen, daß der König gesonnen sei, am 10. Juli in Meuselwitz beim Kaiserlichen Bevollmächtigten, Feldzeugmeister Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorf einzutreffen, so daß er den 13. oder 14. wohl in Bamberg zu erwarten sei, wo er das Nachtquartier im Gasthof zum Großkopf zu nehmen, am nächsten Tage aber nach Besichtigung des ihm gerühmten Schlosses Pommersfelden nach Ansbach weiter zu reisen gedenke. Der Graf Seckendorf werde den Marschall durch Estafetten von allem verständigen. Es war aber wohl ein den König befallender „Zipperleinanstoß an der linken Hand", der die Abreise noch bis Mitte des Monats hinzog. Damals erst brach der König von Potsdam auf und verweilte vom 15. bis 17. Juli auf dem Gute des Grafen Seçkendorf in Meuselwitz[1]), der sich dann dem Könige anschloß, nachdem er die Bamberger Hofherren benachrichtigt hatte. In Bamberg werden nun große Vorbereitungen getroffen, und der ganze Glanz einer süddeutschen geistlichen Hofhaltung entfaltet sich. Von Würzburg kommen die Staatswagen, das Silber, die Haiducken und Lakaien, fürstbischöfliche Soldaten werden als königliche Leibgarde bestellt, und zu festlichen Gelagen wird alles aufs glänzendste vorbereitet. Zwar hatte schon der Obermarschall am 18. Juni seinem Herrn gegenüber die Besorgnis ausgesprochen, „daß Sr. Königle. Mayst. in Preussen bey dero erfolgenden allhiesigen paßierung seinem bekannten genio gemees vor al' incognito werde wollen gehalten werden", und daß diese Befürchtung nur allzu berechtigt war, das zeigt der interessante Bericht an den Bischof, in dem alles für uns Wissenswerte über den am 19ten Juli endlich erfolgten Besuch lebendig geschildert ist:

Hochwürdigster, des Heyl: Röm. Reichß Fürst,
gnädigster Fürst vnd Herr Herr!

Eß ware zwahr durch hier eingeloffene Couriers vnd Estafetten die anhero Kunft Sr. Königl: Mayst. in Preussen auf den 18ten dieses vns vergewissert worden, den nehmlichen Tag aber und da wir in dem Wirthshaus zum Gross-Kopf schon angefangen, die Mahlzeit zu preparieren, ist durch eine andere Estaffetta angezaignet worden, das solche an Kunft erst anderen Tags gegen 5 oder 6 uhr nachmittag erfolgen werde; welches dan auch also zugetroffen: dergestalten jedoch, das zwahr Hr. General Graf von Seckendorft nebst einem Preussischen Obersten vnd einigen anderen Von Königl: suite voraus kommend dero assigniertes quartier bezogen, Sr. Königl. Mayst. aber nebst dero Hr. Crohn-Prinzen und etlichen Offizieren zu äusserst in der Vorstatt an den weeg, da man in Seehof fahret, bey einem Gärtner, vulgò der Krüger-Michel genant, in dessen Scheuern abgestiegen, die nacht auch allda in seinem mit sich geführten Zelt vnd beth pernoctiret hatt. Welches quartier sein den Vormittag 9 Uhr voraus angelangter Büchsenspanner auf expreße Königliche Ordre bestellet, in comissis aber dabey

[1]) Vgl. Brode, Friedrich der Große und der Konflikt mit seinem Vater, Leipzig 1904, S. 302 f.

hatte, zu sagen, das solches quartier vor einen in der Königlich:n Suite befindlichen alten General seye, der König aber bey den Gross Kopf logieren werde: jedoch hatt dieser Büchsenspanner dem Ober Stallmeister von Rotenhan vnd mihr die wahre intention des Königs in vertrauhen eröffnet, dabey aber versichert, das Sr. Hoheit der Crohn-Prinz und vbrige völlige Suite ihre ausgesehene quartier beziehen werden.

Da nuhn Ihro Königlr. Mayst: in des Gärtners Scheuern nach 5 Uhr eingezogen, hatt Hr. General von Seckendorff nebst Oberstallmeister v. Rotenhan alsogleich dahin sich verfüget, vorhero aber mit ihme von Rotenhan abgeredet, das 3 Wiener Chaisen, iede mit 2 pferthen bespannt, in bereitschaft stehen mögten, vmb den König, welcher selbigen abend noch ein und anderes in der Statt und in Specie den Kirchen-Schaz des Doms sehen wolte, dahin zu bedienen. Eine kleine stund darauf kahm der König mit zweyen derer besagter chajsen in Gross-Kopf gefahren, allwo Er gesambte anwesende, sowohl frembde, als allhiesige Ministres vnd Cavaliers zum Hand-Kuss lassete, anbey vom fenster aus die in parade gestandene Grenadier-Compagnie fleissig betrachtete, nachgehends aber in dem Dom / allwo Hr. Domdechandt vnter der Thür Ihn empfangen vnd das von Eur Hochfürstl. Gnaden aufgehabte Compliment abgelegt: / dasigen in den Peters Chor exponirten Kirchen-schatz mit grosser attention examinierte, auch die angezündete illumination des Sti Henrici vnd Cunegundis Althars applaudierte: Von dae in Geyerswerth garten, so fort in die Jesuiter Kirch, und von dae in seine Scheuer zurückkehrete. Der Crohn-Prinz, welchen ich bedienen zu helfen die gnad gehabt, ist in der 3ten Chaise etwas spather gefolget, hatt den König aber in dem Dom noch angetroffen. Der König wolte bey dieser bedienung niemand anderst leiden, als mehrermelten Ober-Stallmeister von Rotenhan vnd meine wenigkeit. So bald, als höchsterwehnter Sr. Königliche Mayst. sambt Sr. Königl: Hoheit an das hölzerne getüll vorerwehnter scheuer gekommen, sind dieselbe aus denen chaisen gestiegen: es wurde aber niemand, als dem General Seckendorff erlaubet, dahin mit einzugehen: welcher letztere über eine kleine Zeit zurückkommend vns angedeuthet, das der König seinen Crohn-Prinzen bey sich behalten, vnd das geringste nicht speisen wolte. Nachdeme aber Ihro Hoheit der Chron-Prinz denen Seinigen in der stille zu vernehmen gegeben, wie Ihn sehr hungerte, habe ich alsobalden veranstaltet, das noch mehr essen, trincken vnd andere bedienung in das ohnweith solcher scheuern gelegene jagd- und hunds-hauß, allwo vorhero schon einige praeparatoria vor die Cavaliers vnd andere bediente, so beym König bleiben solten, gemacht worden, bringen lassen[!]; welches Sr. Königl. Hoheit nebst 6 Königl. Offizieren mit gutem appetit verzehret, auch bey dieser freyheit ganz vergnügt sich bezaiget vnd nach dessen Vollendung in gleichmessige, an die Königliche anstossende scheuern gegen mitternacht sich retirieret hatt; von der Hof-bedienung aber niemand umb sich leiden wollen. Der König hatt in seiner scheuern mit einem Trunk bier vnd pfeuf Toback sich vergnüget, auch nit einmahl die

durch den gärtner vnd Hausherrn /: massen kein Hofbedienter dahin admittieret worden :/ dahin getragene silberne Leuchter und wachs-kerzen acceptieret, sondern mit des gärtners geringer Vnslet kerzen sich patientieret.

Wehrendem diesem ist die Tafel in dem Gross-Kopf gedecket und Servieret worden, dabey aber niemand erschienen, als Hr. General von Seckendorff vnd Hr. Oberst von Krecker, so dan der bey einer Kayserl:n Commission allhier dermahlen stehende Hr. von Altenstein; welche Ober-Stallmeister von Rotenhan, Major von Aufses vnd ich zubedienen gesuchet vnd mit einem gläslein wein bis gegen 12 Uhr unterhalten haben.

Bey denen in solchem abend oft erfolgten Veränderungen ist es da vnd dort etwas confus hergegangen, die maiste sorg aber dahin getragen worden, das die beste Species, woran es endlich nit gefehlet, zu bedienung des Crohn-Prinzen in das iagd-haus haben können verschaffet werden: vnd ist bey diesem nacht-schwarm ein mehreres nit verlohren gegangen, als ein nacht-silber, vnd 3 zinnerne Deller.

Der König wolte anfänglich keine wacht bey seiner scheuern haben; da demselben aber remonstrieret wurde, wie durch den Gemeinen vorwizigen vnd zu zeiten unverschämbten Pöbel leichtlich ein Vngemach erfolgen könte, hatt Er erlaubet, die nacht hindurch in der gegend zu patroulliren; wie dan nächst dabey innerhalb des äussersten Thors eine mannschaft comandieret stunde; vnd der General Major von Marschalck, so wohl diesen, als folgenden Tag alle orth, wo der König hingefahren, mit wachten besetzet hatt.

Andern tags als in octava Sti. Henrici frühe nach 5 Vhr ist der König nach der Hofhaltung gefahren, hatt allda fleissig sich vmbgesehen, so dan gegen 7 Vhr in des Oberjägermaisters hauß sich verfüget, allda die Vmb 7 uhr von dem Dom ausgegangene grosse procession angesehen vnd darauf nach Pommersfelden sich begeben, allwo Er nach 9 Vhr eingetroffen.

Bey aussteigung aus der Chaise, allwo ich zur aufwartung parat stunde, betrachtete Er alsobald das frontispicium des gebaütes mit Vermelden, dieses ist nach der Ionischen Ordnung vnd sehr magnifique. Die Stiege admirierete derselbige sonderbahr, sprechend, dergleichen habe meine Tag nit gesehen. Von dar ginge Er in die Sala terrena, so Ihme auch sehr wohl gefiehle; von der Sala terrena in den garten: von dem garten durch die Sala terrena zurück in die Cappellen, von der Cappellen die grosse Stiegen hinauf in den grossen Saal, allwo der applausus mit besonderer Verwunderung derer vngemein grossen marmorsteinernen säulen wiederholet, und ich befraget wurde, von wannen und auf was weise diese so grosse marmorsteinerne Stück nach Pommersfelden gebracht worden. Ich wolte nit gern einem so grossen König die Vnwahrheit sagen, noch viel weniger mich in die gefahr setzen, das bey längerer derer säulen betrachtung derer wahre beschaffenheit mögte erkannet werden, habe dahero solche vorhero eröfnet. Von dem Saal gingen Ihro Königl: Mayst: in Eur Hochfürstl. Gnaden Vorzimmer, Wohnzimmer, Schlaf-Cammer, und

Spiegel-Cabinet; welches alles Sie mit Verwunderung höchstens applaudiereten, Specialiter auch die in der Gallerie vnd anderen Zimmern gefundene schöne mahlereyen /: wouon Er ein grosser Liebhaber zu sein scheinet :/ sehr gelobet. Da höchstdieselbe von der Gallerie durch den Saal zurück durch die gast-Zimmer alle paßiret vnd in dem nebst dem eck-Zimmer ober den Amptman anstossenden Cabinet die 12 stück mahlereyen derer von Sr. Hochfürstl. Durchl: Prinz Eugenio gewonnenen bataillien gefunden, hatt Er sich darüber sehr erfreuet, vnd bey vernehmung, das alldasiger Mahler Däger solche Stück vor allhiesigen H: Dom Probst dergestalten wohl vnd fleissig copieret, das Sie denen originalien nichts nachgebeten, hatt Er mit diesem Mahler gleich zu sprechen verlanget, vnd ihn gefraget, ob Er solche vor Ihn auch copieren und wie viel vor ein Stück haben wolle. Da nuhn dieser antwortete, der Verstorbene Churfürst[1]) höchtseel:n andenkens habe vor jedes original 100 gl. rhein: bezahlet, haben Ihro Königl. Mayst. 150 gl. vor iede copiam ihme Versprochen. Dieser mahler, da Er von seiner arbeith etliche wenige Stück produziret und auf veranlassung des Königs von seinen reisen vnd lebenslauff vnterschiedliches erzehlet, hatt Herrn dergestalten eingenohmen, das Er demselben an erbothen, nach Berlin zu folgen, allwo Er ihn mahlern sambt Weib vnd Kind versorgen, die gewissens-freyheit verstatten, und ihme solches appointement geben wolle, das Er auf alle weis damit zufrieden zu sein vrsach haben werde: welche gnad der mahler mit vnthgstem. Dannk acceptieret vnd gemeinet ist, innerhab 4 bis 6 wochen von hiesigen landen den abschied zu nehmen.

Vmb 11 uhr stunde nach erhaltenem Königlichen befehl das essen auf der Taffel vnd wolten Sr. Königl:e Mayst: keinen distinguirten stuhl haben, sezten sich auch nicht oben an, sondern auf die linckhe seithen vnd nahmen mich neben sich, liessen sich essen und trincken sehr wohl schmecken: bedieneten sich des rhein- vnd mosel-weins, der Toquayer ware Ihnen zu starck und wolten keinen französischen wein versuchen, dessen nahmen odios zu sein scheinet, haben die Gesundheit von Ihro Hochfürstl: Gnaden vier mahl sub variatione phrasis getruncken und lauther solche gesundheiten theils Selbsten angefangen, theils Ihnen zuzubringen gdgst. anbefohlen, welche zum flohr vnd prosperitaet Sr Kayserl: Mayst: vnd des Teutschen Vatterlands abgeziehlet und eingeschlagen. Diese gesundheits-multiplication hatt so glücklich operieret, das wir fast insgesambt eines allergdgsten. Königlichen rausches vns zu erfreuen gehabt haben. Herr General v. Seckendorff hatt selbsten vermeldet, das Er den König vor langen zeiten nit so aufgemuntert und vergnügt gesehen habe.

Der Major von Aufsess hatt anstatt der Guarde, welche allhier in Bamberg bey der Königl:n abreis die bedienung noch gehabt und so geschwind nit folgen können, seine Cuiraßier-reuther in Pommersfelden aufwarten

[1]) Lothar Franz von Schönborn, Kurfürst von Mainz, † 1729.

lassen, woran Sr Königl: Mayst: ein grosses Vergnügen bezeiget. Nachmitag vmb 3 uhr geschahe der abmarche auf Erlangen, allwo Ihro Königl: Mayst: Sr Hochfürstl: Dhlt. den Hn: Markgraffen von Bayreuth vnd die verwittibte Frau Markgräfin en passant gesprochen, selbigen abend aber noch dero reis nach Nürnberg vortgesezet vnd in einem garten-haus ausser der Statt geschlafen hatt.

Vnd dieses ist alles das jenige, was von oft höchstgedachten Sr Königln Mayst: allhiesigen paßier- vnd aufenthaltung haubtsächlich in vnthgstr. schuldigkeit anzumercken waiss. Herr Oberstallmeister von Rotenhan wird vileicht noch eine oder andere neben particularitaet bey seiner ankunft mündlich zu referieren ohnermanglen. Ich aber verharre in devotester Submißion

Eur Hochfürstl:n Gnaden

Bamberg den 23ten July 1730

Vnterthänigst Trew Gehorsambster
V.B: Ch. v. Bubenhoven.

Dieser im Original bei den Akten erhaltene Bericht ging sogleich an den Fürstbischof nach Schönborn in Österreich, der ihn alsobald an den Kaiser und den Prinzen Eugen nach Wien weiter zur Kenntnisnahme beförderte[1]). Am 29. Juli schreibt er aus Schönborn dazu: „Eben bey abgang der Post erhalte Ich deß Ober-marschall sein Brief vom 23ten dieses und frewet mich der guete Verlauf der Königl. Preußischen visite, qui lui ressemble comme deux gerelles d'eau, worüber die Kays. Mayj. und Prinz Eugeni Bey d. communication Vergnügt seyn werden, vnd wünsche Ich, daß die davon abgefallene regalien dem Bezeugten vergnügen nach mögen ansehentlich gewesen seyn . . . . Vbrigens will Ich deß Ober-Stallmeisters[2]) ankhunfft erwarthen und das mehrere d Preußischen visite vernehmen."

Nach einigen Tagen langte denn auch der Oberstallmeister, noch recht mitgenommen von den häufigen Trinkgelagen des Königs, bei seinem Herrn an, der über den weiteren Verlauf der Angelegenheit seinem Obermarschall dies mitteilt:

„Den begrief des Ober Marschalls vber den Königln Preuss. aufenthalt, besichtigung vndt bewirthung an mich erstatten relation, habe ich

---

[1]) Das große Interesse, das man in Wien der Aufnahme und den Aussprüchen des Königs entgegenbrachte, hängt damit zusammen, daß man damals gerade ihn in seiner Politik umzustimmen suchte. Eben der Kaiserliche Bevollmächtigte, General Graf Seckendorf, war mit der Mission betraut worden, den König der bisher eine besonders englandfreundliche Politik betrieben hatte, für das Reich zu gewinnen. — So mußten die reichspatriotischen Trinksprüche des Königs in Pommersfelden in Wien einen angenehmen Eindruck hinterlassen.

[2]) Der Oberstallmeister von Rotenhan, der sich der Suite des Königs angeschlossen hatte.

von so guten vmbständen vndt wohl außgeführten gehalt befunden, daß ich solchen so gleich an Ihro Kaysen Mayj. zu dero gefelligen durchgehung in originale per expreßum von hier auß zugefertiget vnndt ab ihren darauf mir durch eigenhändiges billiet zugefertigten beantwortung dero vollkommene gefälligkeit bemerket, an die ich gestern weiters das durch meinen hier angekommenen Ober Stallmeister von Rotenhan von Sr Maytt. mit gebrachte sehr obligeantes vnnd expreßives dankschreiben communiciret habe, vnndt ist erfrewlich, daß durchgehends so viel hervorscheinen will, daß d. König von Preußen für den Kayser vnndt das Reich teutsch redlich vndt Erz Patriotische sentimenten auf der brust heegen, worzu er denn auch macht genug in handen hatt, wie dieselbe auch noch weiters zu anspach in Compagnie vieler anwesenden regierenden fürsten offentlich contestiret haben solle nach anzeich des von Rotenhan mündlichen relation, daß also die von dem Obermarschall wohl veranstalte kurze bedienung von dem König sehr wohl aufgenommen worden, vndt das sich der Obermarschall des von dem Königlen Wirth zugetrunkenen rausch vmb so weniger darf gereuhen lassen, alß solches der oberstallmeister mit reciprocirlicher 5 mahligen berauschung hinwieder in anspach hat büsen, vndt nicht vollig außgetruknedt hiehero hat bringen müssen; die bezeichte Königle zufriedenheit freudt mich sehr vndt daß alles waß der Herr Statthalter so wohl alß der Ober Marschall zu des Königs bedienung verordnet vndt vorgekehret hat, so wohl vndt vorzüglich von statten gangen seye, dahero wohl wünschen möge, wan einen so grossen vndt reichs Patriotisch geneigten König, qui olim non erat sic, selbsten in meiner darobigen anwesenheit bewirthen vndt zu bedienen die ehr gehabt hätte."

In Ansbach hatte sich der König eine Woche lang aufgehalten. Auf der Rückreise war es dann, wo im Orte Steinsfurth bei Heilbronn der Kronprinz den bekannten Fluchtversuch unternahm, der mit der Kattetragödie endete[1]).

[1]) Koser, Friedrich der Große als Kronprinz, Stuttgart 1886, S. 44, 46.

LITERATURBERICHTE.

GESCHICHTE DER MEDIZIN.

ERÖFFNUNGSBERICHT.

Die Geschichte der Medizin hat in den letzten beiden Jahrzehnten einen besonders erfreulichen Aufschwung genommen.[1]) Es ist charakteristisch, daß dieser Aufschwung mit einem Heraustreten der sich für den Werdegang ihres Berufes interessierenden Fachmediziner aus ihrer Isoliertheit, mit ihrem engen Anschluß an die Philologie und an die allgemeine Geschichtsforschung Hand in Hand ging. Man erkannte, was vorher nur von wenigen ärztlichen Geschichtsforschern erfaßt worden war, immer allgemeiner, daß der Medizinhistorik zwei Grundbedingungen für ihre Erhebung zur wahren Wissenschaft fehlten, zuverlässige Texte, namentlich der antiken Quellen, und die nötige Vertrautheit mit der historischen Methode.[2]) Dazu kam als drittes wichtiges Ergebnis die Überzeugung, daß die Medizin einer Zeit, so gut wie die übrigen Einzelgebiete der Kultur, nur unter dem Gesichtspunkte der universalen Kulturverhältnisse beurteilt werden darf. Dem erstgenannten Übelstand ist man, namentlich von philologischer Seite, mit Erfolg bemüht durch entsprechende Editionen Abhilfe zu schaffen.[3]) Das

[1]) Was geleistet wird, beweist am besten ein Einblick in die Referate der seit 1902 erscheinenden Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Die Literatur bis 1902 findet man in dem dreibändigen Handbuch der Geschichte der Medizin, begründet von Puschmann, herausgegeben von Neuburger & Pagel, Jena, Fischer, 1902—1905, geb. M. 67,—.

[2]) Theod. Meyer-Steineg, Die Entwicklung der medizinischen Geschichtswissenschaft in den letzten Dezennien. Aus „Reichs-Medizinalanzeiger". Leipzig, B. Konegen, 1910. M. 1,—.

[3]) Das durch die Akademien von Berlin und Kopenhagen begründete Corpus medicorum graecorum hat mit der Herausgabe der gesamten griechischen Medizinliteratur bis auf Paulus von Aegina auf Grund des vollständigen heute bekannten Handschriftenmaterials begonnen. Für das Mittelalter sind ähnliche Editionen geplant. Von bisher unedierten Texten erschienen in jüngster Zeit u. a. die Summa medicinalis des Gualterus Agilon, Leipzig, Barth, 1911, M. 16,—, herausgegeben von Paul Diepgen, ein für die Auswüchse der Harnschau charakteristisches Lehrbuch des XIII. Jahrhunderts, und Pauli Aeginetae libri tertii interpretatio antiqua ed. Heiberg, Leipzig, Teubner, 1912, M. 4,40, eine im IX. oder X. Jahrhundert in Unteritalien entstandene und für die Kenntnis des Griechischen um diese Zeit sowie die Entwicklung der frühitalienischen Medizin in Salerno wichtige lateinische Übersetzung des dritten Buches des Ägineten,

Eindringen der historischen Methode in die Kreise der Medizinhistoriker sodann hat zu einer reinlicheren Trennung der Spreu vom Weizen geführt als bisher, das Verständnis für die kulturgeschichtliche Seite der Entwicklung der Heilkunde zur Folge gehabt, daß man die Medizingeschichte immer mehr zur medizinischen Kulturgeschichte erweiterte.

Wie sich die Heilkunde aller Völker und Zeiten im Zusammenhang mit der gesamten Kultur gestaltet und mit ihrem Auf und Nieder parallel geht, hat Max Neuburger in seiner darstellenden Geschichte der Medizin[1]) überzeugend dargetan. Das verleiht seinem Werk, welches — leider ohne Angabe seiner literarischen Quellen, die jedoch für den Schlußband in Aussicht gestellt ist — unsere gegenwärtige Kenntnis auf diesem Gebiet in mustergültiger, außerordentlich anregender Weise zusammenfaßt, einen über den Rahmen einer Fachgeschichte hinausgehenden Wert. Die Abhängigkeit der Heilkunde von der Kultur zeigt auf einem beschränkteren Gebiet Fujikawas kurze Geschichte der Medizin in Japan[2]), wo für ihre Entwicklung die von China importierte Kultur, namentlich die des Buddhismus, bedeutungsvoll wurde.

Indes liegt die Hauptaufgabe der derzeitigen medizinhistorischen Forschung nicht auf dem Gebiete der Darstellung, sondern in der Prüfung zahlreicher Einzelfragen, die der Lösung harren. Sie sind zum Teil bereits erfolgreich in Angriff genommen. So muß der Referent wohl mehr, als es sonst für diese Berichte geplant ist, selbst im Eröffnungsbericht der Kleinarbeit gedenken.

Das unmittelbarste Erträgnis für die Kulturgeschichte liefert der Natur der Sache nach die Forschung auf dem Gebiet der *Volksmedizin.*[3]) Hunger und Schmerz zwangen den Menschen, sich nach Hilfsmitteln umzusehen, die ihm das Pflanzen- und Tierreich bot. Aus dem vegetabilischen Nahrungsmittel wurde das pflanzliche Heilmittel. Bei den alten Germanen sind die ältesten Medikamente

---

1) Bisher erschienen: Erster Band. 1906. M. 9,—. Zweiter Band, Erster Teil. 1911. M. 13,60. Stuttgart, Enke.

2) Geschichte der Medizin in Japan. Herausgegeben vom Kaiserlich Japanischen Unterrichtsministerium. Tokyo 1911 (C. C. Meinhold & Söhne, Dresden). M. 3.—.

3) Vgl. zum Folgenden: Max Hoefler, Heilbrote, in: Zwanzig Abhandlungen z. Gesch. d. Medizin, Festschrift für Baas, Hamburg und Leipzig, Voß, 1908. M. 7,—.

Derselbe, Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union, deutsche Verlagsgesellschaft, ohne Jahr (1908). Geb. M. 7,—.

Derselbe, Volksmedizinische Botanik der Germanen. (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. Band V.) Wien, R. Ludwig, 1908. M. 4,80.

diejenigen von den zunächst nicht kultivierten, sondern wild innerhalb der Hofraite wachsenden Pflanzen, welche sich durch besondere Nährkraft auszeichnen. Aus der Nährpflanze wird die Heilpflanze durch die Absicht, mit den in ihr enthaltenen Nährkräften das mit der Krankheit verbundene Schwinden des ganzen Körpers oder seiner Organe zu beseitigen; daneben soll sie in erster Linie der Erhöhung der Fruchtbarkeit und Fortpflanzungsfähigkeit dienen. Die ersten Erfahrungen über die Schmerzstillung, die Narkose, dürften zufällig beim Suchen nach fettreichen Nahrungsmitteln aus der pflanzlichen Sphäre erworben worden sein. Die Heilmittel erhielten sekundär durch die Beseelung der Pflanze im Seelenkult einen rituellen Nimbus. Die Verwendung von tierischen Organen zur Krankheitsbehandlung ist jünger wie das vegetabilische Heilmittel. Sie ist, wie von Hoefler durch Vergleichung und Analyse der Bräuche bei den verschiedenen Völkern nachgewiesen wird, aus dem Kultopfer hervorgegangen, bei dem die Idee der erzürnten (auch krank machenden) Unterirdischen oder Seelengeister vorschwebte, gerade so, wie die medizinische Verwendung der sog. Heilbrote aus vegetabilischen Kultopfern hervorging. Man verlor den ursprünglichen Sinn des Opferkultverfahrens, der Omophagie (des kultischen Verzehrens des rohen Opferfleisches), der Theophagie oder Communio, d. h. der erstrebten Vereinigung mit der Gottheit durch Mitgenuß der Opferspeise, aus den Augen und brachte nun erst das zum Heilzweck verwendete Organ mit dem zu heilenden in Korrelation. Erst jetzt kommt der Gedanke zum Vorschein, ein erkranktes Organ durch ein gesundes in pharmakologischem Sinn zu ersetzen. Dieser Gedanke setzt ja bis zu einem gewissen Grade fortgeschrittene rationelle Organkenntnisse voraus, die jenen primitivsten Zeiten fehlen mußten. Am längsten erhielt sich der Opferritus bei den öffentlichen Kultmitteln zur Seuchenabwehr. Er geht zum größten Teil auf den griechischen Kult der χθόνιοι zurück und ist in Resten und Spuren in der größtenteils von den Ägyptern, Griechen und Römern beeinflußten deutschen Volksmedizin zu finden.

Hier rollt sich das Problem der Abhängigkeit und der Zusammenhänge der verschiedenen Völker untereinander in der Heilkunde auf, wie es namentlich Felix v. Oefele[1]) für die ***Keilschriftmedizin*** angeschnitten hat. Je weiter die Forschung in die Details eindringt, desto mehr treten in der Medizingeschichte Abhängigkeiten zutage, von denen man früher kaum etwas wußte, Beziehungen, bei denen der Völkergedanke Bastians versagt und Be-

[1]) Keilschriftmedizin in Parallelen. Zweite Auflage. (Der alte Orient. IV, 2.) Leipzig, Hinrichs, 1904. M. 0,60.

rührungen politischer und kommerzieller Natur angenommen werden müssen. Auf die *jüdische Medizin*, die Julius Preuß[1]) auf Grund mehr als 20jähriger Forschung darstellt, haben Babylon und Ägypten allerdings nicht den Einfluß ausgeübt, den man nach den sonstigen Beziehungen annehmen sollte. Erst in späterer Zeit weisen einzelne deutliche Spuren nach Babylon. Da man von einer spezifisch jüdischen Heilkunde im Sinne einer wissenschaftlichen Medizin andererseits kaum reden kann, da überall das Volksmedizinische in den Vordergrund tritt, so liegt das Verdienstliche des Preußschen Buches auf dem geradezu lückenlos bearbeiteten Gebiet der medizinischen Kulturgeschichte. Das Kapitel von der gerichtlichen Medizin macht dem juristischen Empfinden der Israeliten alle Ehre. Die hygienischen Tendenzen des kultischen Gesetzes, welche man in dem Streben, überall antizipiertes modernes Wissen zu finden, stark übertrieben hat, werden von Preuß auf das richtige Maß zurückgeführt und vor allem die in der Bibel gezeichneten Krankheitsbilder, die im Streit um ihre Identifizierung eine Riesenliteratur hervorgerufen haben, objektiv kritisch gewürdigt, wobei freilich die Entscheidung, ob es bei den Juden damals nun wirklich Syphilis, Pest und andere Volkskrankheiten gegeben hat oder nicht, meist offen bleibt. Eine wesentlich für Theologen und Mediziner berechnete, aber auch in zahlreichen Einzelheiten den Kulturhistoriker interessierende Darstellung der Augenheilkunde bei den alten Hebräern gibt L. Kotelmann.[2])

In ähnlicher Weise wie Preuß für die Juden führt Karl Sudhoff[3]), gestützt auf das Material der Papyri und der Ostraka, ein gutes Stück öffentlichen und privaten Lebens in *Ägypten* von der Zeit des Hellenismus bis zur Araberherrschaft mit bunter Vielgestaltigkeit in medizinischer Beleuchtung vor. Die Haushaltungsrechnungen zeigen, daß Fleisch ein seltenes Nahrungsmittel war. Reichlicher wurden Fische und vor allem Vegetabilien genossen. Eine zuverlässige innere Fleischbeschau durch die Priester, wie sie im alten Ägypten nachweisbar ist, fehlte, obwohl auf die äußere „Reinheit" der Opfertiere sorgfältig geachtet wurde. Die Ölbereitung war ebenso wie der Handel mit Myrrhe Staatsmonopol und wurde nach einem bis ins einzelne geregelten Modus betrieben.

---

[1]) Biblisch-talmudische Medizin. Beiträge zur Geschichte der Heilkunde und der Kultur überhaupt. Berlin, S. Karger, 1911. Geb. M. 22,—.

[2]) Die Ophthalmologie bei den alten Hebräern. Aus den alt- und neutestamentlichen Schriften unter Berücksichtigung des Talmuds dargestellt. Hamburg und Leipzig, Voß, 1910. M. 15,—.

[3]) Ärztliches aus griechischen Papyrusurkunden. Bausteine zu einer medizinischen Kulturgeschichte des Hellenismus. (Studien zur Geschichte der Medizin. Heft 5/6.) Leipzig, Barth, 1909. M. 16,—.

Über ihn wie über die in Ägypten besonders entwickelte Parfümindustrie, den Handel mit verschiedenen Gewürzen und Drogen, den zu kultischen, magischen und medizinischen Zwecken verwendeten Räuchermitteln, den in der Technik und beim Einbalsamieren benötigten Natronsalzen, Asphalt und Alaun, wird manche neue Auskunft erteilt. Die Einrichtung und Sitte des Bades hat Sudhoff[1]) für das ältere *Griechentum* an der Hand von Vasenbildern und anderen Überresten untersucht und einen lebendigen Einblick in den Betrieb des privaten und öffentlichen Badelebens mit allen seinen Unterarten (Fußbad, Waschung des ganzen Körpers am Badetisch, Sitzwannenbad, Dusch- und Schwimmbad) gegeben. Im hellenistischen Ägypten spielt sich das Badeleben hauptsächlich in den öffentlichen Bädern ab. Ihre Unterhaltung ist vielfach, ganz oder teilweise, die Aufgabe freiwilliger Spenden und Stiftungen, was sich schließlich durch übermäßige Belastung der Gutsituierten zu einem solchen Mißstand entwickelte, daß man auf dem Verordnungswege dagegen einschritt. Schon in frühptolemäischer Zeit wurde für die Benutzung öffentlicher Bäder eine besondere Steuer erhoben. Vom Badepersonal werden der Bademeister, der Garderobier und der männliche Badediener eines Frauenbades erwähnt. Einzelne Schriftstücke verraten ein stark sinnliches Liebesleben. Die Dirne war nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern im ersten nachchristlichen Jahrhundert besteuert. Aus der Zeit der makedonischen Okkupierung liegen Akten über das kaufmännisch geordnete Übergehen einer Soldatendirne von einer Hand in die andere vor, das wie beim Sklavenhandel um bestimmten Preis erfolgte. Beim Sklavenkauf gelten Aussatz und Epilepsie, bei weiblichen Sklaven aber auch habitueller Abort und habituelle Frühgeburt als Fehler, welche bei ihrem späteren Hervortreten den Kauf rückgängig machen. Auch sonst wird auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in teilweise ganz modern anmutender Weise die Krankheit berücksichtigt (Krankheitsatteste, gerichtsärztliche Zeugnisse, Bescheinigung der Militäruntauglichkeit u. a. m.). An den Papyri über Ehe, Eheverträge, Scheidung und Heiratsgut interessiert besonders die, auch für eine Art Zeitehe vorgesehene, Bestimmung, daß im Scheidungsfall der frühere Ehegatte noch gehalten sein soll, der schwangeren Frau für die Zeit der späteren Niederkunft und des Wochenbettes eine Verpflegungssumme auszuzahlen. Die Ver-

[1]) Aus dem antiken Badewesen. Medizinisch-kulturgeschichtliche Studien an Vasenbildern. — Aus dem antiken Badewesen II. Weitere medizinisch-archäologische Untersuchungen. Berlin. Allgemeine medizinische Verlagsanstalt. 1910. M. 2,— und M. 1,20.

zeichnisse des von der Gattin zugetragenen Heiratsgutes ergeben Anhaltspunkte für die Hygiene der Kleidung. Das Ziehkinder- und Ammenwesen war hochgradig entwickelt. Die Beschneidung wurde nach dem Sudhoffschen Material in der Kaiserzeit nur bei Priesterkindern zum Zeichen der Reinheit vorgenommen. Die „Ausschneidung" der Mädchen war vermutlich die Vorbedingung für die künftige Priestergattin. Beiträge zur Kenntnis des Betriebes in den Sarapeien, Isieien, Asklepieien, jenen Heilstätten, von denen neuerdings namentlich S. Herrlich[1]) überzeugend dargetan hat, daß man sie meist nicht mit modernen Kurorten bzw. Sanatorien, sondern eher mit Wallfahrtsstätten vergleichen kann, geben Papyri mit der Bitte um Rat und Heilung in Krankheitsfällen und mit Erzählungen von Traumerlebnissen beim Tempelschlaf. Die sog. κάτοχοι d. h. die vom Gott Ergriffenen wohnen im Tempel längere Zeit zusammen, um in der üblichen theurgischen Weise von ihren Leiden befreit zu werden. Unter Umständen machten sie aus ihrer „Gottergriffenheit" ein Gewerbe und schliefen für andere gegen Entgelt. Weitere Papyri belegen die Existenz von Heiligtümern der Eileithyia, des frühchristlichen Spitals in Arsinoe, eines daselbst befindlichen Altmännerheims und beleuchten den Ökonomiebetrieb in den Spitälern der byzantinischen Zeit. Es sprechen zwar manche Papyri für die Einzelhonorierung des Arztes im hellenistischen Ägypten, aber für gewöhnlich war der Arzt „öffentlicher Arzt" als angestellter Beamter des Königs, des Staates oder der Gemeinde. Er hatte kein Honorar zu fordern, sondern war fest besoldet. Seine Bezahlung wurde durch eine besondere Steuer, das ἰατρικόν, aufgebracht.

Solche öffentliche Ärzte hat es, wie R. Pohl[2]) nachweist, bei den Griechen zu allen Zeiten gegeben. Später kommt für sie der Titel „Archiater" auf, der zunächst als Bezeichnung der Hofärzte im zweiten Jahrhundert v. Chr. am Seleuzidenhof auftaucht und dann von den griechischen Städten aufgenommen wird. Erst später bezeichnen die Römer so ihre öffentlichen Ärzte und noch später die kaiserlichen Leibärzte. Allmählich wird Archiater die Bezeichnung für Arzt schlechthin. Das deutsche Wort „Arzt" leitet sich von da ab. Justinian hat die öffentliche Bezahlung der Ärzte aufgehoben.

Eine ärztliche Approbation in unserem Sinne hat es nach Pohl in der ganzen Antike nicht gegeben. Alle, die wollten, konnten an sich praktizieren. Aus ihrer Reihe wurden dann die öffentlichen

[1]) Antike Wunderkuren. Osterprogramm des Humboldtgymnasiums zu Berlin. 1911.

[2]) De Graecorum medicis publicis. Phil In.-Diss. Berlin, 1905. Im Buchhandel erschienen bei Mayer und Müller, Berlin. M. 1,80.

Ärzte bestellt. Eine andere Ansicht vertritt Theodor Meyer-Steineg[1]) in seiner Geschichte des *römischen* Ärztestandes. Er nimmt die Einführung einer ärztlichen Approbation unter Septimius Severus an. Erscheinen die ärztlichen Standesverhältnisse bei Pohl mehr als Ausfluß der gesamten, auch das Römerreich überflutenden griechischen Kultur, so tritt bei Meyer-Steineg das Bestreben in den Vordergrund, die Entwicklung des Ärztestandes in Rom als etwas spezifisch Römisches zu erfassen. In seinem Buche Theodorus Priscianus und die römische Medizin[2]) verfolgt Meyer-Steineg diesen Gedanken für die Heilkunde selbst. Er weist nach, wie die griechische Medizin, als sie mit Asklepiades und seinen Nachfolgern in Rom zu Ansehen kam, durch die nüchterne Veranlagung des römischen Volkes, durch seine Neigung zur Ausbildung einer Volksmedizin, wie sie in den Arzneibüchern eines Cato, Plinius u. a. zum Ausdruck kommt, in ganz bestimmte, für Rom charakteristische Bahnen gelenkt werden mußte, in denen vor allem die sog. methodische Schule mit ihren stark hervortretenden praktischen Tendenzen sehr erfolgreich war. Daß Galen sich diesen Strömungen entgegenstemmte, wurde die Ursache, daß er „für die mittelalterliche Medizin zwar eine Epoche, für die römische aber nur eine Periode bedeutete". Ohne Zweifel ist das militärärztliche Wesen der Römer, dessen Organisation Haberling[3]), hauptsächlich auf das Inschriftenmaterial gestützt, schildert, in dieser Form ureigenstes römisches Kulturgut. Die ersten sicher erwähnten, noch unfreien Ärzte gehören der Zeit Caesars an. Mit der Anerkennung der Heilkunde als einer eines freien Mannes würdigen Beschäftigung von seiten der Römer und mit der Hebung des allgemeinen medizinischen Niveaus gewinnen auch die Militärärzte, die nach Haberling den mittelalterlichen Feldscheren weit überlegen waren, an Ansehen und Bildung. Die meisten von ihnen machten den wissenschaftlichen Studiengang aller Ärzte jener Zeit durch. Anders wie heute, bestand ein prinzipieller Unterschied zwischen dem medicus castrensis, der die Gesundheitspflege in der Garnison unter sich hatte und im Kriegsfall hier zurückblieb, und den Truppenärzten. Ihre Ausrüstung im Feld bestand in gut eingerichteten Instrumenten und Arzneimittelkästen, die sich mit den modernen vergleichen lassen. Die soziale Stellung der Militärärzte war trotz aller möglichen Privilegien (Steuerfreiheit, Befreiung von anderen öffent-

[1]) Geschichte des römischen Ärztestandes. Habilitationsschrift. Jena. Kiel 1907.

[2]) Theodorus Priscianus und die römische Medizin. Jena, Fischer, 1909. M. 7,—.

[3]) Die altrömischen Militärärzte. (Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens. Heft 42.) Berlin, Hirschwald, 1910. M. 2,80.

lichen Lasten, Rechtsanspruch auf Ersatz für im Dienst erlittenen Schaden) niedrig. Schon deshalb, weil sie im Rang gewöhnlich mit dem in Reih und Glied stehenden Soldaten gleich standen und nicht avancieren konnten. Im übrigen schwankt ihr Ansehen, je nach dem Ansehen des Truppenteils (Linientruppe oder Gardetruppe), dem sie angehören. Während Meyer-Steineg der Ansicht ist, daß der römische Militärarzt im Hinblick auf die skizzierten Nachteile meist nur kurze Zeit im Dienst blieb, glaubt Haberling aus der hohen Differenz im Alter, die man bei aktiven Militärärzten findet, das Gegenteil annehmen zu dürfen.

Die kulturgeschichtlichen Aufgaben der *mittelalterlichen Medizinhistorik* hat Karl Sudhoff[1]) vor kurzem in klaren Zügen fixiert. Dringend erforderlich erscheint eine Neubearbeitung des kulturgeschichtlichen Materials auf dem Gebiet der Geschichte des Ärztestandes, des niederen Heilpersonals, des Apothekerwesens, des Krankenhauses mit den Spezialhospitälern (Leprösen-, Antoniter-, Pest- und Blatternhaus), der Klosterinfirmarien, der Stellung der Ärzte zur Krankenhausbehandlung, der Hygiene im weitesten Sinne des Wortes, der Stellung der Geistlichkeit zur Heilkunde und ihres Einflusses auf sie; das hygienische Material im Recht, in städtischen Urkunden aller Art, im privaten Briefwechsel, in Reisebüchern und Gesandtschaftsberichten, die medizinischen Gesichtspunkte im Volksleben, das Ärztlich-Hygienische im Heerwesen, bei den Kreuzzügen, auf der Seefahrt, bei der Karawane, während der Epidemien — alles bedarf noch stärkerer Berücksichtigung.

Wie nötig eine Neubearbeitung des Krankenpflegewesens ist, beweist sehr deutlich die Geschichte der Krankenpflege von Nutting und Dock[2]), ein Buch, welches wegen seiner mangelhaften Literaturkenntnis, mancher Unrichtigkeiten und schiefer Auffassungen wenigstens für Altertum und Mittelalter keine Bereicherung unseres Wissens bedeutet. Über vorläufige Ergebnisse von Untersuchungen über das Verhältnis der Theologie zur Medizin im Mittelalter berichtet Paul Diepgen.[3]) Nach seinen Resultaten erscheint der Einfluß der Kirche (namentlich auf dem Gebiete der ärztlichen Ethik, der Therapie und der Hygiene) durchaus nicht so unvorteilhaft, wie

[1]) Aufgaben und Forschungswege der Medizingeschichte im Mittelalter im Abendland. Vortrag auf der historischen Abteilung der 84. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Münster i. W. am 17. September 1912. Siehe den Bericht in den Verhandlungen der Gesellschaft.

[2]) Geschichte der Krankenpflege. Zwei Bände. Berlin, Reimer 1910 u. 1911. à M. 10,—.

[3]) Medizinisches aus Theologischen Schriften des Mittelalters. Medizinische Klinik. 1913. Nr. 3 u. 4. Berlin.

man vielfach angenommen hat. Auf die Stellung der Hebammen im mittelalterlichen Volksleben werfen die Studien Georg Burckhards[1]), denen deutsche Hebammenordnungen aus dem XV. und XVI. Jahrhundert zugrunde liegen, ein neues Licht. Sie enthalten nicht nur wertvolle Beiträge zur Standesgeschichte, sondern auch über manchen Brauch des Wochenbettes, der Kinderpflege, der Armenfürsorge und der Taufe. Recht merkwürdig erscheint in einzelnen Gegenden das Verhältnis der Hebamme zu dem beigezogenen Arzt; durften doch vielfach die Ärzte geburtshilfliche Operationen nicht ohne Genehmigung der Hebammen ausführen.

Dringend bedürfen der Klärung die Beziehungen der Heilkunde zu den sog. *Pseudowissenschaften* des Mittelalters, für die es an einer zuverlässigen Geschichte fehlt. Es hat den Anschein, als steckte in den Anschauungen über den Einfluß der Sterne auf den Menschen, in der Verwertung der Methoden, die man zur „natürlichen" Magie rechnet, für therapeutische Zwecke, in den tastenden Versuchen der Alchemie, in den Auffassungen über Traum und Traumdeutung mehr naturwissenschaftliches Empfinden, als man gewöhnlich glaubt. Überall findet man doch schließlich den Wunsch nach natürlicher Erklärung und, wenn sich auch die an wirkliche oder vermeintliche Erfahrungstatsachen anknüpfende Spekulation leicht ins Uferlose verliert, so fehlt selten das Streben nach gewissenhafter Durchdenkung der Probleme. Für die Beziehungen der Astrologie zur Medizin hat Karl Sudhoff[2]) das Material schon 1902 zusammengefaßt. Eine gute Darstellung der Grundlagen der astrologischen Medizin und ihrer praktischen Anwendung auf einem speziellen Gebiet gibt Viktor Fossel.[3]) Ganz im Rahmen der zeitgenössischen Lehren bewegen sich die medikoastrologischen Schriften Arnalds von Villanova.[4]) Mit der Sterndeutekunst im unmittelbaren Zusammenhang steht die mittelalterliche Oneiromantie. Sie stellt eigentlich nichts anderes dar als eine auf den schlafenden Menschen angewendete Astrologie.[5]) Die Verwertung des Traumes für die medizinische Diagnose und

[1]) Studien zur Geschichte des Hebammenwesens. I. Band, erstes Heft: Die deutschen Hebammenordnungen von ihren ersten Anfängen bis auf die Neuzeit. I. Teil. Leipzig, Engelmann, 1912. M. 7,—.

[2]) Jatromathematiker vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert. (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Heft 2.) Breslau, Kern, 1902. M. 4,—.

[3]) Aderlaß und Astrologie im späteren Mittelalter. In: Studien zur Geschichte der Medizin. Stuttgart, Enke, 1909. M. 6,—.

[4]) Diepgen, Studien zu Arnald von Villanova. Archiv für Geschichte der Medizin V (1911), S. 88 u. f.

[5]) Diepgen, Traum und Traumdeutung als medizinisch-naturwissenschaftliches Problem im Mittelalter. Berlin, Springer, 1912. M. 1,20.

Prognose ist die natürliche Konsequenz der mittelalterlichen Physiologie des Schlafes und Traumes. Untersuchungen über die Stellung Arnalds von Villanova[1]) zur Alchemie, welche die chemischen Möglichkeiten der Goldmacherkunst im mittelalterlichen Sinne erläutern, und zu den verschiedenen Formen der Magie und der Zauberei[2]) zeigen gerade bei letzterer den Arnald mit anderen Großen des XIII. Jahrhunderts gemeinsamen Versuch, die Bezauberung als eine Art Suggestivwirkung natürlich zu erklären. Wie langsam der Zauberwahn zu Ende ging, ist bekannt. Als echtes Kind seiner Zeit erweist sich in diesem Punkte Paul Zacchias (1584—1658), der Archiater Innocenz' X. und Alexanders VII., dessen forensischer Medizin, einem seltsamen Gemisch von Rückständigkeit und fortgeschrittenem Wissen Fossel eine ausführliche Studie widmet.[3])

Was die *mittelalterlichen Epidemien* angeht, so steht heute der Kampf um den amerikanischen oder nicht amerikanischen Ursprung der Syphilis im Vordergrund. Hielt die Mehrzahl der Forscher die Lustseuche im Anschluß an die Untersuchungen Iwan Blochs[4]) vom Jahre 1901, denen inzwischen ein zweiter Band[5]) gefolgt ist, für eine mit der Entdeckung Amerikas in Europa eingeschleppte, bis dahin dort gänzlich unbekannte Krankheit, so hat Karl Sudhoff[6]) in neuester Zeit schwerwiegende und (nach Mei-

---

[1]) Vgl. Archiv für Geschichte der Medizin III, S. 369ff.

[2]) Vgl. Archiv für Geschichte der Medizin V, S. 88ff.

[3]) Vgl. a. a. O. S. 46—111, Paul Zacchias. Außer den genannten Arbeiten enthalten Fossels Studien Aufsätze über Krato von Krafftheim, den großen Chirurgen Lorenz Heister und den berühmten Wiener Kliniker Maximilian Stoll.

[4]) Der Ursprung der Syphilis. Eine medizinische und kulturgeschichtliche Untersuchung. Erste Abteilung. Jena, Fischer, 1901. M. 6,—. Vgl. die Besprechung in diesem Archiv I, 1903, S. 494ff.

[5]) Zweite Abteilung. Jena, Fischer, 1911. M. 11,—. Bloch kommt hier auf Grund medizinischer Analyse zu dem Resultat, daß alle von den Anhängern der Altertumssyphilis als spezifisch syphilitisch gedeutete Krankheitsbilder sicher nicht spezifisch syphilitisch gewesen sind. Der daraus von ihm gezogene Schluß, daß sich auch die bloße Möglichkeit der Existenz dieser Erkrankung im Altertum nicht mehr aufrecht erhalten läßt, dürfte doch wohl zu weit gehen, selbst wenn die antiken Ärzte die genügende Kenntnis und Möglichkeit gehabt hätten, die Diagnose auf Syphilis zu stellen.

[6]) Man vergleiche zum Folgenden: Karl Sudhoff, Mal Franzoso in Italien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Zur historischen Biologie der Krankheitserreger. Heft 5.) Gießen, Toepelmann, 1912. M. 2,50. — Derselbe, Aus der Frühgeschichte der Syphilis. (Studien zur Geschichte der Medizin. Heft 9.) Leipzig, Barth, 1912. M. 17,—. — Derselbe, Graphische und typographische Erstlinge der Syphilisliteratur aus den Jahren 1495 und 1496. (Alte Meister der Medizin und Naturkunde in Faksimile-Ausgaben

nung des Referenten) entscheidende Gründe für das Gegenteil beigebracht. Die Frage beansprucht ja ein weit über das Problem des Krankheitsursprungs herausgehendes Interesse. Sie ist mit den kulturellen Verhältnissen des ausgehenden Mittelalters aufs innigste verknüpft. Sudhoff weist nach, daß die volkstümliche Bezeichnung „mal franzoso" schon in norditalienischen Rezepten vom Anfang des XV. Jahrhunderts vorkommt, also nicht mit dem nach Bloch explosionsartigen Ausbruch beim Feldzug Karls VIII. zusammenhängt. Er glaubt, daß man den Namen, neben dem von vornherein auch noch andere Bezeichnungen üblich sind (grosse vérole kommt schon 1463 vor), bewußt auf eine Krankheit übertragen hat, die vorher unter dem Namen Hiobskrankheit bekannt war. Letztere behandeln zahlreiche Rezepte aus der zweiten Hälfte oder vom Ende des XV. Jahrhunderts, die auf eine bereits längere Erprobung in der Praxis hindeuten, wie denn überhaupt die Ärztewelt der Syphilis, die Schellig und Wimpheling direkt als bekanntes Leiden bezeichnen, keineswegs hilflos gegenüberstand, sondern ihr von vornherein eine bei chronischen Hautkrankheiten erprobte, seit dem XIII. Jahrhundert bekannte Quecksilbersalbenschmierkur, wie sie ähnlich noch heute verwendet wird, gegenüberzusetzen wußte. Die zum Teil grausamen Isolierungs- und Ausweisungsmaßregeln gegen die Kranken, mit denen die Behörden der Ausbreitung der Syphilis einen Riegel vorzuschieben gedachten, womit sie sie aber stellenweise geradezu gefördert haben, waren von früheren Zeiten (gegenüber Pest- und Leprakranken) geläufig. Nach Sud-

und Neudrucken, herausgegeben von Gustav Klein. Nr. 4.) München, Kuhn, 1912. M. 25,—. Die hervorragende, technisch meisterhafte Ausstattung des letzteren Werkes mit seinen 24 Tafeln gibt mir Gelegenheit, Bücherfreunde und Kulturhistoriker, auch sofern sie nicht direkt medizingeschichtlich interessiert sind, auf die schönen Ausgaben der Kleinschen Sammlung aufmerksam zu machen. Bis jetzt erschienen außer der genannten Schrift als Nr. 1—3: Frauenbüchlein des Ortolff von Bayerland, gedruckt vor 1500, Begleittext von Gustav Klein, 1910, M. 2,50, — eine mittelalterlich populäre Diätetik der Fortpflanzungsperiode der Frau, welcher in jener Zeit des völligen Versagens der ärztlichen Kunst und der Hebamme am Geburtsbett eigene Kenntnisse wirklich nützlich sein konnten; Eucharius Rößlins „Rosengarten", gedruckt im Jahre 1513, Begleittext von Gustav Klein, 1910, M. 7,—, — das älteste deutsche gedruckte Lehrbuch für Hebammen; Buch der Cirurgia des Hieronymus Brunschwig, Straßburg, Johann Grüninger, 1497, Begleittext von Gustav Klein, 1911, M. 25.—, — das älteste in deutscher Sprache gedruckte Lehrbuch der Chirurgie mit prächtigen Holzschnitten. Die Erläuterungen Kleins beziehen sich zum Teil auf allgemein-kulturhistorisch Interessantes, Folter u. a. Die neuerdings erschienene Gynäkologie des Thomas von Cantimpré von Ferckel ging dem Referenten noch nicht zu.

hoff wurde das französische Besatzungsheer und sein Schweizer Kontingent 1495 und 1496 im Königreich Neapel nicht durch Syphilis, sondern durch Typhus vernichtet. Marino Sanuto, der authentische Berichte über den Feldzug gibt, erwähnt für die Jahre 1494 bis 1497 die Syphilis nicht ein einziges Mal, ebensowenig tun dieses die Diarien des Giorolamo Prinli und des Veroneser Arztes Alexander Paeantius Benedictus, die gut orientiert sein konnten und mußten. Lediglich in amtlichen Notizen französischer Sprache aus den Jahren 1496 und 1497 heißt die Syphilis mal de Naples. Dagegen ergibt sich aus einem von Sudhoff reproduzierten 1496 gedruckten Briefe des Messinesischen Arztes Nicolo Scillaci, daß die Syphilis in Barcelona, wohin sie von Amerika importiert sein soll, schon 1495 als von Frankreich stammend galt. Der gewaltige Eindruck, den die vorkommende Syphilis gerade im letzten Jahrfünft des XV. Jahrhunderts machte (obwohl sie kein neues Leiden war), und der sie als schreckliche Volkskrankheit erscheinen ließ, ist nach Sudhoff zunächst damit zu erklären, daß man seit langem aus astrologischen Gründen infolge einer unheilvollen Konjunktion, die seit dem 25. November 1484 angesagt war und 60 Jahre in Wirkung bleiben sollte, auf eine „Geschlechtspest" wartete, „wie die Juden auf den Messias", dann in dem bekannten Gotteslästereredikt Maximilians, in dessen Entwurf, wie Sudhoff nachweist, der die Syphilis betreffende Passus erst nachträglich hereinkorrigiert worden ist. Dadurch wurde alle Welt auf die Seuche aufmerksam. Das trug dazu bei, daß die städtischen Chronisten besonders auf das etwaige Vorkommen von Syphilisfällen achteten, und wurde Veranlassung zu den Übertreibungen von der Gottesgeißel Syphilis, die einzelne nüchtern denkende Ärzte als keineswegs so gefährlich kennen. Vielleicht wurde nach Sudhoff in späterer Zeit die Ausdehnung des Übels auch aus geschäftlichen Gründen übertrieben und von dieser Seite der Ursprung nach Amerika verlegt, weil die Händler mit Guajakholz ein Interesse daran hatten, zu behaupten, die Krankheit entstamme demselben Lande wie dieses übermäßig dagegen angepriesene Heilmittel. Die von Sudhoff reproduzierten religiösen Syphilisblätter aus den Jahren 1495—1497 zeigen recht anschaulich den Niederschlag der Krankheit in der Holzschnittkunst und weiter, wie der mittelalterliche Mensch auch noch in jener Zeit des religiösen Niederganges im Gebet zu seinen Schutzheiligen (St. Minus, St. Dionysius u. a.) Trost suchte und fand.

Die mit der Geschichte der Syphilis aufs engste zusammenhängende Geschichte der *Prostitution* hat Iwan Bloch, der ihr auch in dem bereits genannten Werke[1]) ausgedehnte Beiträge wid-

[1]) Vgl. S. 474, Anm. 4 und 5.

met, von ganz neuen Gesichtspunkten aus auf Grund eines kaum übersehbaren historischen Materials in Angriff genommen.[1]) Als soziales Phänomen erscheint ihm die Prostitution als ein „Überbleibsel" der antiken Kultur. Als biologisches Phänomen ist sie eine Form der dionysischen Selbstentäußerung. Daher stammt nach Bloch ihre organische Verknüpfung mit den übrigen Mitteln der Selbstentäußerung, der religiösen und künstlerischen Ekstase, den künstlichen Berauschungsmitteln (Haschisch, Opium, Alkohol usw.) und Parfüms, dem Bade und dem Hexenwesen. Die schon früh nachweisbaren ökonomischen Beziehungen der Prostitution sind sekundärer Natur und gehörten ursprünglich nicht zu ihrem Wesen. Ein abschließendes Urteil über das Werk wird sich erst nach Lektüre des zweiten Bandes, der bei Beendigung dieses Berichtes noch nicht erschienen war, abgeben lassen. Jedenfalls ist das vorliegende Buch eine alles vorhandene Material mit historischer Kritik auf Grund der Quellen berücksichtigende Darstellung der Geschichte der Prostitution bis zum Ausgang des Mittelalters, die keine Seite der Frage unbeleuchtet läßt.

Gewaltiger als bei der Syphilis kommt bei der Pest die Erschütterung der mittelalterlichen Volksseele zum Ausdruck. Kein besserer Beweis dafür, als daß sie im Jahre 1348 die Araber mit dem Koran, die Juden mit der Bibel, die Christen mit dem Evangelium zu gemeinsamem Bittgang vereinigte und in Deutschland wieder alte Heidengötter zu Ehren kommen ließ. Wie die kultuellen Zustände der Vergangenheit in Handel und Wandel, in Kleidung und Lebensführung die fulminante Ausbreitung dieser Seuche zur Folge hatten, schildert Georg Sticker[2]) in seiner zweibändigen Geschichte der Pest. Wie in einer Art von Jahrbüchern, die mit der ersten Andeutung einer wirklichen Pestepidemie in Ägypten um 1320 v. Chr. beginnen und bis auf unsere Tage führen, wird hier alles zusammengestellt, was von irgendwie wertvolleren Berichten über die Krankheit und das Elend in ihrem Gefolge existiert. Nachdem man die älteren Anschauungen vom astrologischen Ursprung der Pest u. ä. verlassen hatte, entsprangen alle persönlichen und öffentlichen Maßnahmen zur Abwehr und damit eine Reihe der folgenschwersten Eingriffe in das private und öffentliche Leben der Vorstellung von der direkten oder indirekten Übertragbarkeit des Pestkeimes. Sie ist der Grundgedanke aller Ver-

[1]) Die Prostitution. Erster Band. (Handbuch der gesamten Sexualwissenschaften in Einzeldarstellungen. Band I.) Berlin, L. Marcus, 1912. M. 12,—.

[2]) Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre. I. Band. Die Pest. Erster Teil: Die Geschichte der Pest. Gießen, Toepelmann, 1908. Zweiter Teil: Die Pest als Seuche und als Plage. Gießen, Toepelmann, 1910. à M. 30,—.

ordnungen, die mit drakonischer Strenge, oft genug mit Androhung der Todesstrafe, durchgeführt werden: der Quarantäne, die seit dem schwarzen Tod bekannt ist, der Auswanderung, der alle Hilfsmittel zusammenfassenden Pestordnungen, Regimina und „Unterrichte" für Laien und Ärzte, der bekannten Schutzkleidung, der noch im 19. Jahrhundert vorgekommenen ärztlichen Beratung von Pestkranken durch das geöffnete Zimmerfenster und der Eröffnung der Pestbeulen mit 6 Fuß langen Messern, der noch 1788 in Alexandrien geübten Darreichung der Sterbesakramente mit einer 3 Fuß langen, am Ende eines Stabes befestigten Zange. Die strengen Absperrungsmaßregeln an den Landesgrenzen wurden aus finanziellen Gründen oft unnötig lange aufrechterhalten; gelegentlich kommt ihnen, wie den internationalen Sanitätskonferenzen, ein politischer Haupt- oder Nebenzweck zu. In der individuellen Pestprophylaxe erfreuen sich beim Volk besonders die Heiligen eines großen Ansehens als Schutzpatrone, welche selbst an der Seuche erkrankten, sich bei der Pflege von Pestkranken hervortaten oder deren Verehrung sich zu Pestzeiten einmal besonders bewährt hatte. Bei dem Pestamulett spielen alle möglichen volkstümlichen Vorstellungen eine Rolle, wie z. B. die äußere Ähnlichkeit der Kröte mit der Pestbeule. Viel Volkstümliches steckt auch in den äußerlichen und innerlichen Arzneien, von denen man Schutz und Hilfe erwartete, in den zahllosen Salben, Räuchermitteln, aromatischen Pestwässern, welche die Anfänge der Erfindung des Eau de Cologne gewesen sein sollen, den Ölen, von denen das Skorpionöl zeitweise sehr beliebt war, u. a. m. Eine besondere Form volkstümlichen Schutzes beruhte auf der vermeintlichen Erfahrung der Pestknechte und Totengräber, daß man sich durch Verzehren frischer oder getrockneter Pestbeulen, durch das Trinken von Pesteiter und von Knochenmark aus Pestleichen schützen könnte. Zu Heilzwecken trank der Pestkranke auch seinen eigenen Urin. Ähnliche Anschauungen führten später in der wissenschaftlichen Medizin zu Schutzimpfungsversuchen.

Eine furchtbarere Mahnung zur Ein- und Umkehr auf dem Gebiete der Körperkultur im weitesten Sinn des Wortes ist niemals an die Menschheit ergangen als in den Tagen der Pest. Sie hat diese Mahnung nicht gleich im vollen Umfang beherzigt. Es bedurfte vieler Jahrhunderte, bis die Reformen sich durchsetzten. Die historische Abteilung der im Jahre 1911 in Dresden veranstalteten Hygieneausstellung hat in glänzender Weise den komplizierten, oft unterbrochenen Werdegang des hygienischen Denkens, die „aus einer unendlichen Reihe von abgerissenen Fäden" bestehende Geschichte der hygienischen Einzelbestrebungen von den Zeiten prähistorischer Kultur bis zur Gegenwart illustriert.

Der 20394 Nummern umfassende Katalog[1]), welcher durch die den einzelnen Abteilungen vorausgeschickten historischen Hinweise besonderen Wert erhält, zeigt, daß die Geschichte der Hygiene völlig in der Kulturgeschichte aufgeht. Vom hygienischen Standpunkt aus verdienen die Untersuchungen Max Kemmerichs[2]) über die Lebensdauer und die Todesursachen innerhalb der deutschen Kaiser- und Königsfamilien ein besonderes Interesse. Kemmerich weist an der Hand eines allerdings in manchem wohl zu wenig umfangreichen und korrekturbedürftigen statistischen Materials nach, daß die Lebensdauer in diesen Familien seit dem frühen Mittelalter in stetigem Wachstum begriffen ist. Nur die Periode nach dem 30jährigen Krieg läßt einen geringen Rückschlag erkennen. Jedoch bleibt das Lebensalter der Fürsten während des ganzen Mittelalters hinter dem der modernen Durchschnittsbevölkerung zurück. Nur in der Periode von 1400 bis 1600 kam es ihm gleich. Daraus ergibt sich, daß die Lebensdauer im geraden Verhältnis zur Kultur eines Volkes steht, deren Fortschritte also nicht, wie vielfach behauptet, zur Degeneration führen. Die Bessersituierten haben stets länger gelebt als die übrige Bevölkerung. Einen großen Teil des Materials haben der Hygieneausstellung Werke der bildenden *Kunst* geliefert. Das Verdienst, kunsthistorische Studien für die Geschichte der Medizin verwertet zu haben, kommt in Deutschland in erster Linie Eugen Holländer zu. Er hat seine früheren Arbeiten auf diesem Gebiet neuerdings durch die Heranziehung der Plastik (hauptsächlich der antiken, aber auch der mittelalterlichen und neuzeitlichen) bereichert.[3]) Für die engste Geschichte der Fachwissenschaft mag die Sprache des Kunstwerks tatsächlich nur wenig Neues zu sagen haben, für die medizinische Kulturgeschichte wird sie immer bedeutungsvoll bleiben. Holländer beginnt sein durch technisch meisterhafte Reproduktionen illustriertes Material mit den Heiligtümern des Asklepios und den plastischen Darstellungen des Gottes selbst. Er schließt mit plastischen Illustrationen zum Leben der Krankheitspatrone, mit Grabdenkmälern und Monumenten von Ärzten, Hospitalschmuck und medizinischen Allegorien der neueren Zeit. Der dem Heilgott der Griechen vielfach beigegebene Omphalos ist vielleicht auf eine Verwechslung mit dem in der Form nicht unähnlichen Schröpfkopf, dem Abzeichen ärztlicher Technik, zurückzuführen. Sicher handelt es sich um eine Symbolisierung dieses technischen Prinzips bei dem

---

[1]) Zweite verbesserte und illustrierte Ausgabe. Berlin, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt. M. 8,—.

[2]) Die Lebensdauer und die Todesursachen innerhalb der deutschen Kaiser- und Königsfamilien. Leipzig und Wien, Deuticke, 1909. M. 3,50.

[3]) Plastik und Medizin. Stuttgart, Enke, 1912. M. 28,—.

in der hellenistischen Kleinkunst mit Vorliebe dargestellten Telesphorus. Mit am wertvollsten scheint mir das Kapitel über die Exvotos zu sein, deren Kenntnis von Holländer nicht nur durch zahlreiche Neufunde und Entdeckungen in Museen, sondern auch durch plausible neue Auffassungen über ihren Sinn vermehrt wird. Dabei interessieren besonders die Parallelen zwischen den antiken Anschauungen und den Votivopfern gesunder und kranker Gliedmaßen an katholischen Wallfahrtsorten. Bezüglich der vielerörterten Darstellung von allerlei Abnormitäten auf altperuanischen Trinkgeschirren kommt Holländer zu dem Resultat, daß es sich hier nicht, wie manche Forscher angenommen haben, um Abbildungen von Aussatz, Syphilis oder Tuberkulose handelt, sondern um symbolische Darstellungen der Vergänglichkeit alles Irdischen durch Mumienporträts, die er mit den dem gleichen Zweck dienenden Skelettnachbildungen der Antike und den mittelalterlichen Totentänzen vergleicht. Ein großer Teil dieser Darstellungen gibt medizinisch interessierende Vorgänge des alltäglichen Lebens, Begattung und Geburt, wieder.

Auf einem beschränkteren Gebiet erörtert Richard Greeff[1]) die Beziehungen zwischen Kunst- und Medizingeschichte. An der Hand von teilweise bisher unveröffentlichten Skizzen erbringt er den Nachweis, mit welch hervorragender Beobachtungsgabe und Naturtreue Rembrandt die zu seiner Zeit übliche Staroperationsmethode geschildert hat, indem er den blinden Tobias — anscheinend im Anschluß an eine fehlerhafte Übersetzung der betreffenden Bibelstelle durch Luther — von seinem Sohn durch den Starstich geheilt werden läßt. Die von Rembrandt an zahlreichen Skizzen studierte Szene ist für spätere Bearbeiter vorbildlich geworden. Alle derartigen Darstellungen lehnen sich an Rembrandt an. Das vorzüglich ausgestattete Werk liefert manchen Beitrag zur Kulturgeschichte der Staroperation.

Die Entwicklung des künstlerischen Anatomiebildes (der Darstellung des sezierenden Arztes) seit 1632 verfolgt Adolf Kronfeld.[2])

Paul Diepgen.

---

[1]) Rembrandts Darstellungen der Tobiasheilung. Stuttgart, Enke, 1907. M. 6,—.

[2]) In: Beiträge zur Geschichte der Medizin, herausgegeben von Adolf Kronfeld. (II, S. 5—29.) (Wien, Perles, 1912. M. 2,—.)

GESCHICHTE DER LITERARISCHEN KULTUR.

ERÖFFNUNGSBERICHT.

Wenn an dieser Stelle von literarischer Kultur als einem wichtigen, integrierenden Bestandteil der gesamten Kultur gesprochen werden soll, so kann von einer Begriffsbestimmung des allgemeinen Ausdrucks Kultur ganz abgesehen werden; mag man in ihr ganz allgemein die Entwicklung aller geistigen und materiellen Lebenserscheinungen sehen oder sie als den eine Zeit beherrschenden seelischen Gesamtzustand oder sonstwie definieren: immer wird die Literatur ein wesentliches Merkmal aller Kultur bilden, die Kulturgeschichte also nicht ohne Literaturgeschichte denkbar sein. Auch E. Bernheim[1]) z. B. faßt die Literaturgeschichte und verwandte Forschungsgebiete als so durchaus in das Gebiet der Kulturgeschichte, der spezialisierten Geschichte, fallend auf, daß er ihre Stellung im einzelnen nicht näher betrachtet und sich (was ja auch seinem Thema ferner liegt) mit abweichenden Ansichten nicht weiter auseinandersetzt. Nun läßt sich aber auch umgekehrt sagen: keine wahre Literaturgeschichte ohne Kulturgeschichte. Schon bevor Ferdinand Lotheißen diesen Satz prägte[2]), war er praktisch in Geltung; Hermann Hettner vor allen hat ihn aufs beste bewährt. Neuerdings hat dann Rud. Unger[3]), von einer Ablehnung der Schererschen Richtung ausgehend — worin er aber wohl der Theorie zuviel Gewicht beimißt, denn in der Praxis hat doch auch Scherer schöne Beispiele von kulturgeschichtlich durchdrungener Darstellung gegeben —, die besondere Forderung nach kulturphilosophischer, namentlich psychologischer und ästhetischer Vertiefung der literarhistorischen Forschung ausgesprochen.

Die wechselseitigen Anregungen und Bereicherungen, die von literatur- und kulturgeschichtlicher Betrachtung ausgehen können, bieten Probleme mannigfachster Art. Welche Bedeutung hat z. B. die Literatur für die nationale Kultur eines Volkes, und welches sind ihre international wirkenden Kräfte? Fallen die Höhen und Tiefen, überhaupt alle Strömungen in der Literatur mit entsprechenden oder entgegengesetzten in der politischen oder religiösen oder wirtschaftlichen Kultur zusammen? Ist die Literatur

[1]) Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. 5. u. 6. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot, 1908. M. 16,—.

[2]) 1883 in seiner „Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert" III, S. 295.

[3]) Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft. Ein Vortrag. München, Spiegel-Verlag, 1908. Nicht im Buchhandel angezeigt.

mehr ein Ausdruck der allgemeinen Kultur oder vornehmlich der Geisteskultur? Und zu welchen Zeiten mehr dies oder jenes? Welche Bedeutung hat das Individuum in der Literaturgeschichte, und ist diese Bedeutung hier nicht eine ganz andere als in sonstigen Gebieten der Kulturgeschichte? Ist nicht unter Umständen die Masse wichtiger als das Individuum?[1]) Und endlich die Frage, ob überhaupt die Literatur die Kultur mit herbeiführen hilft, mit verursacht; oder ob sie die Kultur unmittelbar darstellt, symbolisiert; oder ob sie mehr eine Folgeerscheinung der Kultur ist, die Kultur nachträglich wiedergibt, spiegelt?

Wenn in dem nachfolgenden Überblick über die neueren Arbeiten die zuerst aufgeworfene Frage, die nach der nationalen Bedeutung der Literatur, im Vordergrunde steht, so geschieht das nicht etwa, weil sie die wichtigste wäre, sondern weil der in ihr enthaltene Gedanke sich, vielleicht zufällig, durch eine größere Zahl neuerer Erscheinungen hindurch verfolgen läßt. Die Art jedes Literaturberichtes bringt es dabei mit sich, daß einige nicht ausschließlich von diesem Hauptgedanken aus zu beurteilende Schriften an verwandter Stelle mit genannt werden.

Eine allgemeinere, gleichsam von allem Zeitlichen absehende Vorfrage sei hier getan: die nach dem Wert und der Stellung des Dichters in der Kultur, eine Frage, die ganz verschieden beantwortet wird, je nach der Zeit, in der sie aufgeworfen wird, und nach der Weltauffassung dessen, der sie sich stellt. Der Angehörige einer vorwiegend der Welt der äußeren Erscheinungen zugewandten oder gar materialistisch gerichteten Zeit wird den Wert des Dichters für die Kultur weniger hoch anschlagen als der Vertreter einer mehr idealistischen Weltanschauung. Während z. B. Wilhelm Ostwald die großen Männer der Technik und der Naturforschung als die vornehmsten Träger der — sich für ihn in nahezu meßbaren Energien darstellenden — Kultur ansieht, erblickt Jakob Burckhardt[2]) sie umgekehrt in den Künstlern, Dichtern und Philosophen. Deren Werke sind ihm etwas Göttliches, sie selbst die Verkörperung des Weltganzen, nicht aber die Erfinder und Entdecker, es sei denn, daß sie wie Kopernikus oder Galilei in die Reihe der Philosophen treten. Die einzelnen Erfinder und Entdecker scheinen ihm ersetzlich durch

[1]) Mit Recht weist z. B. Ernst Groth („Kulturgeschichte und Literaturgeschichte", Grenzboten, 1890, III, 540ff.) auf die verschollenen Erzeugnisse der Literatur als ein wichtiges Arbeitsfeld des Kulturhistorikers hin, aber ebenso schief und einseitig läßt er nur sie, nicht die Werke einzelner großer Geister für die Beurteilung der wahren Kultur gelten.

[2]) Weltgeschichtliche Betrachtungen. Hrsg. von J. Öri. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann, 1905. M. 6,—.

andere, die später auf dieselben Ergebnisse gekommen wären, während die Vertreter jener drei Arten schlechthin unersetzlich seien, weil das Weltganze mit der Individualität jedes einzelnen großen Künstlers, Dichters oder Philosophen eine Verbindung eingehe, die nur diesmal so existiere und dennoch ihre Allgültigkeit habe. In dieser Anschauung, die er dann besonders in bezug auf den Dichter weiter ausführt, berührt sich Burckhardt mit einer ganz ähnlichen früheren, die lange Zeit hindurch geherrscht hatte und eigentlich seitdem noch immer herrscht, die aber kürzlich erst von O. F. Walzel[1]) in einer interessanten Studie in ihrer Ausdehnung verfolgt worden ist. Von Shaftesbury und Addison über die Schweizer, Klopstock und viele andere bis zu den Stürmern und Drängern, bis Herder und Goethe zieht sich die Vorstellung vom Dichter als einem Halbgott, einem Prometheus, einem zweiten Schöpfer nächst Gott, einem Wesen more than human, „Übermenschen", wie wir sagen würden. Insofern in der Vorstellung vom Dichter als Prometheus der Begriff des Nachschaffenden liegt, der die von Gott geschaffene Welt noch einmal schafft, zeigt sich ein deutlicher Anklang an diese Auffassung auch bei Burckhardt, der, wenn er es auch nicht mit diesen Worten ausdrückt, erst in der Seele des Dichters wie des Künstlers überhaupt die produktive und rezeptive Seite so eng verschmolzen sieht, daß das allgemein Menschliche zu einem idealen Werk von ewiger Geltung umgeschaffen wird. Die wichtigste zentrale Triebkraft des Künstlers, die Phantasie, „hat zu jeder Zeit als etwas Göttliches gegolten". Im besonderen ist nach Burckhardt die Poesie für die geschichtliche Betrachtung das Bild des je zuweilen Ewigen in den Völkern, eine der wichtigsten und reinsten Quellen der Geschichte, das Organ der Religion, das älteste Gefäß der Ethik. Während aber in den frühesten Perioden die ganze Poesie nur eine national-religiöse Offenbarung bilde, der Stoff und die notwendige strenge Form enge miteinander verbunden seien, der Stil als ein gegebener erscheine, folge bei allen höheren Kulturvölkern auf einem bestimmten Stadium der Entwicklung — bei den Griechen etwa mit Pindar — die Wendung der Poesie vom Notwendigen zum Beliebigen, vom allgemein Volkstümlichen zum Individuellen; die Dichter offenbaren nicht mehr den objektiven Geist ihrer Zeit oder Nation, sondern ihre eigene oft oppositionelle Subjektivität, sind aber „als kulturgeschichtliche Zeugnisse ebenso belehrend wie die früheren, nur von einer anderen Seite". Wenn auch Burckhardt hiermit nur eine Wesensänderung der Poesie bezeich-

[1]) Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe. Leipz. u. Berlin, B. G. Teubner, 1910. Sonderabdr. aus Bd. 25 der Neuen Jahrbücher für das klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. M. 2,—.

nen, kein Werturteil fällen will, so liegt doch darin verborgen, daß er die Dichtung der früheren Perioden, gemäß dem naiveren Kulturzustande, für die reinere hält. „Das Schicksal der neueren Poesie überhaupt", sagt er ein andermal, „ist ihr literaturgeschichtlich bewußtes Verhältnis zur Poesie aller Zeiten und Völker, welcher gegenüber sie als Nachahmung oder Nachklang erscheint."

Literaturgeschichtlich bewußtes Verhältnis zur Poesie aller Völker — das ist in umschreibenden Worten derselbe Gedanke, der aus Goethes Streben nach der Herbeiführung einer Weltliteratur bekannt ist. So oft aber auch Goethe diesen Lieblingsgedanken seines Alters geäußert hat, er hat nicht vergessen, gelegentlich zu betonen, daß nicht alle Völker überein denken können. Er zog dem Begriff Weltliteratur eine gewisse, freilich nicht sehr bestimmte Grenze; und wenn auch die Entwicklung der neueren Dichtung vielfach einen weltumfassenden Charakter etwa in Goethes Sinn zeigt, so kann es sich, wo von Weltliteratur die Rede ist, immer nur um die großen gemeinsamen Strömungen im Kulturleben der Völker handeln, die befruchtend auf die einzelnen Nationalliteraturen gewirkt haben. So ist denn auch im Grunde eine „Geschichte der Weltliteratur" schlechthin nicht denkbar: eine solche wird in den Hauptstücken immer nur von der Geschichte mehrerer Einzelliteraturen gebildet werden, durch die sich mehr oder weniger deutlich gemeinsame Gedanken und Strebungen hinziehen. Das zeigen auch die neueren Darstellungen. Wenn wir von den Einzelbearbeitungen der verschiedenen Literaturen in der „Kultur der Gegenwart"[1]) absehen, die schon durch die Arbeitsteilung des ganzen Werkes unter eine große Zahl von Mitarbeitern bedingt sind, so finden wir bei Baumgartner und Hauser durchgehends, bei Busse in den meisten Kapiteln, die Weltliteratur in den einzelnen Nationalliteraturen dargestellt, im wesentlichen also die Nationalliteraturen als Äußerung der Nationalkultur aufgefaßt. A. Baumgartners[2]) groß angelegte und auf vielseitigen Studien beruhende Geschichte der Weltliteratur, durch den Tod des Verfassers nach Erscheinen des 6. Bandes unterbrochen, erhält durch einen Ergänzungsband, der vorwiegend schon

[1]) Die Literaturen des romanischen Sprachgebiets, der „Romania", sind hier allerdings wegen der vielfach gemeinsamen kulturellen Beziehungen zweckmäßig von einem einzigen Bearbeiter, Heinrich Morf, dargestellt worden, doch in einzelnen, die betr. Völker für sich behandelnden Abschnitten. Die Darstellung der Literaturen des germanischen Sprachgebiets steht noch aus.

[2]) Geschichte der Weltliteratur. Ergänzungsbd. zu I—VI: Untersuchungen u. Urteile zu den Literaturen verschiedener Völker. Gesammelte Aufsätze. 1.—4. Aufl. Freiburg i. B., Herder, 1912. M. 12,—.

bekannte Aufsätze Baumgartners wieder abdruckt, einen gewissen Abschluß. Die hier vereinigten Abhandlungen bringen meist Einzelthemata zur spanischen, deutschen, englischen und skandinavischen Literaturgeschichte, nur wenige allgemeiner gehaltene. Gleichwohl geht aus ihnen Baumgartners Auffassung von den Wechselbeziehungen zwischen Kultur und Literatur mehrfach hervor. Wie sich bei einem so streng konfessionellen Schriftsteller nicht anders erwarten läßt, ist der Maßstab, den er an alle Literaturentwicklung legt, der rein kirchliche. „Wie Christus das Zentrum der ganzen Weltgeschichte, so ist das Christentum auch der Mittelpunkt der gesamten Kultur- und Literaturgeschichte." Demgemäß ist ihm alle vorchristliche Literatur nur Vorbereitung auf die christliche, d. h. die mit dem Christentum beginnende; auch Sophokles und die anderen großen Griechen stehen bei ihm — so ungern er anscheinend diesen Schluß zieht — nur in der Vorhalle des Christentums. Er macht die griechische Literatur der christlichen Kultur dienstbar; ja es ist für ihn geradezu „die providentielle Stellung des Römervolkes, Kultur und Literatur des ganzen Altertums in seinem Weltreich zu absorbieren, um dem Christentum die Wege zu ebnen". So ist für ihn auch innerhalb der deutschen Literaturgeschichte nur die vorreformatorische Dichtung ein Spiegelbild der Einheit in Wissen, Recht, Sitte, Leben und politischer Gestaltung, während die Literatur der Neuzeit sich nie mehr zu der früheren Einheit zu „erheben" vermocht habe, als Folge einer Geistesbewegung, die indifferentistisch vom Religiösen absah und Kunst und Literatur „um ihrer selbst willen" pflegte. Zu einem so einseitig religiösen Standpunkt führt für Andersdenkende kein Weg der Verständigung. Ob aber nicht auch Baumgartner hätte zugeben müssen, daß doch manche große Dichtung der vorreformatorischen Zeit nur um ihrer selbst willen gedichtet wurde?

Von freierem Standpunkte, wenn auch mit bescheideneren Zielen, treten Carl Busse[1]) und Otto Hauser[2]) an ihre Aufgabe heran. Fast gleichzeitig erschienen und auch an Umfang gleich, sind beide Darstellungen für ein weiteres gebildetes Publikum bestimmt; die Bussesche geschickter, lesbarer, weil mehr die wichtigen Erscheinungen allein berücksichtigend, dazu von vortrefflichen Abbildungen[3]) gehoben, die Hausersche oft zu viel bloße Namen, Titel

[1]) Geschichte der Weltliteratur. In zwei Bänden. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1910—1913. M. 9,— u. M. 16,—.

[2]) Weltgeschichte der Literatur. 2 Bde. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut, 1910. Geb à M. 10,—.

[3]) Befremdlich ist hin und wieder die Datierung „nach einem gleichzeitigen Stich", z. B. unter den Abbildungen Nr. 178, 180, 183.

und Zahlen bringend, doch durch die Fülle des Stoffes auch als Nachschlagewerk empfehlenswert. Beide verfolgen, wie es auch Baumgartner und frühere Darsteller in passendem Anschluß an die zeitlich gegebene Gruppierung der Völker taten, die literarische Entwicklung der einzelnen Länder vom Orient über das klassische Altertum bis zu den abendländischen Literaturen. Während aber Hauser das Schrifttum jedes einzelnen Volkes für sich behandelt und z. B. von den jüngsten deutschen Dichtern wieder ins 3. Jahrhundert zurückgreift, um nun die benachbarte nordische Literatur zu betrachten, wird Busse (bei allem Vorbehalt der Möglichkeit einer „Geschichte der Weltliteratur") den kulturellen Strömungen doch viel besser gerecht. Er behandelt namentlich das Mittelalter mehr als geistige Einheit, ohne Rücksicht auf Sprache und Landesgrenze; er gibt der geistlichen, der höfischen und der Renaissancedichtung sowie dem mittelalterlichen Drama größere länderverbindende Bedeutung, indem er sie in eigenen Abschnitten behandelt, und dem leitenden Gedanken einer Gesamtströmung die Betrachtung der Einzelwerke unterordnet. Bei Hauser ist es ein anderer Gedanke, der die verschiedenen Kapitel, soweit eine Betonung des kulturgeschichtlich wichtigen in Frage kommt, untereinander verbindet, freilich mehr im Vorwort ein für allemal ausdrücklich ausgesprochen als später aus den Einzeldarstellungen mit hinreichender Begründung zu ersehen: es ist die Ansicht von der entschiedenen Überlegenheit der „lichten" Rasse, d. h. der germanischen. Hauser stellt sich ohne Einschränkung auf den Standpunkt Ludwig Woltmanns und sieht in allen bedeutenden Erscheinungen fremder Kulturen Wirkungen germanischen Einschlags. Er geht darin sehr unbekümmert und einseitig vor, indem er Fragen, um die noch lebhaft gestritten wird, wie z. B. die nach der Herkunft der Etrusker, für endgültig beantwortet ausgibt, natürlich im Sinne seiner Germanentheorie. Wenn auch sein Buch nicht der Ort für längere anthropologisch-linguistische Auslassungen ist, so hätte er doch neben den von ihm stark betonten Übereinstimmungen, z. B. zwischen germanischen und romanischen Sprachen, die ebenso auffälligen Verschiedenheiten nicht verschweigen sollen. Auf diese Weise ist es ein leichtes, überall germanisches Wesen hervorbrechen zu sehen oder doch verwandtschaftlich anklingen zu hören, auch da, wo man es schwerlich erwartet hätte, etwa in dem „echt germanischen behaglichen Humor", der die italienische Literatur geistig enger mit der deutschen verbinde, als dies „sichtbar" der Fall sei.[1])

[1]) Mit Hausers einseitiger Verwertung äußerer Rassenmerkmale vergleiche man, was der weiterhin (S. 494) zu nennende B. Busse bei Gelegen-

Während die bisher genannten Darstellungen die Auffassung vertreten, daß die Weltliteratur zumeist aus mehreren, durch gemeinsame Gedanken miteinander verbundenen Einzelliteraturen bestehe, mißt Wilhelm Dilthey[1]) der gleichartigen, fast gesetzmäßigen Entwicklung der Dichtung in mehreren Völkergruppen zugleich eine weit höhere Bedeutung zu als allem national Bedingten oder Charakteristischen. Nun handelt es sich allerdings für Dilthey nur um die Darstellung des Entwicklungsganges der neueren europäischen Literatur, und in ihr zeigt sich allerdings mehr als in allen früheren Zeiten ein tiefgehender internationaler Zusammenhang rein geistiger Natur. Man könnte den Ausdruck noch enger fassen und geradezu von einem philosophischen Zusammenhang der neueren europäischen Dichtung sprechen. Dilthey charakterisiert kurz die nach der Zerstörung des theologischen Systems des Mittelalters anhebende Epoche der großen Phantasiekunst — Kunst im weitesten Sinne mit Einschluß der bildenden Künste und der Musik —, die von Petrarca bis Shakespeare reicht und ihr Ende fand, als von Galilei und Kepler ab die moderne Naturwissenschaft und Philosophie mit ihrer neuen Ordnung von Begriffen zwischen Wirklichkeit und Poesie trat. Während die Dichtung der früheren Zeit der unmittelbare Ausdruck des reicheren Lebens, der Entfaltung starker Persönlichkeiten, glänzender Gesellschaft war, empfängt sie jetzt ihr Gepräge von der Wissenschaft. Den letzten großen Vertretern der Phantasiekunst, Cervantes und Shakespeare, stehen als Zeitgenossen bereits die ersten Vertreter der neuen Periode gegenüber, Galilei und Descartes. Die Wissenschaft nimmt von dem Gebiet der physischen wie der geistigen Welt Besitz, der mathematischen Naturwissenschaft schließt sich die Rechts- und Staatsphilosophie an. „In der Selbständigkeit der Individuen, in ihrem Recht auf persönliches Wohl, Entwicklung ihrer Kräfte, Freiheit des Ge-

heit der Besprechung von Alfieris Werken umgekehrt aus inneren Merkmalen, offenbar im Hinblick auf Hauser, schließt (Das Drama, II, 18): „Kaum ein anderer Dichter ist so geeignet, die Konstanz des römischen Nationaltypus zu illustrieren, wie Alfieri. Mag der Dilettantismus hypermoderner Rassentheoretiker den rothaarigen „Langobarden" immerhin als Germanen reklamieren, die tragische Muse Alfieris ist römisch, so römisch, daß sie der Senecas ähnlich sieht wie eine Schwester der anderen, und sie teilt mit ihr gerade die Züge, die schon an dem antiken Dramatiker uns am meisten abstießen: pathetische Deklamation, äußerlich überreizte Leidenschaft und blutdürstige Grausamkeit auf der einen, stoischgefühllose Todesverachtung auf der anderen Seite."

[1]) Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. 3. erweit. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1910. M. 5,20. (Erst in dieser Auflage die Einleitung: „Gang der neueren europäischen Literatur".)

wissens und der Gedanken war das Prinzip einer unendlichen Entwicklung der Gesellschaft gegeben. Die Autonomie der Vernunft erfüllte die Forscher und wurde von den Philosophen zum Prinzip erhoben. Eine neue Kraft trat damit in die Geschichte der Dichtung." Unter ihrem Einfluß verbreitete sich von Frankreich aus eine Normierung von Sprache und Literatur über die Kulturnationen und wurde so im 18. Jahrhundert zum Werkzeug der sogenannten Aufklärung, die getragen war vom Bewußtsein der alle Nationen verbindenden stetig fortschreitenden Erkenntnis der Wirklichkeit, welche von der oberen Schicht der Forscher in die Gesellschaft drang, die Poesie ergriff und eine teleologische Weltauffassung in ihr begründete. So erhält die alte Gattung des Lehrgedichts eine neue Bedeutung in der ganzen europäischen Literatur, die erzählende und dramatische Dichtung einen neuen Charakter. „Der Wirklichkeitssinn der Aufklärung führt die Dichter immer mehr zu einer vollen ganzen Darstellung der Menschenwelt." Worin aber die Dichtung der Aufklärung über jede Dichtung der früheren Völker hinausschreitet, ist, „daß die bunte Mannigfaltigkeit des menschlichen Daseins, an der die Phantasiekunst sich ergötzt hatte, jetzt in ihrem Zusammenhange mit der gemeinsamen menschlichen Natur und ihrem Ideal der Humanität gesehen wurde". Ähnlich kennzeichnet Dilthey in dem nachfolgenden Aufsatz über Lessing, mit Beispielen aus der Dichtung der drei führenden Nationen Frankreich, England und Deutschland, als den höchsten Typus der Aufklärung den vom moralischen Gefühl geleiteten und im verstandesmäßigen Zusammenhang mit den Realitäten des Lebens stehenden Menschen. So sieht Dilthey in der Literatur der neueren Völker eine „gemeinsame Entwicklung, die in typischen Stufen verläuft". Doch auch die früheren Zeiten sieht er nicht nur durch Gemeinsamkeit von Stoffen und Kunstformen, sondern mehr noch durch gemeinsamen Gehalt verbunden. Die großen Dichtungen aller mittelalterlichen Kulturvölker: die französische Epik, den Parzival Wolframs, das Nibelungenlied wie die Göttliche Komödie sieht er von demselben politisch-feudalen und kirchlichen Geist der Gebundenheit durchdrungen, den Menschen noch nicht in persönlicher und geschichtlicher Selbstbesinnung über seine historische Lage erhoben, eine Auffassung, der, soweit es sich um die deutsche Literatur handelt, diejenige K. Franckes in manchen Punkten entgegengesetzt ist.

Kuno Francke[1]) stellt sich das Endziel aller literarhistorischen Betrachtung: die Einreihung der Literatur in den großen Gang der

[1]) Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. Berlin, Weidmann, 1910. Geb. M. 6,—. (= Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Bd. 1.)

Kulturgeschichte, die Frage nach dem Wert der Dichtung für die Kultur. Er schildert die Entwicklung der deutschen Literatur „als einen Teil der deutschen Kulturgeschichte, im Zusammenhang mit den herrschenden Strömungen im politischen, sozialen, religiösen, geistigen und künstlerischen Leben des deutschen Volkes", in der Überzeugung, daß „alle diese verschiedenartigen Äußerungen des nationalen Bewußtseins eine innere Einheit bilden". Seine Auffassung der Geschichte ist die einer „beständigen Bewegung und Gegenbewegung zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, zwischen Persönlichkeit und Sitte, innerem Leben und äußerem Zwang, Freiheit und Einheit, weltbürgerlicher Expansion und nationaler Zusammenfassung". Mischung und Ausgleich dieser Gegensätze sind für ihn Merkmale derjenigen Epochen, die die Höhepunkte der Geschichte und damit auch der Kulturgeschichte bilden. Sieben große Abschnitte sieht er in der Geschichte des deutschen Volkes und findet sie zugleich widergespiegelt in der Entwicklung der deutschen Dichtung: 1. Die Zeit der Völkerwanderung bis zur Karolingerherrschaft, Loslösung der Germanen vom heimischen Boden, Kampf väterlichen Glaubens und väterlicher Sitte mit neuer Unwelt, allgemeinen Gesetzes mit individueller Leidenschaft; dichterischer Niederschlag: das germanische Epos „mit seinen gigantischen Typen von heldenhafter Hingabe, Gier und Schuld". 2. Die Zeit der Entwicklung der feudal-theokratischen Gesellschaft vom 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, eine Zeit des Kampfes zwischen Königtum und Kurie oder, allgemeiner, zwischen Welt und Kirche, eine Zeit der Zwiespältigkeit von realistischer Weltfreude und religiösem Innenleben mit vorwiegend geistlichem Charakter; literarische Zeugnisse: Heliand, Otfried, Rosvitha, Ruodlieb, Spielmannsdichtung, geistliche Dichtung in deutscher Sprache (Ezzo, Wiener Genesis), Alexanderlied, Vagantenlyrik. 3. Die Zeit der Blüte ritterlicher Kultur, von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Ausbildung des ritterlichen Ideals, d. h. höchste Steigerung des Klassenbewußtseins, des Begriffs der gesellschaftlichen Sitte, gerade dadurch aber auch der Individualität; erste Stufe der ausgesprochenen Persönlichkeit, der reinen Menschlichkeit; ihre Träger: Walther und Wolfram, Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg, der Dichter des Nibelungen- und des Gudrunliedes, auch Freidank u. a. 4. Die Kultur des Bürgertums, von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Beginn der Reformation, Demokratisierung des ritterlichen Ideals der Persönlichkeit, das so zur Waffe gegen mittelalterliche Sitte und Gesellschaft wird. Für den Geist der „Selbstbetätigung, der Einkehr ins Innere, der scharfen Beobachtung des Einzelnen, der Kritik des Bestehenden" in dieser Zeit sieht

Francke die Zeugen in den Mystikern, in der subjektiven Darstellungsart des Volksliedes, der satirischen Erzählung, dem Realismus des geistlichen Schauspiels. Die letzten drei Epochen endlich (die in den noch ausstehenden Bänden behandelt werden sollen) sind für ihn die politisch und religiös groß anfangende, aber bald sinkende, literarisch überhaupt tief stehende Zeit vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, das in den Anfängen auf den Humanismus und die Reformation, ja bis zum Rittertum zurückgehende Zeitalter Kants und Goethes (die Vollendung der Persönlichkeit), und schließlich das 19. Jahrhundert, dessen Streben einem neuen nationalen Dasein und gemeinsamen Aufgaben einer neuen Gesellschaft gilt. Welche von diesen sieben Epochen ihm zugleich als Höhepunkte im vorhin erwähnten Sinne des Ausgleichs der Gegensätze gelten, sagt Francke nicht ausdrücklich, aber aus dem Zusammenhang seiner Darstellung läßt sich entnehmen, daß er die dritte und vierte gemeinsam sowie die sechste dafür ansieht.

Neu ist in dieser Darstellung vor allem die hohe Wertschätzung des ausgehenden Mittelalters. Nicht nur in der Mystik, auch im Volkslied, ja selbst im geistlichen Drama und in der Satire des 15. Jahrhunderts sieht er Zeugnisse für den „bedeutsamen Vorgang, der den Grundcharakter der gesamten Epoche bürgerlicher Kultur ausmacht: die Erhöhung der Einzelexistenz, die Individualisierung des Innenlebens, die Demokratisierung der Persönlichkeit.“ Auch sonst weicht Franckes Auffassung von der anderer Forscher ab. Der Wichtigkeit ausländischer Kultureinflüsse legt er weniger Bedeutung bei als es z. B. G. Steinhausen tut. Vielmehr geht durch sein Buch überall eine starke Betonung der nationalen Eigenart, sowohl in der Dichtung wie in der allgemeinen Kultur der Deutschen. So oft sich auch ausländische Einflüsse geltend machen — Francke vergißt niemals darauf hinzuweisen —, so erscheinen ihm diese doch meistens so selbständig in nationalem Sinne weitergebildet, daß er alles Wesentliche und Große an der deutschen Kultur des Mittelalters als einheimisch ansprechen möchte. Und während z. B. Lamprecht den Individualismus erst dem Reformationszeitalter zuweist, sieht Francke ihn zum erstenmal deutlich aus Gottfrieds Tristan hervorbrechen. Überhaupt erscheint ihm die „Persönlichkeit“ früher entwickelt; schon in der Blütezeit der ritterlichen Kultur sieht er eine sowohl bildende wie literarische Porträtkunst ebenso sehr durch die Bildwerke des Naumburger Domes verkörpert wie durch die größten literarischen Schöpfungen des 13. Jahrhunderts, besonders durch die Gestalten Rüdigers von Bechelaren und Gudruns. Das Wort von der Entdeckung der Persönlichkeit durch die Renaissance hält er

zum mindesten für eine Übertreibung und glaubt vielmehr, „daß das Mittelalter aus sich selbst heraus zur psychologischen Ergründung und zur künstlerischen Wiedergabe der Individualität vorgedrungen ist".

Das Buch ist mit warmer Teilnahme, ja mit Begeisterung geschrieben und wirkt auf den Leser bei aller Subjektivität sachlich und überzeugend. Und doch drängt sich beim Lesen öfters die Frage auf, ob alle die verschiedenartigen Einzelerscheinungen der geistigen Kultur des Mittelalters sich so ganz ohne Rest auf die wenigen einfachen Formeln zurückführen lassen, mit denen Francke das Verhältnis der Dichtung und überhaupt der gesamten Kunst zur Kultur erklären möchte; so z. B., wenn er (S. 112) gemäß seiner Anschauung von einem Ausgleich der sozialen Gegensätze auch die Höhepunkte des deutschen Minnesangs so erklärt, wobei man zweifelhaft sein kann, ob denn überhaupt das von ihm so genannte persönliche Element in diesem Punkte als etwas dem Klassenbewußtsein entgegenzusetzendes zu betrachten, und ob lediglich nach dieser Formel die überragende dichterische Bedeutung, das Talent oder Genie, zu erklären sei. Auch darüber wird mancher vielleicht anderer Meinung sein, ob Francke die mittelalterliche Kultur hin und wieder nicht zu sehr nach modernen Begriffen bewertet, so z. B. wenn er mit dem von ihm wiederholt gebrauchten Ausdruck Übermensch besonders das Ideal der Mystiker kennzeichnen will, das aber doch nur innerhalb der Religion, im Streben zu Gott, zu suchen ist, während unser Begriff den Übermenschen eher außerhalb aller Religion, ja fast in Gegensatz zu ihr stellt. Doch das sind persönliche Werturteile Franckes, auf die es hier nicht ankommt. An dieser Stelle genügt es hervorzuheben, daß sein Buch der erste wichtige Versuch ist, die Bedeutung der gesamten deutschen Literatur für die Kultur des deutschen Volkes für sich allein und im Zusammenhang nachzuweisen.

War das Ergebnis der meisten im Vorstehenden aufgeführten neueren Schriften eine entschiedene Betonung des nationalen Kulturwertes der Literatur im allgemeinen — eine Auffassung, durch die A. Sauers[1]) Vorschlag einer reicheren volkskundlichen und stammheitlichen Befruchtung der Literaturgeschichte eine wirksame Unterstützung erhält —, so liegt es nahe, mit demselben Maßstabe an die Geschichte eines einzelnen Literaturzweiges heranzutreten, an die Geschichte des Dramas. Auch hier ist das Ergebnis im wesentlichen dasselbe. Wilh. Creizenachs[2]) altbewährtes Werk

[1]) Literaturgeschichte und Volkskunde. Prag, Calve, 1907. M. 1,20.

[2]) Geschichte des neueren Dramas. Band 1. Mittelalter und Frührenaissance. 2. verm. u. verbess. Aufl. Halle a. S., Max Niemeyer, 1911. M. 16,—.

behandelt freilich nur das neuere Drama vom Beginn des Mittelalters an und liegt außerdem in der neuen vielfach durchgearbeiteten, in den wesentlichen Grundlinien aber unveränderten Auflage bis jetzt erst mit dem ersten Bande vor. Auch wenn Creizenach das Drama nicht als rein literarische Erscheinung nähme, so würde sich gerade aus diesem ersten Bande nicht eben viel für eine kulturgeschichtliche Bewertung des Dramas ergeben. Ein großer Teil der dramatischen Dichtung des Mittelalters war das Erzeugnis literarisch bewußter Pflege durch gelehrte, meist geistliche Kreise, sei es als Erneuerung antiker Vorbilder, sei es als Weiterbildung eines in den Grundzügen festliegenden Textes in den geistlichen Spielen. Die Folge davon ist, was die letzteren betrifft, eine weitgehende Übereinstimmung in Szenen und Motiven. Trotzdem sind, wie Creizenach zeigt, mit dem Zurückweichen der lateinischen Sprache vor den Volkssprachen immer mehr nationale Unterschiede zu erkennen. Von literarischen Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Ländern kann kaum die Rede sein; wohl stammt vieles aus der internationalen lateinischen Kirchenliteratur, doch nur in ganz seltenen Fällen lassen sich Entlehnungen aus fremden Nationalliteraturen annehmen. Ebenso ist es mit dem komischen Drama: zahlreiche Analogien, wenige Fälle direkter Entlehnung. Französischer Einfluß wirkt hier allerdings nach den Niederlanden und dem nordwestlichen Italien hinüber, in Deutschland aber zeigen sich nirgends Spuren dieses Einflusses. Und die Moralitäten vollends sind nur in ihrem allgemeinen Grundgedanken, ihrem Problem sozusagen, als international anzusehen; für Text und Handlung gibt es hier keine Überlieferung. So wird auch für das mittelalterliche Drama die Frage, ob es mehr eine Äußerung des internationalen als des nationalen Geistes war, eher zugunsten des letzteren entschieden. Im einzelnen die kulturgeschichtliche Bedeutung des mittelalterlichen Dramas zu prüfen, findet sich naturgemäß für Creizenach nicht oft Anlaß. Auf den Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Dramas und der des aufstrebenden Bürgertums weist er wiederholt hin, auch auf die Wichtigkeit der theatralischen Verkörperung vor der dichtgedrängten schaulustigen Menge, wogegen ihm die Wichtigkeit des gesprochenen Wortes erst in zweiter Linie zu stehen scheint. Den ästhetischen Wert schätzt er niedriger ein als z. B., wenn auch einschränkend, Francke. Im ganzen ist ihm das mittelalterliche Drama der Ausdruck eines überall gleichförmigen Denkens und Empfindens. Die neue Wendung des menschlichen Geistes, die Wendung zum Individualismus, sieht er im Humanismus, auf den er am Schluß des ersten Bandes noch hinweisen kann. Auch sonst findet sich bei Creizenach noch einiges kulturgeschichtlich interessante betrachtet, wie die Be-

ziehungen zwischen mittelalterlichem Drama und bildender Kunst, die Stellung der Geistlichkeit, die Behandlung der verschiedenen Stände (nur der Bauer wird verspottet, nicht der Bürger), doch alles mehr gelegentlich. Im Zusammenhang behandelt diese Dinge G. Cohen[1]), der vorwiegend aus französischen, doch auch aus deutschen, niederländischen, englischen, spanischen und italienischen Quellen ein reichhaltiges Material zusammenstellt und geschickt verarbeitet, um an den Umwandlungen, die die Bühne durchmacht, zu zeigen, welche Umwandlungen auch in der Seele der Verfasser, Veranstalter und Zuschauer vor sich gingen, und um überhaupt die Inszenierung als einen Ausdruck der Ideen und Sitten der betreffenden Zeit darzustellen. Während die Inszenierung der älteren Dramen erhabene, reine und durchaus geistige Symbole darstellte, und von den beiden treibenden Empfindungen der Zuschauer, dem Glauben und der Neugier, anfangs der Glaube vorherrschte, wird mit der wachsenden Volkstümlichkeit und Materialisierung des Schauspiels auch die Religion materialisiert, die Neugier des Zuschauers gewinnt die Oberhand, die Inszenierung selbst wird ein Ausdruck für den Verfall des religiösen Empfindens, für den Mangel an hohem sozialen oder sittlichen Bewußtsein. Auch die naive Art des mittelalterlichen Volkes, das vom Lachen plötzlich zum Weinen übergehen kann, die heftigen Bewegungen der Glieder finden sich vielfach in den Bühnenanweisungen oder in Textandeutungen des mittelalterlichen Dramas widergespiegelt. Wenn auch diese Ergebnisse nicht durchweg neu sind, so sind sie doch hier konsequent verfolgt worden. Hingewiesen sei auch noch auf die Bemerkung Cohens, daß vom 12. Jahrhundert ab in den französischen Dramen, also früher und überhaupt in größerem Umfange als in Deutschland, die Anonymität verschwindet; je näher der Renaissance, desto mehr zeigt sich bei dem einzelnen Verfasser Sebstbewußtsein und Schaffensstolz. Zu ähnlichen Beobachtungen wie Cohen wird hier und da auch S. Mauermann[2]) durch eine Betrachtung der deutschen Bühnenanweisungen geführt. Nur langsam hat die Mimik sich entwickelt; ein besonderer Gesichtsausdruck wurde zuerst mehr für ernste als heitere Momente angeordnet und bestand auch für die ernsten in der Regel nur aus primitiven Gefühlen, aus Weinen und Zorn. Vollen Sinn für Mimik zeigte erst das Jesuitendrama. Die derbe, sinnfällige Geste kennzeichnet das volkstümliche Drama; im humanistischen herrschen

[1]) Geschichte der Inszenierung im geistlichen Schauspiele des Mittelalters in Frankreich. Vermehrte u. verbess. Ausgabe. Ins Deutsche übertragen von Constantin Bauer. Leipzig 1907, W. Klinkhardt. M. 10,—.

[2]) Die Bühnenanweisungen im deutschen Drama bis 1700. Berlin, Mayer & Müller, 1911. M. 7,60. (= Palaestra C II.)

Zeremonie, Gruppierung und Tanz. Die historische Treue in den Kostümen stellt sich spät ein, wenn auch die drei Könige aus dem Morgenlande früh als solche gekleidet werden. Erst bei Ayrer kann man in ernsterem Sinn von geschichtlicher Tracht sprechen. Doch schließt das Renaissancedrama sich im ganzen den französischen Vorstellungen vom geschichtlichen Kostüm an. Verhältnismäßig früh erscheint der Sinn für den Unterschied nationaler Trachten, für den sich dann im Dreißigjährigen Kriege der Blick schärfte.[1])

Kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zu der Frage, ob der Kulturwert einer Literatur im wesentlichen ein Ausfluß des nationalen Geistes sei, so wird sie wiederum, alles in allem genommen, entschieden bejaht von Bruno Busse[2]), der uns nach J. Kleins unvollendet gebliebenem Versuche als erster eine vollständige, zwar sehr kurz gehaltene, aber gut und umsichtig geschriebene Geschichte des Dramas beschert. Ist auch seine Darstellung, wie die Creizenachs, in erster Linie eine literargeschichtliche, so weiß er doch zugleich an vielen Stellen die wichtigen Beziehungen des Dramas zur allgemeinen Kulturgeschichte zu bedeutsamer Geltung zu bringen. Mag sich auch noch so oft in der Geschichte des Dramas ein internationaler Zusammenhang zeigen, seine Höhepunkte erreicht es fast nie ohne engen Anschluß an die nationale Kultur. Schon im griechisch-römischen Völkerkreise war das Drama eine nationale Äußerung des griechischen Geistes; im Mittelalter kam das Renaissancedrama zur höchsten, wenn auch künstlichen Entfaltung in Italien, weil ihm hier die nationale Begeisterung zu Hilfe kam, die jenseits der Berge wegfiel; das spanische Drama weist in seinem vornehmsten Vertreter, Lope de Vega, vor allem aber das englische in Shakespeare, eine entschieden

[1]) Unrichtig ist es übrigens, wenn M. sagt, bis zum 16. Jahrhundert habe im Wortlaut der Bühnenanweisungen das Praeteritum geherrscht, und nun darin einen Beweis dafür sieht, daß das Drama noch kein „Gegenwartsgefühl" erweckt habe. Die von ihm genannten Stellen scheinen mehr durch zufälliges Lesen gefunden. In Wirklichkeit ist gerade der Gebrauch des Praesens entschieden vorherrschend; auch der Konj. Praes. findet sich nicht „bisweilen", sondern sehr oft. Die Schlußfolgerung auf den Charakter des Dramas müßte also eher entgegengesetzt lauten, wenn man überhaupt aus dem Gebrauch der Tempora eine derartige Folgerung ziehen darf. Viel eher läßt sich wohl aus anderen Dingen schließen, daß das geistliche Drama doch ein starkes Gegenwartsgefühl erweckt haben muß.

[2]) Das Drama. I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. II. Von Versailles bis Weimar. Leipzig, B. G. Teubner, 1910/11. Geb. à M. 1,25. (= Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 287 u. 288)

nationale Färbung auf. Und selbst das auf die Antike zurückgehende, an sich unnationale Drama des französischen Klassizismus konnte sich zu solcher nationalen Bedeutung nur in Frankreich entwickeln, wo der Hof alles war, wo auch die literarischen Interessen sich auf den Hof und die Aristokratie beschränkten. Wo dagegen auch das Volk etwas zu sagen hatte, war auch die Kunst volkstümlicher. Nach kurzem, durch die Aristokratisierung der Gesellschaft und der Dichtung bald vernichtetem Ansatz in Spanien blieb zunächst England der Ausgangspunkt für das ernste bürgerliche Drama. In Frankreich wurde dieses erst möglich, als die bürgerliche Gesellschaft anfing, Träger der nationalen Bildung zu werden, wobei es für die französische Entwicklung bezeichnend ist, daß infolge der allmählichen Demokratisierung dieses bisher aristokratischsten Landes die Anfänge des bürgerlichen Dramas nicht aus der Tragödie, sondern aus der Komödie abzuleiten sind. Anders in Deutschland. Hier fiel die nationale Bildung von vornherein mit der des Bürgertums zusammen. Nicht allmählich, wie in Frankreich, wandelte sich das Drama vom klassizistischen zum bürgerlichen, sondern fast unvermittelt, durch keine Tradition gehemmt, schuf sich der deutsche Geist seine Emilia Galotti; abermals eine wichtige Äußerung nationaler Kultur. Und gleich darauf befreit der Sturm und Drang das bürgerliche Drama „von der letzten Verhüllung und setzt an Stelle der Darstellung zeitlich oder geographisch fremder Verhältnisse kühn die Schilderung deutscher Gegenwart". Auch den oft beklagten Mangel an guten Lustspielen möchte Busse auf einen nationalen Grund zurückführen, auf den Charakter des deutschen Volkes, dem die unbefangene Heiterkeit des romanischen Naturells ein für allemal versagt zu sein scheine.

Nun bleiben natürlich bei allem national Charakteristischen jene großen, mehreren Völkern gemeinsamen Strömungen im Sinne Diltheys immer in lebendiger Fortwirkung, bald mehr, bald minder sichtbar hervortretend, bald als einheitlich und gleichzeitig auftretende Erscheinung eines einzelnen Zeitalters, bald erst spät nach langer Verschüttung den geistigen Besitz des einen Volkes dem andern mitteilend. Kein größeres und schöneres Beispiel eines solchen gemeinsamen Besitzes gibt es als das Fortleben Shakespeares in Deutschland, das Friedr. Gundolf[1]), tief ins einzelne dringend und doch in großem Zuge, mit feinem Gefühl und dichterischer Nachempfindung darstellt. Nicht in einer Aufsuchung gemeinsamer Gedanken und Motive, worin sonst zumeist der Ein-

---

[1]) Shakespeare und der deutsche Geist. Berlin, G. Bondi, 1911. M. 7,50.

fluß fremder Literaturen gezeigt wird, sieht er seine Aufgabe. Er sucht ihn tiefer: nicht eine mehr äußerliche Beeinflussung, sondern unbildlich gesprochen den Einfluß, den Zustrom sucht er auf, der dem Fluß neuen Gehalt und neue Farbe gibt, die Punkte in der Entwicklung des deutschen Geistes, wo die Zuflußmöglichkeiten für Shakespeares Eindringen gegeben waren, die Kräfte, die ihrerseits „Shakespeares Eindringen und Bild im deutschen Schrifttum bis zur Romantik bedingt haben und durch sein Eindringen geweckt und fruchtbar geworden sind". Durch Einzelheiten und Tatsachen sucht er zu der in ihnen verborgenen lebendigen Tendenz vorzudringen; Zeugnisse, Inhalte, Personen sind ihm nur die Träger, Stoff-, Ideen- und Menschengeschichte nur der Niederschlag der Kräftegeschichte, „nicht mehr Endzweck, sondern Mittel für den Forscher. Das heißt nicht, daß die Personen in der Geschichte nebensächlich sind, vielmehr daß sie alles sind: nämlich, daß nur im individuellen Symbol das Allgemeine überhaupt sich offenbart". Gundolf folgt den ersten Spuren Shakespeares in den Dramen der englischen Komödianten. Deren Eindringen in Deutschland ist ihm ein Zeichen des schon bestehenden Zerfalls, der auf die einheitliche, das Volk in gemeinsamem Pathos verbindende Zeit der Reformation gefolgt war. Den Zerfall sieht er in Entgeistung und Verstofflichung, in dem Selbständigwerden des Theater (zur Zeit des Landgrafen Moritz und des Herzogs Heinrich Julius), das aufhört, Mittel eines Gesamtgeistes zu sein. Die Stücke der englischen Komödianten sind nicht, wie das englische Drama, literarische Leistungen, sondern Schaustellungen; in England selbst schuf sich der dramaerzeugende Geist sein Theater, in Deutschland verschaffte sich der Theaterapparat sein Drama als Zubehör. Gundolf zieht einen interessanten Vergleich zwischen England und Deutschland um 1600: was dort die Renaissance, hier die Reformation dem Volke als Erbschaft hinterlassen hatte, macht nichts so traurig klar wie ein Vergleich der Werke Shakespeares mit den besten seiner deutschen Zeitgenossen; kein Unterschied der Talente, sondern der Kulturen, wie auch der Dreißigjährige Krieg nicht eine Ursache, sondern nur eine Folge dieser bereits zerfallenen Kultur war. In diesem Zerfall gewinnt die bereits in ihm schlummernde Reaktion ihren ersten Ausdruck in Opitz, eine unschöpferische, weil rationalistische Bewegung. Von nun an herrscht der Rationalismus, vornehmlich durch Gottsched vertreten, als treibendes Prinzip in der deutschen Dichtung bis zum Sturm und Drang. Auf dem Theater zumal herrscht er durch Zweckmäßigkeit und Lehrhaftigkeit; während der Mensch bei Shakespeare ein Komplex unendlicher Möglichkeiten ist, hat er im deutschen Drama eine eng begrenzte Zahl von Charakteren. Was Shakespeare bis dahin dem

deutschen Geist gab, gab er ihm nur als Stoff. Erst durch Lessing kommt er als Form zu uns; der Rationalismus wird von innen heraus durchbrochen und neu belebt, die erstarrte Vernunft wird selber wieder Erlebnis. Shakespeare wird verstanden, geschichtlich begriffen, anerkannt. Wieland erst „erlebt" Shakespeare zum ersten Male, wenigstens in der ihm gegebenen beschränkten Sphäre der Laune, des Spiels, der Romantik (die tiefere rhetorische sowie die tiefste, die Sphäre der Leidenschaft und der Tragik, sind ihm verschlossen), er verleiht ihm den seinem Erlebnis entsprechenden sprachlichen Ausdruck und wird selber an Shakespeare zum Spracherweiterer. Jetzt kommt endlich, zum Teil schon durch Wieland, Shakespeare als Gehalt zu uns. Hat Lessing Shakespeares Helle offenbart, den Zweck in ihm erkannt, so offenbart Herder seine Fülle, fühlt seine dichterische Lebenskraft. Shakespeare ist jetzt „keine dichterische Einzelerscheinung mehr, sondern wie die Antike eine Zeit, eine Forderung, eine Kultur", er drückt nicht mehr „Wirkung, Aufnahme, Bewegung, Einfluß aus, sondern Niveau und Zustand". Seine Wiedererweckung durch Herder würde jedoch heute der bloßen Geschichte angehören ohne Goethe; durch diesen erst — nur in bedingter Weise auch durch Schiller — wurde sie zu einem weltgeschichtlichen Ereignis. Der Romantiker Schlegel endlich schuf die Sprachform, in der Shakespeare seine völlige Auferstehung erleben, der deutsche Geist und die Seele Shakespeares durch ein gemeinsames Medium sich ausdrücken konnten. So sieht Gundolf in jeder der Epochen, die Shakespeares Eindringen zu uns durchlief, ein Urerlebnis der betreffenden Zeit, in allen zusammen eine fortlaufende, durch keine Reaktion unterbrochene geistige Bewegung. Auch was auf die Romantik folgte, beweist ihm das. Durch Schlegels Übersetzung wird eine Epoche in der Geschichte Shakespeares als deutscher Geist beendet. „Was ihr folgt, ist die Geschichte Shakespeares als deutsches Theater, als deutsche Lektüre, als deutscher Fachbetrieb." (Hier sieht er allerdings viel Verflachung, doch wenigstens keine Reaktion.) Erst von der Zukunft erhofft Gundolf, in einem neuen Zeiterlebnis, das letzte Wort des deutschen Geistes über Shakespeare, den noch lebendigeren Besitz seiner Werke. In alledem liegt wiederum die Ansicht vertreten, daß erst in nationaler Durchbildung sich der höchste Kulturwert einer Literatur offenbart.

Eine Darstellung, die wie die Gundolfsche so eindringend nach den treibenden Kräften einer Bewegung sucht, wird auch der Vorgeschichte der eigentlichen Bewegung besondere Betrachtung zuwenden. Noch die Zeit Gottscheds ist mehr Vorgeschichte als Bewegung selbst. Das treibende Motiv in Gottscheds Bestrebungen sieht Gundolf in seinem Ordnungssinn und in seiner unbewußten

Annahme, daß es überhaupt keine Sinnlichkeit, keine Leidenschaft, kein Gemüt, kurz keine irrationellen Dinge gäbe, Dinge, die sich, nachdem er ihnen alle Ventile verstopft hatte, nachher um so heftiger in die Literatur entluden. Ich erwähne diese nicht etwa neue, aber in eingehender Weise neubegründete Auffassung der Bedeutung Gottscheds, weil Eugen Reichel[1]) in seiner einseitigen Überschätzung Gottscheds auch hier, ohne gerade genannt zu sein, widerlegt wird. Es ist bekannt, wie Reichel schon seit Jahren bemüht ist, eine nach seiner Meinung „gerechtere" Auffassung Gottscheds herbeizuführen. Diesem Zwecke dient vornehmlich sein letztes, größtes, sehr eingehendes Werk. Es kann auch gar nicht zweifelhaft sein und sei hier nachdrücklich anerkannt, daß erst Reichel viele Seiten in Gottscheds Schaffen recht gewürdigt hat, daß er Gottscheds nicht unerhebliche Bedeutung für die deutsche Kultur im allgemeinen, die von einem nicht wegzuleugnenden Vorurteil mehr als billig verdunkelt war, vielfach ins rechte Licht gestellt hat. Man ist oft überrascht, Gedanken, die einem aus späterer Zeit bekannt sind, schon bei Gottsched zu finden. Trotzdem kann davon keine Rede sein, daß Gottsched die gesamte heutige Kultur befruchtet oder gar erst ermöglicht habe. Und was besonders Gottscheds Stellung in der literarischen Kultur betrifft, so bleibt doch auch künftig im wesentlichen das bisherige Urteil bestehen, wonach Gottscheds Wirken seine Verdienste, doch auch seine Grenzen hatte, wie es z. B. Bernays in einer Gottsched durchaus ehrenden Weise ausgedrückt hat: „Unserer werdenden großen Literatur hat er freie, reine Bahn geschafft." Der springende Punkt in Gottscheds Bedeutung für die deutsche Literatur ist sein Verhältnis zu Shakespeare, den er beharrlich und immer gereizter abgelehnt hat. Gerade um diesen Punkt wird Reichel niemals herumkommen. Er möchte seine Wichtigkeit gern abschwächen, betont ein „gewisses Wohlwollen", mit dem Gottsched immer noch auf Shakespeare Rücksicht genommen habe, und behauptet sogar (II, 378, doch nur in der Anmerkung!), es gereiche Gottsched zu dauerndem Ruhme, daß er als einziger damals die Besinnung nicht verlor, und es sei seinen kritiklosen Zeitgenossen und Nachfolgern, besonders Herder, nur ein Bruchteil seines kritischen Geistes zu wünschen gewesen. Wenn Reichel in diesem Punkte durch die ganze nachfolgende Entwicklung der deutschen Literatur nicht zu überzeugen ist, wie falsch Gottsched und wie richtig Lessing Shakespeare beurteilte, so ist mit ihm eben nicht zu rechten. Gerade Gottsched und seine Lehren sind — nicht für Reichel, aber für jeden mit

[1]) Gottsched. 2 Bände. Berlin, Gottsched-Verlag, 1908—12. M. 8,50 u. M. 11,50.

weniger Überschätzung urteilenden Betrachter — ein Beweis, daß nicht nur jede einzelne schöpferische Dichterkraft, sondern überhaupt jede große wahrhaft dichterische Bewegung und Strömung immer etwas Irrationales ist, daß die Theorie und der Wille zur Regel wohl vorbereiten, aber nicht selbst wirklich großes schaffen können. Daß dagegen eine im Vergleich zu Gottsched viel zurückhaltendere, viel weniger zum Herrschen und Neuordnen geschaffene, wie Gottsched selbst dichterisch unproduktive, dafür aber mit echtem Verständnis für das Dichterische begabte, weil selbst irrationale Persönlichkeit weit mehr von bestimmendem Einfluß auf den Gang der geistigen und besonders der literarischen Kultur sein kann, zeigt die Entwickelung und Stellung Johann Georg Hamanns.

Hans Legband.

(Schluß folgt.)

KLEINE MITTEILUNGEN UND NOTIZEN.

Der dritte Internationale Kongreß für historische Wissenschaften soll vom 3. bis 9. April 1913 in London stattfinden. Es sind allgemeine Sitzungen und Sitzungen in Sektionen bzw. Untersektionen vorgesehen. Sektionen werden gebildet für: Orientalische Geschichte und Ägyptologie; Griechische, römische und byzantinische Geschichte; Mittelalterliche Geschichte; Neuere Geschichte sowie Kolonial-, See- und Kriegsgeschichte; Religions- und Kirchengeschichte; Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte; Mittelalterliche und neuere Kulturgeschichte; Archäologie, Vorgeschichte und Kunstgeschichte des Altertums; Nachbar- und Hilfswissenschaften. Den Vorsitz wird James Bryce führen. Sekretär ist Prof. J. Gollancz, London W., Burlington House; an ihn sind Anmeldungen zur Teilnahme zu richten (Teilnehmerkarte 20 M.). Sekretär für die Vorträge ist Prof. J. P. Whitney, London, Hampstead Heath, 9 Well Walk; an ihn sind auf die Vorträge bezügliche Anfragen zu richten.

George Sarton in Wondelgem-Lez-Gand (Belgien) kündigt die Herausgabe einer neuen Zeitschrift: Isis, Revue consacrée à l'histoire de la science, an. Sie soll in französischer, englischer, deutscher und italienischer Sprache erscheinen. Die erste Nummer soll folgende Artikel enthalten: George Sarton, L'histoire de la science; David Eugène Smith, The geometry of the Hindus; Ic. Guareschi, Nota sulla storia del movimento browniano; G. Milhaud, Note sur l'origine de la science; Em. Radl, Paracelsus, eine Skizze seines Lebens. Der Abonnementspreis beträgt 30 frcs. für den Band.

Seit Oktober 1912 erscheint im Verlage von K. F. Koehler in Leipzig eine neue „Zeitschrift für das gesamte Hochschulwesen und die akademischen Berufsstände" unter dem Titel: Akademische Rundschau. Herausgeber sind Wilhelm Baum und Dr. Friedrich Schulze. Der Bezugspreis der monatlich erscheinenden Zeitschrift beträgt vierteljährlich 3 M. Sie will „die Hochschulkunde als einen besondern Wissenszweig und die Hochschulpolitik nach der Seite der Bildungs-, Organisations- und Standesfragen anbauen".

Neue historische Museen. In Friedrichshafen ist am 8. Juli 1912 das neue Museum für die Sammlungen des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung eröffnet worden. In Liegnitz begründete man ein Niederschlesisches Altertums- und naturgeschichtliches Museum der Stadtgemeinde Liegnitz. In Köthen wurde Ostern 1912 ein Heimatmuseum für Stadt und Land Köthen eröffnet. In Leer

wurde im Juni 1912 das ostfriesische Altertumsmuseum in der Hanenburg eingeweiht. Andere historische Museen wurden eröffnet in Kempen (städtisches Museum), Ellwangen (Altertümersammlung auf dem Schlosse), Bockau (Ortsmuseum), Hameln (städtisches Museum).

Die Königl. Sächsische Kommission für Geschichte hielt am 11. Januar 1913 im Augusteum in Leipzig ihre 17. Jahresversammlung ab. Über den Stand der wissenschaftlichen Unternehmungen der Kommission ist das Folgende zu berichten. Im vergangenen Jahre sind erschienen: die von Studienrat Professor Sachse-Leipzig bearbeiteten Acta Nicolaitana et Thomana (Aufzeichnungen von Jakob Thomasius während seines Rektorates an der Nikolai- und Thomasschule zu Leipzig 1670—1684), ferner eine 3. Lieferung der von Professor Ed. Flechsig in Braunschweig herausgegebenen Publikation Sächsische Bildnerei und Malerei vom 14. Jahrhundert bis zur Reformationszeit. Im Druck befinden sich zurzeit: der I. Band der Akten zur Geschichte des Bauernkriegs von Archivrat Dr. Merx in Münster i. W., ebenso Band II der Akten und Briefe Herzog Georgs, herausgegeben von Professor Geß-Dresden, sowie die Ausgabe der Schriften Melchiors von Ossa, die Privatdozent Dr. Hecker-Dresden bearbeitet, und die von Landgerichtsrat Stübel-Dresden vorbereitete Veröffentlichung über den Hofmaler Thiele und seine sächsischen Prospekte. Ferner soll 1913 ein zweites Heft der kleineren, für weitere Kreise bestimmten Schriften der Kommission „Aus Sachsens Vergangenheit" erscheinen; Professor Schwabe-Leipzig wird darin eine Darstellung der Entwickelung des sächsischen gelehrten Schulwesens in den Zeiten des Humanismus und der Reformation bieten. Ein drittes Heft dieser Reihe, bearbeitet von Realgymnasiallehrer Dr. Philipp-Borna, wird über „Brühl und Sulkowski; die Entstehung des Premierministeramts in Sachsen" handeln. Der Abschluß des Manuskriptes steht im Laufe des nächsten Jahres in Aussicht für einen Band der Kirchenvisitationsakten, bearbeitet von Oberschulrat Professor Müller-Leipzig, für die Ausgabe der eigenhändigen Briefe und Aufzeichnungen Augusts des Starken, deren Veröffentlichung Herrn Privatdozenten Dr. Haake-Berlin übertragen ist, ferner für die Veröffentlichung des Briefwechsels des Grafen Brühl und von Heinecken, welche Rektor Professor Schmidt-Freiberg bearbeitet, sowie die Geschichte des kirchlichen Lebens in Leipzig in einer Darstellung von Pfarrer und Privatdozent Dr. Hermelink-Thekla. Weit gefördert sind die von Dr. Bemmann in Dresden übernommene Bibliographie der sächsischen Geschichte sowie die folgenden Publikationen: die von Professor von Amira-München abzufassenden Erläuterungen zur Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, das Register der Einkünfte und Gerechtigkeiten der Markgrafen von Meißen vom Jahre 1378 (Archivrat Dr. Beschorner-Dresden), ein Band der älteren Ständeakten bis 1539 (Dr. Görlitz-Niesky), Politische Korrespondenz des Kurfürsten Moritz Bd. III (Professor Brandenburg-

Leipzig und Privatdozent Dr. Hecker-Dresden), Akten zur Geschichte des Heilbronner Bundes (Archivrat Kretzschmar-Lübeck), Briefe und Denkschriften des Grafen Manteuffel 1676—1749 (Realgymnasiallehrer Dr. Philipp-Borna), Briefe an den Humanisten Stephan Roth (Professor Clemen-Zwickau), Beschreibung des Bistums Meißen (Professor Becker-Dresden), das Urkundenbuch der Universität Leipzig (Geheimrat Professor Erler-Münster i. W.) sowie Bd. II der Musikgeschichte Leipzigs (Dr. Wustmann-Dresden) und die Geschichte der bildenden Kunst in Leipzig (Direktor des Historischen Museums Professor Kurzwelly-Leipzig). Einen erheblichen Fortschritt weisen die Arbeiten zur historischen Landeskunde Sachsens auf, insbesondere das von Professor Meiche-Dresden bearbeitete historische Ortsverzeichnis unseres Landes wie auch der von Professor Kötzschke-Leipzig vorbereitete Flurkartenatlas Die von Archivrat Beschorner-Dresden geleitete Flur- und Forstortsnamensammlung hat im Berichtsjahr eine weitere Ausdehnung erfahren. Eine besondere Bewilligung des Landtages hat der Kommission ermöglicht, für eine raschere Bearbeitung einer großen umfassenden Ständeaktenausgabe in den Zeiten von 1539—1830 Sorge zu tragen. Die Leitung dieses Unternehmens hat Geheimrat Professor Seeliger-Leipzig übernommen; als Mitarbeiter dafür sind Dr. Oßwald-Leipzig und Dr. Kaphahn-Dresden eingetreten. Außerdem hat die Kommission beschlossen, zwei neuen Veröffentlichungen Aufnahme in ihre Schriften zu gewähren: einer von Dr. Schmidt-Breitung-Freiberg vorbereiteten Ausgabe der in der Geschichte der Staatsverwaltung und Volkswirtschaft der sächsischen Lande überaus bedeutsamen „Denkschriften der Restaurationskommission 1762/63“ sowie einer Ausgabe der Briefe Gellerts, die Dr. Wolfgang Stammler in Hannover zu bearbeiten gedenkt. Die Preisarbeit der Fregestiftung über „Die Einwirkung der Kontinentalsperre auf Sachsens Wirtschaftsleben“ hat einen Bearbeiter gefunden, dem die Kommission den Preis zuerkannt hat. Als Verfasser der eingelieferten Arbeit ergab sich Dr. Albin König in Leipzig. Eine neue Preisarbeit für Oktober 1914 soll über die Sequestration der Leipziger Stadtverwaltung in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts ausgeschrieben werden; das Nähere darüber wird die Kommission noch bekannt machen.

Schon früher konnten wir an dieser Stelle auf die 1909 gegründete Burschenschaftliche Historische Kommission und ihre fruchtbare Tätigkeit zur Erforschung der Geschichte des deutschen Studententums, der Geistes- und Parteigeschichte im 19. Jahrhundert hinweisen. Heute liegt schon der dritte Band der Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung (Verlag von C. Winter in Heidelberg) vor. Die Anfänge der Burschenschaft in Freiburg, Tübingen, Heidelberg sowie auf den Forstlehranstalten werden in beziehungsreichen Aufsätzen klargelegt. Der vielberufene Jünglings- und Männerbund und die in seinem Schoße ent-

wickelten prophetischen Gedanken über Preußen-Deutschlands Zukunft werden zum ersten Male ausführlich auf Grund der weitzerstreuten Akten behandelt. Das unter Leitung von Haupt in der Gießener Universitätsbibliothek verwaltete Burschenschaftliche Archiv hat, besonders auch aus Privatbesitz, reichen Zuwachs erfahren. An burschenschaftlichen und studentischen Aufzeichnungen, Stammbüchern, Briefen, Burschenbändern, Pfeifenköpfen, Bildern, Liederbüchern liegen noch so viel ungehobene Schätze in unseren Familien, daß wir die Bitte der Kommission um Überweisung solcher Stücke an das Archiv, sei es auch nur als Depositum, gern weitergeben. Zum Jubiläumsjahr der Burschenschaft 1915 wird die Kommission u a. eine Sammlung ausgewählter Lebensbilder bedeutender Burschenschafter sowie einen burschenschaftlichen Liederhort herausgeben. Weiter sind ausführliche Burschenschafterlisten von 1814 ab geplant.

Preisaufgaben. Die geschichtlich-ökonomische Sektion der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft hat folgende Preisaufgabe gestellt: „Die sittlichen Begriffe in den Quellen der deutschen Geschichte des 10. Jahrhunderts sollen eingehender Analyse unterzogen, insbesondere der Grad ihrer Gebundenheit, ihrer Reziprozität aus genauer Interpretation von Einzelfällen induktiv festgestellt werden". Die Arbeiten in deutscher oder lateinischer oder französischer Sprache sind bis zum 31. Oktober 1914 an den Sekretär der Gesellschaft, Geheimen Hofrat Prof. Dr. Leskien in Leipzig einzusenden. Der Preis beträgt 1500 Mark.

Von den seitens der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg i. E. für die Lamey-Preisstiftung ausgeschriebenen Preisfragen sei hier die zweite mitgeteilt: „Plastik und Malerei am Oberrhein und im Bodenseegebiet von ca. 1410 bis ca. 1470". Sorgfältig zu untersuchen ist das Verhältnis zur außerdeutschen Kunstbewegung und insbesondere die von den Konzilien in Konstanz und Basel ausgehenden Wirkungen. Die Arbeiten sind bis zum 1. April 1914 an das Rektorat der Universität einzusenden; sie können in deutscher, französischer oder lateinischer Sprache abgefaßt sein. Die Bewerbung steht jedem offen. Der Preis beträgt 3000 Mark.

